

Knaur.

KATE MOSSE

DAS VERLORENE LABYRINTH

ROMAN



KATE MOSSE

DAS VERLORENE LABYRINTH

Roman

Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus
Timmermann

Und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit
wird euch frei machen.

Evangelium des Johannes, 8:32

L'histoire est un roman qui a été, le roman est une
histoire qui aurait pu être.

Geschichte ist ein Roman, der gelebt wurde, ein Roman
ist Geschichte, wie sie hätte sein können.

E. und J. de Goncourt

Tên pèrdu, jhamâi sê rēcôbro.

Verlorene Zeit findet sich niemals wieder.

Mittelalterliches okzitanisches Sprichwort

Prolog

1

Pic de Soularac

Sabarthès-Berge

Südwestfrankreich

Montag, 4. Juli 2005

Ein dünner Blutfaden läuft die blasse Innenseite ihres Arms wie ein roter Saum auf einem weißen Ärmel hinunter. Zuerst hält Alice es für eine Fliege und achtet nicht weiter darauf. Insekten gehören zum Berufsrisiko bei einer Ausgrabung, und aus unerfindlichen Gründen sind weiter oben auf dem Berg, wo sie arbeitet, mehr Fliegen als unten an der Hauptausgrabungsstätte. Dann fällt ihr ein Tropfen Blut auf das nackte Bein und zerspritzt wie ein Feuerwerkskörper am nächtlichen Silvesterhimmel.

Diesmal schaut sie auf ihren Arm und sieht, dass der Schnitt innen am Ellbogen wieder aufgegangen ist. Es ist eine tiefe Wunde, die einfach nicht heilen will. Sie seufzt, drückt dann das Pflaster mit dem Mull darunter fester auf die Haut. Dann, weil keiner da ist, der es sehen könnte, leckt sie sich das Blut vom Handgelenk.

Einzelne Haarsträhnen, die die hellbraune Farbe von Karamell haben, sind aus dem Pferdeschwanz unter ihrer Mütze gerutscht. Sie streicht sie sich hinter die Ohren und wischt sich mit einem Taschentuch über die Stirn, ehe sie das Gummiband ihres Pferdeschwanzes wieder festzieht.

Aus ihrer Konzentration gerissen, steht Alice auf und

streckt die langen Beine, die von der Sonne leicht gebräunt sind. Sie trägt eine abgeschnittene Jeans, ein enges weißes T-Shirt, eine Baseballmütze und sieht kaum älter aus als ein Teenager. Früher hat sie das gestört. Jetzt, wo sie älter wird, weiß sie, dass es auch Vorteile hat, jünger auszusehen, als man ist. Der einzige Hauch von Eleganz sind ihre zarten, sternchenförmigen Silberohrringe, die wie Pailletten glitzern.

Alice schraubt ihre Wasserflasche auf. Das Wasser ist warm, aber sie ist durstig und trinkt es in langen Zügen. Unterhalb von ihr flimmert der Hitzeschleier über dem rissigen Asphalt der Straße. Über ihr ist der Himmel endlos blau. Die Zikaden singen unermüdlich im Chor, versteckt im Schutz des trockenen Grases.

Sie ist das erste Mal in den Pyrenäen, aber sie fühlt sich hier richtig zu Hause. Man hat ihr erzählt, dass die zerklüfteten Gipfel der Sabarthès-Berge im Winter schneebedeckt sind. Im Frühling lugen zarte Blumen mit rosa und mauvefarbenen und weißen Blüten aus ihren Verstecken auf den gewaltigen Felsflächen. Im Frühsommer sind die Weiden grün und mit gelben Butterblumen übersät. Jetzt jedoch hat die Sonne das Land in die Knie gezwungen und alles Grün in Braun verwandelt. Es ist schön hier, denkt sie, und doch irgendwie ungastlich. Es ist ein Ort voller Geheimnisse, einer, der zu viel gesehen und zu viel verborgen hat, um wirklich mit sich selbst im Reinen zu sein.

Im Hauptlager weiter unten am Hang sieht sie ihre Kollegen unter dem großen Sonnenzelt stehen. Sie kann Shelagh in ihrem für sie typischen schwarzen Outfit erkennen. Sie wundert sich, dass unten bereits keiner mehr arbeitet. Es ist noch sehr früh für eine Pause, doch das ganze Team ist ein bisschen demoralisiert.

Die Arbeit ist die meiste Zeit mühselig und monoton, das Graben und Kratzen, das Katalogisieren und Aufschreiben, und die bisherige Ausbeute rechtfertigt

kaum die ganze Strapaze. Sie haben ein paar Scherben von frühmittelalterlichen Töpfen und Schalen und zwei Pfeilspitzen aus dem späten 12. oder frühen 13. Jahrhundert gefunden, aber eben noch keine einzige Spur von der paläolithischen Siedlung, um die es bei der Ausgrabung eigentlich geht.

Alice überlegt, ob sie hinunter zu ihren Freunden und Kollegen gehen und sich den Arm neu verbinden lassen soll. Die Wunde brennt, und die Beine tun ihr vom ständigen Hocken weh. Ihre Schultermuskeln sind verkrampft. Doch sie weiß, wenn sie jetzt aufhört, verliert sie den Schwung.

Vielleicht hat sie ja bald Glück. Am frühen Morgen hat sie ein Blinken unter einem großen Felsbrocken gesehen, der sauber und ordentlich am Berghang lehnt, fast so, als hätte ihn eine riesige Hand absichtlich so hingestellt. Sie kann zwar nicht erkennen, um was es sich bei dem Gegenstand handelt, nicht einmal, wie groß er ist, doch sie gräbt schon den ganzen Morgen und müsste bald am Ziel sein.

Sie weiß, dass sie einen von den anderen dazu holen sollte. Oder zumindest Shelagh Bescheid sagen, ihrer besten Freundin und Assistentin des Ausgrabungsleiters. Alice ist keine ausgebildete Archäologin, nur eine Freiwillige, die einen Teil ihres Sommerurlaubs mit etwas Sinnvollem verbringen möchte. Aber es ist ihr letzter Tag bei der Ausgrabung, und sie will sich beweisen. Wenn sie jetzt ins Hauptlager geht und den anderen erzählt, dass sie vielleicht etwas gefunden hat, wollen alle mitmachen, und dann wäre es nicht mehr ihre Entdeckung.

In den nächsten Tagen und Wochen wird Alice an diesen Augenblick zurückdenken. Sie wird sich an das besondere Licht erinnern, an den metallischen Geschmack von Blut und Staub im Mund, und sie wird

sich fragen, wie anders alles gekommen wäre, wenn sie sich entschieden hätte, ins Camp zu gehen und nicht zu bleiben. Wenn sie sich an die Regeln gehalten hätte.

Sie saugt den letzten Tropfen Wasser aus der Flasche und wirft sie zurück in ihren Rucksack. Gut eine Stunde arbeitet sie weiter, während die Sonne am Himmel höher steigt und die Temperatur klettert. Die einzigen Geräusche sind das Schaben von Metall auf Stein, das Sirren der Insekten und das gelegentliche Brummen eines kleinen Flugzeugs in der Ferne. Sie spürt die Schweißperlen auf der Oberlippe und zwischen den Brüsten, aber sie macht weiter, bis die Lücke unter dem Felsen schließlich so groß ist, dass sie die Hand hineinschieben kann.

Alice kniet sich auf die Erde und presst Wange und Schulter gegen den Felsen, um sich abzustützen. Dann streckt sie die Finger mit einem aufgeregten Beben in die dunkle, verborgene Erde. Sie weiß sofort, dass sie den richtigen Instinkt hatte, dass sie etwas gefunden hat, das es wert ist, gefunden zu werden. Es fühlt sich glatt und schmutzig an, Metall, kein Stein. Entschlossen greift sie danach und ermahnt sich, nicht zu viel zu erwarten, zieht dann den Gegenstand ganz langsam ans Licht. Die Erde scheint zu erschauern, als wollte sie ihren Schatz nicht hergeben.

Alice nimmt kaum wahr, dass der satte, süßliche Geruch von nasser Erde ihr in Nase und Kehle dringt. Sie ist jetzt in der Vergangenheit versunken, fasziniert von dem Stück Geschichte in ihrer Hand. Es ist eine schwere, runde Verschlussschnalle für Mäntel oder Gewänder, eine so genannte Scheibenfibula, die vom Alter und von der langen Zeit unter der Erde schwarz und grün gefleckt ist. Alice reibt mit den Fingern darüber und lächelt, als unter dem Schmutz allmählich die Silber- und Kupferverzierungen zum Vorschein kommen. Die Schnalle könnte aus dem Mittelalter sein, sie hat solche Schnallen schon einmal gesehen.

Ihr ist bewusst, dass sie keine voreiligen Schlüsse ziehen oder sich von ersten Eindrücken verleiten lassen sollte, trotzdem kann sie nicht anders, als sich den Besitzer vorzustellen, den das Leben einst hierher geführt hat und der nun schon so lange tot ist. Ein Fremder, dessen Geschichte sie erst noch erkunden muss. Alice ist so von der Vorstellung gefangen, dass sie nicht merkt, wie sich der Felsbrocken bewegt. Dann lässt sie irgendetwas, eine Art sechster Sinn, aufschauen. Für den Bruchteil einer Sekunde scheint die Welt in der Schwebel zu sein, raumlos, zeitlos. Gebannt starrt sie auf den uralten Stein, der ins Schwanken geraten ist, dann kippt und anmutig auf sie zufällt.

Im allerletzten Moment zersplittert das Licht. Der Bann ist gebrochen. Alice wirft sich gerade noch rechtzeitig zur Seite, halb stolpernd, halb schlitternd. Um ein Haar wäre sie zerquetscht worden. Der Felsbrocken schlägt mit dumpfer Wucht auf dem Boden auf, wirbelt eine blassbraune Staubwolke hoch und rollt dann wie in Zeitlupe weiter, bis er ein Stück tiefer am Hang zum Stillstand kommt.

Alice hält sich verzweifelt an Büschen und Sträuchern fest, um nicht weiter nach unten zu rutschen. Einen Moment lang bleibt sie ausgestreckt auf der Erde liegen, benommen und ohne Orientierung. Als ihr klar wird, wie knapp sie dem Tod entgangen ist, wird ihr kalt. *Haarscharf*, denkt sie. Sie atmet tief durch. Wartet ab, bis die Welt um sie herum aufhört sich zu drehen. Allmählich lässt das Dröhnen in ihrem Kopf nach. Die Übelkeit im Magen legt sich, und alles wird wieder halbwegs normal, zumindest kann sie sich aufsetzen und erste Bilanz ziehen. Ihre Knie sind aufgeschürft und blutig, und sie hat sich beim Aufprall das Handgelenk angeschlagen, weil sie die Schnalle festgehalten hat, aber ansonsten ist sie bis auf ein paar Kratzer und Prellungen glimpflich davongekommen. *Ich bin nicht ernsthaft verletzt*. Sie steht

auf und kommt sich völlig idiotisch vor, als sie sich den Staub abklopft. Wie konnte sie nur so einen grundlegenden Fehler machen und den Felsen nicht absichern? Sie blickt hinunter zum Hauptlager, verwundert und auch erleichtert, dass anscheinend niemand etwas gehört oder gesehen hat. Sie hebt die Hand und will gerade rufen, als sie an der Stelle, wo der Felsbrocken gelehnt hat, eine schmale Öffnung sieht. Wie ein Eingang, der in den Felsen geschlagen wurde.

Da es hier in den Bergen von Geheimgängen und Höhlen nur so wimmeln soll, ist sie nicht sonderlich überrascht. Und doch, denkt Alice, muss sie irgendwie gewusst haben, dass dieser Eingang da war, obwohl er hinter dem Felsen versteckt war. *Besser gesagt: geahnt.*

Sie zögert. Alice sollte jemanden holen. Es ist unvernünftig, vielleicht sogar gefährlich, ohne Begleitung in die Höhle zu gehen. Sie weiß, was alles passieren kann. Aber sie hätte schon gar nicht allein hier oben arbeiten dürfen. Shelagh weiß nichts davon. Doch da ist irgendetwas, das sie geradezu hineinzieht. Nur sie. Immerhin ist es ihre Entdeckung.

Alice redet sich ein, dass es nichts bringt, die anderen aufzuscheuchen, ihnen grundlos Hoffnungen zu machen. Falls es da drinnen irgendetwas zu erkunden gibt, wird sie ihnen Bescheid geben. Sie wird schon nichts anfassen. Sie will nur einen Blick hineinwerfen.

Ich bleibe nur kurz drin.

Alice steigt wieder den Hang hinauf. Vor dem Eingang der Höhle, dort, wo der Felsbrocken Wache gestanden hat, ist eine tiefe Mulde. In der feuchten Erde herrscht ein aufgeregtes Gewimmel von Würmern und Käfern, die nach langer Zeit plötzlich dem Licht und der Hitze ausgesetzt sind. Alice sieht ihre Mütze am Boden liegen. Auch ihre Kelle ist da, wo sie sie zurückgelassen hat.

Alice späht in die Dunkelheit. Die Öffnung ist höchstens anderthalb Meter hoch und nicht ganz einen

Meter breit, die Kanten sind unregelmäßig und rau. Es scheint eher ein natürlicher als ein von Menschen geschaffener Eingang zu sein, doch als sie mit den Fingern den Stein abtastet, spürt sie da, wo der Felsbrocken angelehnt gewesen war, seltsam glatte Flächen.

Langsam gewöhnen ihre Augen sich an die Düsterteit. Samtschwarz weicht einem Schwarzgrau, und sie erkennt, dass sie in einen langen, schmalen Tunnel blickt. Sie spürt, wie sich ihr die Härchen im Nacken sträuben, wie eine Warnung, dass dort in der Dunkelheit etwas lauert, das besser ungestört bliebe. Aber das ist bestimmt nur kindischer Aberglaube, und sie schüttelt das Gefühl ab. Alice glaubt nicht an Geister oder Vorahnungen.

Die Schnalle wie einen Talisman fest in der Hand atmet sie einmal tief durch und betritt den Gang. Sofort umhüllt sie der Geruch von seit langer Zeit abgeschotteter, unterirdischer Luft, dringt ihr in Mund, Kehle und Lunge. Aber es ist kühl und feucht, keine Spur von den trockenen, giftigen Gasen wie in den hermetisch verschlossenen Höhlen, vor denen man sie gewarnt hat; daher vermutet sie, dass es irgendwo eine Frischluftzufuhr geben muss. Doch für alle Fälle kramt sie in den Taschen ihrer abgeschnittenen Jeans nach ihrem Feuerzeug. Sie zündet es an und hält es hoch in die Dunkelheit, um sich zu vergewissern, dass genügend Sauerstoff vorhanden ist. Die Flamme flackert in einem Lufthauch, geht aber nicht aus.

Nervös und mit einem Anflug von schlechtem Gewissen wickelt Alice die Schnalle in ein Taschentuch und schiebt sie in die Hosentasche. Dann geht sie vorsichtig weiter. Das Licht der Flamme ist schwach, doch es erhellt den Boden unmittelbar vor ihr und wirft Schatten auf die zerklüfteten grauen Wände.

Sie spürt, wie sich die kühle Luft um ihre nackten

Beine und Arme schmiegt wie eine Katze. Der Weg ist leicht abschüssig. Sie spürt deutlich, dass sich der unebene und kiesige Boden unter ihren Füßen neigt. Das Knirschen von Steinen und Schotter klingt laut in dem engen, stillen Gang. Sie merkt, dass das Tageslicht in ihrem Rücken mit jedem Schritt schwächer wird.

Auf einmal will sie nicht mehr weitergehen. Sie will überhaupt nicht hier sein. Und doch hat das alles etwas Unvermeidliches an sich, da ist etwas, das sie tiefer und tiefer in den Bauch des Berges zieht.

Nach weiteren zehn Metern ist der Tunnel zu Ende. Alice sieht, dass sie an der Schwelle einer höhlenartigen geschlossenen Kammer steht, auf einer natürlichen, steinernen Plattform. Direkt vor ihr führen ein paar breite, flache Steinstufen in den Hauptraum, wo der Boden glatt und eben ist. Die Höhle ist etwa zehn Meter lang und rund fünf Meter breit, und sie ist offensichtlich nicht allein ein Werk der Natur, sondern wurde eindeutig auch von Menschenhand geschaffen. Die Decke ist niedrig und gewölbt, wie das Dach einer Krypta.

Alice steht staunend da. Sie hält die flackernde, einsame kleine Flamme höher und spürt plötzlich eine beklemmende, seltsam kribbelnde Vertrautheit, die sie sich nicht erklären kann. Sie will gerade die Stufen hinuntergehen, als ihr auffällt, dass in der obersten Stufe Buchstaben eingemeißelt sind. Sie bückt sich und versucht zu lesen, was dort steht. Nur die ersten drei Wörter und der letzte Buchstabe — ein N oder vielleicht ein H - sind lesbar. Die anderen sind erodiert oder abgebröckelt. Sie reibt den Schmutz mit den Fingern weg und liest die Buchstaben laut vor sich hin. Das Echo ihrer Stimme klingt in der Stille irgendwie feindselig und bedrohlich.

»P-A-S A P-A-S ... *Pas a pas.*«

Schritt für Schritt? Schritt für Schritt was? Eine schwache Erinnerung kitzelt die Oberfläche ihres

Unterbewusstsein wie ein längst vergessenes Lied. Dann ist sie wieder verschwunden. »*Pas a pas.*« Diesmal flüstert sie, aber es sagt ihr nichts. Ein Gebet? Eine Warnung? Ohne zu wissen, was da sonst noch steht, ist es unverständlich.

Sie ist jetzt nervös, als sie sich wieder aufrichtet und vorsichtig die Stufen hinuntergeht. Neugier kämpft gegen eine dumpfe Vorahnung, und sie weiß nicht, ob sie aus Angst oder von der kalten Höhle Gänsehaut auf den nackten Armen hat.

Alice hält das Feuerzeug hoch, um sehen zu können, wo sie hintritt, damit sie nicht ausgleitet oder gegen irgendetwas stößt. Unten angekommen, verharret sie einen Moment. Sie atmet erneut tief durch und macht dann einen Schritt in die schwarze Finsternis. Sie kann die hintere Wand nur mit größter Mühe erkennen.

Auf diese Entfernung ist schwer zu sagen, ob es nicht nur eine optische Täuschung oder ein Schatten ist, den die Flamme wirft, aber es sieht ganz so aus, als wäre auf dem Felsen ein großes kreisrundes Muster aus Linien und Halbkreisen aufgemalt oder in die Wand eingemeißelt. Davor steht ein steinerner Tisch, etwa einen Meter zwanzig hoch, der wie ein Altar aussieht.

Den Blick zur Orientierung auf das Symbol an der Wand geheftet, geht Alice langsam weiter. Jetzt kann sie das Muster deutlicher sehen. Es sieht aus wie eine Art Labyrinth, obwohl ihr Gedächtnis ihr sagt, dass irgendetwas daran nicht ganz stimmt. Es ist kein richtiges Labyrinth. Die Linien führen nicht, wie es sein müsste, in die Mitte. Das Muster ist falsch. Alice kann nicht sagen, warum sie sich so sicher ist, aber sie weiß genau, dass sie Recht hat.

Ohne den Blick abzuwenden, nähert sie sich dem Labyrinth. Ihr Fuß stößt gegen irgendetwas Hartes auf dem Boden. Sie hört einen schwachen, hohlen Ton und dann ein Geräusch, als wäre ein Gegenstand von seinem

Platz gerollt.

Alice blickt nach unten.

Auf einmal zittern ihr die Beine. Die schwache Flamme in ihrer Hand flackert. Der Schock raubt ihr den Atem. Sie steht am Rand eines flachen Grabes, das kaum mehr als eine leichte Vertiefung im Boden ist. Darin liegen zwei Skelette, zwei menschliche Skelette, die Knochen von der Zeit säuberlich freigelegt. Die leeren Augenhöhlen eines Schädels starren zu ihr hoch. Der andere Schädel, den sie weggestoßen hat, liegt auf der Seite, und es sieht aus, als würde er den Blick von ihr abwenden.

Die Körper sind so hingelegt worden, dass sie auf den Altar blicken, Seite an Seite, wie Skulpturen auf einem Grab. Sie liegen symmetrisch und vollkommen parallel zueinander, aber sie strahlen nichts Ruhiges aus, nichts Friedliches. Die Wangenknochen des einen Schädels sind zerschmettert, nach innen gedrückt wie bei einer Maske aus Pappmache. Etliche Rippen des anderen Skeletts sind gebrochen und ragen nach außen wie die Zweige eines toten Baumes.

Sie können dir nichts tun. Entschlossen, sich nicht ins Bockshorn jagen zu lassen, zwingt Alice sich, in die Hocke zu gehen, ganz behutsam, um nichts zu verändern. Sie betrachtet das Grab genauer. Zwischen den Körpern befinden sich ein Dolch, dessen Klinge im Laufe langer Jahre matt geworden ist, und ein paar Kleiderreste. Daneben liegt ein Lederbeutel mit Zugband, groß genug, dass eine kleine Schatulle oder ein Buch hineinpassen würde. Alice runzelt die Stirn. Sie ist sicher, etwas Ähnliches schon einmal gesehen zu haben, aber ihr fällt nicht ein, wo.

Der runde weiße Gegenstand, der zwischen den klauenartigen Fingern des kleineren Skeletts klemmt, ist so winzig, dass Alice ihn fast übersehen hätte. Ohne zu überlegen, ob es richtig ist, was sie tut, nimmt sie rasch ihre Pinzette aus der Tasche. Sie beugt sich vor, zieht ihn

vorsichtig heraus und pustet den Staub weg, bevor sie ihn dicht an die Flamme hält.

Es ist ein kleiner Steinring, schlicht und unscheinbar, mit einer runden, glatten Oberfläche. Auch er kommt ihr seltsam bekannt vor. Alice nimmt ihn genauer in Augenschein. In die Unterseite ist etwas eingekratzt. Zuerst denkt sie, es ist eine Art Siegel. Doch dann erkennt sie es mit einem leichten Schock. Alice blickt zu der Höhlenwand hoch, dann wieder auf den Ring.

Die Muster sind identisch.

Alice ist nicht religiös. Sie glaubt nicht an Himmel oder Hölle, nicht an Gott oder Teufel und auch nicht an die Wesen, die angeblich hier in den Bergen herumspuken. Aber zum ersten Mal in ihrem Leben wird sie von dem Gefühl überwältigt, in Gegenwart von etwas Übernatürlichem zu sein, von etwas Unerklärlichem, von etwas, das größer ist als ihre Erfahrung und ihr Begriffsvermögen. Sie spürt etwas Böses über ihre Haut kriechen, ihren Kopf, ihre Fußsohlen.

Ihr Mut verlässt sie. Die Höhle ist plötzlich eiskalt. Angst schnürt ihr die Kehle zu, lässt ihr den Atem in der Lunge gefrieren. Alice steht hastig auf. Sie sollte nicht hier sein, an diesem uralten Ort. Jetzt will sie nur noch raus aus der Kammer, fort von diesem Anblick der Gewalt und dem Geruch des Todes und zurück ins sichere, helle Sonnenlicht.

Doch es ist zu spät.

Über oder hinter ihr, wo, kann sie nicht sagen, sind Schritte zu hören. Das Geräusch hallt in der kleinen Kammer wider, prallt von den Felswänden ab. Es kommt jemand.

Alice wirbelt vor Schreck herum und lässt in ihrer Panik das Feuerzeug fallen. Es wird dunkel um sie herum. Sie will loslaufen, verliert jedoch in der Finsternis die Orientierung und weiß nicht mehr, wo der Ausgang ist. Sie strauchelt. Die Beine rutschen unter ihr weg.

Sie fällt. Der Ring fliegt zurück in den Haufen Knochen,
wo er hingehört.

Südwestfrankreich

Wenige Kilometer Luftlinie nach Osten entfernt, in einem vergessenen Dorf in den Sabarthès-Bergen, sitzt ein Mann in einem hellen Anzug allein an einem Tisch aus dunklem, glänzend poliertem Holz.

Der Raum hat eine niedrige Decke und ist mit großen, quadratischen Fliesen von der Farbe roter Bergerde ausgelegt, die ihn trotz der Hitze draußen kühl halten. Die Läden vor dem einzigen Fenster sind geschlossen, daher ist es dunkel, bis auf den kreisrunden gelben Lichtschein einer kleinen Öllampe auf dem Tisch. Das schwere Wasserglas neben der Lampe ist fast bis zum Rand mit einer roten Flüssigkeit gefüllt.

Auf dem Tisch verstreut liegen etliche Blätter dickes, cremefarbenes Papier, jedes davon Zeile um Zeile mit schwarzer Tinte in einer akkuraten Handschrift beschrieben. In dem Zimmer ist es still, bis auf das Kratzen und Schaben des Stiftes und das Klimpern der Eiswürfel im Glas, wenn er trinkt, hört man nichts. Feiner Duft nach Alkohol und Kirschen. Das Ticken der Uhr markiert das Vergehen der Zeit, wenn er innehält, nachdenkt und dann weiterschreibt.

Was wir in diesem Leben zurücklassen, ist die Erinnerung daran, wer wir waren und was wir getan haben. Ein Abdruck, mehr nicht. Ich habe viel gelernt. Ich bin weise geworden. Aber habe ich etwas bewegt? Ich weiß es nicht. Pas a pas, se va luenh.

Ich habe gesehen, wie das Grün des Frühlings dem Gold des Sommers wich, das Kupfer des Herbstes dem Weiß des Winters, während ich dasaß und auf das

Verschwinden des Lichtes wartete. Immer und immer wieder habe ich mich gefragt, warum. Wenn ich gewusst hätte, wie es sein würde, völlig allein zu sein, der einzige Zeuge des endlosen Kreislaufs von Geburt und Leben und Tod, was hätte ich getan? Alaïs, meine Einsamkeit ist eine quälende Last. Ich habe dieses lange Leben mit Leere im Herzen erduldet, einer Leere, die mit den Jahren wuchs und wuchs, bis sie größer wurde als mein Herz selbst.

Ich habe versucht, die Versprechen, die ich dir gab, zu halten. Das eine ist erfüllt, das andere blieb unerfüllt. Bis jetzt. Schon seit einiger Zeit spüre ich deine Nähe. Unsere Zeit ist beinahe wieder da. Alles deutet darauf hin. Bald wird die Höhle geöffnet werden. Ich spüre diese Wahrheit überall um mich herum. Und auch das Buch, das so lange Zeit in Sicherheit war, wird gefunden werden.

Der Mann hält inne und greift erneut nach dem Glas. Seine Augen sind von der Erinnerung getrübt, doch der Guignolet ist stark und süß und belebt ihn.

Ich habe sie gefunden. Endlich. Und ich frage mich, ob es sich vertraut anfühlen wird, wenn ich das Buch in ihre Hände lege. Steckt die Erinnerung daran in ihrem Blut und ihren Knochen? Wird sie sich erinnern, wie der Einband schimmert und die Farbe verändert? Wenn sie die Bänder löst und es öffnet, behutsam, um das trockene, spröde Pergament nicht zu beschädigen, wird sie sich der Worte entsinnen, die durch die Jahrhunderte zurückhallen?

Ich bete, dass ich jetzt, wo mein langes Leben sich dem Ende nähert, endlich die Chance habe, den Fehler, den ich einst beging, wieder gutzumachen, dass ich endlich die Wahrheit erfahre. Die Wahrheit wird mich befreien.

Der Mann lehnt sich auf seinem Stuhl zurück und legt

die vom Alter braun gefleckten Hände flach auf den Tisch.
Die Chance, nach so langer Zeit zu erfahren, was am
Ende geschah.

Das ist alles, mehr will er nicht.

3

Chartres

Nordfrankreich

Später am selben Tag steht knapp siebenhundert Kilometer nördlich von Carcassonne ein Mann in einem schwach erhellten Durchgang unter den Straßen von Chartres und wartet darauf, dass die Zeremonie beginnt.

Seine Hände sind verschwitzt, sein Mund ist trocken, und er spürt deutlich jeden Nerv, jeden Muskel seines Körpers, spürt an den Schläfen das Pochen in den Adern. Er fühlt sich unsicher und ein bisschen benommen, obwohl er nicht sagen könnte, ob es auf Nervosität und Vorfreude zurückzuführen ist oder auf die Nachwirkungen des Weines. Die ungewohnten weißen Baumwollgewänder hängen schwer von seinen Schultern, und die Hanfstricke liegen unangenehm auf seinen knöchernen Hüften. Er wirft einen verstohlenen Blick auf die beiden Gestalten, die schweigend rechts und links von ihm stehen, aber die Kapuzen verbergen die Gesichter. Er kann nicht erkennen, ob sie genauso angespannt sind wie er oder ob sie das Ritual schon oft mitgemacht haben. Sie sind genauso gekleidet wie er, nur dass ihre Gewänder goldfarben sind statt weiß. Außerdem tragen sie Schuhe. Seine Füße sind nackt, und das Kopfsteinpflaster ist kalt.

Hoch über dem geheimen Netz aus Gängen beginnen die Glocken der großen gotischen Kathedrale zu läuten. Er spürt, wie die Männer neben ihm Haltung annehmen. Das ist das Signal, auf das sie gewartet haben. Sofort senkt er den Kopf und versucht sich nur noch auf den Augenblick zu konzentrieren.

»*Je suis prêt*«, murmelt er, mehr um sich zu beruhigen denn als Feststellung. Keiner seiner beiden Begleiter zeigt irgendeine Reaktion.

Als auch der letzte Nachhall der Glocken verklingt, tritt

der Akoluth zu seiner Linken vor und schlägt mit einem Stein, der halb in seiner Hand versteckt ist, fünfmal gegen die massive Tür. Von drinnen ertönt die Antwort: »*Dintrar.*« Tretet ein.

Dem Mann kommt die Frauenstimme bekannt vor, aber er hat keine Zeit zu überlegen, wo oder wann er sie schon einmal gehört hat, denn die Tür öffnet sich bereits, und er sieht die Kammer, ein Anblick, auf den er so lange gewartet hat.

Die drei Gestalten setzen sich in gemessenem Gleichschritt in Bewegung. Er hat das geübt und weiß, was ihn erwartet, weiß, was er zu tun hat, auch wenn er sich ein wenig unsicher auf den Beinen fühlt. In dem Raum ist es heiß, nach dem kühlen Gang, und er ist dunkel. Das einzige Licht kommt von den Kerzen, die in den Nischen und auf dem Altar aufgestellt sind und tanzende Schatten auf den Boden werfen.

Adrenalin jagt durch seinen Körper, doch zugleich fühlt er sich seltsam losgelöst von dem Geschehen. Als die Tür hinter ihm zufällt, zuckt er zusammen.

Die vier ranghöheren Diener stehen im Norden, Süden, Osten und Westen der Kammer. Er würde so gern die Augen heben und sich umsehen, aber er zwingt sich, den Kopf weisungsgemäß gesenkt und das Gesicht bedeckt zu halten. Er kann die Eingeweihten errahnen, die in zwei Reihen an den Längsseiten der rechteckigen Kammer stehen, sechs auf jeder Seite. Er fühlt die Wärme ihrer Körper und hört das Heben und Senken ihrer Atmung, obwohl niemand sich bewegt und niemand etwas sagt.

Er hat sich den Grundriss anhand der Papiere eingeprägt, die man ihm gegeben hat, und als er auf den Schrein in der Mitte des Raumes zuschreitet und ihre Blicke im Rücken spürt, fragt er sich, ob er vielleicht einige von ihnen kennt. Geschäftspartner, Ehefrauen von Bekannten, jeder könnte ein Mitglied sein. Unwillkürlich schleicht sich ein schwaches Lächeln auf seine Lippen,

als er sich für einen Moment der Phantasie hingibt, wie sehr sich sein Leben durch die Aufnahme in die Gemeinschaft verändern wird.

Er wird jäh in die Gegenwart zurückgeholt, als er stolpert und beinahe über die steinerne Kniebank vor dem Altar gefallen wäre. Die Kammer ist kleiner, als er sie sich aufgrund des Planes vorgestellt hatte, enger und klaustrophobischer. Er hatte die Entfernung zwischen Tür und Stein größer geschätzt.

Als er auf dem Stein niederkniet, schnappt irgendjemand ganz in seiner Nähe nach Luft, und er fragt sich, wieso. Sein Herzschlag beschleunigt sich, und als er nach unten schaut, sieht er, dass seine Handknöchel weiß sind. Verlegen presst er die Hände zusammen, doch dann erinnert er sich wieder und lässt die Arme locker herabhängen, so wie es sein soll.

Eine leichte Vertiefung befindet sich in der Mitte des Steines, der hart und kalt durch den dünnen Stoff der Robe zu spüren ist. Er rutscht ein bisschen hin und her, sucht nach einer bequemerer Position. Das Unbehagen ist etwas, worauf er sich konzentrieren kann, und dafür ist er dankbar. Ihm ist noch immer schwindelig, und er hat Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren. Er erinnert sich auch nicht mehr, in welcher Reihenfolge jetzt alles ablaufen wird, obwohl er es im Kopf immer wieder durchgespielt hat.

In der Kammer beginnt eine Glocke zu läuten, ein hoher, dünner Ton. Gleichzeitig setzt ein tiefer Gesang ein, zunächst leise, doch rasch immer lauter werdend, je mehr Stimmen einfallen. Fetzen von Wörtern und Sätzen dringen an sein Ohr: *montanhas*, Berge; *Noblesa*, Adel; *libres*, Bücher; *graal*, Gral ...

Die Priesterin tritt hinter dem Altar hervor und geht durch die Kammer. Er kann das leise Scharren ihrer Füße hören und stellt sich vor, wie ihre goldene Robe im flackernden Kerzenschein schimmert und schwingt. Das

ist der Augenblick, auf den er gewartet hat.

»*Je suis pret*«, wiederholt er im Flüsterton. Und diesmal meint er es auch so.

Die Priesterin bleibt vor ihm stehen. Er kann ihr Parfüm riechen, dezent und zart unter dem berauschenden Duft des Weihrauchs. Er hält den Atem an, als sie sich vorbeugt und seine Hand nimmt. Ihre Finger sind kühl und manikürt, und ein Stromstoß, fast schon Begehren, schießt ihm durch den Arm, als sie ihm etwas Kleines, Rundes in die Hand drückt und dann seine Finger darum schließt. Jetzt will er - mehr als er je in seinem Leben etwas gewollt hat - in ihr Gesicht blicken. Aber er hält die Augen weiter auf den Boden gerichtet, wie man es ihm gesagt hat.

Die vier ranghöheren Diener verlassen ihre Positionen und treten zu der Priesterin. Sein Kopf wird sacht nach hinten gezogen und eine dicke, süße Flüssigkeit zwischen seine Lippen geträufelt. Er hat damit gerechnet und leistet keinen Widerstand. Als die Wärme sich in seinem Körper ausbreitet, hebt er die Arme, und seine Begleiter legen ihm einen goldenen Umhang über die Schultern. Die Zeugen kennen das Ritual, und doch kann er ihre Beklommenheit spüren.

Plötzlich hat er das Gefühl, als würde sich ihm ein Eisenring um den Hals legen und ihm die Luftröhre zerquetschen. Seine Hände schnellen hoch an die Kehle, und er ringt um Atem. Er will etwas rufen, aber er bringt kein Wort heraus. Der hohe, dünne Glockenklang setzt erneut ein, stetig und beharrlich, übertönt ihn. Übelkeit erfasst ihn. Er glaubt, ohnmächtig zu werden, und umklammert Hilfe suchend den Gegenstand in seiner Hand so fest, dass die Fingernägel sich in die weiche Haut der Handfläche bohren. Der stechende Schmerz hilft ihm, sich aufrecht zu halten. Erst jetzt wird ihm klar, dass die Hände auf seinen Schultern nicht tröstlich sind. Sie stützen ihn nicht, sondern drücken ihn nach unten. Eine

weitere Welle der Übelkeit übermannt ihn, und ihm ist, als würde der Stein unter ihm weggleiten.

Alles schwimmt ihm vor den Augen, und er kann nicht mehr klar sehen, doch er erkennt, dass die Priesterin ein Messer hält, obwohl er sich nicht erklären kann, wie die silberne Klinge in ihre Hand gelangt ist. Er will aufstehen, aber die Droge ist zu stark, hat ihm schon alle Kraft geraubt. Er hat Arme und Beine nicht mehr unter Kontrolle.

»Non!«, will er schreien, aber es ist zu spät.

Zuerst denkt er, er habe einen Schlag zwischen die Schultern bekommen, mehr nicht. Dann dringt ein dumpfer Schmerz durch seinen Körper. Etwas Warmes und Weiches rinnt ihm langsam den Rücken herunter.

Urplötzlich lassen die Hände ihn los, und er fällt nach vorn, sackt wie eine Stoffpuppe zusammen, während der Boden ihm entgegenkommt. Er spürt keinen Schmerz, als sein Kopf auf dem Stein aufschlägt, der sich auf seiner Haut irgendwie kühl und angenehm anfühlt. Jetzt klingt alles ab, die Geräusche, die Verwirrung, die Angst. Seine Augen schließen sich flatternd. Er bekommt nichts mehr mit, außer ihrer Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen scheint.

»Une leçon. Pour tous«, scheint sie zu sagen, obwohl die Worte für ihn keinen Sinn ergeben.

In seinen letzten bruchstückhaft bewussten Augenblicken hält der Mann, den man beschuldigt hat, Geheimnisse verraten zu haben, der verurteilt wurde, weil er nicht schweigen konnte, den begehrten Gegenstand fest in der Hand, bis seine Lebenskraft schließlich versiegt und die kleine graue Scheibe, nicht größer als eine Münze, über den Boden rollt.

Auf der einen Seite stehen die Buchstaben NV. Auf der anderen ist ein eingraviertes Labyrinth.

Pic de Soularac

Sabarthès-Berge

Einen Moment lang ist alles still.

Dann zerschmilzt die Dunkelheit. Alice ist nicht mehr in der Höhle. Sie schwebt in einer weißen, schwerelosen Welt, klar und friedlich und still.

Sie ist frei. In Sicherheit.

Alice hat das Gefühl, aus der Zeit hinauszugleiten, als würde sie von einer Dimension in eine andere fallen. In diesem zeitlosen, endlosen Raum zerfließt die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Dann spürt sie einen jähen Ruck, als hätte sich die Falltür unter einem Galgen geöffnet, und sie fällt, trudelt durch den offenen Himmel nach unten, tiefer und tiefer, auf die bewaldeten Berge zu. Die frische Luft pfeift ihr in den Ohren, als sie immer schneller und unaufhaltsamer gen Erde stürzt.

Der brutale Aufschlag kommt nicht. Kein Zersplittern von Knochen auf schiefergrauem Gestein und Fels. Stattdessen landet Alice im Laufschrift, sobald ihre Füße den Boden berühren, stolpert einen steilen, holprigen Waldpfad entlang, zwischen zwei hohen Baumreihen hindurch. Die Bäume sind dicht und groß und ragen hoch über ihr auf, sodass sie nicht zwischen ihnen hindurchsehen kann.

Zu schnell.

Alice greift nach Zweigen, um ihre ungestüme Flucht zu dem unbekannten Ort zu bremsen, zu stoppen, doch ihre Hände gleiten einfach durch sie hindurch, als wäre sie ein Geist. Kleine Blättchen bleiben büschelweise in ihren Händen hängen, wie Haare aus einer Bürste. Sie kann sie nicht spüren, aber der Saft färbt ihre Fingerspitzen grün. Sie hält sie sich vors Gesicht, um den feinen, säuerlichen

Geruch einzuatmen, aber sie kann nichts riechen.

Sie hat jetzt Seitenstechen, aber sie kann nicht stehen bleiben, weil etwas hinter ihr ist und immer näher kommt. Der Pfad unter ihren Füßen ist abschüssig. Alice spürt das Knirschen von Steinen und Geröll, merkt, dass es nicht mehr über weiche Erde, Moos und Zweige geht. Aber es gibt kein einziges Geräusch. Kein Vogel singt, keine Stimme ruft, nichts, nur ihr eigener hechelnder Atem ist zu hören. Der Pfad schlängelt und windet sich, führt sie mal in die eine, mal in die andere Richtung, bis sie schließlich um eine Biegung kommt und die lautlose Feuerwand sieht, die ihr den Weg versperrt. Eine Säule aus zuckenden Flammen, weiß und gold und rot, die ständig die Gestalt verändert.

Instinktiv hebt Alice die Hände vors Gesicht, um sich gegen die sengende Hitze zu schützen, obwohl sie sie nicht spürt. Sie sieht Gesichter in den tanzenden Flammen gefangen, sieht in stummer Qual verzerrte Münder, während das Feuer liebkost und verbrennt.

Sie will stehen bleiben. Sie muss stehen bleiben. Ihre Füße sind blutig und zerkratzt, ihre Röcke lang und nass, und sie bremsen sie, doch der Verfolger ist ihr jetzt dicht auf den Fersen, und etwas, dem sie nicht widerstehen kann, treibt sie weiter in die tödliche Umarmung des Feuers.

Ihr bleibt keine andere Wahl, als zu springen, um nicht von den Flammen verzehrt zu werden. Sie schraubt sich in die Luft wie eine Rauchfahne, schwebt hoch über den Gelb- und Orangetönen. Der Wind scheint sie noch höher zu tragen, sie von der Erde zu befreien.

Jemand ruft ihren Namen, eine Frauenstimme, aber sie spricht ihn seltsam aus.

Alaïs.

Sie ist gerettet. Frei.

Dann spürt sie an den Fußknöcheln den vertrauten Griff kalter Finger, die sie an die Erde fesseln. Nein, keine

Finger - Ketten. Jetzt bemerkt Alice, dass sie etwas in den Händen hält, ein Buch, das von Lederbändern zusammengehalten wird. Sie begreift, dass er genau das haben will. Dass sie genau das haben wollen. Dass sie wegen des verlorenen Buches so zornig sind.

Wenn sie nur sprechen könnte, dann könnte sie vielleicht verhandeln. Doch ihr Kopf ist leer, hat keine Worte mehr, und ihr Mund ist unfähig, sie zu bilden. Sie tritt um sich, will sich befreien, doch die eiserne Umklammerung an ihren Beinen ist zu stark. Sie schreit los, als sie nach unten ins Feuer gezerzt wird, doch es kommt nur Stille.

Sie schreit wieder, spürt, wie ihre Stimme tief in ihrem Innern darum kämpft, gehört zu werden. Diesmal stürzen Geräusche auf sie zu. Alice spürt die reale Welt auf sich einstürmen. Klang, Licht, Geruch, Berührung, der metallische Geschmack von Blut in ihrem Mund. Bis sie für den Bruchteil einer Sekunde innehält, plötzlich von einer klaren Kühle umhüllt. Nicht die bekannte Kälte der Höhle, sondern etwas anderes, intensiv und leuchtend. Und darin kann Alice die flüchtigen Umrisse eines Gesichts erkennen, schön, undeutlich. Dieselbe Stimme ruft noch einmal ihren Namen.

Alais.

Ruft zum letzten Mal. Es ist die Stimme einer Freundin. Niemand, der ihr schaden will.

Alice versucht die Augen zu öffnen, denn sie weiß, dass sie verstehen würde, wenn sie sehen könnte. Sie kann es nicht. Nicht richtig.

Der Traum verblasst, lässt sie los.

Zeit zum Aufwachen. Ich muss aufwachen.

Jetzt ist eine neue Stimme in ihrem Kopf, anders als die erste. Das Gefühl kehrt in ihre Arme und Beine zurück, die aufgeschlagenen Knie brennen, und die Abschürfungen von dem Sturz tun weh. Sie spürt die Hand an der Schulter, spürt, wie sie unsanft zurück ins

Leben gerüttelt wird.

»Alice! Alice, aufwachen!«

Die Cité Auf dem Berge

Kapitel 1

Carcassona

JULHET 1209

Alaïs erwachte mit einem Ruck, setzte sich hastig auf, die Augen weit geöffnet. Angst flatterte ihr in der Brust wie ein im Netz gefangener Vogel. Sie presste die Hand auf die Rippen, um ihr pochendes Herz zu beruhigen.

Einen Augenblick lang schlief sie weder, noch war sie wach, als wäre ein Teil von ihr im Traum zurückgelassen worden. Sie hatte das Gefühl zu schweben, aus großer Höhe auf sich selbst herabzublicken, so wie die steinernen Wasserspeier am Dach der Basilika Sant-Nasari, die den unten Vorbeigehenden Fratzen schnitten.

Hier war sie sicher, in ihrem Bett, im Chateau Comtal. Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Das Zimmer wurde schemenhaft erkennbar. Sie war in Sicherheit vor den dünnen, dunkeläugigen Menschen, die sie nachts verfolgten, mit ihren spitzen Fingern, die nach ihr griffen und an ihr zerrten. *Jetzt kommen sie nicht an mich heran.* Die in die Steine gemeißelte Sprache, eher Bilder als Worte, die sie nicht verstand, alles verschwand wie eine Rauchfahne in der Herbstluft. Auch das Feuer war verblasst, nur noch eine Erinnerung in ihrem Kopf. Eine Vorahnung? Oder bloß ein Albtraum?

Sie konnte es nicht wissen. Sie hatte Angst, es zu erfahren. Alaïs griff nach den Nachtvorhängen, die das Bett umschlossen, als würde sie sich weniger durchscheinend und unkörperlich fühlen, wenn sie etwas Stoffliches berührte. Das verschlissene

Gewebe, voll mit dem Staub und den vertrauten Gerüchen der Burg, fühlte sich beruhigend rau zwischen den Fingern an.

Nacht für Nacht derselbe Traum. Wenn sie als Kind vor Angst im Dunkeln aufgewacht war, das Gesicht bleich

und tränennass, hatte ihr Vater an ihrem Bett gesessen und über sie gewacht, als wäre sie ein Sohn. Während Kerze um Kerze bis auf den Docht herunterbrannte, erzählte er flüsternd von seinen Abenteuern im Heiligen Land, von den endlosen Wüstenmeeren, den schön geschwungenen Moscheen und dem Gebetsruf, dem die gläubigen Sarazenen folgten. Er beschwor die aromatischen Düfte, die leuchtenden Farben und die scharf gewürzten Speisen herauf, den strahlenden Glanz der blutroten Sonne, wenn sie über Jerusalem unterging.

In all den Jahren, in jenen leeren Stunden zwischen Abend- und Morgendämmerung, während ihre Schwester schlafend neben ihr lag, hatte ihr Vater ohne Unterlass geredet, um ihre Dämonen zu verjagen. Er hatte die schwarzen Kutten der katholischen Priester mit ihren abergläubischen Bräuchen und falschen Symbolen nicht in ihre Nähe gelassen.

Seine Worte hatten sie gerettet.

»Guilhem?«, flüsterte sie.

Ihr Mann schlief tief und fest, nahm mit ausgestreckten Armen den größten Teil des Bettes in Beschlag. Sein langes, dunkles Haar, das nach Rauch, Wein und Stall roch, war auf dem Kissen ausgebreitet. Mondlicht fiel durchs offene Fenster, dessen Läden aufgeklappt waren, um die kühle Nachtluft ins Zimmer zu lassen. In dem schwachen Licht konnte Alaïs den dunklen Bartschatten auf seinem Kinn erkennen. Die Kette, die Guilhem um den Hals trug, schimmerte und glänzte, als er sich im Schlaf bewegte.

Alaïs wünschte, er würde aufwachen und ihr versichern, dass alles in Ordnung sei, dass sie keine Angst mehr haben müsse. Doch er rührte sich nicht, und ihr kam es gar nicht in den Sinn, ihn zu wecken. So furchtlos sie sonst war, in der Ehe war sie unerfahren und wusste noch nicht, wie sie ungezwungen mit ihm umgehen sollte, deshalb begnügte sie sich damit, mit den

Fingern über seine glatten, gebräunten Arme zu streichen und seine Schultern zu liebkosen, breit und muskulös von den vielen Stunden, die er für das Turnier mit Schwert und Lanze übte. Alaïs spürte, wie sich das Leben unter seiner Haut bewegte, selbst im Schlaf. Und als sie daran dachte, was sie vor dem Einschlafen getan hatten, wurde sie rot, obwohl niemand da war, der sie sehen konnte.

Alaïs war überwältigt von den Gefühlen, die Guilhem in ihr weckte. Manchmal, wenn sie ihn überraschend irgendwo sah, tat ihr Herz einen Sprung, und sie bekam ganz weiche Knie, wenn er sie anlächelte. Aber was ihr nicht gefiel, war das Gefühl von Machtlosigkeit. Sie fürchtete, dass die Liebe sie schwach machte, leichtsinnig. Sie zweifelte nicht an ihrer Liebe zu Guilhem, und doch wusste sie, dass sie ein wenig von sich selbst vor ihm verbarg.

Alaïs seufzte. Sie konnte nur hoffen, dass es mit der Zeit einfacher würde.

Das Licht, das von Schwarz allmählich in Grau überging, und das gelegentliche Zwitschern eines Vogels in den Bäumen im Hof verrieten ihr, dass bald der Tag anbrach. Sie wusste, dass sie jetzt nicht mehr einschlafen würde.

Alaïs schlüpfte durch die Vorhänge nach draußen und schlich auf Zehenspitzen zur Kleidertruhe in der hinteren Ecke des Raumes. Die Fliesen unter ihren Füßen waren kalt, und die Binsenmatte kratzte an ihren Zehen. Sie öffnete die Truhe, entfernte den Lavendelbeutel von dem Kleiderhaufen und nahm ein schlichtes, dunkelgrünes Gewand heraus. Sie fröstelte ein wenig, als sie hineinschlüpfte, die Arme in die engen Ärmel schob. Sie zog den klammen Stoff über ihr Unterkleid, schloss dann den Gürtel in der Taille.

Alaïs war siebzehn und seit sechs Monaten verheiratet, aber ihr Körper hatte noch nicht die weichen Rundungen

einer Frau entwickelt. Das Gewand hing unförmig an ihrer schmalen Figur herab, als müsste sie erst noch hineinwachsen. Sie hielt sich mit einer Hand am Tisch fest, schob die Füße in weiche Lederschuhe und nahm ihren roten Lieblingsmantel, der über der Stuhllehne hing. Die Säume waren kunstvoll mit blau-grünen Rechtecken und Karos bestickt, durchsetzt mit winzigen gelben Blüten, ein Muster, das Alaïs für ihre Hochzeit selbst entworfen hatte. Die Stickerei hatte sie etliche Wochen gekostet. Den ganzen November und Dezember hatte sie daran gearbeitet, die Finger schon wund und steif vor Kälte, um rechtzeitig fertig zu werden.

Alaïs schaute in ihren *panier*, der neben der Kleidertruhe auf dem Boden stand. Sie vergewisserte sich, ob auch alles da war, Kräutersack und Geldbeutel, die Stoffstreifen, um Pflanzen und Wurzeln zusammenzubinden, und ihr Werkzeug zum Graben und Hacken. Schließlich verschnürte sie ihren Umhang mit einem Band fest am Hals, schob ein Messer in seine Scheide an ihrem Gürtel, zog sich die Kapuze über den Kopf, um ihr langes, ungeflochtenes Haar zu verbergen, und schlich dann leise nach draußen auf den menschenleeren Gang. Die Tür fiel schwer hinter ihr zu.

Es war noch nicht Prim, deshalb rührte sich im Wohntrakt noch keine Menschenseele. Alaïs eilte den Gang entlang zu der steilen, engen Treppe, wobei ihr Umhang leise über den Steinboden raschelte. Sie stieg über einen jungen Diener hinweg, der an die Wand gelehnt vor der Tür zu dem Zimmer eingeschlafen war, das ihre Schwester Oriane mit ihrem Gatten teilte.

Auf dem Weg nach unten drangen ihr aus der Küche im Keller Stimmen entgegen. Die Diener waren schon eifrig bei der Arbeit. Alaïs hörte einen laut klatschenden Schlag, gefolgt von dem Aufschrei eines Küchenjungen, der das

Pech hatte, die kräftige Hand des Kochs schon zu spüren zu bekommen, obwohl der Tag noch nicht einmal richtig angefangen hatte.

Im Erdgeschoss kam ein anderer Küchenjunge von draußen hereingewankt. Er schleppte sich mit einem großen Halbfass Wasser ab, das er am Brunnen geholt hatte.

Alaïs lächelte. »*Bonjorn.*«

»*Bonjorn, Dame*«, antwortete er vorsichtig.

»Warte«, sagte sie, ging vor ihm hinunter in den Keller und hielt ihm die Tür zur Küche auf.

»*Merce*«, sagte er etwas weniger schüchtern. »*Grand merce.*«

In der Küche herrschte hektische Betriebsamkeit. Große Dampfschwaden stiegen bereits von dem riesigen Kessel auf, der an einem Haken über dem offenen Feuer hing. Ein älterer Diener nahm dem Küchenjungen das Wasser ab, schüttete es in einen Topf und reichte ihm das Fass erneut, ohne ein Wort zu sagen. Der Junge verdrehte die Augen in Alaïs' Richtung, als er sich ein weiteres Mal auf den Weg zum Brunnen machte.

Kapaune, Linsen und Kohl in fest verschlossenen Tonkrügen warteten auf dem großen Tisch in der Mitte darauf, verarbeitet zu werden. Daneben standen Töpfe mit Salzheringen, Aal und Hecht. An einem Ende häuften sich *fogaga*-Pasteten in Stoffbeuteln, Gänsepasteten und dicke Scheiben gepökelttes Schweinefleisch. Am anderen standen große Schalen mit Rosinen, Quitten, Feigen und Kirschen. Ein Junge von etwa neun oder zehn Jahren hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt, und seine finstere Miene ließ unschwer erkennen, wie sehr er sich auf einen weiteren heißen und schweißtreibenden Tag am Bratspieß freute, wo er zusehen konnte, wie das Fleisch knusprig wurde. Neben dem Herd brannte das Kleinholz in dem kuppelförmigen Brotoven lichterloh, und der erste Schub *pan de blat*, Weizenbrot, lag schon zum Auskühlen

auf dem Tisch. Der Duft machte Alaïs hungrig.

»Kann ich mir eins davon nehmen?«

Der Koch blickte auf, erbost, weil eine Frau in seine Küche eingedrungen war. Dann sah er, wer es war, und sein übellauniges Gesicht verzog sich zu einem schiefen Lächeln, das eine Reihe fauliger Zähne zum Vorschein brachte.

»Dame Alaïs«, sagte er erfreut und wischte sich die Hände an seiner Schürze ab. »*Benvenvuda*. Welche Ehre! Ihr habt uns schon eine Weile nicht mehr besucht. Wir haben Euch vermisst.« »Jacques«, sagte sie herzlich. »Ich wollte dich nicht stören.« »Mich stören, Ihr!« Er lachte. Als Kind war Alaïs oft in der Küche gewesen, hatte zugeschaut und gelernt. Sie war das einzige Mädchen, dem Jacques je erlaubt hatte, die Schwelle zu seinem ausschließlich männlichen Reich zu überqueren. »Nun sagt, Dame Alaïs, was kann ich Euch geben?«

»Nur ein bisschen Brot, Jacques, und etwas Wein, wenn du welchen erübrigen kannst.«

Auf dem runzeligen Gesicht des Alten erschien ein bekümmelter Ausdruck. Alaïs lächelte unschuldig.

»Verzeiht, aber Ihr wollt doch nicht etwa hinunter zum Fluss? Doch nicht um diese Tageszeit und ohne Begleitung? Eine Frau Eures Standes ... Es ist ja noch nicht einmal hell. Man hört so einiges, Geschichten über ...«

Alaïs legte ihm eine Hand auf den Arm. »Es ist lieb, dass du dich sorgst, Jacques, und ich weiß, du willst nur mein Bestes, aber mir wird bestimmt nichts passieren. Ich gebe dir mein Wort. Es wird schon bald Tag. Ich kenne mich draußen gut aus. Ich bin wieder zurück, bevor überhaupt jemand merkt, dass ich fort war. Ehrlich.«

»Weiß Euer Vater Bescheid?«

Alaïs legte verschwörerisch einen Finger an die Lippen. »Du weißt genau, dass er nichts weiß«, entgegnete sie.

»Aber bitte verrate ihm nichts, Jacques. Das soll unser Geheimnis bleiben. Ich verspreche, ich passe gut auf.«

Jacques schien zwar längst nicht überzeugt, aber da er alles gesagt hatte, was er sich erlauben konnte zu sagen, erhob er keine weiteren Einwände. Er ging langsam zu dem Tisch hinüber, wickelte einen Laib Brot in ein weißes Leinentuch und befahl einem Küchenjungen, einen Krug Wein zu holen. Alaïs beobachtete ihn und spürte einen leisen Stich im Herzen. In letzter Zeit bewegte er sich zusehends langsamer, und er humpelte stark auf dem linken Bein.

»Hast du immer noch Schmerzen?«

»Es geht«, log er.

»Ich kann dir das Bein später neu verbinden, wenn du willst. Die Wunde verheilt anscheinend nicht so gut.«

»So schlimm ist es gar nicht.«

»Hast du die Salbe benutzt, die ich für dich zubereitet habe?«, fragte sie und sah ihm am Gesicht an, dass dem nicht so war. Jacques hob kapitulierend die dicklichen Hände. »Ich hab einfach zu viel Arbeit - die vielen zusätzlichen Gäste. Es sind Hunderte, wenn man die Diener, *ecuyers*, Reitknechte, Hofdamen mitzählt, von den Consuln und ihren Familien gar nicht zu reden. Und an viele Sachen kommt man heutzutage nur noch schwer. Erst gestern zum Beispiel wollte ich ...«

»Das glaub ich dir gern, Jacques«, sagte sie, »aber dein Bein heilt nicht von allein. Die Wunde ist zu tief.«

Auf einmal merkte Alaïs, dass der Lärmpegel gesunken war. Sie blickte sich um und sah, dass die ganze Küche mithörte. Die kleineren Jungen hatten ihre Arbeit unterbrochen und sahen staunend zu, wie ihrem aufbrausenden Herrn und Meister die Leviten gelesen wurden. Und noch dazu von einer Frau.

Alaïs tat, als hätte sie nichts bemerkt, und senkte die Stimme. »Wie wär's, wenn ich später wiederkomme und dir die Wunde verbinde, als Gegenleistung hierfür?« Sie

tätschelte das Brot. »Das wird dann unser zweites Geheimnis, oc? Ein fairer Tausch?«

Einen Moment lang fürchtete sie, sich eine zu große Vertraulichkeit herausgenommen zu haben. Doch nach kurzem Zögern grinste Jacques.

»Ben«, sagte sie. Gut. »Wenn die Sonne hoch steht, komme ich wieder und kümmere mich darum. *Dins d'abörd.*« Bald.

Als Alaïs die Küche verließ und wieder die Treppe hinaufging, hörte sie, wie Jacques alle anbrüllte, nicht länger Maulaffen feilzuhalten, sondern sich wieder an die Arbeit zu machen, ganz so, als sei nichts gewesen. Sie schmunzelte.

Alles war so, wie es sein sollte.

Alaïs zog die schwere Tür auf, die in den großen Hof führte, und trat hinaus in den neugeborenen Tag.

In der Mitte des ummauerten Hofes hoben sich die Blätter der mächtigen Ulme, unter der Vicomte Trencavel Recht sprach, schwarz gegen das Dunkelblau der schwindenden Nacht ab. Im Geäst wimmelte es von Lerchen und Zaunkönigen, die mit ihren hellen und klaren Stimmen die morgendliche Stille durchdrangen.

Raymond-Roger Trencavels Großvater hatte das Chateau Comtal vor über hundert Jahren erbaut, um von hier aus über seine sich immer weiter ausdehnenden Gebiete zu herrschen. Sein Territorium erstreckte sich von Albi im Norden und Narbonne im Süden bis nach Béziers im Osten und Carcassonne im Westen.

Das Chateau umschloss einen großen rechteckigen Hof und bezog auf der Westseite die Reste einer älteren Burg mit ein. Sie gehörte zur Verstärkung des Westteils der mächtigen Festungsmauern, die die gesamte Cité umringten und einen weiten Ausblick über den Fluss Aude und das nördliche Marschland dahinter

ermöglichten.

Der *donjon*, wo die Consuln zusammenkamen und wichtige Dokumente Unterzeichneten, erhob sich in der Südwestecke des Hofes und war gut bewacht. Im dämmrigen Licht sah Alaïs irgendetwas vor der Mauer liegen. Sie schaute genauer hin und erkannte, dass es ein schlafender Hund war, der sich zusammengerollt hatte. Ganz in der Nähe saßen einige Jungen wie Krähen auf der Umrandung eines Gänseverschlags und versuchten das Tier zu wecken, indem sie es mit Steinchen bewarfen. In der Stille hörte sie, wie die Fersen der Jungen dumpf gegen die Holzstreben schlugen.

Das Château Comtal hatte zwei Ein- und Ausgänge. Durch das breite überwölbte Westtor, das meist geschlossen war, gelangte man unmittelbar auf die grasbewachsenen Hänge, die zu den Mauern führten. Das Osttor, schmal und eng, war zwischen zwei hohen Wachtürmen eingezwängt und führte direkt in die Straßen der *Ciutat*, der Cité.

Man konnte sich nur über Holzleitern und eine Reihe von Klapptüren zwischen den oberen und unteren Stockwerken der Wachtürme hin und her bewegen. Eines ihrer Lieblingsspiele als Kind war es gewesen, dort mit den Jungen aus der Küche um die Wette rauf- und runterzuklettern, ohne dass die Wachen etwas merkten. Alaïs war schnell und gewann immer.

Sie zog den Mantel fester um sich und überquerte mit schnellen Schritten den Hof. Sobald die Abendglocke geläutet hatte, die Tore für die Nacht geschlossen worden waren und die Wachen Posten bezogen hatten, durfte niemand mehr ohne die Erlaubnis ihres Vaters hinaus. Bertrand Pelletier war zwar kein Consul, aber er hatte am Hof eine einzigartige und hochgeschätzte Stellung inne. Nur wenige wagten es, ihm den Gehorsam zu verweigern.

Es war ihm schon immer ein Dorn im Auge gewesen, dass sie sich gern in aller Frühe aus der Cité schlich, und

zurzeit bestand er noch entschiedener darauf, dass sie nachts die sicheren Mauern des Chateaus nicht verließ. Alaïs vermutete, dass ihr Ehemann das genauso sah, obgleich Guilhem nie ein Wort gesagt hatte. Doch nur in der Stille und Anonymität der Morgendämmerung, frei von den Einschränkungen und Vorschriften des Hofes, hatte Alaïs wirklich das Gefühl, sie selbst zu sein. Niemandes Tochter, niemandes Schwester, niemandes Gattin. Sie hatte immer geglaubt, dass ihr Vater das tief in seinem Herzen verstand. Sosehr es sie auch schmerzte, ihm gegenüber ungehorsam zu sein, auf diese Augenblicke der Freiheit wollte sie nicht verzichten.

Meistens drückten die Männer der Nachtwache ein Auge zu, wenn Alaïs kam und ging. Zumindest bisher. Doch seit Kriegsgerüchte die Runde machten, waren sie vorsichtiger geworden. Nach außen hin nahm das Leben nach wie vor seinen gewohnten Gang, und auch die Berichte der Flüchtlinge, die hin und wieder in der Cité eintrafen, über Angriffe und Verfolgungen von Andersgläubigen, beinhalteten nichts Ungewöhnliches. Vor Überfällen von räuberischen Banden, die wie ein Sommergewitter aus heiterem Himmel zuschlugen, war niemand gefeit, der nicht im Schutze einer Stadt oder eines Dorfes mit Festungsmauern wohnte.

Guilhem schienen die Kriegsgerüchte nicht sonderlich zu beunruhigen, zumindest nicht, soweit Alaïs das sagen konnte. Er sprach nicht mit ihr über derlei Dinge. Ihre Schwester Oriane behauptete jedoch, eine französische Armee aus Kreuzfahrern und Kirchenmännern würde sich für den Angriff auf das Pays d'Oc rüsten. Außerdem hatte sie gesagt, der Papst und der französische König stünden hinter dem geplanten Feldzug. Alaïs wusste aus langjähriger Erfahrung, dass Oriane ihr mit solchen Geschichten oft nur Angst machen wollte. Andererseits schien ihre Schwester vieles früher als sonst jemand am Hofe zu wissen, und es war nicht zu bestreiten, dass die

Zahl der Boten, die im Château ein und aus gingen, tagtäglich zunahm. Ebenso unbestreitbar war, dass die Falten im Gesicht ihres Vaters in letzter Zeit tiefer und dunkler und seine Wangen hohler geworden waren.

Die *sirjans d'arms* am Osttor waren noch wachsam, obwohl ihre Augen nach einer langen Nacht rot gerändert waren. Sie hatten ihre gedrungenen Silberhelme weit nach hinten geschoben, und ihre Kettenhemden sahen im fahlen Morgenlicht matt aus. Die Schilde hatten sie nachlässig über die Schulter gehängt, und ihre Schwerter steckten in der Scheide. Sie sahen eher schlafbereit als kampfbereit aus.

Als Alaïs sich ihnen näherte, war sie froh, Bérenger zu erkennen. Als er sie sah, grinste er und neigte den Kopf.

»*Bonjorn*, Dame Alaïs. Ihr seid heute früh auf den Beinen.«

Sie lächelte. »Ich konnte nicht mehr schlafen.«

»Fällt Eurem Ehemann nichts ein, wie er Euch nachts beschäftigen kann?«, warf der andere mit einem anzüglichen Zwinkern ein. Er hatte ein pockennarbiges Gesicht und abgekaute, blutige Fingernägel. Sein Atem roch ranzig nach Essen und Bier.

Alaïs achtete nicht auf ihn. »Wie geht es deiner Frau, Berenger?«

»Sehr gut, Dame Alaïs. Schon fast wieder ganz die Alte.«

»Und dem Kleinen?«

»Wird von Tag zu Tag größer. Der frisst uns noch die Haare vom Kopf, wenn wir nicht aufpassen!«

»Offensichtlich ganz der Vater«, sagte sie und piekste ihn in den ausladenden Bauch.

»Das sagt meine Frau auch.«

»Bestellst du ihr bitte Grüße von mir, Berenger?«

»Sie wird sich freuen, dass Ihr an sie denkt, Dame Alaïs.« Er zögerte kurz. »Und jetzt soll ich Euch wohl durchlassen?«

»Ich will nur in die *Ciutat*, vielleicht noch hinunter zum

Fluss. Ich bin bald zurück.«

»Wir dürfen niemanden durchlassen«, knurrte sein Kamerad. »Befehl von Intendant Pelletier.«

»Dich hat keiner gefragt«, zischte Berenger. »Darum geht es nicht, Dame Alaïs«, sagte er mit leiserer Stimme. »Aber Ihr wisst doch, wie die Dinge zurzeit stehen. Wenn Euch etwas zustößt und herauskommt, dass ich Euch durchgelassen habe, würde Euer Vater ...«

Sie legte ihm eine Hand auf den Arm. »Ich weiß, ich weiß«, sagte sie sanft. »Aber es besteht kein Grund zur Sorge, wirklich. Ich kann auf mich selbst aufpassen. Und überhaupt...« Alaïs schielte zu dem anderen Wachposten hinüber, der sich jetzt in der Nase bohrte und dann die Finger am Ärmel abwischte, »... am Fluss kann mir bestimmt nichts Schlimmeres passieren als das, was du hier alles durchmachst!«

Berenger lachte. »Versprecht mir, dass Ihr Euch vorseht, e?« Alaïs nickte und öffnete ihren Mantel ein Stück, um ihm das Jagdmesser an ihrem Gürtel zu zeigen. »Das werde ich. Versprochen.«

Sie musste durch zwei Tore hindurch. Berenger entriegelte sie nacheinander, dann hob er den schweren Eichenbalken, der das äußere Tor sicherte, und zog es so weit auf, dass Alaïs hindurchschlüpfen konnte. Sie dankte ihm mit einem Lächeln, duckte sich unter seinem Arm hindurch und trat hinaus in die Welt.

Kapitel 2

Alaïs spürte, wie sich ihr das Herz weitete, als sie aus dem Schatten der Wachtürme trat. Sie war frei. Zumindest für eine Weile.

Ein beweglicher Holzsteg verband das Torhaus mit der flachen Steinbrücke, über die man vom Chateau Comtal in die Straßen von Carcassonne gelangte. Auf dem Gras in dem trockenen Graben unterhalb der Brücke schimmerte der Morgentau im rötlich blauen Licht. Noch immer war der Mond zu sehen, wenn auch zunehmend blasser, da es jetzt langsam Tag wurde.

Alaïs ging so schnell, dass ihr Mantel wirbelnde Muster im Staub hinterließ, und hoffte, dass die Wachen am anderen Ende der Brücke ihr keine Fragen stellten. Sie hatte Glück. Sie dösten auf ihrem Posten, ohne sie zu bemerken. Sie hastete über die freie Fläche und tauchte in das Geflecht von engen Gassen ein. Sie wollte zu einer kleinen Ausfallpforte am Tour du Moulin d'Avar, dem ältesten Teil der Stadtmauer. Die Pforte führte direkt in die Gemüsegärten und *faratjals*, die Weiden, die das Land um die Cité und den nördlichen Vorort Sant-Vicens beherrschten. Um diese Tageszeit war das der schnellste und unauffälligste Weg hinunter zum Fluss.

Alaïs raffte ihre Gewänder und suchte sich einen Weg durch den Unrat, den eine weitere ausschweifende Nacht in der *taberna* »Sant Joan dels Evangèlis« hinterlassen hatte. Überall lagen matschige Äpfel, angebissene Birnen, abgenagte Knochen und zerbrochene Bierkrüge. Ein Stück weiter die Straße hinunter kauerte ein schlafender Bettler in einem Torweg, ein Arm lag auf dem Rücken eines riesigen, zottigen alten Hundes. Drei Männer saßen an den Brunnen gelehnt, ihr Grunzen und Schnarchen übertönte sogar die Vögel.

Der Posten an der Pforte war krank; er hustete und spuckte und hatte sich so in seinen Umhang gewickelt,

dass nur die Nasenspitze und die Augenbrauen herausschauten. Er wollte nicht gestört werden. Zunächst weigerte er sich, Alaïs überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Sie fasste in ihren Geldbeutel und holte eine Münze heraus. Ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, schnappte sich der Mann mit verdreckter Hand die Münze, biss prüfend darauf, riss dann die Riegel zurück und öffnete die Pforte einen Spalt, um Alaïs durchzulassen.

Der Pfad hinunter zum Vorwerk war abschüssig und steinig. Er verlief zwischen den beiden hohen, mit Holzpalisaden gesicherten Schutzwällen, und der Boden war kaum zu sehen. Doch Alaïs war diesen Weg aus der Cité schon oft gegangen, kannte jede Unebenheit und kletterte ohne Schwierigkeiten abwärts. Sie ging um den gedrungenen, runden Holzturm herum, folgte dem Verlauf des schnell fließenden Wassers bis zu der Stelle, wo es sich wie in einer engen Mührinne durch das Vorwerk ergoss. Die Brombeersträucher zerkratzten ihre Beine, und Dornen verfangen sich in ihrem Gewand. Als sie unten ankam, war der Saum ihres Mantels schon dunkelrot, klatschnass vom Tau auf dem Gras. Die Spitzen ihrer Lederschuhe hatten sich dunkel verfärbt.

Sie spürte, wie sich ihr Geist emporschwang, sobald sie aus dem Schatten der Palisade hinaus in die weite, offene Welt trat. In der Ferne schwebte ein weißer Juli-Dunst über der Montagne Noire, und der heller werdende Himmel war jetzt von rosa und lila Streifen durchzogen.

Als sie über das vollkommene Mosaik aus Wäldern und Feldern mit Gerste, Mais und Weizen hinwegschaute, das sich weiter erstreckte, als das Auge reichte, spürte Alaïs, wie die Vergangenheit überall um sie herüm gegenwärtig wurde, sie umarmte. Geister, Freunde und Gespenster, die die Hände ausstreckten und ihr flüsternd aus ihrem

Leben erzählten und ihre Geheimnisse verrieten. Sie verbanden sie mit all jenen, die schon einmal auf diesem Berg gestanden hatten - und allen, die noch hier stehen würden - und davon träumten, was das Leben ihnen bescheren mochte.

Alaïs hatte die Ländereien von Vicomte Trencavel noch nie verlassen. Sie konnte sich die grauen Städte im Norden nur schwerlich vorstellen, Paris, Amiens oder Chartres, wo ihre Mutter geboren worden war. Das waren nur Namen, Wörter ohne Farbe und Wärme, so rau wie die Sprache, die *langue d'oïl*, die dort gesprochen wurde. Doch obwohl sie kaum Vergleiche anstellen konnte, glaubte sie nicht, dass es irgendwo anders so schön sein konnte wie hier in der stets gleich bleibenden, zeitlosen Landschaft von Carcassonne.

Alaïs machte sich auf den Weg den Berg hinab, zwischen Gestrüpp und Dornenbüschen hindurch, bis sie das flache Marschland am Südufer der Aude erreichte. Immer wieder wickelten sich die nassen Gewänder um ihre Waden, und sie strauchelte von Zeit zu Zeit. Sie merkte, dass sie unruhig war, auf der Hut, und sie ging schneller als gewöhnlich. Es hatte nichts damit zu tun, dass Jacques oder Bérenger ihr Angst gemacht hatten, redete sie sich sein. Die beiden machten sich immer Sorgen um sie. Aber heute kam sie sich allein und verletzlich vor.

Ihre Hand glitt zu dem Messer an ihrem Gürtel, als ihr einfiel, was der Händler erzählt hatte; er wollte am anderen Ufer einen Wolf gesehen haben, erst letzte Woche. Alle hatten gedacht, er übertreibe. Um diese Jahreszeit war es wahrscheinlich nur ein Fuchs oder ein streunender Hund gewesen. Doch jetzt, wo sie allein hier draußen war, kam ihr die Geschichte glaubwürdiger vor. Der kalte Griff des Messers war beruhigend.

Einen Moment lang spielte Alaïs mit dem Gedanken umzukehren. *Sei nicht so feige.* Sie ging weiter. Ein

paarmal fuhr sie erschrocken herum, weil sie ganz in der Nähe ein Geräusch gehört hatte, doch es war stets bloß der Flügelschlag eines Vogels oder das Platschen eines gelben Flussaals im flachen Wasser. Während sie ihrem vertrauten Pfad folgte, ließ ihre Angespanntheit allmählich nach. Die Aude war breit und flach, und etliche kleine Nebenflüsse zweigten von ihr ab, wie Venen auf einem Handrücken. Morgendunst schwebte durchscheinend über dem Wasser. Im Winter, wenn er von den eisigen Bergbächen answoll, hatte der Fluss eine schnelle, starke Strömung. Aber jetzt im trockenen Sommer war das Wasser niedrig und ruhig. Die Salzmühlen, die mit dicken Stricken am Ufer vertäut waren und ein hölzernes Rückgrat in der Mitte des Flusses bildeten, bewegten sich kaum in der Strömung.

Es war noch zu früh für die Fliegen und Mücken, die mit zunehmender Hitze wie eine schwarze Wolke über den Tümpeln schweben würden, also nahm Alaïs die Abkürzung durch die schlammigen Niederungen des Flusses. Der Pfad wurde von kleinen Häufchen aus weißen Steinen markiert, damit niemand in den trügerischen Schlick rutschte, und sie folgte ihm aufmerksam, bis sie den Rand des Waldes gleich unterhalb der Westmauern der Cité erreichte.

Ihr Ziel war eine kleine, abgeschiedene Lichtung, wo die besten Pflanzen an den teils überschatteten seichten Stellen wuchsen. Froh, endlich im Schutz der Bäume zu sein, verlangsamte Alaïs ihren Schritt. Sie schob die Efeuranken beiseite, die über den Pfad hingen, atmete den satten, erdigen Geruch von Laub und Moos ein.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen, doch der Wald war erfüllt von Farben und Klängen. Das Kreischen und Zwitschern von Staren, Zaunkönigen und Finken lag in der Luft. Zweige und Blätter knackten und raschelten unter Alaïs' Füßen. Kaninchen flitzten durchs Unterholz, und ihre weißen Schwänzchen hüpfen auf und nieder,

wenn sie zwischen den dicht wachsenden gelben, lila und blauen Sommerblumen Deckung suchten. Hoch oben in den ausladenden Ästen der Pinien knackten Eichhörnchen die Schalen der Pinienkerne, und dünne, duftende Nadeln regneten auf den Boden.

Alaïs war müde, als sie die Lichtung erreichte, ein kleines Eiland aus Gras mit offenem Zugang zum Fluss. Erleichtert stellte sie ihren *paniër* auf dem Boden ab und rieb sich die Innenseite des Ellbogens, wo sich der Henkel in die Haut gedrückt hatte. Sie legte ihren schweren Mantel ab und hängte ihn über den niedrigen Ast einer Silberweide, ehe sie sich mit ihrem Taschentuch das Gesicht abwischte. Den Wein stellte sie in einen hohlen Baum, um ihn kühl zu halten.

Die schroffen Mauern des Chateau Comtal ragten über ihr auf. Die unverkennbare, hohe, dünne Silhouette des Tour Pinte hob sich schwarz vor dem blassen Himmel ab. Alaïs fragte sich, ob ihr Vater aufgestanden war, vielleicht saß er bereits mit Vicomte Trencavel in dessen Gemächern zusammen. Ihre Augen glitten nach links, am Wachturm vorbei, und suchten ihr eigenes Fenster. Schief Guilhem noch? Oder war er inzwischen aufgewacht und hatte bemerkt, dass sie fort war?

Es erstaunte sie immer, wenn sie von hier durch den grünen Baldachin aus Blättern hinaufschaute, dass die Cité so nah war. Zwei verschiedene Welten, scharf voneinander abgegrenzt. Dort in den Straßen und den Gängen des Chateau Comtal herrschte Lärm und Geschäftigkeit. Dort gab es keinen Frieden. Hier unten, im Reich der Geschöpfe, die den Wald und das Marschland bewohnten, regierte eine tiefe und zeitlose Stille.

Und hier fühlte sie sich zu Hause.

Alaïs streifte ihre Lederschuhe ab. Das Gras war köstlich kühl zwischen den Zehen, noch nass vom Morgentau, und es kitzelte ihr die Fußsohlen. Die Freude

des Augenblicks verdrängte alle Gedanken an die Cité und den Hof aus ihrem Kopf.

Sie ging mit ihrem Werkzeug ans Flussufer. Ein Büschel Brustwurz wuchs in dem flachen Wasser am Ufer. Die Stängel mit den kräftigen Riefen sahen aus wie eine Reihe Zinnsoldaten, die im schlammigen Untergrund strammstanden. Die hellgrünen Blätter — manche größer als ihre Hand - warfen schwache Schatten aufs Wasser.

Zum Reinigen des Blutes und zur Abwehr von Infektionen war nichts besser als Brustwurz. Esclarmonde, ihre Freundin und Mentorin, hatte ihr eingebläut, wie wichtig es war, die Ingredienzen für Breiumschläge, Arzneien und Heilmittel bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu sammeln. Denn, so sagte sie oft, auch wenn die Cité derzeit frei von ansteckenden Krankheiten war, konnte man nie wissen, was der kommende Tag bringen würde. Jederzeit konnten Seuchen oder Krankheiten ausbrechen. Wie alles andere, was Esclarmonde ihr beigebracht hatte, war auch das ein guter Rat gewesen.

Alaïs rollte die Ärmel hoch und schob die Messerscheide nach hinten auf den Rücken, wo sie nicht störte. Sie flocht ihr Haar zu einem Zopf, damit es ihr bei der Arbeit nicht ins Gesicht fiel, dann steckte sie die Röcke ihres Gewandes unter den Gürtel und stieg in den Fluss. Von der jähen Kälte an den Knöcheln bekam sie Gänsehaut und schnappte nach Luft.

Sie tauchte die Stoffstreifen ins Wasser und legte sie in einer Reihe am Ufer aus, dann fing sie an, mit ihrer Schaufel rundherum um die Wurzeln zu graben. Schon bald löste sich die erste Pflanze mit einem saugenden Geräusch aus dem Flussbett. Alaïs zog sie ans Ufer und zerhackte sie mit ihrem kleinen Beil in mehrere Teile. Sie umwickelte die Wurzeln mit Stoffstreifen und legte sie flach auf den Boden des *panièr*, dann wickelte sie die kleinen, gelbgrünen Blüten mit ihrem typisch pfeffrigen

Geschmack in einen anderen Stoffstreifen und verstaute sie in ihrem Lederbeutel. Die Blätter und den Rest der Stängel warf sie weg, ging dann zurück ins Wasser und fing wieder von vorn an. Binnen kurzem waren ihre Hände voller grüner Flecke und die Arme schlammverschmiert.

Nachdem sie den ganzen Brustwurz abgeerntet hatte, sah Alaïs sich um, ob es noch irgendwas anderes gab, was sie gebrauchen konnte. Ein bisschen weiter flussaufwärts entdeckte sie einige Schwarzwurzpflanzen mit den seltsamen, unverkennbaren Blättern, die nach unten in den eigentlichen Stängel hineinwuchsen, und den ungleichmäßigen, glockenförmigen rosa und lila Blüentrauben. Schwarzwurz, oder Beinwell, wie die meisten sagten, eignete sich gut zur Behandlung von Prellungen und ließ Hautverletzungen und Knochenbrüche schneller heilen. Alaïs verschob ihr Frühstück noch ein wenig, nahm das Werkzeug und machte sich erneut an die Arbeit. Sie hörte erst auf, als der *panier* voll war und sie auch den letzten Stoffstreifen verbraucht hatte.

Sie trug den Korb die Uferböschung hinauf, setzte sich unter die Bäume und streckte die Beine von sich. Rücken, Schultern und Finger waren steif, doch sie war mit ihrer Arbeit zufrieden. Sie beugte sich vor und holte Jacques' Weinkrug aus dem kühlen hohlen Stamm. Der Stopfen löste sich mit einem sanften Plopp, und Alaïs fröstelte, als die weiche Flüssigkeit ihr über die Zunge in die Kehle rann. Dann packte sie das frische Brot aus und riss ein großes Stück davon ab. Es schmeckte nach einer eigentümlichen Mischung aus Mehl, Salz, Flusswasser und Gras, aber sie war hungrig und ließ es sich munden.

Der Himmel war jetzt blassblau, die Farbe von Vergissmeinnicht. Alaïs wusste, dass sie schon eine ganze Weile unterwegs war. Doch als sie das goldene Sonnenlicht auf der Wasseroberfläche tanzen sah und den Hauch des Windes im Gesicht spürte, hatte sie noch

keine Lust, in die geschäftigen, lärmenden Straßen von Carcassonne und in die Burg mit den vielen Menschen zurückzukehren. Sie sagte sich, dass ein Weilchen länger wohl nicht schaden konnte, streckte sich auf dem Gras aus und schloss die Augen.

Das Kreischen eines Vogels über ihr weckte sie.

Alaïs setzte sich erschrocken auf. Als sie durch das Dach aus gesprenkelten Blättern schaute, wusste sie einen Augenblick lang nicht mehr, wo sie war. Dann kam die Erinnerung wie eine Flut zurück.

Panisch sprang sie auf. Die Sonne stand jetzt hoch an einem wolkenlosen Himmel. Sie war schon viel zu lange weg. Sie wurde bestimmt bereits vermisst.

Hastig packte Alaïs alles zusammen, spülte das Werkzeug nur flüchtig im Fluss ab und besprenkelte die Stoffstreifen mit Wasser, um ihre Ernte frisch zu halten. Sie wollte sich gerade abwenden, als ihr Blick auf etwas fiel, das sich im Schilf verfangen hatte. Es sah aus wie ein Baumstumpf oder ein Stamm. Sie schirmte die Augen gegen die Sonne ab und fragte sich, wieso er ihr nicht schon früher aufgefallen war.

Es bewegte sich zu leicht, zu träge in der Strömung, um aus etwas so Starrem wie Rinde oder Holz zu sein. Alaïs ging ein paar Schritte darauf zu.

Jetzt konnte sie sehen, dass es irgendein schweres, dunkles Material war, vom Wasser aufgebläht. Nach kurzem Zögern obsiegte ihre Neugier, und sie stieg erneut ins Wasser. Diesmal watete sie über den seichten Uferbereich hinaus in das tiefere Wasser, das schnell und dunkel in der Mitte des Flusses dahinströmte. Je weiter sie ging, desto kälter wurde es. Alaïs hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Sie grub die Zehen tief in den saugenden Matsch, und das Wasser spritzte an ihren dünnen weißen Schenkeln hoch, benetzte die Röcke.

Als sie etwas mehr als den halben Weg zum anderen Ufer zurückgelegt hatte, blieb sie mit klopfendem Herzen stehen, die Hände plötzlich schwitzig vor Angst, denn jetzt konnte sie mehr erkennen.

»*Payre sant.*« Heiliger Vater. Die Worte kamen ihr unwillkürlich über die Lippen.

Der Körper eines Mannes trieb mit dem Gesicht nach unten im Wasser, und sein Mantel wogte um ihn herum. Alaïs schluckte trocken. Es war ein brauner Samtmantel mit hohem Kragen, der mit schwarzem Seidenband besetzt und mit Goldfäden gesäumt war. Sie bemerkte ein goldenes Schimmern unter Wasser, eine Kette oder ein Armband. Der Kopf des Mannes war unbedeckt, sodass sie erkennen konnte, dass sein Haar lockig und schwarz war, mit grauen Strähnen. Er schien irgendetwas um den Hals zu tragen, vielleicht eine rote Borte oder ein Band.

Sie ging noch einen Schritt näher. Ihr erster Gedanke war, dass der Mann im Dunkeln ausgerutscht, in den Fluss gestürzt und ertrunken war. Sie wollte gerade die Hand ausstrecken, als irgendetwas an der Art, wie der Kopf des Mannes im Wasser dümpelte, sie innehalten ließ. Sie holte tief Luft, gebannt vom Anblick des aufgedunsenen Körpers. Sie hatte schon einmal einen Ertrunkenen gesehen. Der Seemann war aufgequollen und entstellt gewesen, seine fleckige Haut bläulich lila verfärbt, wie eine abklingende Prellung. Das hier war anders, war falsch. Dieser Mann sah aus, als hätte das Leben ihn bereits verlassen, ehe er ins Wasser gefallen war. Die leblosen Hände waren vor ihm ausgestreckt, als wollte er schwimmen. Der linke Arm trieb von der Strömung getragen auf sie zu. Ihr Blick fiel auf etwas Helles, etwas Buntes gleich unter der Oberfläche.

Alaïs merkte, wie ihre Knie nachgaben.

Alles schien sich zu verlangsamen, schwankte und wankte wie die Oberfläche einer stürmischen See. Die ungleichmäßige rote Linie, die sie für eine Halskette oder

ein Band gehalten hatte, war eine klaffende, tiefe Wunde. Sie begann hinter dem linken Ohr und reichte bis unters Kinn, hätte fast den Kopf vom Körper getrennt. Hautfetzen, schon grünlich verfärbt, wehten von der Wunde im Wasser. An der gesamten Länge des Schnitts taten sich kleine silbrige Fische und schwarze, fette Blutegel gütlich.

Einen Augenblick lang dachte Alaïs, ihr Herz hätte aufgehört zu schlagen. Dann wurde sie gleichermaßen von Entsetzen und Furcht übermannt. Sie fuhr herum und lief zurück durch das Wasser, wobei sie immer wieder im Schlamm ausglitt, doch instinktiv wollte sie möglichst viel Abstand zwischen sich und die Leiche bringen. Sie war bereits von der Taille abwärts nass, und ihr Gewand, vom Wasser schwer und aufgebläht, schlang sich ihr um die Beine, riss sie fast um.

Der Fluss kam ihr plötzlich doppelt so breit vor, aber sie lief weiter, schaffte es zurück ans sichere Ufer, wo ihr plötzlich so schlecht wurde, dass sie sich heftig übergeben musste. Wein, unverdautes Brot, Flusswasser.

Halb kriechend schleppte sie sich auf allen vieren weiter, bis sie sich schließlich die Böschung hochziehen konnte und im Schatten der Bäume zusammensank. Ihr drehte sich alles, ihr Mund war trocken und wund, aber sie musste einfach weiter. Alaïs versuchte aufzustehen, doch ihre Beine fühlten sich wie ausgehöhlt an und konnten sie nicht tragen. Sie unterdrückte die Tränen, wischte sich mit dem Rücken ihrer zitternden Hand über den Mund und versuchte es erneut, stützte sich am Stamm eines Baumes ab.

Diesmal hielt sie sich auf den Beinen. Mit bebenden Fingern zog sie den Mantel von dem Ast, schaffte es, ihre verdreckten Füße in die Schuhe zu schieben. Dann ließ sie alles andere liegen und rannte zurück durch den Wald, als wäre der Teufel selbst ihr auf den Fersen.

Die Hitze traf Alaïs, sobald sie unter den Bäumen hervor aufs offene Marschland kam. Die Sonne brannte ihr auf Wangen und Nacken. Stechfliegen und Mücken schwärmten über den stehenden Tümpeln, die den Pfad säumten, auf dem Alaïs dahinstolperte, immer weiter durch die unwirkliche Landschaft.

Die erschöpften Beine wollten ihr schon fast den Dienst versagen, und ihr Atem hechelte ihr heiß und stoßweise in Kehle und Brust. Aber sie lief weiter und weiter, getrieben von dem einzigen Gedanken, die Leiche möglichst weit hinter sich zu lassen und ihren Vater zu informieren.

Statt denselben Weg zu nehmen, den sie gekommen war und der möglicherweise verschlossen war, eilte sie instinktiv nach

Sant-Vicens und zur Porte de Rodez, die den Vorort mit Carcas- sonne verband.

Die Straßen waren belebt, und Alaïs musste sich durch die Menschen drängen. Der Lärm und das Gewimmel nahmen zu, wurden immer aufdringlicher, je näher sie der Cité kam. Alaïs versuchte ihre Ohren zu verschließen und nur daran zu denken, dass sie zum Tor musste. Sie betete, dass ihre schwachen Beine durchhielten, als sie sich durch die Menschenmenge schob.

Eine Frau klopfte ihr auf die Schulter.

»Euer Kopf«, sagte sie ruhig. Ihre Stimme war freundlich, schien aber von weit her zu kommen.

Alaïs bemerkte erst jetzt, dass ihr langes Haar lose und zerzaust herabhing, und sie zog sich rasch den Mantel über die Schultern und schlug die Kapuze über den Kopf. Ihre Hände bebten, vor Erschöpfung wie vor Entsetzen. Sie schob sich weiter nach vorne, raffte den Stoff fester um sich, um die Schlammgespritzer und Flecken von Erbrochenem und grünem Flussgras an ihrem Gewand zu

verbergen.

Alle drängelten und stießen und riefen durcheinander, und Alaïs fürchtete schon, ohnmächtig zu werden. Sie streckte eine Hand aus und stützte sich an der Mauer ab. Die Wachen an der Porte de Rodez winkten die meisten Einheimischen anstandslos durch, hielten jedoch Vagabunden und Bettler, Zigeuner, Sarazenen und Juden auf, fragten sie, was sie in Carcassonne wollten, durchsuchten ihre Habe ruppiger als nötig, bis kleine Münzen oder Krüge mit Bier den Besitzer wechselten. Dann wandten sie sich dem nächsten Opfer zu.

Sie ließen Alaïs durch, ohne sie richtig wahrgenommen zu haben.

Die engen Straßen der Cité waren jetzt überfüllt mit fahrenden Händlern, Kaufleuten, Vieh, Soldaten, Hufschmieden, *jongleurs*, Ehefrauen der Consuln mit ihren Dienern, Priestern. Um nicht erkannt zu werden, hielt Alaïs den Kopf gesenkt, als kämpfe sie gegen einen schneidenden Nordwind an.

Endlich erblickte sie die vertraute Silhouette des Tour du Major, auf den der Tour des Casernes und die Zwillingtürme des Osttores folgten, als das Chateau Comtal in Sicht kam. Erleichterung durchfuhr sie. Heiße Tränen schossen ihr in die Augen. Wütend über ihre Schwäche biss sich Alaïs so fest auf die Lippen, dass sie Blut schmeckte. Sie schämte sich für ihre Verstörtheit und nahm sich vor, nicht noch mehr Schwäche zu zeigen, indem sie vor aller Augen weinte und ihren mangelnden Mut offenbarte.

Sie wollte nur noch zu ihrem Vater.

Kapitel 3

Intendant Pelletier war in einem der Lagerräume im Keller neben der Küche und hatte gerade die wöchentliche Überprüfung der Korn- und Mehlvorräte erledigt. Er war erleichtert, nirgendwo Schimmel entdeckt zu haben.

Bertrand Pelletier stand seit über achtzehn Jahren im Dienst des Vicomte Trencavel. Es war zu Beginn des kalten neuen Jahres 1191 gewesen, als er in seine Heimatstadt Carcassonne zurückgekehrt war, um die Position des Intendant - des Haushofmeisters - für den neunjährigen Raymond-Roger, den Erben der Trencavel-Ländereien, anzutreten. Er hatte auf das Angebot gewartet und es gern angenommen. Seine schwangere französische Frau und seine zweijährige Tochter hatte er mitgebracht. Die Kälte und Nässe von Chartres waren nie nach seinem Geschmack gewesen.

Er hatte einen frühreifen Jungen vorgefunden, der den Verlust seiner Eltern betrauerte und sich schwer tat, die Verantwortung zu tragen, die auf seinen jungen Schultern lastete. Seitdem stand Pelletier dem Vicomte Trencavel zur Seite, zuerst am Hofe von Raymond-Rogers Vormund, Bertrand de Saissac, dann unter der Protektion des Comte von Foix.

Als Raymond-Roger volljährig wurde und in das Chateau Comtal zurückkehrte, um seinen rechtmäßigen Platz als Vicomte von Carcassonne, Beziers und Albi einzunehmen, war Pelletier mitgekommen.

Als Haushofmeister war Pelletier für den reibungslosen Ablauf der Hofhaltung verantwortlich. Er befasste sich auch mit Verwaltung, Rechtsprechung und dem Eintreiben von Steuern, die im Namen des Vicomte von den Consuln erhoben wurden, den Männern, die die Angelegenheiten der Stadt Carcassonne gemeinsam regelten. Wichtiger jedoch war seine Stellung als anerkannter Vertrauter, Berater und Freund des Vicomte.

Niemand hatte mehr Einfluss als er.

Das Chateau Comtal war voller hoch gestellter Gäste, und täglich trafen weitere ein. Die Seigneurs der bedeutendsten Châteaux im Herrschaftsbereich der Trencavel mitsamt ihren Gemahlinnen, die tapfersten und berühmtesten *chevaliers* des Südens, die besten Spielmänner und Troubadoure - alle waren sie zum traditionellen Sommerturnier geladen worden, das wie jedes Jahr Ende Juli zur Feier des Festtags von Sant-Nasari stattfand. In Anbetracht des drohenden Krieges, dessen Schatten nun schon seit gut einem Jahr über ihnen hing, war der Vicomte fest entschlossen, seinen Gästen ein unvergessliches Vergnügen zu bescheren. Es sollte das denkwürdigste Turnier seiner Herrschaft werden.

Pelletier wiederum war fest entschlossen, nichts dem Zufall zu überlassen. Er verriegelte die Tür zum Kornlager mit einem der vielen schweren Schlüssel, die er an einem Metallring am Gürtel trug, und ging weiter den Gang hinunter.

»Als Nächstes ins Weinlager«, sagte er zu seinem Diener François. »Das letzte Fass war sauer.«

Während Pelletier den Gang entlangschritt, warf er immer wieder einen Blick in die anderen Räume. Das Wäschelager roch nach Lavendel und Thymian und war leer, als warte es darauf, dass jemand es endlich zu neuem Leben erweckte.

»Sind die Tischtücher gewaschen und bereit für die Tafel?«

»Oc, *Messire*.«

In dem Keller gegenüber dem Weinlager, am Fuße der Treppe, wendeten Männer große Fleischhälften in den Pökelkisten. Einige Stücke baumelten an Metallhaken von der Decke. Andere würden noch einen Tag länger in Fässern lagern. In einer Ecke fädelte ein Mann Pilze, Knoblauch und Zwiebeln auf Schnüre und hängte sie

zum Trocknen auf.

Alle unterbrachen ihre Arbeit und verstummten, als Pelletier eintrat. Einige von den jüngeren Dienern erhoben sich verlegen. Er sagte nichts, blickte sich nur um, nahm den gesamten Raum prüfend in Augenschein, ehe er beifällig nickte und dann weiterging. Pelletier schloss gerade die Tür zum Weinlager auf, als er im Stockwerk über ihnen Rufe und das Geräusch von hastigen Schritten hörte.

»Sieh nach, was da los ist«, sagte er gereizt. »Bei solch einem Lärm kann ich nicht arbeiten.«

»Messire.«

François drehte sich um und lief rasch die Treppe hinauf. Pelletier stieß die schwere Tür auf und betrat den kühlen, dunklen Keller, atmete den vertrauten Geruch von feuchtem Holz und das säuerliche Aroma von vergossenem Wein und Bier ein. Langsam schritt er die Gänge entlang, bis er die Fässer gefunden hatte, die er suchte. Von einem Tablett, das auf einem Tisch bereitstand, nahm er einen Tonbecher, dann löste er den Spundzapfen ganz vorsichtig und langsam, um das Gleichgewicht im Fass nicht zu stören.

Er hörte ein Geräusch draußen auf dem Gang, und seine Nackenhaare sträubten sich. Er stellte den Becher ab. Jemand rief seinen Namen. Alaïs. Irgendetwas war geschehen.

Pelletier eilte durch den Raum und riss die Tür auf.

Alaïs kam die Treppe heruntergerannt, als wäre ihr eine Meute Hunde auf den Fersen, François hinterdrein.

Beim Anblick der ergrauten Gestalt ihres Vaters schrie Alaïs auf. Sie warf sich in seine Arme, vergrub das tränennasse Gesicht an seiner Brust. Sein vertrauter, tröstlicher Geruch umhüllte sie, und am liebsten hätte sie wieder geweint.

»Im Namen von Sant Foy, was ist passiert? Was hast du denn? Bist du verletzt? Sag es mir.«

Sie konnte die Sorge in seiner Stimme hören. Sie wich ein wenig zurück und wollte sprechen, doch die Worte blieben ihr in der Kehle stecken, wollten nicht herauskommen. »Vater, ich ...« Verwirrt sah er, wie zerzaust und schmutzig sie war. Über ihren Kopf hinweg schaute er fragend zu François hinüber.

»Ich habe Dame Alaïs in diesem Zustand angetroffen, *Messire*.« »Und sie hat nicht gesagt, warum ... sie völlig aufgelöst ist?« »Nein, *Messire*. Nur, dass sie sofort zu Euch wollte.«

»Gut. Lass uns jetzt allein. Ich rufe, wenn ich dich brauche.« Alaïs hörte die Tür zufallen. Dann spürte sie den Druck seines Arms um ihre Schulter. Er bugsiierte sie zu einer Bank an einer Seite des Kellers und drückte sie sacht nach unten.

»Komm, *Filha*«, sagte er mit sanfterer Stimme und strich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »So kenne ich dich gar nicht. Erzähl mir, was passiert ist.«

Alaïs gewann allmählich die Fassung wieder. Es tat ihr Leid, ihren Vater so ängstlich und besorgt zu sehen. Sie rieb sich mit dem Taschentuch, das er ihr hinhielt, über die nassen Wangen und betupfte sich die geröteten Augen.

»Trink das«, sagte er und schob ihr einen Becher Wein in die Hände, ehe er sich neben sie setzte. Das alte Holz bog sich und knarrte unter seinem Gewicht. »François ist fort. Wir sind unter uns. Du musst jetzt aufhören zu weinen und mir sagen, weshalb du so verstört bist. Hat es etwas mit Guilhem zu tun ? Hat er dir wehgetan? Wenn ja, das schwöre ich dir, werde ich ...«

»Es hat nichts mit Guilhem zu tun, *Paire*«, sagte Alaïs rasch. »Niemand hat mir was getan ...«

Sie schaute kurz zu ihm hoch, senkte dann wieder den Blick, beschämt, in diesem Zustand vor ihm zu sitzen.

»Was dann?«, drängte er. »Wie soll ich dir helfen, wenn du mir nicht sagst, was geschehen ist?«

Sie schluckte schwer, verstört und voller Schuldgefühle. Sie wusste nicht, wie sie anfangen sollte. Pelletier nahm ihre Hände. »Du zitterst ja, Alaïs.« Sie hörte die Sorge und Zuneigung in seiner Stimme, die Anstrengung, die es ihn kostete, seine Angst im Zaum zu halten. »Und sieh dir deine Kleider an«, sagte er und nahm den Saum ihres Gewandes zwischen die Finger. »Nass. Voller Schmutz.«

Alaïs sah ihm an, wie müde er war, wie besorgt. Er war sichtlich bestürzt von ihrem Zusammenbruch, so sehr er auch versuchte, es zu verbergen. Auf seiner Stirn zeigten sich tiefe Furchen. Und wieso war ihr bisher nicht aufgefallen, dass sein Haar an den Schläfen so grau geworden war?

»Ich habe noch nie erlebt, dass dir die Worte fehlen«, sagte er, um sie zum Reden zu bringen. »Nun erzähl schon, was passiert ist, e.«

Sein Gesichtsausdruck war so voller Liebe und Vertrauen, dass es ihr schier das Herz zerriss. »Ich fürchte, Ihr werdet mir böse sein, *Paire*. Und das mit Fug und Recht.«

Seine Miene wurde härter, doch er behielt das Lächeln bei. »Ich verspreche, ich werde nicht mit dir schimpfen, Alaïs. Und jetzt sprich.«

»Auch wenn ich Euch erzähle, dass ich am Fluss war?«

Er zögerte kurz, doch seine Stimme blieb ruhig. »Nicht einmal dann.«

Bring es hinter dich.

Alaïs faltete die Hände im Schoß. »Heute Morgen kurz vor Tagesanbruch bin ich zum Fluss hinuntergegangen, zu einer Stelle, an der ich oft Pflanzen sammle.«

»Allein?«

»Ja, allein«, sagte sie und sah ihm in die Augen. »Ich weiß, ich habe Euch mein Wort gegeben, *Paire*, und ich

bitte um Vergebung für meinen Ungehorsam.«

»Zu Fuß?«

Sie nickte und wartete ab, bis er ihr mit einer Handbewegung bedeutete weiterzureden.

»Ich war eine Weile dort. Ich habe niemanden gesehen. Als ich wieder gehen wollte und gerade meine Sachen zusammenpackte, bemerkte ich etwas, das ich zunächst für ein Kleiderbündel im Wasser hielt, Stoff von bester Güte. Doch es war ...« Alaïs stockte und spürte, wie ihr die Farbe aus dem Gesicht wich. »Es war eine Leiche. Die Leiche eines Mannes, recht alt. Mit dunklem, lockigem Haar. Zuerst dachte ich, er wäre ertrunken. Ich konnte nicht viel erkennen. Dann sah ich, dass seine Kehle durchgeschnitten war.«

Seine Schultern versteiften sich. »Hast du die Leiche angefasst?« Alaïs schüttelte den Kopf. »Nein, aber ...« Sie schlug verlegen die Augen nieder. »Es war entsetzlich, ihn zu finden. Ich habe einfach den Kopf verloren und bin weggerannt, habe alles dagelassen. Ich wollte nur noch zu Euch, um Euch alles zu erzählen.«

Wieder runzelte er die Stirn. »Und du hast niemanden gesehen?«

»Keine Menschenseele. Ich war ganz allein. Aber als ich die Leiche gefunden hatte, da bekam ich plötzlich Angst, die Männer, die den Mann getötet hatten, könnten noch irgendwo in der Nähe sein.« Ihre Stimme bebte. »Ich habe plötzlich ihre Blicke auf mir gespürt. Das habe ich mir wenigstens eingebildet.« »Dann ist dir also kein Leid geschehen?«, sagte er langsam, wählte seine Worte mit Bedacht. »Niemand hat sich an dir vergriffen? Dir wehgetan?«

Die Farbe, die ihr rasch in die Wangen stieg, verriet, dass sie die Bedeutung seiner Frage verstanden hatte.

»Mir ist kein Haar gekrümmt worden, nur mein Stolz ist gekränkt, und ich habe ... Euer Wohlwollen verloren.«

Sie sah, wie sich im Gesicht ihres Vaters Erleichterung

breit machte. Er lächelte, und zum ersten Mal seit Beginn ihres Gesprächs erreichte das Lächeln auch seine Augen.

»Nun«, sagte er und atmete langsam aus. »Lassen wir erst einmal außer Acht, dass du leichtsinnig gehandelt hast, Alais, dass du ungehorsam warst ... es war richtig von dir, mir alles zu erzählen.« Er nahm ihre Hände, und seine großen Pranken umschlossen ihre kleinen, schlanken Finger. Seine Haut fühlte sich an wie gegerbtes Leder.

Alais lächelte, dankbar für die Begnadigung. »Es tut mir Leid, *Paire*. Ich wollte mein Versprechen wirklich halten, aber es ist einfach ...«

Er tat ihre Entschuldigung mit einer Handbewegung ab. »Wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Was den unglücklichen Mann betrifft, so können wir nichts tun. Die Räuber haben bestimmt längst das Weite gesucht. Sie würden wohl kaum das Risiko eingehen, entdeckt zu werden.«

Alais runzelte die Stirn. Die Worte ihres Vaters hatten irgendetwas in Bewegung gesetzt, das in ihrem Hinterkopf lauerte. Sie schloss die Augen. Stellte sich vor, wie sie in dem kalten Wasser gestanden und auf die Leiche gestarrt hatte.

»Das ist ja das Seltsame, Vater«, sagte sie langsam. »Ich glaube nicht, dass es Räuber waren. Sie haben seinen Mantel nicht mitgenommen, der sehr schön war und kostbar aussah. Und er trug noch seinen Schmuck. Goldketten an den Handgelenken, Ringe. Räuber hätten ihm das alles abgenommen.«

»Du hast gesagt, du hast die Leiche nicht angefasst«, sagte er scharf.

»Das habe ich auch nicht. Aber ich konnte seine Hände unter Wasser sehen, mehr nicht. Kostbarer Schmuck. Viele Ringe, Vater. Ein Goldarmband aus ineinander verschlungenen Ketten. Eine Kette um den Hals. Warum hätten sie so etwas zurücklassen sollen?«

Alaïs verstummte, als ihr die aufgedunsenen, geisterhaften Hände des Mannes einfielen, die im Wasser nach ihr fassten, und dort, wo der Daumen hätte sein sollen, nur ein roter Stumpf. Ihr wurde schwindelig. Sie drückte den Rücken gegen die feuchte, kalte Wand und konzentrierte sich auf das Gefühl der harten Holzbank unter ihr, auf den säuerlichen Geruch der Fässer in ihrer Nase, bis das Schwindelgefühl abklang.

»Es war kein Blut zu sehen«, sprach sie weiter. »Eine offene Wunde, rot wie ein Stück Fleisch.« Sie schluckte trocken. »Sein Daumen fehlte, es war ...«

»Fehlte?«, fragte er schneidend. »Was soll das heißen, fehlte?« Alaïs hob den Blick, überrascht von seinem veränderten Tonfall. »Der Daumen war abgeschnitten worden. Der Knochen einfach durch trennt.«

»An welcher Hand, Alaïs?«, fragte er. Jetzt war die Dringlichkeit in seiner Stimme nicht zu überhören. »Denk nach. Es ist wichtig.«

»Ich weiß nicht ge...«

Er schien sie kaum zu hören. »Welche Hand?«, drängte er.

»Die linke Hand, die linke, ganz sicher. Das war die mir zugewandte Seite. Er lag flussaufwärts im Wasser.«

Pelletier ging mit großen Schritten durch den Raum, riss die Tür auf und rief barsch nach François.

»Was ist denn? Sagt es mir, ich flehe Euch an. Wieso ist es wichtig, ob es die linke oder die rechte Hand war?«

»François, mach sofort drei Pferde fertig. Meinen braunen Wallach, Dame Alaïs' graue Stute und eines für dich.«

François' Miene war so teilnahmslos wie immer. »Sehr wohl, *Messire*. Wird es ein weiter Ritt werden?«

»Nur hinunter zum Fluss«, erwiderte Pelletier. Er winkte ihn fort. »Schnell, Mann. Und hol mir mein Schwert und einen sauberen Mantel für Dame Alaïs. Wir treffen uns am Brunnen.« Sobald François außer Hörweite war, eilte

Alaïs zu ihrem Vater. Er mied ihren Blick. Stattdessen ging er zurück zu den Fässern und goss sich mit zittriger Hand etwas Wein ein. Die dunkelrote Flüssigkeit schwappte über den Rand des Bechers und ergoss sich auf den Tisch, verfärbte das Holz.

»*Paire*«, sagte sie flehend. »Sagt mir, was mit Euch ist. Warum müssen wir zum Fluss? Das kann doch für Euch nicht so wichtig sein, oder? Schickt doch François. Ich kann ihm beschreiben, wo die Stelle ist.«

»Du verstehst das nicht.«

»Dann erklärt es mir, damit ich es verstehen kann. Ihr könnt mir vertrauen.«

»Ich muss mir den Toten selbst ansehen. Feststellen, ob ...« »Was müsst Ihr feststellen?«, fragte Alaïs rasch nach.

»Nein, nein«, sagte er und schüttelte seinen grauhaarigen Kopf. »Das geht dich nichts an ...« Pelletiers Stimme erstarb.

»Aber ... «

Er hob eine Hand, hatte seine Gefühle wieder im Griff. »Genug jetzt, Alaïs. Tu einfach, was ich dir sage. Ich wünschte, ich könnte dir das ersparen, aber ich kann nicht. Ich habe keine andere Wahl.« Er hielt ihr den Becher hin. »Trink. Das wird dich stärken, dir Mut geben.«

»Ich fürchte mich nicht«, widersprach sie, gekränkt, weil er ihren Widerwillen für Feigheit hielt. »Ich habe keine Angst davor, den Toten noch einmal zu sehen. Ich war vorhin so mitgenommen, weil ich mich erschrocken hatte.« Sie zögerte. »Aber ich flehe Euch an, *Messire*, sagt mir, warum ...«

Pelletier fuhr herum. »Genug jetzt, es reicht!«, schrie er sie an. Alaïs machte einen Schritt zurück, als hätte er sie geohrfeigt. »Verzeih mir«, sagte er sofort. »Ich kenne mich selbst nicht mehr.« Er hob den Arm und berührte ihre Wange. »Niemand könnte sich eine treuere, standhaftere Tochter wünschen.« »Warum vertraut Ihr Euch mir dann

nicht an?»

Er zögerte, und Alaïs glaubte schon, sie hätte ihn überzeugt. Doch dann senkte sich wieder dieser verschlossene Ausdruck über sein Gesicht.

»Du musst ihn mir nur zeigen«, sagte er tonlos. »Alles Übrige liegt bei mir.«

Die Glocken von Sant-Nasari schlugen die Terz, als sie zum Westtor des Chateau Comtal hinausritten.

Pelletier ritt voran, gefolgt von seiner Tochter und François. Alaïs war elend zu Mute, einerseits hatte sie Schuldgefühle, weil ihr Verhalten diese sonderbare Veränderung bei ihrem Vater ausgelöst hatte, andererseits war sie wütend, weil er ihr nichts verraten hatte.

Sie folgten dem schmalen, ausgetrockneten Trampelpfad, der unterhalb der Mauern der Cité im Zickzack mit zahllosen Spitzkehren den Berg hinabführte. Sobald sie unten angekommen waren, fielen sie in leichten Galopp.

Sie ritten stromaufwärts am Fluss entlang. Eine erbarmungslose Sonne brannte ihnen auf den Rücken, als sie ins Marschland kamen. Schwärme von Mücken und schwarzen Sumpffliegen schwebten über den Wasserläufen und trüben Tümpeln. Die Pferde stampften immer wieder auf und schlugen wild mit dem Schwanz, vergebens bemüht, sich das Sommerfell nicht von unzähligen Blutsaugern durchstechen zu lassen.

Alaïs sah eine Gruppe Frauen im schattigen seichten Wasser am anderen Ufer der Aude beim Wäschewaschen. Sie standen halb im Wasser, halb auf dem Trockenen und schlugen die Kleidungsstücke klatschend auf flache graue Steine. Von der einzigen Holzbrücke, die das Marschland und die Dörfer im Norden mit Carcassonne und seinen Vororten verband, war das gleichförmige Rumpeln von

Rädern zu hören. Andere wateten einfach an der flachsten Stelle durch den Fluss, ein steter Strom von Landarbeitern, Bauern und Händlern. Einige trugen Kinder auf den Schultern, manche trieben Tiere vor sich her, und alle wollten zum Wochenmarkt auf dem Hauptplatz.

Sie ritten, ohne miteinander zu reden. Als sie von dem offenen Gelände in den Schatten der Sumpfweiden kamen, merkte Alaïs, dass ihre Gedanken abschweiften. Die vertraute Bewegung des Pferdes unter ihr, das Zwitschern der Vögel und das endlose Zirpen der Zikaden im Schilf, das alles beruhigte sie, und eine Zeit lang vergaß Alaïs beinahe den Zweck ihres Ausflugs.

Das ungute Gefühl kehrte zurück, als sie die Ausläufer des Waldes erreichten. Sie ritten jetzt hintereinander zwischen den Bäumen hindurch. Ihr Vater wandte sich kurz um und lächelte ihr zu. Alaïs war ihm dafür dankbar, denn ihre Nervosität war wieder da. Sie war angespannt, lauschte auf das kleinste Anzeichen von Gefahr. Die Sumpfweiden schienen bedrohlich über ihr aufzuragen, und sie stellte sich Augen in den dunklen Schatten vor, die sie beobachteten, warteten. Bei jedem Rascheln im Unterholz, bei jedem Flattern eines Vogels raste ihr Herz.

Alaïs wusste selbst nicht genau, was sie erwartet hatte, aber als sie die Lichtung erreichten, war alles ruhig und friedlich. Da stand ihr *panier* noch immer unter den Bäumen, wo sie ihn stehen gelassen hatte, und die Spitzen der Pflanzen lugten aus den Leinenstreifen hervor.

Sie stieg aus dem Sattel und reichte François die Zügel, dann ging sie zum Wasser. Ihr Werkzeug lag noch an derselben Stelle, wo sie es zurückgelassen hatte.

Als die Hand ihres Vaters sie am Ellbogen berührte, fuhr Alaïs zusammen.

»Zeig mir, wo«, sagte er.

Wortlos führte sie ihn am Ufer entlang, bis sie zu der Stelle kamen. Zuerst sah sie nichts, und einen Augenblick lang dachte sie, es wäre alles nur ein böser Traum gewesen. Doch da, etwas weiter flussabwärts als zuvor, trieb die Leiche im Wasser zwischen dem Schilfrohr.

Sie zeigte. »Da, neben dem Beinwell.«

Zu ihrer Überraschung rief ihr Vater nicht François, sondern warf seinen Mantel ab und watete selbst in den Fluss.

»Bleib da«, rief er ihr über die Schulter hinweg zu.

Alaïs setzte sich ans Ufer, zog die Knie ans Kinn und sah zu, wie ihr Vater schnell durch das seichte Wasser pflügte, ohne sich daran zu stören, dass ihm das Wasser über die Stiefelränder lief. Als er die Leiche erreichte, blieb er stehen und zog sein Schwert. Er zögerte einen Augenblick, als wollte er sich innerlich auf das Schlimmste gefasst machen, dann hob er mit der Klingenspitze den linken Arm des Mannes aus dem Wasser. Die verstümmelte Hand, aufgedunsen und blau, blieb kurz darauf liegen, dann glitt sie über die silberne glatte Klinge hinunter zum Heft, als lebte sie noch. Mit einem leisen Platschen fiel sie wieder in den Fluss.

Pelletier steckte das Schwert zurück in die Scheide, beugte sich vor und drehte die Leiche herum. Der Körper hüpfte im Wasser auf und ab, der Kopf pendelte schwer hin und her, als wollte er sich vom Hals lösen.

Alaïs wandte sich rasch ab. Sie wollte den Ausdruck des Todes im Gesicht des Unbekannten nicht sehen.

Auf dem Rückweg nach Carcassonne war die Stimmung ihres Vaters sehr verändert. Er war ganz offensichtlich

erleichtert, als wäre ihm eine Last von den Schultern gefallen. Er plauderte unbeschwert mit François, und wenn sein Blick den seiner Tochter traf, lächelte er sie liebevoll an.

Trotz ihrer Erschöpfung und der Frustration, nicht zu verstehen, was da vorhin Wichtiges geschehen war, empfand Alaïs ein Gefühl der Geborgenheit. Genau wie früher, wenn sie mit ihrem Vater ausgeritten war, als sie noch mehr Zeit füreinander hatten.

Sie bogen vom Fluss ab und ritten wieder bergauf zum Château, und schließlich konnte Alaïs ihre Neugier nicht länger zügeln. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und stellte ihrem Vater die Frage, die ihr schon die ganze Zeit auf der Zunge brannte.

»Habt Ihr herausgefunden, was Ihr wissen wolltet, *Paire*?«

»Das habe ich.«

Alaïs wartete auf mehr, bis ihr klar wurde, dass sie ihm die Erklärung würde aus der Nase ziehen müssen, Wort für Wort.

»Aber er war es nicht, habe ich Recht?«

Ihr Vater warf ihr einen scharfen Blick zu.

Sie ließ sich nicht beirren. »Aufgrund meiner Beschreibung habt Ihr geglaubt, dass Ihr den Mann vielleicht kennt. Und deshalb wolltet Ihr ihn mit eigenen Augen sehen.« Das Blitzen in seinen Augen verriet Alaïs, dass sie richtig vermutet hatte.

»Ich hielt es für *möglich*, dass ich ihn kenne«, sagte er schließlich. »Aus meiner Zeit in Chartres. Ein Mann, der mir teuer ist.«

»Aber er war Jude.«

Pelletier zog die Augenbrauen hoch. »Ja, in der Tat.«

»Ein Jude«, wiederholte sie. »Und doch ein Freund?« Schweigen. Alaïs ließ nicht locker. »Aber er war es nicht, dieser Freund?«

Diesmal lächelte Pelletier. »Nein, er war es nicht.«

»Wer denn dann?«

»Das weiß ich nicht.«

Alaïs schwieg einen Augenblick. Sie war sicher, dass ihr Vater einen solchen Freund niemals erwähnt hatte. Er war ein guter Mensch, ein toleranter Mensch, aber dennoch. Wenn er von einem solchen Freund in Chartres erzählt hätte, dann hätte sie das nicht vergessen. Da sie sehr wohl wusste, dass es keinen Sinn hatte, bei einem Thema nachzuhaken, über das ihr Vater nicht sprechen wollte, versuchte sie es anders.

»Es war kein Raubüberfall, nicht wahr?«

Darauf gab ihr Vater bereitwillig Auskunft. »Nein. Sie wollten ihn töten. Die Wunde war zu tief, zu gezielt. Außerdem haben sie fast alle Wertsachen dagelassen.«

»Fast alle?«

Pelletier sagte nichts.

»Vielleicht sind sie gestört worden?«, wagte Alaïs sich noch ein wenig weiter vor.

»Ich denke nicht.«

»Oder sie haben nach etwas Bestimmtem gesucht?«

»Schluss jetzt, Alaïs. Das ist weder der rechte Zeitpunkt noch der rechte Ort.«

Sie öffnete den Mund, wollte nicht so schnell aufgeben, doch dann schloss sie ihn wieder. Das Gespräch war offensichtlich beendet. Sie würde nichts weiter erfahren. Sie wartete besser ab, bis er wieder zum Reden aufgelegt war. Den Rest des Weges schwiegen sie.

Als das Westtor in Sicht kam, ritt François voraus.

»Es wäre ratsam, niemandem von unserem kleinen Ausflug zu erzählen«, sagte Pelletier rasch.

»Nicht einmal Guilhem?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass dein Gemahl erfreut wäre, wenn er erfährt, dass du ohne Begleitung zum Fluss gegangen bist«, sagte er trocken. »Gerüchte verbreiten sich wie ein Lauffeuer. Du solltest dich jetzt ausruhen und versuchen, den ganzen unangenehmen

Vorfall zu vergessen.«

Alaïs erwiderte seinen Blick mit einer Unschuldsmiene. »Natürlich. Wie Ihr wollt. Ich gebe Euch mein Wort, Vater, dass ich mit niemandem darüber sprechen werde, außer mit Euch.«

Pelletier zögerte, als habe er den Verdacht, dass sie irgendwas im Schilde führte, dann lächelte er. »Du bist eine folgsame Tochter, Alaïs. Ich weiß, ich kann mich auf dich verlassen.« Unwillkürlich errötete Alaïs.

Kapitel 4

Auf seinem Ausguck auf dem Dach der Taverne wandte sich der Junge mit den bernsteinfarbenen Augen und dem dunkelblonden Haar um und sah nach, wo das Geräusch herkam. Ein Bote galoppierte von der Porte Narbonnaise aus durch die überfüllten Straßen der Cité, ohne Rücksicht auf die Menschen. Männer brüllten, er solle absteigen. Frauen brachten ihre Kinder im letzten Augenblick vor den donnernden Hufen in Sicherheit. Ein paar nicht angekettete Hunde sprangen bellend an dem Pferd hoch und schnappten nach den Hinterbeinen. Der Reiter nahm sie gar nicht zur Kenntnis.

Das Pferd schwitzte stark. Selbst aus dieser Entfernung konnte Sajhë den weißen Schaum auf dem Widerrist und am Maul erkennen. Er beobachtete, wie der Reiter scharf auf die Brücke einbog, die zum Chateau Comtal führte.

Um besser sehen zu können, stand Sajhë auf und balancierte waghalsig dicht am Rand der holprigen Dachziegel, als er auf einmal Intendant Pelletier auf einem mächtigen braunen Wallach zwischen den Wachtürmen auftauchen sah. Hinterdrein ritt Alaïs. Sie wirkte aufgeregt, dachte er. Er fragte sich, was wohl geschehen war und woher sie kamen. Sie waren nicht für die Jagd gekleidet.

Sajhë mochte Alaïs. Wenn sie seine Großmutter Esclarmonde besuchen kam, unterhielt sie sich auch mit ihm, anders als viele Damen vom Hofe, die so taten, als wäre er gar nicht da. Ihnen ging es nur um die Gebräue und Arzneien, die *menina*, seine Großmutter, für sie zubereiten sollte - um Fieber zu senken, eine Schwellung zu lindern, Geburten einzuleiten oder für Glück in der Liebe zu sorgen.

Doch in all den Jahren, die er sie nun schon anhimmelte, hatte Sajhë Alaïs noch nie so gesehen wie vorhin. Der Junge rutschte die gelblichen Ziegel bis zum

Rande des Daches hinunter und ließ sich vorsichtig herab. Er landete weich auf der Erde, wobei er um Haaresbreite ein Huhn verfehlte, das an einen schiefen Karren gebunden war.

»He! Pass doch auf!«, schrie eine Frau.

»Ist ja nichts passiert«, rief er und entwischte gerade noch ihrem Besen.

Es war Markttag, und die Cité war ein einziges Spiel aus Farben, Gerüchen und Klängen. In jedem Durchgang, jeder Gasse knallten hölzerne Fensterläden gegen Stein, als Diener und Hausbesitzer die Fenster zum Lüften öffneten, bevor die Sonne zu stark wurde. Böttcher sahen ihren Lehrlingen nach, die Fässer holpernd und polternd über das Kopfsteinpflaster rollten und versuchten, vor ihren Rivalen die Schänken zu erreichen. Karren auf dem Weg zum Marktplatz rumpelten schwerfällig über den unebenen Boden, in dem ihre quietschenden Räder ab und an stecken blieben.

Sajhë kannte jede Abkürzung in der Cité und huschte hin und her zwischen drängelnden Armen und Beinen, wich den klappernden Hufen von Schafen und Ziegen aus, den mit Waren und Körben beladenen Eseln und Maultieren, den Schweinen, die faul und träge durch die Straßen trotteten. Ein älterer Junge mit einem zornigen Ausdruck im Gesicht trieb eine Schar unbändiger Gänse vor sich her. Die Vögel kreischten und bissen sich gegenseitig und schnappten nach den nackten Beinen von zwei kleinen Mädchen, die in der Nähe standen. Sajhë zwinkerte den beiden zu, und um sie zum Lachen zu bringen, trottete er hinter der hässlichsten Gans her und schlug mit den Armen, als wären sie Flügel.

»Was soll das?«, rief der Junge. »Hau ab.«

Die Mädchen lachten. Sajhë stieß einen lauten Gänseschrei aus, und die alte graue Gans fuhr herum, reckte den Hals und fauchte ihm böse ins Gesicht. »Selber schuld, *pec*«, sagte der Junge. »Du blöder Idiot.«

Sajhë wich vor dem schnappenden orangegelben Schnabel zurück. »Du solltest besser auf sie aufpassen.«

»Bloß Hosenscheißer haben Angst vor Gänsen«, höhnte der Junge und baute sich vor Sajhë auf. »Hat der Hosenscheißer etwa Angst vor harmlosen kleinen Gänschen?«

»Ich hab keine Angst«, sagte Sajhë großspurig und zeigte auf die Mädchen, die sich jetzt hinter den Beinen ihrer Mutter versteckten. »Aber die beiden da. Also pass gefälligst auf.«

»Und was geht dich das an, e?«

»Ich sag ja bloß, du solltest besser aufpassen.«

Der Junge kam noch näher, fuchtelte mit seinem Stock vor Sajhës Gesicht.

»Und du meinst, ich lass mir von so einem Bürschchen wie dir was sagen? Hä?«

Der Junge war einen Kopf größer als Sajhë. Seine Haut bestand praktisch nur noch aus lila Blutergüssen und roten Flecken. Sajhë machte einen Schritt zurück und hob die Hände.

»Ich hab dich was gefragt«, sagte der Junge kampflustig.

Es hätte nicht viel gefehlt, und es wären die Fäuste geflogen, wenn nicht ein alter Trunkenbold aufgewacht wäre, der zusammengesunken an der Mauer saß. Er brüllte sie an, sie sollten sich verziehen und ihn in Ruhe lassen. Sajhë nutzte die günstige Ablenkung, um das Weite zu suchen.

Die Sonne erhob sich gerade über die Dächer der höheren Gebäude, durchflutete Teile der Straße mit hellen Lichtstreifen und funkelte auf dem Hufeisen, das über der Tür der Schmiede hing. Sajhë blieb stehen und schaute in die Werkstatt hinein, spürte noch hier draußen auf der Straße die Hitze des Feuers im Gesicht.

Vor der Schmiede warteten eine Gruppe Männer sowie etliche *écuyers*, die die Helme, Schilde und Kettenhemden

ihrer Herren ausbessern lassen wollten. Er vermutete, dass der Schmied im Château mit der Arbeit nicht mehr nachkam.

Sajhë hatte nicht das Blut oder den Stammbaum, um sich Hoffnungen auf eine Stellung als Knappe machen zu können, aber er malte sich trotzdem gern aus, wie es wäre, ein *chevalier* mit eigenem Wappen zu sein. Er lächelte einigen der Jungen in seinem Alter zu, doch sie starrten durch ihn hindurch, wie sie es immer taten und immer tun würden.

Sajhë wandte sich ab und ging weiter.

Die meisten Markthändler kamen regelmäßig und hatten ihre Stände an ihrem Stammplatz aufgebaut. Der Geruch von heißem Fett drang Sajhë in die Nase, kaum dass er den Platz betreten hatte. Er lungerte ein bisschen vor dem Stand herum, wo ein Mann Pfannkuchen briet und sie auf einem heißen Backblech wendete. Der Duft von dicker Bohnensuppe und warmem *mitadenc*-Brot aus Gerste und Weizen ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen. Er kam an Ständen vorbei, die Schnallen und Töpfe, Wollstoffe, Felle und Leder feilboten, sowohl Waren aus der Gegend als auch exotischere Gürtel und Geldbeutel aus Córdoba und noch weiter weg, aber er blieb nicht stehen. An einem Stand sah er sich kurz die Messer und Scheren zum Schafscheren an, ehe er weiter zu der Ecke des Platzes ging, wo die meisten lebenden Tiere eingepfercht waren. Es gab immer jede Menge Hühner und Kapaune in Holzkäfigen, manchmal auch Lerchen und Zaunkönige, die zwitscherten und trällerten. Am schönsten fand er die Kaninchen, die sich in einem einzigen Knäuel aus braunem, schwarzem und weißem Fell aneinander kuschelten.

Sajhë ging an den Händlern vorbei, die Getreide und Salz, helles Fleisch, Fassbier und Wein verkauften, bis sein Blick auf einen Stand für Kräuter und exotische Gewürze fiel. Vor dem Tisch stand ein Händler. Einen so

groß gewachsenen, so dunklen Mann hatte Sjahë in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen.

Er trug lange, schimmernde blaue Gewänder, einen glänzenden Seidenturban und spitze, rot-goldene Schuhe. Seine Haut war sogar noch dunkler als die der Zigeuner, die von Navarre und Aragon über die Berge hierher kamen. Er musste ein Sarazene sein, vermutete Sjahë, obwohl er noch nie einen gesehen hatte. Der Sarazene hatte seine Ware in einem farbenprächtigen Kreis ausgelegt, grün, gelb, orange, braun, rot und ocker in allen Schattierungen. Ganz vorn waren Rosmarin und Petersilie, Knoblauch, Ringelblume und Lavendel, aber weiter hinten lagen so seltene und kostbarere Gewürze wie Kardamom, Muskat und Safran. Von den anderen erkannte Sjahë kein einziges, aber er konnte es schon jetzt kaum erwarten, seiner Großmutter zu erzählen, was er gesehen hatte.

Er wollte gerade einen Schritt näher treten, um sich alles noch besser anschauen zu können, als der Sarazene plötzlich mit Donnerstimme losbrüllte. Seine starke, dunkle Hand umklammerte das magere Handgelenk eines Taschendiebes, der versucht hatte, ihm eine Münze aus dem bestickten Geldbeutel zu stehlen, den er an einer gezwirbelten roten Schnur an der Taille trug. Eine gepfefferte Ohrfeige schleuderte den Jungen gegen eine Frau, die hinter ihm stand und prompt losschimpfte. Sogleich sammelte sich eine Menschenmenge.

Sjahë machte, dass er wegkam. Er wollte keinen Ärger.

Sjahë wollte den Platz verlassen und in Richtung *taberna* »Sant Joan dels Evangelis« gehen. Er hatte kein Geld dabei, und insgeheim hoffte er, einige Botengänge erledigen zu können und dafür einen Becher *brout* zu bekommen. Da hörte er jemanden seinen Namen rufen.

Er drehte sich um und sah, dass eine Freundin seiner Großmutter, *Na Marti*, mit ihrem Mann an ihrem Stand

saß und ihm winkte. Sie war Weberin und ihr Mann Wollkämmer. Die meisten Wochen waren sie an derselben Stelle zu finden, wo sie Wolle kämmten und spannen.

Sajhë ging zu ihnen. Wie Esclarmonde war auch *Na Marti* eine Anhängerin des neuen Glaubens. Ihr Mann, *Senher Marti*, war kein Gläubiger, obwohl er zu Pfingsten mit seiner Frau in Esclarmondes Haus gekommen war, um die *Bons Homes* predigen zu hören.

Na Marti zerzauste ihm das Haar.

»Wie geht es dir, junger Mann? Du wirst ja immer größer, ich hätte dich fast nicht erkannt.«

»Gut, danke«, erwiderte er mit einem Lächeln, wandte sich dann ihrem Mann zu, der Wolle zu Strängen kämmt, die verkauft werden sollten. »*Bonjorn, Senher.*«

»Und Esclarmonde?«, fragte *Na Marti* weiter. »Ist sie auch wohlauf? Passt gut auf, dass alles seinen rechten Gang geht, wie üblich?«

»Sie ist genauso wie immer«, grinste er.

»*Ben, ben.*« Gut.

Sajhë setzte sich im Schneidersitz zu ihren Füßen und schaute zu, wie das Spinnrad sich unermüdlich drehte.

»*Na Marti?*«, sagte er nach einer Weile. »Warum seid Ihr schon so lange nicht mehr zu uns zum Beten gekommen?«

Senher Marti unterbrach seine Arbeit und wechselte einen nervösen Blick mit seiner Frau.

»Ach, du weißt ja, wie das ist, Sajhë«, antwortete *Na Marti*, ohne ihm in die Augen zu blicken. »Wir haben in letzter Zeit einfach zu viel Arbeit. Wir können nicht mehr so oft nach Carcassonne kommen, wie wir es gern würden.«

Sie richtete ihre Spule und spann weiter, um die Stille zu überspielen, die sich zwischen ihnen ausgebreitet hatte.

»*Menina* vermisst Euch.«

»Ich vermisse sie auch.«

Sajhë runzelte die Stirn. »Aber warum ...«

Senher Marti klopfte ihm heftig auf die Schulter. »Sprich nicht so laut«, sagte er mit leiser Stimme. »So etwas sollten wir lieber für uns behalten.« »Was sollten wir für uns behalten?«, fragte er verwundert. »Ich meine doch nur ...«

»Wir haben es gehört, Sajhë«, sagte *Senher* Marti und schaute über die eigene Schulter. »Der ganze Markt hat es gehört. Und jetzt kein Wort mehr von Gebeten, e?«

Sajhë begriff nicht, was *Senher* Marti so erbost hatte, und sprang auf. *Na* Marti blickte ihren Mann zornig an. Die beiden schienen ihn ganz vergessen zu haben.

»Sei nicht so barsch zu ihm, Rogier«, zischte sie zornig. »Er ist doch noch ein Junge.«

»Und braucht nur jemand anzuschwärzen, und wir werden wie die anderen zusammengetrieben. Wir dürfen kein Risiko eingehen. Wenn die Leute denken, wir hätten Umgang mit Häretikern ...«

»Häretiker, du meine Güte. Er ist ein Kind!«

»Den Jungen meine ich nicht. *Esclarmonde*. Jeder weiß, dass sie eine von denen ist. Und wenn sich herumspricht, dass wir in ihrem Haus beten, beschuldigen sie uns auch, wir hätten uns den *Bons Homes* angeschlossen, und dann werden wir verfolgt.«

»Also lassen wir lieber unsere Freunde im Stich? Bloß weil du ein paar Schauergeschichten gehört hast!«

Senher Marti senkte die Stimme noch mehr. »Ich sage nur, dass wir vorsichtig sein müssen. Du weißt, was geredet wird. Dass eine Armee herkommt, um die Häretiker zu vertreiben.«

»Das wird schon seit Jahren gesagt. Du nimmst das zu ernst. Und die päpstlichen Gesandten, diese >Gottesmänner<, treiben sich doch schon seit ewigen Zeiten im Lande herum, trinken sich ins Grab und haben nicht das Geringste zu Wege gebracht. Die Bischöfe können sich von mir aus die Köpfe heiß reden, aber uns

sollen sie bitte schön in Frieden lassen.«

Sie wandte sich von ihrem Mann ab. »Hör nicht auf ihn«, sagte sie und legte Sjahë eine Hand auf die Schulter. »Du hast nichts Böses getan.«

Sjahë starrte auf seine Füße, weil er nicht wollte, dass sie ihn weinen sah.

Na Marti redete mit unnatürlich heiterer Stimme weiter. »Sjahë, hast du nicht neulich gesagt, du würdest gern ein Geschenk für Alaïs kaufen? Sollen wir nicht mal schauen, ob wir was finden?«

Sjahë nickte. Er wusste, dass sie ihn aufmuntern wollte, aber er war ganz verwirrt und verlegen.

»Ich hab aber kein Geld«, sagte er.

»Ach, mach dir deshalb keine Gedanken. Ich denke, dieses eine Mal geht es auch ohne. So, jetzt schau dich einmal um.« Na Marti strich mit der Hand über die farbenfrohen Garnstränge. »Wie wär's hiermit? Meinst du, die Wolle würde ihr gefallen? Passt wunderbar zu ihren Augen.«

Sjahë betastete das zarte, kupferbraune Garn.

»Ich weiß nicht.«

»Doch, die gefällt ihr bestimmt. Ich packe sie für dich ein.«

Sie drehte sich um und suchte ein kleines Stück Stoff zum Einschlagen des Garns.

Sjahë wollte nicht undankbar erscheinen und überlegte, was er Unverfängliches sagen konnte.

»Ich hab sie vorhin gesehen.«

»Alaïs, ja? Und wie geht es ihr? War sie mit ihrer Schwester zusammen?«

Er verzog das Gesicht. »Nein. Aber sie sah trotzdem nicht fröhlich aus.«

»Tja«, sagte Na Marti, »wenn sie heute Morgen traurig war, dann kommt das Geschenk ja wie gerufen. Das wird sie aufmuntern. Alaïs geht doch morgens immer auf den Markt, nicht wahr? Wenn du die Augen offen und die

Gedanken beisammen hältst, findest du sie bestimmt.«

Froh, sich der angespannten Stimmung entziehen zu dürfen, schob Sajhë die Wolle unter seine Tunika und verabschiedete sich. Nach einigen Schritten drehte er sich noch einmal um und winkte ihnen zu. Die Martis standen nebeneinander und sahen ihm nach, aber sie sprachen kein Wort miteinander.

Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel. Sajhë spazierte eine Weile umher und fragte nach Alaïs. Niemand hatte sie gesehen. Er wurde langsam hungrig, und als er gerade beschlossen hatte, nach Hause zu gehen, entdeckte er sie vor einem Stand, wo Ziegenkäse verkauft wurde. Er lief hin, schlich sich von hinten an sie heran und schlang die Arme um ihre Taille.

»*Bonjorn.*«

Alaïs fuhr herum und belohnte ihn mit einem strahlenden Lächeln, als sie sah, dass er es war.

»Sajhë«, sagte sie und strich ihm durchs Haar. »Hast du mich erschreckt ! «

»Ich hab Euch überall gesucht.« Er grinste. »Geht es Euch gut? Ich hab Euch heute Morgen gesehen, und Ihr saht ganz durcheinander aus.«

»Heute Morgen?«

»Ihr seid ins Château geritten, mit Eurem Vater. Kurz nachdem der Bote angekommen ist.«

»Ach so«, sagte sie. »Keine Sorge, es geht mir gut. Es war nur ein anstrengender Morgen. Aber es tut gut, dein blühendes Gesicht zu sehen.« Sie küsste ihn oben auf den Kopf, und Sajhë lief dunkelrot an. Er starrte wütend auf seine Füße, wollte nicht, dass sie etwas merkte. »Und wo du schon einmal hier bist, hilf mir doch den besten Käse aussuchen.«

Die glatten, runden Scheiben aus frischem Ziegenkäse

waren in einem gleichmäßigen Muster auf einem Bett aus Stroh ausgelegt, das fest in flache Holzkisten gepresst war. Manche sahen trocken aus und hatten eine gelbliche Haut. Sie hatten einen pikanteren Geschmack und waren schon gut zwei Wochen alt. Andere, die frischer waren, glänzten feucht und weich. Alaïs fragte nach den Preisen, deutete mal auf dieses, mal auf jenes Stück, wollte Sjahës Meinung hören, bis sie sich schließlich entschied. Sie gab ihm eine Münze zum Bezahlen und holte ein kleines, poliertes Holzbrett hervor, auf dem der feuchte Käse nach Hause getragen werden sollte. Sjahës Augen weiteten sich vor Überraschung, als er das Muster auf der Rückseite sah. Wieso hatte Alaïs das? Woher? In seiner Verwirrung ließ er die Münze zu Boden fallen. Verlegen tauchte er unter den Tisch, um Zeit zu gewinnen. Als er sich wieder aufrichtete, sah er zu seiner Erleichterung, dass Alaïs offenbar nichts gemerkt hatte, also machte er sich weiter keine Gedanken darum. Stattdessen nahm er, als der Käse schließlich bezahlt war, seinen Mut zusammen, um Alaïs ihr Geschenk zu geben.

»Ich habe etwas für Euch«, sagte er schüchtern und schob ihr unvermittelt das Päckchen in die Hand.

»Wie nett«, sagte sie. »Ist es von Esclarmonde?«

»Nein, von mir.«

»Was für eine schöne Überraschung. Darf ich es schon aufmachen?«

Sjahë nickte mit ernstem Gesicht, doch seine Augen strahlten vor Vorfreude, als Alaïs das Päckchen behutsam öffnete.

»Ach, Sjahë, das ist aber schön«, sagte sie und hielt das glänzende braune Garn hoch. »Es ist wunderschön.«

»Ich hab's nicht gestohlen«, sagte er rasch. »Na Marti hat es mir geschenkt. Ich glaube, sie wollte bei mir was wieder gutmachen.«

Kaum waren ihm die Worte entschlüpft, da bereute Sjahë sie auch schon.

»Was denn wieder gutmachen?«, fragte Alaïs sofort.

Genau in diesem Augenblick ertönte ein Ruf. Ein Mann, der in der Nähe stand, zeigte zum Himmel. Ein Schwarm großer schwarzer Vögel flog niedrig über die Cité hinweg, von Westen nach Osten, in Form eines Pfeils. Das Sonnenlicht schien von ihrem glänzenden dunklen Gefieder abzusprühen, wie Funken von einem Amboss. Irgendwer sagte, das sei ein Omen, doch niemand wusste, ob es ein gutes oder ein schlechtes war.

Sajhë hielt nichts von solchen abergläubischen Vorstellungen, aber heute befiel ihn trotzdem ein ungutes Gefühl. Alaïs schien es ähnlich zu gehen, denn sie legte den Arm um seine Schulter und zog ihn enger an sich.

»Was habt Ihr?«, fragte Sajhë.

»Res«, sagte sie zu schnell. Nichts.

Hoch über ihnen, gleichgültig gegenüber der Menschenwelt, setzten die Vögel ihren Weg fort, bis sie nur noch ein dunkler Fleck am Himmel waren.

Kapitel 5

Als Alaïs ihren treuen Schatten abgeschüttelt und wieder ins Chateau Comtal zurückgekehrt war, läuteten schon die Mittagsglocken von Sant-Nasari.

Sie war sehr müde und stolperte mehrmals, als sie die Treppe hinaufstieg, die ihr steiler als sonst vorkam. Sie hatte nur noch den Wunsch, sich ungestört in ihrem Gemach auszuruhen.

Zu ihrer Überraschung war die Tür noch geschlossen. Inzwischen hätte das Zimmer bereits gemacht sein müssen. Die Vorhänge rund ums Bett waren zugezogen. Im Dämmerlicht sah Alaïs, dass François ihrem Wunsch gemäß den *panier* auf den niedrigen Tisch neben dem offenen Kamin gestellt hatte.

Sie setzte das Brett mit dem Käse auf dem Nachttisch ab, ging dann zum Fenster, öffnete die Läden und machte sie fest. Sie hätten längst zum Lüften geöffnet sein sollen. Das Tageslicht strömte herein, ließ eine Staubschicht auf den Möbeln und die verschlissenen Stellen an den Bettvorhängen sichtbar werden. Alaïs ging zum Bett hinüber und zog die Vorhänge zurück.

Zu ihrer Verblüffung schlief Guilhem noch immer. Erstaunt starrte sie ihn an. Er sah so unglaublich entspannt aus, so schön. Selbst Oriane, die nur selten ein gutes Wort über andere verlor, gab zu, dass Guilhem einer der stattlichsten *chevaliers* von Vicomte Trencavel war.

Alaïs setzte sich neben ihn auf die Bettkante und fuhr mit der Hand über seine goldbraune Haut. Dann tunkte sie in einer unerklärlich kühnen Anwendung einen Finger in den weichen, feuchten Ziegenkäse und verrieb ein bisschen davon auf den

Lippen ihres Mannes. Er öffnete nicht die Augen, doch er lächelte träge und hob die Hand.

Alaïs hielt die Luft an. Die Luft um sie schien vor

Erwartung und Vorfreude zu vibrieren, als sie sich von ihm herabziehen ließ. Der innige Augenblick wurde vom Geräusch schwerer Schritte auf dem Gang jäh zerstört. Irgendwer brüllte Guilhems Namen, eine vertraute Stimme, vor Zorn verzerrt. Alaïs sprang auf. Schon die Vorstellung, dass ihr Vater eine so vertrauliche Szene zwischen ihnen sehen könnte, war ihr entsetzlich peinlich. Guilhems Augen flogen auf, und im selben Moment wurde die Tür aufgestoßen, und Pelletier kam ins Zimmer gestürmt, dicht gefolgt von François.

»Ihr seid zu spät, du Mas«, donnerte er, schnappte sich den Mantel, der auf einem Stuhl lag, und schleuderte ihn seinem Schwiegersohn an den Kopf. »Steht auf! Alle anderen sind schon im Großen Saal und warten.«

Guilhem fuhr auf. »Im Großen Saal?«

»Vicomte Trencavel hat seine *chevaliers* zusammengerufen, und Ihr liegt hier im Bett. Meint Ihr, Ihr könnt einfach tun, was Euch beliebt?« Pelletier stand jetzt vor Guilhem. »Und? Was habt Ihr zu Eurer Entschuldigung zu sagen?«

Plötzlich bemerkte Pelletier seine Tochter auf der anderen Seite des Bettes. Sein Gesicht wurde weicher. »Verzeih mir, *Filha*. Ich hatte dich nicht gesehen. Geht es dir besser?«

Sie neigte den Kopf. »Danke, *Messire*, ich fühle mich recht gut.« »Besser?«, fragte Guilhem verwirrt. »Habt Ihr Euch schlecht gefühlt? Ist etwas mit Euch?«

»Steht auf!«, schrie Pelletier, der jetzt wieder seinen Schwiegersohn ansah. »Ihr habt so viel Zeit, wie ich brauche, um die Treppe hinunterzugehen und den Hof zu überqueren, du Mas. Wenn Ihr bis dahin nicht im Großen Saal seid, könnt Ihr was erleben!« Ohne ein weiteres Wort machte Pelletier auf dem Absatz kehrt und stürmte aus dem Schlafgemach.

In der peinlichen Stille, die daraufhin entstand, war Alaïs vor lauter Verlegenheit wie festgewachsen, doch sie

hätte nicht sagen können, ob sie sich für ihren Mann oder sich selbst schämte. Guilhem fuhr aus der Haut. »Was bildet der sich ein, hier hereinzuplatzen, als ob ich sein Eigentum wäre? Für wen hält er sich?« Mit einem wütenden Tritt beförderte er die Decke zu Boden und sprang aus dem Bett. »Die Pflicht ruft«, sagte er sarkastisch. »Es ziemt sich nicht, den großen Intendant Pelletier warten zu lassen.«

Alaïs sagte nichts, aus Angst, Guilhem noch mehr zu erzürnen. Sie hätte ihm gern erzählt, was am Fluss geschehen war, wenn auch nur, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber sie hatte ihrem Vater versprochen, mit niemandem darüber zu sprechen.

Guilhem war schon durchs Zimmer geeilt und kleidete sich mit dem Rücken zu ihr an. Seine Schultern waren angespannt, als er seinen Wappenrock überzog und den Gürtel umschnallte. »Vielleicht gibt es Neuigkeiten ...«, setzte sie an.

»Das ist keine Entschuldigung«, fauchte er. »Mir hat niemand Bescheid gesagt.«

»Ich ...« Alaïs verstummte. Was sollte sie auch sagen?

Sie hob seinen Mantel vom Bett und reichte ihn ihm. »Werdet Ihr lange fort sein?«, fragte sie leise.

»Woher soll ich das wissen? Ich weiß ja nicht einmal, warum ich überhaupt in den Rat gerufen werde«, sagte er noch immer wütend.

Unvermittelt schien sein Zorn zu verrauchen. Seine Schultern entspannten sich, und er drehte sich zu ihr um. Sein Blick war nicht mehr finster. »Verzeiht mir, Alaïs. Ihr könnt nichts für das Verhalten Eures Vaters.« Er strich ihr mit den Fingerspitzen über das Kinn. »Kommt. Helft mir bitte.«

Guilhem beugte sich vor, damit Alaïs leichter an den Verschluss des Mantels kam. Trotzdem musste sie sich auf die Zehenspitzen stellen, um die runde Brosche aus Silber und Kupfer an seiner Schulter zu befestigen.

»*Mercé, mon cor*«, sagte er, als sie fertig war. »Also gut. Dann wollen wir sehen, worum es eigentlich geht. Wahrscheinlich nichts Wichtiges.«

»Als wir heute Morgen zurück in die Cité geritten sind, ist ein Bote eingetroffen«, sagte sie, ohne zu überlegen.

Sofort schalt Alaïs sich selbst. Jetzt würde er bestimmt fragen, wo sie so früh schon gewesen war, noch dazu mit ihrem Vater, aber er war damit beschäftigt, sein Schwert unter dem Bett hervorzuholen, und hatte gar nicht richtig hingehört.

Bei dem harten Metallgeräusch, als er die Klinge zurück in die Scheide schob, zuckte Alaïs zusammen. Dieses Geräusch symbolisierte mehr als alles andere seinen Aufbruch aus ihrer Welt in die Welt der Männer.

Als Guilhem sich umdrehte, wehte sein Mantel gegen das Holzbrett, das ein Stück über die Tischkante ragte. Es fiel herab und polterte auf den Steinboden.

»Ist nicht schlimm«, sagte Alaïs rasch, weil sie ihren Vater nicht noch mehr verärgern wollte, indem sie Guilhem noch länger aufhielt. »Ich lasse es sauber machen. Geht nur. Und kommt zurück, sobald Ihr könnt.«

Guilhem lächelte, und fort war er.

Als seine Schritte verklungen waren, wandte Alaïs sich wieder um und sah sich das Malheur an. Weiße Käseklumpen, feucht und glitschig, klebten in der Binsenmatte auf dem Boden. Mit einem Seufzer bückte sie sich, um das Brett aufzuheben.

Es stand hochkant, gegen den Holzrahmen gelehnt. Als sie es ergriff, berührten ihre Finger eine Unebenheit auf der Unterseite. Alaïs drehte es um und sah nach.

In die glänzende Oberfläche des dunklen Holzes war ein Labyrinth geschnitzt.

»*Meravelhos*«, murmelte sie. Wie schön.

Gebannt von den vollkommenen Linien, die in immer kleineren Kreisen verliefen, fuhr Alaïs mit den Fingern über das Muster.

Es war glatt, makellos, eine liebevolle Arbeit, mit großer Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt.

Irgendwo in ihrem Hinterkopf regte sich eine Erinnerung. Alaïs hielt das Brett hoch, sie war sich jetzt ganz sicher, dass sie so etwas Ähnliches schon einmal irgendwo gesehen hatte, aber sie konnte die Erinnerung nicht fassen, die sich weiter im Dunkeln versteckt hielt. Sie wusste nicht einmal mehr, woher sie das Brett überhaupt hatte. Es wollte ihr nicht einfallen, und schließlich gab sie es auf.

Alaïs rief ihre Dienerin Severine, damit sie im Zimmer sauber machte. Danach widmete sie sich den Pflanzen, die sie morgens im Fluss gesammelt hatte, um nicht ständig daran zu denken, was wohl im Großen Saal vor sich ging.

Sie hätte sich früher um die Pflanzen kümmern müssen. Die Leinenstreifen waren getrocknet, die Wurzeln brüchig, und die Blüten hatten ihre Feuchtigkeit schon fast ganz verloren. In der Hoffnung, doch noch ein wenig retten zu können, besprenkelte Alaïs den *panier* mit Wasser und machte sich an die Arbeit. Doch während sie die Wurzeln zerstiess und die Blüten in kleine Duftsäckchen einnähte, während sie die Tinktur für Jacques' Bein zubereitete, schweifte ihr Blick immer wieder zu dem Holzbrett, das stumm auf dem Tisch vor ihr lag und sich weigerte, sein Geheimnis preiszugeben.

Guilhems Mantel flatterte ihm störend um die Knie, als er über den Hof eilte und über sein Pech schimpfte, ausgerechnet heute ertappt worden zu sein.

Es war ungewöhnlich, dass *chevaliers* am Rat teilnahmen. Die Tatsache, dass er nicht in den *donjon*,

sondern in den Großen Saal bestellt worden war, ließ etwas Ernstes vermuten.

Sagte Pelletier die Wahrheit? Hatte er wirklich früher am Morgen einen Boten zu Guilhems Schlafgemach geschickt? Er wusste es nicht. Was, wenn François da gewesen war und ihn nicht vorgefunden hatte? Was würde Pelletier wohl dazu sagen?

So oder so, am Ende lief es auf eines hinaus. Er steckte in Schwierigkeiten.

Die schwere Tür zum Großen Saal stand offen. Guilhem hastete die Stufen hinauf, immer zwei auf einmal nehmend.

Als sich seine Augen an die Dunkelheit im Gang gewöhnt hatten, sah er die unverkennbare Silhouette seines Schwiegervaters vor dem Eingang zum Saal stehen. Guilhem holte tief Luft und ging weiter, den Kopf gesenkt. Pelletier hob einen Arm und versperrte ihm den Weg.

»Wo bleibt Ihr denn?«, fragte er.

»Verzeiht, *Messire*.«

Pelletiers Gesicht war bedrohlich dunkelrot. »Wie könnt Ihr es wagen, Euch zu verspäten?«, sagte er mit stählerner Stimme. »Denkt Ihr, Befehle gelten für Euch nicht? Dass Ihr ein so ruhmreicher *chevalier* seid, dass Ihr kommen und gehen könnt, wie es Euch beliebt, und nicht wie Euer *Seigneur* es von Euch erwartet?«

»*Messire*, ich schwöre bei meiner Ehre, wenn ich frühzeitig gewusst hätte ...«

Pelletier stieß ein bitteres Lachen aus. »Eure Ehre«, sagte er wütend und stieß Guilhem gegen die Brust. »Verkauft mich nicht für dumm, du Mas. Ich habe meinen Diener in Eure Gemächer gesandt, um Euch persönlich die Nachricht zu überbringen. Ihr hattet reichlich Zeit, Euch bereitzumachen. Und doch muss ich selbst kommen und Euch holen. Und finde Euch im Bett!« Guilhem öffnete den Mund, schloss ihn dann wieder. Er

sah, wie sich in Pelletiers Mundwinkeln und in den grauen Barthaaren Speicheltropfen sammelten.

»Nun seid Ihr wohl nicht mehr ganz so selbstherrlich! Was, habt Ihr nichts zu sagen? Ich warne Euch, du Mas, die Tatsache, dass Ihr mit meiner Tochter verheiratet seid, wird mich nicht daran hindern, an Euch ein Exempel zu statuieren.«

»Sire, ich habe ...«

Ohne Vorwarnung rammte ihm Pelletier die Faust in den Magen.

Es war kein harter Schlag, aber doch kräftig genug, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Überrumpelt taumelte Guilhem rückwärts gegen die Wand. Sogleich schloss sich Pelletiers kräftige Hand um seinen Hals, presste seinen Kopf nach hinten gegen den Stein. Aus den Augenwinkeln sah Guilhem, dass der *sirjan* an der Tür sich vorbeugte, um besser sehen zu können.

»Habe ich mich klar ausgedrückt?«, spuckte Pelletier ihm ins Gesicht und drückte etwas fester zu. Guilhem bekam kein Wort heraus. »Ich höre nichts, *gojat*«, sagte Pelletier. »Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Diesmal gelang es Guilhem, die Worte herauszuwürgen. »*Oc, Messire.*«

Er spürte, wie er dunkelrot anlief. Das Blut hämmerte ihm im Kopf. »Ich warne Euch, du Mas. Ich beobachte Euch. Ich warte. Und wenn Ihr nur einen falschen Schritt macht, werdet Ihr es bereuen. Haben wir uns verstanden?«

Guilhem rang nach Luft. Er konnte nur unter Mühen nicken, wobei seine Wange über die raue Maueroberfläche schabte, dann versetzte Pelletier ihm noch einen letzten wuchtigen Stoß, mit dem er ihm die Rippen gegen den harten Stein presste, und ließ endlich los.

Anstatt zurück in den Großen Saal zu gehen, stürmte Pelletier in die entgegengesetzte Richtung, hinaus in den

Hof.

Sobald er fort war, klappte Guilhem nach vorn, hustete und rieb sich den Hals, schnappte nach Luft wie ein Ertrinkender. Er massierte sich den Hals und wischte sich das verschmierte Blut von den Lippen.

Allmählich konnte Guilhem wieder normal atmen. Er ordnete seine Kleidung und überlegte schon, wie er Pelletier dafür zur Rechenschaft ziehen könnte, dass er ihn derart gedemütigt hatte. Gleich zweimal an einem Tag. Die Beleidigung war zu groß, um die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Als er endlich das gleichmäßige Stimmengemurmel wahrnahm,

das aus dem Saal drang, wurde ihm klar, dass er sich besser zu seinen Kameraden gesellte, ehe Pelletier zurückkam und ihn noch immer draußen stehen sah.

Der Wachposten machte keinen Hehl aus seiner Belustigung. »Was glotzt du so?«, schnauzte Guilhem ihn an. »Du hältst den Mund, verstanden, sonst kannst du was erleben.«

Die Drohung zeigte die gewünschte Wirkung. Der Mann schlug die Augen nieder und trat beiseite, um Guilhem vorbeizulassen. »Schon besser.«

Pelletiers Drohungen klangen ihm noch in den Ohren, als Guilhem so unauffällig wie möglich den Saal betrat. Nur sein hochrotes Gesicht und sein heftig pochendes Herz zeugten noch von dem, was geschehen war.

Kapitel 6

Vicomte Raymond-Roger Trencavel stand auf einem Podest am hinteren Ende des Großen Saals. Er sah, wie Guilhem du Mas verspätet hereingeschlichen kam, doch er wartete auf Pelletier.

Trencavels Kleidung war passend für diplomatische Verhandlungen, nicht für den Krieg. Sein roter, langärmeliger Rock mit Goldborte am Hals und an den Ärmelaufschlägen reichte ihm bis zu den Knien. Sein blauer Mantel wurde am Hals von einer großen, runden Goldschnalle zusammengehalten. Sie fing das Sonnenlicht ein, das durch die hohen Fenster oben in der Südwand hereinfiel. Hoch über seinem Kopf prangte ein riesiger Schild mit dem Trencavel-Wappen, mit zwei diagonal gekreuzten Metallspießen dahinter. Dasselbe Zeichen zierte Banner, Festgewänder und Rüstungen. Es hing über dem Fallgitter an dem durch einen Wassergraben geschützten Eingang der Porte Narbonnaise, wo es zum einen Freunde willkommen hieß, zum anderen an die historischen Bande zwischen der Trencavel-Dynastie und ihren Untertanen erinnerte. Links neben dem Schild hing ein Wandteppich mit einem tanzenden Einhorn darauf, der diese Wand schon seit Generationen schmückte.

Am hinteren Ende des Podestes war eine kleine Tür tief in die Wand eingelassen. Sie führte in die Privatgemächer des Vicomte im Tour Pinte, dem Wachturm und ältesten Teil des Chateau Comtal. Die Tür war mit einem langen blauen Vorhang abgedeckt, der mit drei Hermelinstreifen verziert war, dem Wappen der Trencavel. Der Vorhang schützte ein wenig vor der kalten

Zugluft, die im Winter durch den Großen Saal pfiff. Heute war er mit einer schweren Goldschnur zurückgebunden. Raymond-Roger Trencavel hatte seine frühe Kindheit in diesen Räumen verbracht und war

später mit seiner Frau Agnès de Montpellier und seinem zweijährigen Sohn und Erben zurückgekehrt, um wieder in diesen alten Mauern zu leben. Er kniete in derselben kleinen Kapelle nieder, in der schon seine Eltern gekniet hatten; er schlief in ihrem Eichenbett, in dem er geboren worden war. An Sommertagen wie diesem blickte er durch dasselbe Bogenfenster in die Dämmerung und schaute zu, wie die untergehende Sonne den Himmel über dem Pays d'Oc rot färbte.

Aus einiger Entfernung betrachtet, wirkte Trencavel ruhig und unbekümmert. Sein braunes Haar fiel ihm bis auf die Schultern, und er hielt die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Doch seine Miene war angespannt, und seine Augen huschten immer wieder zum Haupteingang.

Pelletier schwitzte heftig. Sein Gewand war steif und unbequem unter den Armen und klebte ihm am Rücken. Er fühlte sich alt. Der Aufgabe, die vor ihm lag, war er nicht mehr gewachsen. Pelletier hatte gehofft, dass ihm die frische Luft einen klaren Kopf verschaffen würde. Aber nein. Er war noch immer wütend auf sich, weil er die Beherrschung verloren hatte und sich durch seine Feindseligkeit gegenüber seinem Schwiegersohn von der anstehenden Aufgabe hatte ablenken lassen. Er konnte sich nicht den Luxus leisten, jetzt darüber nachzudenken. Um du Mas würde er sich falls nötig später kümmern. Jetzt war sein Platz an der Seite des Vicomte.

Aber auch Simeon wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen. Noch immer spürte Pelletier die sengende Angst, die sein Herz erfasst hatte, als er die Leiche im Wasser umdrehte. Und die Erleichterung, als das aufgedunsene Gesicht eines Fremden mit toten Augen zu ihm hochstarrte.

Die Hitze im Saal war unerträglich. Über einhundert Männer von Kirche und Staat drängten sich in dem heißen, stickigen Raum, der nach Schweiß, Furcht und Wein roch. Überall wurden halblaut unruhige und bedrückte Gespräche geführt.

Die Diener an der Tür verneigten sich, als Pelletier erschien, und brachten ihm rasch einen Becher Wein. Direkt gegenüber, auf der anderen Seite des Saales, stand eine Reihe Stühle mit hoher Rückenlehne aus dunklem, glänzendem Holz, ähnlich wie das Chorgestühl in der Kathedrale Sant-Nasari. Auf ihnen saß die Aristokratie des Midi, die Seigneurs von Mirepoix und Fanjeaux, Coursan und Termenes, Albi und Mazamet. Alle waren sie nach Carcassonne eingeladen worden, um den Festtag von Sant-Nasari zu feiern, und nun wurden sie stattdessen in den Rat berufen. Pelletier sah die Spannung auf ihren Gesichtern.

Er schritt gemächlich zwischen den Gruppen hindurch, den Consuln von Carcassonne und den führenden Bürgern der Marktflecken und Vororte Sant-Vicens und Sant-Miquel, und sein erfahrener Blick registrierte alles, ohne dass es ihm anzumerken war. Kirchenmänner und einige Mönche drückten sich im Schatten entlang der Nordwand, die Gesichter halb von ihren Kapuzen verdeckt und die Hände in den weiten Ärmeln ihrer Kutten gefaltet.

Die *chevaliers* von Carcassonne, darunter nun auch Guilhem du Mas, standen auf der anderen Seite des Saals vor dem gewaltigen gemauerten Kamin, der vom Boden bis zur Decke reichte. Der *escrivain* Jehan Congost, Trencavels Schreiber - und Gemahl von Pelletiers ältester Tochter Oriane-, saß ganz vorn an seinem hohen Schreibpult.

Pelletier blieb vor dem Podest stehen und verneigte sich. Erleichterung zeigte sich auf dem Gesicht von Vicomte Trencavel. »Verzeiht mir, *Messire*.«

»Schon gut, Bertrand«, sagte er und bedeutete Pelletier,

zu ihm zu treten. »Jetzt seid Ihr ja da.«

Sie wechselten ein paar Worte, die Köpfe eng zusammengesteckt, damit niemand mithören konnte. Dann gab Trencavel ihm ein Zeichen, und Pelletier wandte sich der Versammlung zu. »Hohe Herren«, rief er. »Hohe Herren, schweigt still und hört nun Euren *Seigneur*, Raymond-Roger Trencavel, Vicomte von Carcassona, Besiers und Albi.«

Trencavel trat ins Licht, breitete die Arme zum Gruß aus. Es wurde still im Saal. Niemand bewegte sich mehr. Niemand sprach.

»*Benvenguda*, hohe Herren, treue Freunde«, sagte er. Willkommen. Seine Stimme klang so rein und ruhig wie eine Glocke, strafte seine Jugend Lügen. »*Benvenguda a Carcassona*. Ich danke euch allen für eure Geduld und euer Erscheinen.« Pelletier ließ den Blick über das Gesichtermeer schweifen und versuchte die Stimmung der Menge einzuschätzen. Er sah Neugier, Begeisterung, Sorge um die eigenen Interessen und Angst, und er konnte jede dieser Empfindungen nach vollziehen. Solange sie nicht wussten, warum sie hergerufen worden waren und, wichtiger noch, was Trencavel von ihnen wollte, wusste keiner von ihnen, wie er sich verhalten sollte.

»Ich hoffe inständig«, sprach Trencavel weiter, »dass das Turnier und das Fest am Ende des Monats stattfinden können wie geplant. Heute haben wir jedoch eine Botschaft erhalten, die so ernst ist und so weitreichende Folgen haben kann, dass ich es für richtig erachte, sie euch mitzuteilen. Denn sie betrifft uns alle. Für diejenigen unter euch, die bei unserer letzten Versammlung nicht anwesend waren, möchte ich den Stand der Dinge zusammenfassen. Zu Ostern vor einem Jahr predigte Seine Heiligkeit Papst Innozenz III., dessen Legaten und Predigern es nicht gelungen war, die freien Menschen dieses Landes zum Gehorsam gegenüber der Kirche von Rom zu bewegen, einen Kreuzzug, um die Christenheit

von dem, wie er es nannte, >Geschwür der Häresie< zu befreien, das sich in den Landen des Pays d'Oc ungehindert ausbreitete.

Die so genannten Häretiker, die *Bons Homes*, waren, so behauptete er, schlimmer als die Sarazenen. Doch seine Worte trafen trotz all ihrer Leidenschaft und Wortgewalt auf taube Ohren. Der König von Frankreich blieb ungerührt. Unterstützung war kaum zu finden.

Ziel seines Hasses war mein Onkel Raymond VI., der Comte von Toulouse. Genau genommen waren die zügellosen Taten der Männer meines Onkels - die an der Ermordung des päpstlichen Legaten Pierre de Castelnau beteiligt waren - der Grund, warum Seine Heiligkeit auf das Pays d'Oc überhaupt aufmerksam wurde. Meinem Onkel wurde zur Last gelegt, die Verbreitung der Häresie in seinem Land zu dulden - und damit auch in unserem.« Trencavel zögerte, dann korrigierte er sich. »Nein, nicht die Häresie zu dulden, sondern die *Bons Homes* zu *ermuntern*, sich in seinem Herrschaftsgebiet niederzulassen.«

Ein ungemein asketisch aussehender Mönch, der ziemlich weit vorn stand, hob die Hand, um das Wort ergreifen zu dürfen. »Heiliger Bruder«, sagte Trencavel rasch. »Wenn ich noch ein wenig um Eure Geduld bitten dürfte. Sobald ich zum Ende gekommen bin, wird jeder Gelegenheit haben, etwas zu sagen. Dann können wir debattieren.«

Mit finsterer Miene ließ der Mönch den Arm wieder sinken. »Meine Freunde, die Grenze zwischen Duldung und Ermunterung ist ein schmaler Grat«, sprach Trencavel ruhig weiter. Pelletier nickte unwillkürlich und beglückwünschte ihn insgeheim für sein diplomatisches Geschick. »Und obwohl ich freimütig zugebe, dass der fromme Ruf meines Onkels nicht der ist, der er sein sollte« - Trencavel hielt inne, ließ seine darin enthaltene Kritik nachschwingen -, »und obendrein einräume, dass

sein Verhalten wahrlich nicht über jeden Tadel erhaben ist, so steht es uns doch nicht an, ein Urteil zu fällen, was in dieser Angelegenheit richtig und was falsch ist.« Er lächelte. »Sollen die Priester ihre theologischen Streitgespräche führen und uns Übrige in Frieden lassen.«

Er schwieg kurz. Ein Schatten legte sich auf sein Gesicht. Auf einmal war keinerlei Helligkeit mehr in seiner Stimme.

»Es war nicht das erste Mal, dass die Unabhängigkeit und Souveränität unserer Lande durch Invasoren aus dem Norden bedroht wurden. Ich habe keine ernsten Folgen befürchtet. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass christliches Blut mit dem Segen der katholischen Kirche auf christlichem Boden vergossen werden sollte.

Mein Onkel in Toulouse teilte meine Zuversicht nicht. Von Anbeginn hielt er die Gefahr einer Invasion für real. Um seine Besitzungen und seine Souveränität zu schützen, bot er uns ein Bündnis an. Was ich ihm darauf erwiderte, werdet Ihr sicherlich noch wissen: Dass wir, das Volk des Pays d'Oc, in Frieden mit unseren Nachbarn leben, seien es *Bons Homes*, Juden oder Sarazenen. Wenn sie unsere Gesetze wahren, wenn sie unsere Sitten und Gebräuche achten, dann gehören sie zu unserem Volk. So lautete damals meine Antwort.« Er hielt inne. »Und so würde sie auch heute noch lauten.«

Pelletier nickte beifällig, und er sah, dass eine Welle der Zustimmung alle im Saal erfasste, selbst die Bischöfe und die Priester. Nur der einzelne Mönch, ein Dominikaner, der Farbe seiner Kutte nach zu urteilen, blieb ungerührt. »Wir haben eine andere Auslegung von Duldung«, murmelte er mit seinem starken spanischen Akzent.

Von weiter hinten meldete sich eine andere Stimme zu Wort. »*Messire*, verzeiht mir, aber das alles ist uns bekannt. Das ist nichts Neues. Aber was ist nun? Warum ruft man uns in den Rat?«

Pelletier erkannte an dem arroganten, trägen Tonfall den unangenehmsten von Berenger de Massabrac's fünf Söhnen, und er wäre eingeschritten, hätte er nicht die Hand des Vicomte auf seinem Arm gespürt.

»Thierry de Massabrac«, sagt Trencavel mit trügerisch gütiger Stimme, »wir sind für Eure Frage dankbar. Doch die komplizierten Pfade der Diplomatie sind einigen von uns hier noch nicht so vertraut wie Euch.«

Einige Männer lachten, und Thierry wurde rot.

»Dennoch, Eure Frage ist berechtigt. Ich habe euch heute hier zusammengerufen, weil sich die Lage geändert hat.«

Obwohl keiner etwas sagte, veränderte sich die Atmosphäre spürbar. Falls der Vicomte die gestiegene Anspannung wahrnahm, so ließ er sich nichts anmerken, wie Pelletier erfreut feststellte, sondern sprach mit derselben Gelassenheit und Autorität weiter.

»Heute Morgen haben wir die Botschaft erhalten, dass die Bedrohung durch die Armee aus dem Norden größer ist - und unmittelbarer -, als wir dachten. Das Kreuzheer - wie diese unheilige Armee sich selbst nennt - hat sich am Festtag von Johannes dem Täufer in Lyon versammelt. Unserer Schätzung nach haben sage und schreibe zwanzigtausend *chevaliers* die Stadt überschwemmt, in Begleitung von wer weiß wie viel tausend Sappeuren, Priestern, Pferdeknechten, Zimmermännern, Geistlichen, Hufschmieden. Unter der Führung von Arnald-Amalric, dem Abt von Citeaux, hat das Kreuzheer Lyon verlassen.« Er hielt inne und blickte sich im Saal um. »Ich weiß, dieser Name ist für viele von euch wie ein Stich ins Herz.« Pelletier sah einige ältere Mitglieder des Rates nicken. »Bei ihm sind die katholischen Erzbischöfe von Reims, Sens und Rouen sowie die Bischöfe von Autun, Clermont, Nevers, Bayeux, Chartres und Lisieux. Was die weltliche Führung angeht, so ist König Philipp von Frankreich dem Ruf zu den

Waffen zwar nicht gefolgt und hat es auch seinem Sohn verboten, an seiner statt zu gehen, doch viele der mächtigsten Barone und Fürsten des Nordens haben es getan. Congost, bitte.«

Beim Klang seines Namens legte der *escrivain* wichtiguerisch seine Feder nieder. Das glatte Haar fiel ihm ins Gesicht. Seine Haut, weiß und schwammig, war fast durchscheinend von einem Leben, das sich überwiegend in geschlossenen Räumen abspielte.

Congost griff betont langsam nach unten in seine große lederne Beuteltasche und holte eine Pergamentrolle hervor. In seinen verschwitzten Händen schien sie ein Eigenleben zu haben. »Nun macht schon, Mann«, murmelte Pelletier halblaut. Congost blähte die Brust auf und räusperte sich mehrmals. Dann begann er vorzulesen.

»Eudes, Duc de Bourgogne; Hervé, Comte de Nevers; der Comte de Saint-Pol; der Comte de Auvergne; Pierre d'Auxerre; Hervé de Genève; Guy d'Evreux; Gaucher de Châtillon; Simon de Montfort ...«

Congosts Stimme war dünn und ausdruckslos, doch jeder Name schien wie ein Stein in einen trockenen Brunnen zu fallen und durch den Raum zu hallen. Das waren mächtige Feinde, einflussreiche Barone aus dem Norden und Osten mit ausreichend Waffen, Geld und Männern. Diese Gegner musste man ernst nehmen - und fürchten.

Allmählich wurde deutlich, was für eine gewaltige Armee sich da gegen den Süden sammelte. Selbst Pelletier, der die Liste schon gelesen hatte, lief ein kaltes Frösteln über den Rücken.

Jetzt erhob sich ein leises, stetiges Raunen: Erstaunen, Fassungslosigkeit und Zorn. Pelletiers Blick fiel auf den Katharerbischof von Carcassonne. Der Mann lauschte aufmerksam, mit unbeweglicher Miene, und um ihn herum standen einige führende Katharerpriester -

parfaits. Als Nächstes entdeckte Pelletiers scharfes Auge die verkniffene, von einer Kapuze beschattete Miene von Bérenger de Rochefort, dem katholischen Bischof von Carcassonne, der mit verschränkten Armen auf der anderen Seite des Saals stand, flankiert von seinen Priestern aus der Kathedrale Sant-Nasari und anderen aus Sant-Cernin.

Pelletier war zuversichtlich, dass de Rochefort zumindest vorerst eher Vicomte Trencavel ergeben bleiben würde als dem Papst. Aber wie lange noch? Einem Mann, der sich zwei Herren verpflichtet fühlte, war nicht zu trauen. Er würde die Seiten wechseln, so sicher wie die Sonne im Osten auf- und im Westen unterging. Nicht zum ersten Mal überlegte Pelletier, ob es nicht ratsam wäre, die Kirchenmänner jetzt zu entlassen, damit sie nichts hören konnten, von dem sie später das Gefühl hätten, es ihren Herren berichten zu müssen.

»Wir können ihnen standhalten, ganz gleich, wie viele es sind«, schrie jemand von hinten. »Carcassona ist uneinnehmbar!« Auch andere Stimmen wurden laut. »Und Lastours ebenfalls!« Bald darauf drangen Rufe aus jeder Ecke, hallten von den Wänden wider wie Donner in den Schluchten und Tälern der Montagne Noire. »Sollen sie doch in die Berge kommen«, rief wieder ein anderer. »Wir werden ihnen zeigen, was Kämpfen ist.«

Raymond-Roger hob die Hand und bedankte sich mit einem Lächeln für die lautstarke Unterstützung.

»Hohe Herren, meine Freunde«, sagte er, fast brüllend, um sich Gehör zu verschaffen. »Danke für euren Mut, eure unerschütterliche Treue.« Er schwieg einen Augenblick, wartete, bis der Lärm etwas abebbte. »Diese Männer aus dem Norden haben nichts mit uns gemein und wir nicht mit ihnen, bis auf das, was alle Menschen dieser Erde unter Gott verbindet. Den Verrat eines Mannes jedoch, der durch Pflicht, Familie und die Verantwortung, unsere Lande und unser Volk zu schützen, in

jeder Hinsicht an uns gebunden ist, hätte ich nicht erwartet. Ich spreche von meinem Onkel und Lehnsherrn, Raymond, Comte de Toulouse.»

Eine erschrockene Stille senkte sich über die Versammlung. »Vor einigen Wochen erreichten mich Berichte, mein Onkel habe sich einem derart entwürdigenden Ritual unterworfen, dass es mich beschämt, davon zu sprechen. Ich ließ die Gerüchte überprüfen. Sie entsprachen der Wahrheit. In der großen Kathedrale von Saint-Gilles war der Comte in Anwesenheit des päpstlichen Legaten wieder in die katholische Kirche aufgenommen worden. Er wurde bis auf die Hüfte entkleidet, trug einen Büsserstrick um den Hals und ließ sich von den Priestern geißeln, während er auf allen vieren herumkroch und um Vergebung flehte.«

Trencavel schwieg einen Moment, um seine Worte wirken zu lassen.

»Durch diese schändliche Demütigung wurde er wieder in die Arme der heiligen Mutter Kirche aufgenommen.« Ein verächtliches Raunen breitete sich im Saal aus. »Aber das ist noch nicht alles, meine Freunde. Ich bin sicher, dass er mit diesem schimpflichen Schauspiel bezweckte, die Kraft seines Glaubens und seine Ablehnung der Häresie zu beweisen. Doch selbst das genügte offenbar nicht, um die Gefahr abzuwenden, die er kommen gesehen hatte. Er hat die Herrschaft über seine Gebiete an die Legaten Seiner Heiligkeit des Papstes abgetreten. Und heute erfuhr ich ...« Er stockte. »Heute erfuhr ich, dass Raymond, Comte de Toulouse, mit einigen hundert Männern in Valence ist, nicht ganz eine Woche Fußmarsch von hier entfernt. Er wartet nur auf das Zeichen, um die Invasoren aus dem Norden bei Beaucaire über den Fluss in unsere Lande zu führen.« Er schwieg kurz. »Er hat das Kreuz der Kreuzfahrer genommen. Hohe Herren, er hat vor, gegen uns zu marschieren.«

Endlich brandete ein Sturm der Empörung durch den

Saal. »*Si- lenci*«, brüllte Pelletier vergeblich, bis seine Kehle heiser war. »Ruhe. Bitte, Ruhe!«

Es war ein ungleicher Kampf, eine Stimme gegen so viele.

Der Vicomte trat bis an den Rand des Podestes, stellte sich genau unter das Wappen der Trencavel. Seine Wangen waren gerötet, doch Kampfeslust leuchtete ihm aus den Augen, und Trotz und Mut spiegelten sich auf seinem Gesicht. Er breitete die Arme aus, als wollte er den Saal und alle darin umarmen. Sofort trat Ruhe ein.

»Und so stehe ich heute vor euch, meine Freunde und Verbündeten, im alten Geist der Ehre und Treue, der uns an unsere Brüder bindet, um euren guten Rat einzuholen. Uns, den Männern des Midi, stehen nur zwei Wege offen, und wir haben nur sehr wenig Zeit, um zu entscheiden, welchen wir einschlagen sollen. Die Frage ist einfach. *Per Carcassona!*« Für Carcassonne. »*Per lo Miegjorn.*« Für die Lande des Midi. »Müssen wir uns unterwerfen? Oder sollen wir kämpfen?«

Als Trencavel sich erschöpft von der Anstrengung in seinen Sessel sinken ließ, schwoll der Lärm im Saal erneut an.

Pelletier konnte nicht anders. Er beugte sich vor und legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter.

»Gut gesprochen, *Messire*«, sagte er leise. »Vortrefflich, mein Herr.«

Kapitel 7

Stunde um Stunde tobte die Debatte.

Diener hasteten hin und her, holten Körbe mit Brot und Trauben, Platten mit Fleisch und weißem Käse, füllten immer und immer wieder große Krüge Wein nach. Niemand aß viel, aber dafür wurde reichlich getrunken, was den Zorn schürte und die Urteilskraft schwächte.

Das Leben außerhalb des Chateau Comtal nahm weiter seinen gewohnten Gang. Die Kirchenglocken schlugen die Andachtsstunden an. Die Mönche sangen, und die Nonnen beteten zurückgezogen in Sant-Nasari. Auf den Straßen von Carcassonne gingen die Menschen der Stadt ihren Geschäften nach. In den Vororten und Hütten unterhalb der Festungsmauern spielten Kinder, Frauen arbeiteten, Händler und Bauern und Handwerker der Gilden aßen und plauderten und vertrieben sich die Zeit mit Würfelspielen.

Im Großen Saal wurden vernünftige Argumente zunehmend von Beleidigungen und Vorhaltungen verdrängt. Eine Seite wollte Standhaftigkeit zeigen. Die andere sprach sich für ein Bündnis mit dem Comte von Toulouse aus, mit der Begründung, dass gegen eine so große Armee wie die in Lyon, falls die Schätzungen zutrafen, selbst mit vereinten Kräften nichts auszurichten war.

Jedermann hörte bereits die Kriegstrommeln im Kopf schlagen. Manche stellten sich Ehre und Ruhm auf dem Schlachtfeld vor, das Klirren von Stahl auf Stahl. Andere sahen die Berge und Ebenen mit Blut bedeckt, sahen einen endlosen Strom von verarmten und verletzten Menschen besiegt durch das brennende Land taumeln.

Pelletier wanderte unentwegt in der Halle auf und ab, hielt Ausschau nach Anzeichen für Uneinigkeit oder Widerstand oder Einwände gegen die Autorität des Vicomte. Er sah jedoch nichts, was ihm ernsthaft Anlass

zur Sorge gab. Sein *Seigneur*, davon war er überzeugt, hatte genug getan, um alle an sich zu binden, und die Herren des Pays d'Oc würden sich ohne Rücksicht auf ihre jeweiligen Interessen um Vicomte Trencavel scharen, zu welcher Entscheidung er auch letztlich gelangen würde.

Die Schlachtlinien verliefen eher nach geographischen als nach ideologischen Vorgaben. Diejenigen, deren Ländereien in den ungeschützteren Ebenen lagen, wollten auf die Kraft von Verhandlungen setzen. Diejenigen, deren Herrschaftsgebiet im Hochland der Montagne Noire im Norden lag oder in den Sabarthès- Bergen und den Pyrenäen, waren entschlossen, dem Kreuzheer Widerstand zu leisten. Pelletier wusste, dass das Herz von Vicomte Trencavel für Letztere schlug. Er war aus dem gleichen Holz geschnitzt wie die Herren aus den Bergen und teilte ihren unbändigen Freiheitsdrang.

Doch Pelletier wusste auch, was Trencavels Kopf ihm sagte: Er konnte nur dann Schaden von seinem Land abwenden und sein Volk schützen, wenn er seinen Stolz herunterschluckte und verhandelte.

Am späten Nachmittag roch der Raum nach Enttäuschung und abgedroschenen Argumenten. Pelletier war müde. Diese Haarspaltereien, diese schönen Reden, die sich im Kreis drehten, ohne je zu einem Ergebnis zu kommen, hatten ihn zermürbt. Obendrein hatte er nun Kopfschmerzen. Er fühlte sich steif und alt, zu alt für solche endlosen Debatten, dachte er, während er den Ring drehte, den er immer am Daumen trug, und sich die schwielige Haut darunter bereits rötete.

Es war an der Zeit, die Sache abzuschließen.

Er ließ sich von einem Diener Wasser bringen, tunkte ein Stück Leinen in den Krug und reichte es dem Vicomte.

»Hier, *Messire*«, sagte er.

Dankbar nahm Trencavel das nasse Tuch und wischte sich damit über Stirn und Nacken.

»Meint Ihr, wir haben ihnen lange genug Zeit gelassen?«

»Das glaube ich, *Messire*«, antwortete Pelletier.

Trencavel nickte. Er hatte die Hände fest auf die geschnitzten Holzlehnen seines Sessels gelegt und wirkte so ruhig wie am Anfang, als er aufgestanden war und zum Rat gesprochen hatte. Viele ältere, erfahreneren Männer hätten Mühe gehabt, eine derartige Versammlung zu leiten, dachte Pelletier. Sein starker Charakter verlieh ihm den Mut, das durchzustehen.

»Bleibt es dabei, was wir zuvor besprochen haben, *Messire*?« »Es bleibt dabei«, entgegnete Trencavel. »Sie sind zwar nicht alle einer Meinung, doch ich denke, dass die Minderheit den Wünschen der Mehrheit folgen wird ...« Er verstummte, und zum ersten Mal schwang ein Anflug von Unsicherheit, Bedauern in seinen Worten mit. »Aber, Bertrand, ich wünschte, es gäbe einen anderen Weg.«

»Ich weiß, *Messire*«, sagte Pelletier leise. »Mir geht es genauso. Aber auch wenn es uns noch so sehr kränkt, wir haben keine andere Wahl. Eure einzige Hoffnung, Euer Volk zu schützen, liegt darin, einen Waffenstillstand mit Eurem Onkel auszuhandeln.« »Er könnte sich weigern, mich zu empfangen, Bertrand«, sagte Trencavel ruhig. »Bei unserer letzten Begegnung habe ich Dinge gesagt, die ich nicht hätte sagen sollen. Wir sind im Bösen auseinander gegangen.«

Pelletier legte Trencavel eine Hand auf den Arm. »Das Risiko müssen wir eingehen«, sagte er, obwohl er die Sorge des Vicomte teilte. »Seitdem ist einige Zeit vergangen. Die Tatsachen sprechen für sich. Falls das Kreuzheer wirklich so groß ist, wie man sagt - oder auch nur halb so groß -, dann sehe ich keine andere Möglichkeit. Innerhalb der Cité sind wir sicher, aber Euer Volk außerhalb der Mauern ... Wer wird diese Menschen

schützen? Nach der Entscheidung des Comte, das Kreuz zu nehmen, bleiben wir - bleibt *Ihr, Messire* - als einziges mögliches Ziel übrig. Das Kreuzheer wird sich jetzt nicht auflösen. Es braucht einen Feind, gegen den es kämpfen kann.«

Pelletier blickte in Raymond-Rogers bekümmertes Gesicht und sah Bedauern und Trauer darin. Er hätte ihm gern Trost gespendet, etwas gesagt, irgendetwas, aber er konnte nicht. Jeder Mangel an Entschlusskraft wäre verhängnisvoll. Es durfte keine Schwäche aufkommen, kein Zweifel. Von der Entscheidung des Vicomte Trencavel hing mehr ab, als der junge Mann je erfahren würde.

»Ihr habt alles getan, was Ihr tun könnt, *Messire*. Ihr müsst standhaft bleiben. Ihr müsst das hier beenden. Die Männer werden unruhig.«

Trencavel blickte kurz hoch zu dem Wappen über seinem Kopf, dann wieder zurück zu Pelletier. Einen Moment lang sahen sie sich in die Augen.

»Gebt Congost Bescheid«, sagte er.

Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung eilte Pelletier zu dem *escrivain*, der sich am Schreibpult gerade die steifen Finger massierte. Congosts Kopf schnellte hoch, aber er sagte nichts, als er nach seiner Feder griff, um die endgültige Entscheidung des Rates schriftlich festzuhalten.

Zum letzten Mal erhob sich Raymond-Roger Trencavel.

»Ehe ich meine Entscheidung verkünde, möchte ich euch allen danken. Ihr Herren von Carcasses, Razes, Albigeois und den Gebieten jenseits davon. Ich achte eure Stärke, eure Tapferkeit und eure Treue. Wir haben lange Stunden geredet, und ihr habt viel Geduld und Eifer bewiesen. Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Wir sind die unschuldigen Opfer eines Krieges, der nicht unser Werk ist. Was ich zu sagen habe, wird einige von euch enttäuschen, andere freuen. Ich hoffe, dass wir alle mit Gottes

Hilfe und Gnade den Mut finden, zueinander zu stehen.«

Er richtete sich zu voller Größe auf. »Für unser aller Wohl - und für die Sicherheit unseres Volkes - werde ich meinen Onkel und Lehnsherrn Raymond, Comte von Toulouse, um eine Audienz bitten. Wir wissen nicht, was daraus wird. Es ist nicht einmal sicher, ob mein Onkel bereit ist, mich zu empfangen, und die Zeit arbeitet gegen uns. Daher ist es wichtig, dass wir unsere Absichten geheim halten. Gerüchte verbreiten sich schnell, und wenn unser Vorhaben meinem Onkel zu Ohren kommt, könnte das unsere Verhandlungsposition schwächen. Daher werden die Turniervorbereitungen wie geplant fortgesetzt. Mein Ziel ist es, noch vor dem Festtag zurückzukehren, hoffentlich mit guten Neuigkeiten.« Er schwieg kurz, dann sprach er weiter. »Ich werde morgen bei Tagesanbruch aufbrechen, in Begleitung einer kleinen Eskorte *chevaliers* und, mit eurer Erlaubnis, Vertretern des großen Hauses Cabaret sowie Minerve, Foix, Quillan ...« »Mein Schwert gehört Euch, *Messire*«, rief ein *chevalier*. »Und meines auch«, schrie ein anderer. Einer nach dem anderen fielen die Männer im Saal auf die Knie.

Lächelnd hob Trencavel die Hand.

»Euer Mut, eure Tapferkeit, ehren uns alle«, sagte er. »Mein Haushofmeister wird diejenigen verständigen, deren Dienste benötigt werden. Jetzt jedoch, meine Freunde, bitte ich euch, mich zu entschuldigen. Ich schlage vor, jeder kehrt in seine Unterkunft zurück und ruht sich aus. Wir sehen uns an der Abendtafel wieder.«

In der allgemeinen Unruhe, die entstand, als Vicomte Trencavel die Halle verließ, bemerkte niemand eine einsame Gestalt in einem blauen Kapuzenmantel, die aus einer dunklen Ecke trat und durch die Tür nach draußen schlüpfte.

Kapitel 8

Die Vesporglocke war längst verstummt, als Pelletier endlich aus dem Tour Pinte trat.

Er spürte jedes einzelne seiner zweiundfünfzig Jahre, als er den Vorhang beiseite hob und zurück in den Großen Saal ging. Mit müden Händen rieb er sich die Schläfen, um das unaufhörliche Hämmern in seinem Kopf zu lindern.

Vicomte Trencavel hatte im Anschluss an die Versammlung noch stundenlang mit seinen stärksten Verbündeten erörtert, wie man sich dem Comte von Toulouse am besten nähern sollte. Sie hatten etliche Entscheidungen gefällt, und Boten waren aus dem Chateau Comtal galoppiert, um Briefe nicht nur zu Raymond VI. zu bringen, sondern auch zu den päpstlichen Legaten, dem Abt von Citeaux und Trencavels Consuln und *viguiers* in Beziers. Die *chevaliers*, die den Vicomte begleiten sollten, waren in Kenntniss gesetzt worden. In den Ställen und in der Schmiede liefen bereits Vorbereitungen, die noch bis spät in die Nacht dauern würden.

Es lag eine gedämpfte, aber erwartungsvolle Stille im Saal. Da man am nächsten Morgen schon in aller Frühe aufbrechen würde, sollte statt des geplanten Banketts ein zwangloseres Abendessen stattfinden. Tischplatten waren in langen Reihen aufgebockt worden, die quer durch den Raum von Norden nach Süden verliefen. Es gab keine Tischtücher, aber in der Mitte jedes Tisches flackerten schummrige Kerzen. In den Halterungen hoch an der Wand loderten bereits die Fackeln und ließen die Schatten tanzen und springen.

Am hinteren Ende des Raumes gingen Diener ein und aus. Sie trugen Platten herein, die eher üppig als festlich waren. Hirsch- und anderes Wildbret, Hähnchenschenkel mit spanischem Pfeffer, Tonschüsseln mit Bohnen und

Wurst und frisch gebackenem weißen Brot, in Honig gedämpfte dunkelblaue Pflaumen, hellroter Wein aus den Weinbergen der Corbières und Krüge mit Bier für alle, die nicht so viel vertrugen.

Pelletier nickte beifällig. Er war zufrieden. In seiner Abwesenheit hatte François ihn gut vertreten. Alles sah so aus, wie es aussehen sollte, und bot das richtige Maß an Höflichkeit und Gastlichkeit, wie es die Gäste des Vicomte Trencavel mit Recht erwarten konnten.

François war ein guter Diener, trotz seines unglücklichen Einstiegs in das Leben. Seine Mutter hatte im Dienst von Pelletiers französischer Frau Marguerite gestanden und war als Diebin gehenkt worden, als François noch ein Kind war. Sein Vater war unbekannt. Als Pelletiers Frau vor neun Jahren gestorben war, hatte er sich François' angenommen, ihn ausgebildet und als Diener eingestellt. Von Zeit zu Zeit gönnte er sich einen gewissen Stolz darauf, wie gut François sich entwickelt hatte.

Pelletier trat hinaus in den Cour d'Honneur. Hier war die Luft kühl, und er blieb einen Augenblick im Eingang stehen. Kinder tollten um den Brunnen, ernteten dann und wann von ihren Kinderfrauen einen Klaps auf die Beine, wenn sie zu ausgelassen wurden. Ältere Mädchen, die Arme eingehakt, schlenderten im Zwielficht umher, plauderten, flüsterten einander Geheimnisse zu.

Den kleinen dunkelhaarigen Jungen, der im Schneidersitz an der Kapelle vor der Mauer saß, bemerkte er zunächst gar nicht.

»*Messire! Messire!*«, rief der Junge und sprang auf. »Ich habe etwas für Euch.«

Pelletier achtete nicht auf ihn. »*Messire.*« Der Junge gab nicht auf und zupfte ihn sogar am Ärmel, um auf sich aufmerksam zu machen. »Intendant Pelletier, bitte. Wichtig.«

Er spürte, wie etwas in seine Hand geschoben wurde.

Als er gereizt nach unten blickte, sah er, dass es ein Brief war, geschrieben auf dickem, cremefarbenem Pergament. Auf der Vorderseite stand sein Name in einer altvertrauten, unverwechselbaren Handschrift. Pelletier hatte sich eingeredet, dass er sie nie Wiedersehen würde.

Er packte den Jungen beim Nacken. »Woher hast du den Brief?«, fragte er beschwörend und schüttelte ihn grob. »Sprich.« Der Junge zappelte wie ein Fisch am Haken, versuchte sich loszureißen. »Sag schon. Sofort.«

»Den hat mir ein Mann am Tor gegeben«, wimmerte der Kleine. »Tut mir nicht weh. Ich habe nichts getan.«

Pelletier schüttelte ihn noch fester. »Was für ein Mann?«

»Ein Mann eben.«

»So einfach kommst du mir nicht davon«, schnauzte Pelletier ihn an, und seine Stimme wurde lauter. »Du kannst dir einen *soi* verdienen, wenn du mir sagst, was ich wissen will. War der Mann jung? Alt? War es ein Soldat?« Er stockte. »Ein Jude?«

Er schoss Frage um Frage ab, bis er dem Jungen, er hieß Pons, alles aus der Nase gezogen hatte. Viel war es nicht. Pons erzählte, dass er mit seinen Freunden in dem Graben vom Château Comtal gespielt hatte. Sie wollten von einer Seite der Brücke zur anderen gelangen, ohne von den Wachen erwischt zu werden. Als es anfang zu dämmern, hatte ein Mann sie angesprochen und gefragt, ob einer von ihnen den Intendant Pelletier vom Sehen kenne. Pons hatte bejaht, und der Mann hatte ihm einen *soi* dafür gegeben, dass er den Brief überbrachte. Er hatte gesagt, es sei sehr wichtig und sehr dringend.

Der Mann hatte nichts Auffälliges an sich gehabt. Er war mittleren Alters, weder jung noch alt. Seine Haare und seine Haut waren nicht besonders dunkel und auch nicht besonders hell. Ihm war nicht aufgefallen, ob der Mann einen Ring trug, weil seine Hände unter dem Mantel versteckt gewesen waren.

Als Pelletier endlich überzeugt war, dass aus dem

Jungen nicht mehr herauszuholen war, griff er in seinen Geldbeutel und gab ihm eine Münze.

»Hier. Das ist für deine Mühe. Und nun geh.«

Das ließ sich Pons nicht zweimal sagen. Er rannte davon, so schnell ihn seine Beine trugen.

Pelletier ging wieder hinein, den Brief fest an die Brust gedrückt. Er bemerkte niemanden, als er durch den Gang eilte, der zu seinem Gemach führte.

Die Tür war verschlossen. Pelletier verfluchte seine eigene Vorsicht, als er vor lauter Hast den Schlüssel nicht gleich ins Schloss bekam. François hatte die *calèlhs* angezündet, die Öllampen, und ihm wie jeden Abend für die Nacht ein Tablett mit einem Krug Wein und zwei Tonbechern auf den Tisch in der Mitte des Raumes gestellt. Das glänzend polierte Messingtablett schimmerte in dem flackernden goldenen Licht.

Pelletier goss sich einen Becher ein, um seine Nerven zu beruhigen, und in seinem Kopf überschlugen sich angestaubte Bilder, Erinnerungen an das Heilige Land und die langen roten Schatten der Wüste. An die drei Bücher und das uralte Geheimnis, das ihre Seiten bargen.

Der deftige Wein schmeckte sauer auf der Zunge und rann ihm schmerzhaft durch die Kehle. Er leerte den Becher in einem Zug und füllte ihn erneut. Viele Male hatte er sich vorzustellen versucht, wie er sich in diesem Augenblick fühlen würde. Und jetzt, wo der Augenblick endlich gekommen war, fühlte er sich taub.

Pelletier setzte sich, legte den Brief auf den Tisch und die Hände flach daneben. Er wusste, was darin stand. Es war die Botschaft, die er seit vielen Jahren erwartet und gefürchtet hatte, seit er nach Carcassonne gekommen war. In jener Zeit war das blühende und aufgeschlossene Land des Midi ein scheinbar sicheres Versteck gewesen.

Und dann, während Jahr für Jahr verging, hatte Pelletier immer weniger damit gerechnet, irgendwann gerufen zu werden. Der Alltag hatte sein Leben bestimmt. Die Gedanken an die Bücher waren aus seinem Kopf gewichen. Am Ende hatte er fast vergessen, dass er überhaupt auf etwas wartete.

Über zwanzig Jahre waren vergangen, seit er den Verfasser des Briefes zuletzt gesehen hatte. Bis jetzt, so wurde ihm klar, hatte er nicht einmal gewusst, ob sein Lehrer und Mentor noch lebte. Denn Harif war es gewesen, der ihn im Schatten der Olivenhaine auf den Hügeln vor den Toren Jerusalems lesen gelehrt hatte. Harif war es, der seine Sinne für eine Welt geöffnet hatte, die herrlicher war, wunderbarer war als alles, was Pelletier je gekannt hatte. Harif war es, der ihn darüber aufgeklärt hatte, dass Sarazenen, Juden und Christen alle nur unterschiedliche Pfade zu dem einen Gott beschritten. Und Harif war es, der ihm offenbart hatte, dass jenseits von allem Wissen eine Wahrheit lag, die viel älter, ehrwürdiger und absoluter war als alles, was die Welt seiner Zeit zu bieten hatte.

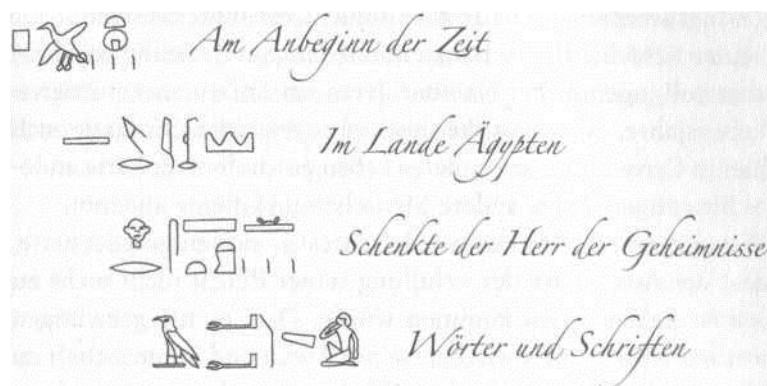
Die Nacht von Pelletiers Aufnahme in die *Noublesso de los Ser* es stand ihm noch so deutlich und klar vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Die schimmernden goldfarbenen Gewänder und das gebleichte Weiß des Altartuches, so blendend wie die Festungen, die auf den Bergen oberhalb von Aleppo zwischen Zypressen und Orangenhainen leuchteten. Der Duft des Weihrauchs, das Auf und Nieder der Stimmen, die in der Dunkelheit raunten. Erleuchtung.

In jener Nacht, die eine Ewigkeit zurücklag, wie es Pelletier inzwischen erschien, hatte er in das Herz des Labyrinths geblickt und geschworen, das Geheimnis mit seinem Leben zu schützen. Er zog die Öllampe näher heran. Selbst wenn das Siegel nicht wäre, hätte er keinen Zweifel daran, dass der Brief von Harif war. Seine

Handschrift war unverwechselbar, die Eleganz der Buchstaben und die exakten Proportionen.

Pelletier schüttelte den Kopf, versuchte die Erinnerungen zu vertreiben, die ihn zu überwältigen drohten. Er holte tief Luft, schob dann das Messer unter das Siegel. Das Wachs riss mit einem leisen Knacken auf. Er strich das Pergament glatt.

Der Brief war kurz. Oben auf dem Blatt waren die Symbole, die Pelletier an den gelben Wänden der Labyrinth-Höhle in den Bergen außerhalb der Heiligen Stadt gesehen hatte. Es waren Schriftzeichen der alten Sprache von Harifs Ahnen, und außer den Eingeweihten der *Noublesso* verstand sie niemand mehr.



Pelletier sprach die Wörter laut, und ihr vertrauter Klang beruhigte ihn. Dann las er Harifs Brief.

Fraire,

es ist Zeit. Dunkelheit senkt sich über dieses Land. Schreckliches liegt in der Luft, etwas Böses, das alles Gute zerstören und verderben wird. Die Texte sind in den Ebenen des Pays d'Oc nicht mehr sicher. Es ist Zeit, die Trilogie wieder zu vereinen. Euer Bruder erwartet Euch in

Besiers, Eure Schwester in Carcassona. Euch fällt die Aufgabe zu, die Bücher an einen sichereren Ort zu bringen.

Zaudert nicht. Die Sommerpässe nach Navarra werden an Toussaints geschlossen sein, vielleicht auch früher, wenn der Schnee früh kommt. Ich werde Euch zum Festtag von Sant Miquel erwarten.

Pas a pas, se va luenh.

Der Stuhl knarrte, als Pelletier sich jäh zurücklehnte. Es war nicht mehr, als er erwartet hatte. Harifs Anweisungen waren klar. Er verlangte nur das, was Pelletier einmal geschworen hatte. Und doch fühlte er sich, als wäre ihm die Seele aus dem Leib gesaugt worden und hätte eine hohle Leere hinterlassen.

Seinen Schwur, die Bücher zu hüten, hatte er freiwillig gegeben, aber voll jugendlicher Naivität. Jetzt, am Ende seiner mittleren Lebensjahre, war alles komplizierter geworden. Er hatte sich hier in Carcassonne ein anderes Leben geschaffen. Er hatte andere Bindungen, liebte andere Menschen und diente anderen.

Erst jetzt wurde ihm klar, wie felsenfest er sich eingeredet hatte, dass der Augenblick der Erfüllung seiner Pflicht nicht mehr zu seinen Lebenszeiten kommen würde. Dass er nie gezwungen werden würde, sich zwischen seiner Treue und Freundschaft zu Vicomte Trencavel und seiner Pflicht gegenüber der *Noblesso* entscheiden zu müssen.

Niemand konnte zwei Herren ehrenhaft dienen. Wenn er tat, was Harif von ihm verlangte, musste er den Vicomte in der Stunde größter Not im Stich lassen. Doch jeder Augenblick, den er an Raymond-Rogers Seite blieb, wäre eine Verweigerung seiner Pflicht gegenüber der *Noblesso*.

Pelletier las den Brief erneut, betete darum, dass ihm eine Lösung einfiele. Diesmal stachen ihm bestimmte

Worte, bestimmte Formulierungen ins Auge. »*Euer Bruder erwartet Euch in Beziers.*«

Damit konnte Harif nur Simeon meinen. Aber in Beziers? Pelletier hob den Becher an die Lippen und trank, ohne etwas zu schmecken. Wie seltsam, dass Simeon ihm nach vielen Jahren der Abwesenheit gerade heute mit solcher Macht in den Sinn gekommen war.

Eine Laune des Schicksals ? Zufall ? Pelletier glaubte weder an das eine noch an das andere. Aber wie war dann das Grauen zu erklären, das ihn erfasst hatte, als Alaïs die Leiche des Mannes beschrieb, der ermordet im Wasser der Aude trieb? Es gab keinen Grund für die Befürchtung, dass es Simeon wäre, und doch war er sich so sicher gewesen.

Und dann: »*Eure Schwester in Carcassona.*«

Verwundert malte Pelletier mit der Fingerspitze ein Muster in die dünne Staubschicht auf dem Holztisch. Ein Labyrinth.

Sollte Harif eine Frau zur Hüterin gemacht haben? War sie die ganze Zeit hier in Carcassonne gewesen, direkt vor seiner Nase? Er schüttelte den Kopf. Das konnte nicht sein.

Kapitel 9

Alaïs stand am Fenster und wartete auf Guilhems Rückkehr. Der Himmel über Carcassonne war ein tiefes, samtenes Blau und breitete einen weichen Mantel über das Land. Der trockene Abendwind aus dem Norden, der *Cers*, wehte sanft aus den Bergen herab, brachte die Blätter der Bäume und das Schilf am Ufer der Aude zum Rascheln, trug die Verheißung kühlerer Luft in sich.

In Sant-Miquel und Sant-Vicens leuchteten einzelne Lichter. In den gepflasterten Straßen der Cité wimmelte es von Menschen, die aßen und tranken, Geschichten erzählten und Lieder von Liebe und Tapferkeit und Abschied sangen. Gleich um die Ecke vom Hauptplatz brannten noch immer die Feuer der Schmiede. *Warten. Immerzu warten.*

Alaïs hatte sich die Zähne mit Kräutern eingerieben, um sie weißer zu machen, und sie hatte ein kleines Duftkissen mit Vergissmeinnicht am Halsausschnitt in ihr Kleid eingenäht. Der Raum war erfüllt vom süßen Aroma brennender Lavendelzweige.

Die Versammlung des Rates war schon seit einiger Zeit zu Ende, und Alaïs hatte mit Guilhems Kommen gerechnet, zumindest mit einer Nachricht von ihm. Gesprächsfetzen trieben von unten aus dem Hof zu ihr hoch wie Rauchfahnen. Sie sah kurz den Mann ihrer Schwester Oriane, Jehan Congost, über den Hof hasten. Sie zählte sieben oder acht *chevaliers* des Hofes und ihre *écuyers*, die zielstrebig zur Schmiede eilten. Zuvor hatte sie ihren Vater bemerkt, wie er mit einem kleinen Jungen schimpfte, der an der Kapelle herumgelungert hatte.

Keine Spur von Guilhem.

Alaïs seufzte. Sie war verärgert, weil sie die ganze Zeit über vergebens hier in ihrem Gemach gewartet hatte. Sie drehte sich um, ging ziellos vom Tisch zum Stuhl und wieder zurück, ihre unruhigen Finger suchten nach

irgendeiner Beschäftigung. Sie blieb vor ihrem Webrahmen stehen und starrte auf den kleinen Zierteppich für Frau Agnès, an dem sie gerade arbeitete, ein kompliziertes Muster aus wilden Tieren und langschwänzigen Vögeln vor einer Burgmauer. Normalerweise fand Alaïs Trost in derlei zarter Handarbeit, wenn das Wetter oder ihre Aufgaben am Hof sie zwangen, in ihrem Gemach zu bleiben.

Heute Abend jedoch konnte sie sich mit nichts beruhigen. Die Nadeln steckten unberührt in dem Rahmen, das Garn, das Sjahë ihr geschenkt hatte, lag noch eingepackt daneben. Die Tinkturen, die sie früher am Tag aus Brustwurz und Beinwell zubereitet hatte, waren säuberlich beschriftet und standen auf einem Regalbrett in der kühnsten und dunkelsten Ecke des Raumes aufgereiht. Sie hatte das Holzbrett so oft in die Hand genommen und betrachtet, bis sie es leid war, und ihre Finger waren schon fast wund davon, immer wieder über das Muster des Labyrinths zu fahren. Und sie wartete, wartete.

»*Es totjorn lo meteis*«, murmelte sie. Immer das gleiche Lied. Alaïs ging zum Spiegel hinüber und betrachtete sich. Ein kleines, ernstes, herzförmiges Gesicht mit intelligenten braunen Augen und blassen Wangen, weder unscheinbar noch schön. Alaïs zupfte am Ausschnitt ihres Gewandes, so wie sie das bei anderen Frauen gesehen hatte, damit er etwas eleganter aussah. Wenn sie vielleicht ein Stück Spitze annähen würde ...

Ein lautes Klopfen an der Tür riss sie aus ihren Gedanken. *Perfin*. Endlich. »Ja, bitte«, rief sie.

Die Tür ging auf. Das Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht. »François. Was ist denn?«

»Intendant Pelletier wünscht Euch zu sehen, Herrin.«

»Um diese Stunde?«

François trat verlegen von einem Bein aufs andere.

»Er erwartet Euch in seinem Gemach. Ich glaube, es

besteht Grund zur Eile, Dame Alaïs.«

Sie warf ihm einen Blick zu, erstaunt, dass er ihren Namen benutzt hatte. So ein Missgeschick war ihm noch nie unterlaufen. »Ist etwas geschehen?«, fragte sie rasch. »Geht es meinem Vater nicht gut?«

François zögerte. »Er ist sehr ... besorgt. Er wäre dankbar, wenn Ihr sogleich zu ihm kommen könntet.«

Sie seufzte. »Irgendwie läuft bei mir heute alles verquer.« Erblickte verwirrt. »Herrin?«

»Schon gut, François. Ich bin heute Abend ein wenig unpässlich. Natürlich komme ich, wenn mein Vater es wünscht. Gehen wir?«

Am anderen Ende des Wohntraktes saß Oriane in ihrem Zimmer mitten auf dem Bett und hatte die langen, wohlgeformten Beine unter den Körper gezogen.

Ihre grünen Augen waren halb geschlossen, wie bei einer Katze. Ein selbstzufriedenes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, während sie sich die prächtigen schwarzen Locken kämmen ließ. Hin und wieder spürte sie leicht die Zinken des Hornkamms auf der Haut, zart und verlockend.

»Das ist sehr ... entspannend«, sagte sie.

Der Mann stand hinter ihr. Er war nackt bis zur Taille, und zwischen seinen breiten, starken Schultern glänzte ein wenig Schweiß. »Entspannend?«, sagte er leichthin. »Das war nicht unbedingt meine Absicht.«

Sie spürte seinen warmen Atem im Nacken, als er sich vorbeugte, um ihr das Haar aus dem Gesicht zu streichen und es zusammengedreht auf den Rücken zu legen.

»Ihr seid sehr schön«, flüsterte er.

Er begann, ihr die Schultern und den Hals zu massieren, zunächst sanft, dann fester. Oriane neigte den Kopf, als seine geschickten Hände ihre Wangenknochen, ihre Nase, ihr Kinn nachzeichneten, als wollte er sich ihre Gesichtszüge einprägen. Von Zeit zu Zeit glitten seine

Finger tiefer, zu der weichen weißen Haut an ihrer Kehle.

Oriane nahm seine Hand, hob sie an ihren Mund und leckte mit der Zunge über die Fingerspitzen. Er zog sie an sich. Sie spürte die Wärme und die Kraft seines Körpers, spürte den Beweis, wie sehr er sie begehrte, an ihrem Rücken. Er drehte sie um, sodass sie ihn ansah, dann öffnete er ihre Lippen mit den Fingern und küsste sie.

Sie achtete nicht auf das Geräusch von Schritten draußen auf dem Gang, bis plötzlich jemand gegen die Tür hämmerte. »Oriane!«, rief eine schrille, gereizte Stimme. »Seid Ihr da?« »Es ist Jehan«, hauchte sie atemlos, weniger erschreckt als verärgert über die Unterbrechung.

Sie öffnete die Augen. »Ihr habt doch gesagt, dass er nicht so schnell zurückkommt.«

Er blickte zur Tür. »Das habe ich auch gedacht. Als ich gegangen bin, sah es so aus, als hätte der Vicomte noch einiges für ihn zu tun. Ist abgeschlossen?«

»Natürlich«, sagte sie.

»Wird ihm das nicht seltsam Vorkommen?«

Oriane zuckte die Achseln. »Ich lass mir schon etwas einfallen. Aber jetzt versteckt Euch.« Sie deutete auf einen Wandteppich, der am unteren Ende des Bettes hing und hinter dem sich eine kleine Nische befand. »Keine Sorge«, lächelte sie, als sie seinen Gesichtsausdruck sah. »Ich wimmele ihn so schnell wie möglich wieder ab.«

»Und wie wollt Ihr das anstellen?«

Sie schlang die Arme um seinen Hals und zog ihn zu sich herab, so nah, dass er ihre Wimpern auf seiner Haut spüren konnte. Er presste sich gegen sie.

»Oriane?«, jammerte Congost, jetzt mit lauterer Stimme. »Macht sofort die Tür auf.«

»Das werdet Ihr gleich sehen«, raunte sie, neigte sich herab und küsste seine Brust und, noch etwas tiefer, seinen festen Bauch. »So, jetzt verschwindet schnell. Ich muss ihn reinlassen, bevor er völlig die Geduld verliert.«

Sobald sich ihr Geliebter gut versteckt hatte, lief Oriane auf Zehenspitzen zur Tür, drehte lautlos den Schlüssel im Schloss, rannte dann zum Bett zurück und ordnete die Vorhänge um sich herum. Sie würde sich einen kleinen Spaß erlauben.

»Oriane!«

»Gemahl«, antwortete sie ungehalten. »Euer Geschrei ist unnötig. Die Tür ist auf.«

Oriane hörte, wie die Klinke hinuntergedrückt wurde, dann öffnete sich die Tür und fiel laut wieder zu. Ihr Ehemann kam ins Zimmer gehastet. Sie hörte das Klacken von Metall auf Holz, als er seine Kerze auf den Tisch stellte.

»Wo seid Ihr?«, fragte er gereizt. »Und warum ist es hier so dunkel? Mir ist nicht nach Spielchen zu Mute.«

Oriane lächelte. Sie rekelte sich auf den Kissen, die Beine leicht gespreizt und die glatten, nackten Arme über den Kopf gereckt. Sie wollte nichts seiner Phantasie überlassen.

»Ich bin hier, mein Gemahl.«

»Die Tür war verschlossen, als ich gekommen bin«, sagte er gereizt, zog die Vorhänge zurück und verstummte dann.

»Nun, dann habt Ihr vielleicht nicht... fest genug ... gedrückt«, sagte sie.

Oriane sah, wie sein Gesicht zuerst weiß wurde, dann dunkelrot. Die Augen traten ihm aus den Höhlen, und sein Mund klappte auf, als er auf ihre festen, vollen Brüste mit den dunklen Brustwarzen starrte, auf ihr loses Haar, das wie eine sich windende Masse Schlangen um sie herum auf dem Kissen lag, auf die geschwungene Linie ihrer schmalen Taille und die zarte Wölbung ihres Bauches, das Dreieck aus schwarzem Kraushaar zwischen ihren Schenkeln.

»Was soll das?«, kreischte er. »Bedeckt Eure Blöße, sofort.« »Ich habe geschlafen, mein Gemahl«, entgegnete

sie. »Ihr habt mich geweckt.«

»Ich habe Euch geweckt? Ich habe Euch geweckt?«, stammelte er. »Ihr habt so geschlafen ... so?«

»Die Nacht ist heiß, Jehan. Darf ich denn nicht so schlafen, wie ich möchte, hier in meinem eigenen Zimmer?«

»Es hätte doch jeder hereinkommen und Euch so sehen können. Eure Schwester, Eure Dienerin Guirande. Jeder!«

Oriane setzte sich langsam auf und sah ihn trotzig an, zwirbelte eine Haarsträhne zwischen den Fingern. »Jeder?«, fragte sie sarkastisch. »Guirande habe ich weggeschickt«, sagte sie unterkühlt. »Für *ihre* Dienste hatte ich keine weitere Verwendung.« Sie sah ihm an, dass er sich am liebsten abwenden wollte, es aber nicht konnte. In seinen ausgetrockneten Adern wetteiferten Verlangen und Widerwillen miteinander.

»Jeder hätte hereinkommen können«, wiederholte er, diesmal weniger selbstbewusst.

»Ja, wahrscheinlich habt Ihr Recht. Aber es ist niemand gekommen. Außer Euch, natürlich, mein Gemahl.« Sie lächelte. Es war der Ausdruck eines Raubtieres, kurz bevor es zuschlägt. »Und nun, da Ihr hier seid, könnt Ihr mir vielleicht verraten, wo Ihr gewesen seid?«

»Ihr wisst, wo ich war«, fauchte er. »Im Rat.«

Sie lächelte. »Im Rat? Die ganze Zeit? Der Rat ist doch schon lange vor Einbruch der Dunkelheit auseinander gegangen.« Congost wurde wieder rot. »Was fällt Euch ein, meine Worte anzuzweifeln?«

Oriane kniff die Augen zusammen. »Beim Sant Foy, Jehan, Ihr seid ein Wichtigtuer. »>Was fällt Euch ein ...<« Die Parodie war gekonnt, und ihre Grausamkeit ließ beide Männer zusammenzucken. »Kommt schon, Jehan, sagt mir, wo Ihr gewesen seid. Ging es vielleicht um Staatsaffären? Oder wart Ihr gar bei einer Geliebten, e, Jehan? Habt Ihr hier irgendwo im Chateau eine Geliebte versteckt?«

»Wie könnt Ihr es wagen, so mit mir zu sprechen. Ich ...« »Andere Männer sagen ihren Ehefrauen, wo sie gewesen sind. Warum Ihr nicht? Es sei denn, Ihr habt einen guten Grund dafür, wie ich schon sagte.«

Congost brüllte sie an. »Andere Männer sollten lernen, ihre Zunge zu zügeln. So etwas geht Frauen nichts an.«

Oriane bewegte sich langsam über das Bett auf ihn zu.

»So etwas geht Frauen nichts an«, sagte sie. »Wirklich nicht?« Ihre Stimme war tief und voller Gehässigkeit. Congost wusste, dass sie sich über ihn lustig machte, aber er durchschaute die Spielregeln nicht. Wie immer.

Orianes Hand schnellte vor und fasste nach der verräterischen Ausbuchtung unter seiner Tunika. Zufrieden bemerkte sie die Panik und die Verblüffung in seinen Augen, als sie anfang, ihre Hand auf und ab zu bewegen.

»Also, mein Gemahl«, sagte sie verächtlich. »Dann erklärt mir doch bitte, was Frauen Eurer Meinung nach angeht. Die Liebe?« Sie drückte fester zu. »Das hier? Wie würdet Ihr das nennen, Lust?«

Congost ahnte die Falle, aber er war von ihr gebannt und wusste nicht, was er sagen oder tun sollte. Unwillkürlich beugte er sich zu ihr vor. Seine feuchten Lippen klappten auf und zu wie ein Fischmaul, und seine Augen schlossen sich fest. Er mochte sie ja verachten, aber sie schaffte es immer wieder, dass er sie wollte, denn trotz all seiner Belesenheit und Schriftkunde wurde er genau wie alle Männer von diesem Ding beherrscht, das zwischen seinen Beinen hing. Er widerte sie an.

Unvermittelt nahm sie ihre Hand weg, nachdem sie die gewünschte Reaktion erzielt hatte.

»Nun, Jehan«, sagte sie kalt. »Wenn Ihr mir nichts erzählen möchtet, dann könnt Ihr auch gehen. Ich habe hier keine Verwendung für Euch.«

Oriane sah etwas in ihm zerbrechen, als erinnere er sich in diesem Moment an alle Enttäuschungen und

Rückschläge, die er in seinem Leben erlitten hatte. Ehe sie sich's versah, hatte er sie so hart geohrfeigt, dass sie rückwärts aufs Bett fiel.

Verblüfft schnappte sie nach Luft.

Congost stand reglos da und starrte auf seine Hand, als hätte sie nichts mit ihm zu tun.

»Oriane, ich ...«

»Ihr seid jämmerlich«, schrie sie ihn an. Sie schmeckte Blut im Mund. »Ich habe Euch gesagt, Ihr sollt gehen. Also geht. Geht mir aus den Augen!«

Einen Moment lang dachte Oriane, er wollte sich entschuldigen. Doch als er den Blick hob, sah sie Hass darin, nicht Scham. Sie seufzte vor Erleichterung auf. Alles würde so laufen, wie sie es geplant hatte.

»Ihr widert mich an«, brüllte er und wich vom Bett zurück. »Ihr seid nicht besser als ein Tier. Nein, schlimmer, Ihr wisst, was Ihr tut.« Er riss ihren blauen Mantel vom Boden hoch und schleuderte ihn ihr ins Gesicht. »Und bedeckt Euch. Wenn ich zurückkomme, will ich Euch nicht mehr so sehen, schamlos im Bett wie eine Hure.«

Als sie sicher war, dass er den Raum verlassen hatte, sank Oriane zurück aufs Bett und zog ihren Mantel über sich, ein bisschen zittrig, aber amüsiert. Zum ersten Mal in ihrer vierjährigen Ehe war es diesem einfältigen alten Schwächling, mit dem ihr Vater sie verheiratet hatte, tatsächlich gelungen, sie zu überraschen. Sie hatte ihn provozieren wollen, gewiss, aber sie hatte nicht damit gerechnet, dass er sie schlagen würde. Und so fest. Sie strich sich mit den Fingern über die Stelle, die noch immer von dem Schlag brannte. Er hatte ihr wehtun wollen. Vielleicht würde sie einen Bluterguss bekommen? Das könnte sie nutzen. Dann konnte sie ihrem Vater zeigen, was er ihr mit seiner Entscheidung eingehandelt hatte.

Oriane setzte sich jäh auf und lachte verbittert. Sie war

nicht Alaïs. Für ihren Vater zählte nur Alaïs, obwohl er sich Mühe gab, das zu verbergen. Für seinen Geschmack hatte Oriane zu große Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, im Aussehen und im Charakter. Als ob es ihn auch nur eine Spur interessieren würde, ob Jehan sie halb tot prügelte! Er würde denken, dass sie es verdient hatte.

Einen Moment lang ließ sie die Eifersucht, die sie vor allen außer vor Alaïs verborgen hielt, hinter der vollkommenen Maske ihres schönen, unergründlichen Gesichts hervorquellen. Ihren Groll über ihre Machtlosigkeit, über ihren mangelnden Einfluss, ihre Enttäuschung. Was nützten ihr Jugend und Schönheit, wenn sie an einen Mann gefesselt war, der keinen Ehrgeiz und keine Aussichten besaß, einen Mann, der noch nie ein Schwert geführt hatte? Es war ungerecht, dass ihre jüngere Schwester Alaïs alles hatte, was ihr, Oriane, verwehrt blieb. Obwohl es ihr doch eigentlich zustand.

Oriane drehte den Stoff zwischen den Fingern, als kniffe sie in Alaïs' blassen, dünnen Arm. Die unscheinbare, verzogene, verwöhnte Alaïs. Sie drückte fester zu, sah vor ihrem inneren Auge, wie sich ein lila Bluterguss unter der Haut ausbreitete.

»Ihr solltet ihn nicht verspotten.«

Die Stimme ihres Geliebten drang durch die Stille. Sie hatte fast vergessen, dass er noch da war.

»Warum nicht?«, fragte sie. »Das ist das einzige Vergnügen, das ich an ihm habe.«

Er schlüpfte durch den Vorhang und berührte ihre Wange mit den Fingern. »Hat er Euch wehgetan? Man sieht den Abdruck seiner Hand.«

Sie lächelte über die Besorgnis in seiner Stimme. Wie wenig er sie doch kannte. Er sah nur, was er sehen wollte, das Bild der Frau, für die er sie hielt.

»Es ist nicht schlimm«, erwiderte sie.

Die Silberkette um seinen Hals streifte ihre Haut, als er sich bückte, um sie zu küssen. Sie konnte sein Verlangen

riechen, sie zu besitzen. Oriane bewegte sich leicht, ließ den blauen Stoff von sich abgleiten wie Wasser. Sie fuhr mit der Hand über seine Schenkel, wo die Haut blass und weich war, nicht so goldbraun wie auf Rücken, Armen und Brust, dann hob sie den Blick etwas. Sie lächelte. Er hatte lange genug gewartet.

Oriane beugte sich vor, um ihn in den Mund zu nehmen, doch er drückte sie aufs Bett zurück und kniete sich neben sie.

»Und welches Vergnügen wünscht Ihr Euch von mir?«, fragte er und spreizte sacht ihre Beine. »Dieses?«

Sie schnurrte, als er sich zu ihr neigte und sie küsste. »Oder dieses?«

Sein Mund glitt tiefer, zu ihrem verborgenen, geheimen Ort. Oriane hielt den Atem an, als seine Zunge über ihre Haut spielte, sie leckte, kostete, verlockte.

»Oder vielleicht dieses?« Sie spürte seine Hände, stark und fest um ihre Taille, als er sich an sie heranzog. Oriane schlang die Beine um seinen Rücken.

»Oder vielleicht wollt Ihr ja in Wirklichkeit das«, sagte er, und seine Stimme klang gepresst vor Begehren, als er tief in sie eindrang. Sie stöhnte vor Lust auf, kratzte ihm mit den Fingernägeln über den Rücken, wollte ihn ganz.

»Euer Mann hält Euch also für eine Hure«, sagte er. »Wollen wir doch sehen, ob wir beweisen können, dass er Recht hat.«

Kapitel 10

Pelletier schritt in seinem Zimmer auf und ab, während er auf Alaïs wartete.

Es war jetzt kühler, doch auf seiner breiten Stirn stand Schweiß, und sein Gesicht war gerötet. Er sollte unten in der Küche sein, die Diener beaufsichtigen und dafür sorgen, dass alles bereit war. Doch die Bedeutung des Augenblicks hatte ihn übermannt. Er hatte das Gefühl, an einer Weggabelung zu stehen, von wo Pfade in alle Richtungen abzweigten, in eine ungewisse Zukunft. Alles, was in seinem Leben bislang geschehen war, und alles, was noch kommen würde, hing jetzt von seiner Entscheidung ab. Wo blieb sie nur?

Pelletier ballte die Faust um den Brief. Er kannte den Wortlaut bereits auswendig.

Er wandte sich vom Fenster ab, vor dem er kurz stehen geblieben war, und sein Blick fiel auf etwas Helles, das in dem Staub und der Dunkelheit neben dem Türrahmen glänzte. Pelletier bückte sich und hob es auf. Es war eine schwere silberne Fibel mit Kupferverzierung, groß genug, um damit einen Mantel oder ein Obergewand zu verschließen.

Er runzelte die Stirn. Es war nicht seine.

Er hielt sie ans Kerzenlicht, um sie genauer zu betrachten. Es war nichts Besonderes daran. Er hatte so welche schon zu Hunderten gesehen, auf dem Markt. Er drehte sie in den Händen. Sie war von guter Qualität, was darauf hindeutete, dass ihr Besitzer wohlhabend, wenn auch nicht reich war.

Lange konnte sie da noch nicht gelegen haben. François machte jeden Morgen sauber und hätte sie bemerkt, wenn sie dann schon dort gelegen hätte. Andere Diener hatten keinen Zutritt, und die Tür war den ganzen Tag über verschlossen gewesen. Pelletier sah sich im Zimmer um, suchte nach anderen Anzeichen für einen

Eindringling. Argwohn erfasste ihn. Bildete er sich das nur ein, oder waren die Gegenstände auf seinem Schreibpult ein wenig verrückt worden? War die Decke auf dem Bett leicht verzogen? Heute Abend beunruhigte ihn alles.

»*Paire?*«

Alaïs hatte leise gesprochen, doch er erschrak trotzdem. Hastig schob er die Fibel in seinen Beutel. »Vater«, wiederholte sie. »Ihr habt mich rufen lassen?«

Pelletier sammelte sich. »Ja, ja, das habe ich. Komm.«

»Benötigt Ihr noch etwas, *Messire?*«, fragte François von der Tür aus.

»Nein. Aber bleib in der Nähe, falls ich dich brauche.«

Er wartete, bis die Tür geschlossen war, dann bedeutete er Alaïs, am Tisch Platz zu nehmen. Er goss ihr einen Becher Wein ein und füllte seinen eigenen nach, setzte sich aber nicht.

»Du siehst müde aus.«

»Das bin ich auch ein wenig.«

»Was sagen die Leute über den Rat, Alaïs?«

»Keiner weiß so recht, was er davon halten soll, *Messire*. Es wird so viel erzählt. Alle beten, dass es nicht so schlimm steht, wie es aussieht. Alle wissen, dass der Vicomte morgen nach Montpelhiër reitet, in Begleitung einer kleinen Entourage, um bei seinem Onkel, dem Comte von Toulouse, um Audienz zu bitten.« Sie hob den Kopf. »Ist das wahr?«

Er nickte.

»Aber man sagt auch, dass das Turnier stattfinden wird.«

»Auch das ist wahr. Der Vicomte will innerhalb von zwei Wochen von seiner Mission wieder da sein. Auf jeden Fall vor Ende Juli.«

»Wird der Vicomte mit seiner Mission Erfolg haben?«

Pelletier antwortete nicht, sondern schritt nur weiter auf und ab. Seine Anspannung übertrug sich auf sie.

Um sich Mut anzutrinken, nahm sie einen kräftigen Schluck Wein. »Wird Guilhem den Vicomte begleiten?«

»Hat er dir das nicht selbst gesagt?«, fragte er scharf.

»Ich habe ihn noch nicht gesehen, seit der Rat sich aufgelöst hat«, gab sie zu.

»Beim Sant Foy, wo steckt er denn?«, wollte Pelletier wissen. »Bitte, sagt mir einfach, ob ja oder nein.«

»Guilhem du Mas ist auserwählt worden, allerdings gegen meinen Wunsch. Der Vicomte schätzt ihn.«

»Mit gutem Grund, *Paire*«, sagte sie leise. »Er ist ein erfahrener *chevalier*.«

Pelletier beugte sich vor und schenkte ihr Wein nach. »Sag mir eines, Alaïs, vertraust du ihm?«

Die Frage traf sie unvorbereitet, aber sie antwortete ohne Zögern. »Sollte nicht jede Frau ihrem Gemahl vertrauen?«

»Ja, ja. Ich hatte keine andere Antwort von dir erwartet«, sagte er abfällig und winkte ab. »Aber hat er dich gefragt, was heute Morgen am Fluss geschehen ist?«

»Ihr habt mir befohlen, mit niemandem darüber zu sprechen«, sagte sie. »Selbstverständlich war ich Euch gehorsam.«

»Und ich habe darauf vertraut, dass du Wort hältst«, sagte er. »Aber dennoch, du hast meine Frage nicht beantwortet. Hat Guilhem dich gefragt, wo du warst?«

»Es gab keine Gelegenheit dazu«, sagte sie trotzig. »Wie ich schon sagte, ich habe ihn nicht mehr gesehen.«

Pelletier trat ans Fenster. »Hast du Angst, dass es Krieg geben könnte?«, fragte er mit dem Rücken zu ihr.

Der unvermittelte Themenwechsel brachte Alaïs aus der Fassung, aber sie antwortete prompt.

»Der Gedanke ängstigt mich, ja, *Paire*«, erwiderte sie vorsichtig. »Aber es wird doch gewiss nicht so weit kommen?«

»Nein, vielleicht nicht.«

Er stützte die Hände auf den Fenstersims, offenbar

ganz in Gedanken versunken, als hätte er vergessen, dass sie da war. »Ich weiß, du hältst meine Frage für ungehörig, aber ich habe einen Grund dafür, sie zu stellen. Schau tief in dein Herz. Wäge deine Antwort sorgfältig ab. Und dann sag mir die Wahrheit. Vertraust du deinem Mann? Vertraust du ihm, dass er dich schützt und recht behandelt?«

Alaïs spürte, dass das Entscheidende noch nicht gesagt worden war und irgendwo unter der Oberfläche lauerte, aber sie hatte Angst zu antworten. Sie wollte Guilhem nicht verraten. Und gleichzeitig brachte sie es nicht über sich, ihren Vater anzulügen.

»Ich weiß, dass Ihr ihn nicht mögt, *Messire*«, sagte sie mit fester Stimme, »wenngleich ich nicht weiß, womit er Euren Unwillen erregt ...«

»Du weißt sehr wohl, womit er meinen Unwillen erregt«, sagte Pelletier ungehalten. »Das habe ich dir oft genug gesagt. Aber wie dem auch sei, meine persönliche Meinung von du Mas, sei sie nun gut oder schlecht, spielt keine Rolle. Man kann den Wert eines Mannes erkennen und ihn trotzdem nicht mögen. Bitte, Alaïs. Beantworte meine Frage. Es hängt sehr viel davon ab.« Bilder des schlafenden Guilhem. Seine Augen, dunkel wie ein Magnet, die Linie seiner Lippen, wenn er die zarte Innenseite ihres Handgelenks küsste. Erinnerungen von solcher Macht, dass ihr schwindelig wurde.

»Ich kann nicht antworten«, sagte sie schließlich.

»Ah«, er seufzte. »Gut. Gut. Ich verstehe.«

»Mit Verlaub, Vater, Ihr versteht nichts«, entfuhr es Alaïs. »Ich habe nichts gesagt.«

Er wandte sich um. »Hast du Guilhem gesagt, dass ich dich habe rufen lassen?«

»Wie ich bereits sagte, ich habe ihn nicht gesehen, und ... es ist nicht recht, dass Ihr mich auf diese Weise befragt. Dass ich zwischen meiner Treue zu ihm und zu Euch entscheiden muss.«

Alaïs erhob sich. »Wenn es also keinen weiteren Grund gibt, der zu dieser späten Stunde meine Anwesenheit verlangt, *Messire*, bitte ich um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen.« Pelletier wollte die Situation beruhigen. »Setz dich, setz dich. Ich sehe, dass ich dich gekränkt habe. Verzeih mir. Das war nicht meine Absicht.«

Er streckte ihr die Hand hin. Nach einem Augenblick ergriff Alaïs sie.

»Ich möchte nicht in Rätseln sprechen. Mein Zögern ist ... Ich muss mir selbst über manches klar werden. Heute Abend habe ich eine Nachricht von großer Bedeutung erhalten, Alaïs. In den vergangenen Stunden habe ich überlegt, was ich tun soll, die Möglichkeiten abgewogen. Und obwohl ich mich zu einer Entscheidung durchgerungen hatte und nach dir geschickt habe, blieben mir dennoch Zweifel.«

Alaïs sah ihm in die Augen. »Und jetzt?«

»Jetzt habe ich meinen Weg klar vor Augen. Ja. Ich glaube, ich weiß, was ich tun muss.«

Die Farbe wich aus ihrem Gesicht. »Dann wird es also Krieg geben«, sagte sie mit plötzlich schwacher Stimme.

»Ich glaube, er ist unvermeidlich, ja. Die Zeichen sind nicht gut.« Er setzte sich. »Wir sind in Ereignisse verstrickt, die weit größer sind, als dass wir sie noch beeinflussen könnten, auch wenn wir uns gern das Gegenteil einreden.« Er zögerte. »Aber es gibt etwas, das noch wichtiger ist, Alaïs. Und wenn die Dinge in Montpelhier für uns schlecht ausgehen, dann habe ich vielleicht nie mehr die Möglichkeit ... dir die Wahrheit zu sagen.«

»Was kann denn wichtiger sein als die Kriegsgefahr?«

»Ehe ich weiterrede, musst du mir dein Wort geben, dass alles, was ich dir heute Abend erzähle, unter uns bleibt.«

»Habt Ihr mich deshalb nach Guilhem gefragt?«

»Teilweise, ja«, gestand er, »aber das war nicht der einzige Grund. Doch zuallererst versichere mir, dass nichts von dem, was ich dir sagen werde, diese vier Wände verlässt.« »Ihr habt mein Wort«, sagte sie ohne Zögern.

Wieder seufzte Pelletier, doch diesmal hörte sie Erleichterung, nicht Furcht darin. Die Würfel waren gefallen. Er hatte seine Entscheidung getroffen. Jetzt musste er den eingeschlagenen Weg nur noch entschlossen zu Ende gehen, ungeachtet der Folgen.

Sie rückte näher. Das Licht der Öllampen tanzte und flackerte in ihren braunen Augen.

»Ich erzähle dir jetzt eine Geschichte«, sagte er, »die in dem uralten Land Ägypten beginnt, vor mehreren tausend Jahren. Es ist die wahre Geschichte von dem Gral.«

Pelletier sprach, bis das Öl in den Lampen ausgebrannt war. Draußen im Hof war es ruhig geworden, und auch die letzten Nachtschwärmer hatten sich schlafen gelegt. Alaïs war erschöpft. Ihre Finger waren weiß, und sie hatte dunkellila Schatten unter den Augen, wie Blutergüsse.

Auch Pelletier war alt und müde geworden, während er sprach. »Um deine Frage zu beantworten: Du musst gar nichts tun. Noch nicht, vielleicht niemals. Falls wir mit unseren Gesuchen morgen erfolgreich sind, werde ich ausreichend Zeit haben, die Bücher selbst in Sicherheit zu bringen, wie es meine Aufgabe ist.«

»Aber wenn nicht, *Faire?* Was, wenn Euch etwas zustößt?« Alaïs verstummte, Angst schnürte ihr die Kehle zu.

»Vielleicht geht ja doch alles gut«, sagte er, aber seine Stimme war tonlos.

»Und wenn nicht?«, beharrte sie, wollte sich nicht beruhigen lassen. »Was, wenn Ihr nicht zurückkehrt? Woher soll ich wissen, wann ich handeln muss?«

Er sah ihr einen Moment in die Augen. Dann kramte er in seinem Beutel, bis er ein kleines Päckchen fand, das in cremefarbenem Stoff eingeschlagen war.

»Wenn mir etwas zustößt, wirst du ein solches Zeichen erhalten.«

Er legte das Päckchen auf den Tisch und schob es zu ihr hinüber. »Öffne es.«

Alaïs tat wie geheißen, schlug den Stoff Lage für Lage zurück, bis eine kleine runde Scheibe aus hellem Stein mit zwei eingeritzten Buchstaben zum Vorschein kam. Sie hielt den Stein ins Licht und las die Lettern laut vor.

»NS?«

»Das steht für *Noublesso de los Seres*.«

»Was bedeutet der Stein?«

»Er ist ein *merel*, ein Geheimzeichen, man hält ihn zwischen Daumen und Zeigefinger, wenn man ihn weitergibt. Er hat auch noch einen weiteren, wichtigeren Zweck, doch den brauchst du nicht zu erfahren. Er wird dir zeigen, ob der Überbringer vertrauenswürdig ist.« Alaïs nickte. »Dreh ihn um.«

Auf der Rückseite war ein Labyrinth eingraviert, genau wie das Muster auf der Rückseite des Holzbrettes.

Alaïs stockte der Atem. »Das hab ich schon einmal gesehen.« Pelletier zog sich den Ring vom Daumen und hielt ihn ihr hin. »Es ist hier auf der Innenseite eingraviert«, sagte er. »Alle Hüter tragen einen solchen Ring.«

»Nein, hier, im Château. Ich habe heute auf dem Markt Käse gekauft und ein Holzbrett aus meinem Zimmer mitgenommen, um ihn zu tragen. Genau dieses Muster ist auf der Unterseite des Brettes eingeritzt.«

»Aber das ist unmöglich. Es kann nicht dasselbe sein.«

»Ich schwöre es Euch.«

»Woher hast du das Brett?«, fragte er. »Denk nach, Alaïs. Hat es dir jemand gegeben? War es ein Geschenk?«

Alaïs schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ich weiß

nicht«, sagte sie ratlos. »Ich hab mir schon den ganzen Tag das Gehirn zermartert, aber ich kann mich nicht erinnern. Das Seltsame ist, dass ich sicher war, das Muster schon irgendwo anders gesehen zu haben, obwohl mir das Brett selbst nicht bekannt vorkam.« »Wo ist es jetzt?« »Auf dem Tisch in meinem Gemach«, sagte sie. »Warum? Glaubt Ihr, es ist wichtig?«

»Dann könnte es also so gut wie jeder gesehen haben«, sagte er bedrückt.

»Vermutlich«, antwortete sie unsicher. »Guilhem, einer von den Dienern, ich weiß es nicht.«

Alaïs schaute auf den Ring in ihrer Hand, und plötzlich wurde ihr alles klar. »Ihr dachtet, der Mann im Fluss wäre Simeon«, sagte sie langsam. »Ist er auch ein Hüter?«

Pelletier nickte. »Es gab keinen Grund für die Annahme, dass er es sei, und dennoch war ich mir plötzlich so sicher.«

»Und die anderen Hüter? Wisst Ihr, wo sie sind?«

Er beugte sich vor und legte die Finger über den *merel*. »Keine Fragen mehr, Alaïs. Achte gut auf den Stein. Bewahre ihn sicher auf. Und verstecke das Holzbrett mit dem Labyrinth vor neugierigen Augen. Nach meiner Rückkehr werde ich mich darum kümmern.«

Alaïs erhob sich. »Wo mag das Brett wohl herkommen?«

Ihre Hartnäckigkeit brachte Pelletier zum Schmunzeln. »Ich werde darüber nachdenken, *Filha*.«

»Aber dass es hier ist, heißt das, irgendwer im Château weiß von der Existenz der Bücher?«

»Das kann niemand wissen«, sagte er mit Nachdruck. »Wenn ich das für möglich hielte, würde ich es dir sagen. Auf mein Wort.«

Es waren tapfere Worte, kämpferische Worte, doch seine Miene strafte sie Lügen.

»Aberwenn ...«

»*Basta*«, sagte er sanft und hob die Arme. »Genug jetzt.«

Alaïs ließ sich von seiner gewaltigen Umarmung

umhüllen. Sein vertrauter Duft trieb ihr Tränen in die Augen.

»Alles wird gut«, sagte er mit fester Stimme. »Du musst tapfer sein. Tu nur das, worum ich dich gebeten habe, nicht mehr.«

Er küsste sie auf den Kopf. »Komm uns im Morgengrauen verabschieden.« Alaïs nickte wortlos, traute ihrer eigenen Stimme nicht.

»Ben, ben. Und nun, eile dich. Und möge Gott dich behüten.«

Alaïs lief, ohne Luft zu holen, den dunklen Gang hinunter und hinaus auf den Hof, sah in allen Ecken Gespenster und Dämonen. Ihr drehte sich der Kopf. Die alte, vertraute Welt kam ihr plötzlich wie ein Spiegelbild ihres früheren Selbst vor, zugleich vertraut und doch völlig anders. Das Päckchen, das sie unter ihrem Gewand verbarg, schien ihr ein Loch in die Haut zu brennen.

Draußen war die Luft kühl. Die meisten Menschen hatten sich zur Nachtruhe begeben, wenngleich in einigen wenigen Fenstern zum Cour d'Honneur hin noch immer Licht brannte. Lautes Gelächter von den Wachen am Wachhaus ließ sie zusammenfahren.

Einen Augenblick lang bildete sie sich ein, die Silhouette einer Person in einem der oberen Zimmer zu sehen. Doch dann lenkte eine vorbeiflatternde Fledermaus sie kurz ab, und als sie wieder hochschaute, war das Fenster dunkel.

Sie ging schneller. Die Worte ihres Vaters wirbelten in ihrem Kopf herum, all die Fragen, die sie noch hätte stellen sollen. Nach einigen Schritten spürte sie ein Kribbeln im Nacken. Sie spähte über die Schulter.

»Wer ist da?«

Niemand antwortete. Sie fragte erneut. In der Dunkelheit war etwas Böses, sie konnte es riechen,

spüren. Alaïs beschleunigte ihre Schritte, hatte das sichere Gefühl, verfolgt zu werden. Sie hörte das leise Scharren von Füßen und schweres Atmen.

»Wer ist denn da?« rief sie erneut.

Urplötzlich schloss sich eine grobe, schwielige, nach Bier stinkende Hand über ihren Mund. Sie wollte aufschreien, doch schon spürte sie einen jähen, heftigen Schlag auf den Hinterkopf und fiel.

Es kam ihr unendlich lange vor, bis sie den Boden erreichte. Dann krochen Hände über ihren Körper, wie Ratten im Keller, bis sie gefunden hatten, was sie suchten.

»*Aqui es.*« Da ist es.

Es war das Letzte, was Alaïs hörte, ehe die Dunkelheit sie umschloss.

Kapitel 11
Pic de Soularac

Sabarthès-Berge

Südwestfrankreich

Montag, 4. Juli 2005

Alice! Alice, hörst du mich?»

Ihre Lider öffneten sich flatternd.

Die Luft war kühl und klamm, wie in einer ungeheizten Kirche. Sie schwebte nicht, sondern lag auf dem harten, kalten Boden. *Verdammt, wo bin ich?* Sie spürte die feuchte Erde rau und uneben unter Armen und Beinen. Alice veränderte ihre Position. Spitze Steinchen und Kies kratzten an ihrer Haut.

Nein, keine Kirche. Eine schwache Erinnerung kehrte zurück. Ein langer, dunkler Gang in eine Höhle, eine steinerne Kammer. Und dann? Alles war verschwommen, unscharf. Alice versuchte den Kopf zu heben. Ein Fehler. Eine Explosion von Schmerz am Schädelsansatz. Übelkeit schwappte ihr durch den Magen, wie Kielwasser auf dem Grund eines vermoderten Bootes.

»Alice? Hörst du mich?»

Jemand sprach mit ihr. Besorgt, ängstlich, eine Stimme, die sie kannte.

»Alice? Wach auf.« Sie versuchte erneut den Kopf zu heben. Diesmal war der Schmerz nicht ganz so schlimm. Langsam und vorsichtig richtete sie sich ein wenig auf.

»Gott sei Dank«, sagte Shelagh und klang erleichtert.

Sie spürte Hände unter ihren Armen, die sie in eine sitzende

Position hoben. Alles war finster und dunkel, bis auf die zuckenden Lichtkegel der Taschenlampen. Zwei Taschenlampen. Alice kniff die Augen zusammen und

erkannte Stephen, einen der Älteren im Grabungsteam, der hinter Shelagh hockte. In seiner Nickelbrille spiegelte sich das Licht.

»Alice, sag was. Hörst du mich?«, fragte Shelagh.

Ich weiß nicht. Kann sein.

Alice versuchte zu sprechen, doch ihr Mund stand schief, und sie brachte keinen Ton heraus. Sie nickte schwerfällig. Die Bewegung machte sie schwindelig. Sie senkte den Kopf zwischen die Knie, um nicht ohnmächtig zu werden.

Mit Shelagh auf der einen und Stephen auf der anderen Seite schob sie sich rückwärts, bis sie auf der oberen Steinstufe saß, die Hände auf die Knie gestützt. Alles schien rückwärts und vorwärts zu schwanken, nach innen und außen, wie ein unscharf gestellter Film.

Shelagh kauerte vor ihr, sprach, doch Alice verstand nicht, was sie sagte. Der Klang war verzerrt, als würde eine Schallplatte mit falscher Geschwindigkeit abgespielt. Wieder stieg Übelkeit in ihr auf, als weitere, unzusammenhängende Erinnerungen zurückgeflutet kamen: das Geräusch des Schädels, der in die Dunkelheit rollt; ihre Hand, die nach dem Ring greift; das Wissen, etwas aufgeschreckt zu haben, das in den tiefsten Tiefen des Berges geschlafen hat, etwas Böses.

Dann nichts.

Ihr war schrecklich kalt. Sie hatte Gänsehaut auf den nackten Armen und Beinen. Alice wusste, dass sie nicht lange bewusstlos gewesen sein konnte, höchstens einige Minuten. So ein unbedeutendes bisschen Zeit. Aber es war anscheinend lang genug gewesen, um von einer Welt in eine andere zu gleiten.

Alice fröstelte. Dann eine andere Erinnerung. Wie sie träumt, immer denselben Traum. Zuerst das Gefühl von Frieden und Leichtigkeit, alles weiß und klar. Dann der freie Fall durch den leeren Himmel, der Boden, der ihr entgegenschießt. Es gab keine Kollision, keinen Aufprall,

nur die dunkelgrünen Säulen der Bäume, die über ihr aufragten. Dann das Feuer, die tosende rotgold-gelbe Flammenwand.

Sie schlang die nackten Arme um sich. Warum war der Traum zurückgekommen? Ihre ganze Kindheit hatte der Traum sie verfolgt, immer gleich, ohne je irgendeine Auflösung zu bieten. Während ihre Eltern ahnungslos im Zimmer nebenan schliefen, hatte Alice Nacht für Nacht wach im Dunkeln gelegen, die Hände in die Decke gekrallt, entschlossen, ihre Dämonen allein zu besiegen.

Aber schon seit Jahren nicht mehr. Der Traum hatte sie jahrelang in Ruhe gelassen.

»Komm, wir versuchen mal, dich auf die Beine zu stellen«, sagte Shelagh jetzt.

Das hat nichts zu bedeuten. Ein einziges Mal muss nicht heißen, dass alles wieder von vorn anfängt.

»Alice«, sagte Shelagh mit ein wenig schneidender Stimme. Ungeduldig. »Meinst du, du kannst stehen? Wir müssen dich zurück ins Lager bringen. Du musst untersucht werden.«

»Ich glaube schon«, sagte Alice schließlich. Ihre Stimme klang ganz fremd. »Der Kopf tut mir weh.«

»Du schaffst das, Alice. Komm, versuch's mal.«

Alice sah nach unten auf ihre rotes, geschwollenes Handgelenk. *Verdammt.* Sie erinnerte sich nicht genau, wollte sich auch gar nicht erinnern. »Ich weiß nicht mehr, was passiert ist. Das hier ...«, sie hob die Hand. »Das ist draußen passiert.«

Shelagh legte stützend die Arme um Alice. »Okay?«

Alice nahm allen Mut zusammen und ließ sich von Shelagh auf die Beine hieven. Stephen nahm ihren anderen Arm. Sie schwankte ein bisschen, hatte Mühe, das Gleichgewicht zu finden, doch nach ein paar Sekunden ging der Schwindel vorbei, und das Gefühl kehrte in ihre tauben Arme und Beine zurück. Vorsichtig krümmte und streckte Alice die Finger, spürte, wie sich

die aufgeschürfte Haut über den Knöcheln spannte.

»Alles in Ordnung. Einen kleinen Moment noch.«

»Wie kommst du überhaupt dazu, hier allein reinzugehen?« »Ich war ...« Alice verstummte, wusste nicht, was sie sagen sollte. Es war typisch für sie, sich nicht an Regeln zu halten und dann Ärger zu kriegen. »Da ist was, das müsst ihr euch ansehen. Da unten. Auf der unteren Ebene.«

Shelagh schwenkte ihre Taschenlampe in die Richtung, in die Alice schaute. Schatten huschten die Wände hinauf und über die Decke der Höhle.

»Nein, nicht da«, sagte Alice. »Tiefer.«

Shelagh senkte den Lichtstrahl.

»Vor dem Altar.«

»Altar?«

Das starke weiße Licht durchschnitt das Tiefschwarz der Kammer wie ein Suchscheinwerfer.

Für den Bruchteil einer Sekunde lag der Schatten des Altars auf der hinteren Felswand, als wäre der griechische Buchstabe *pi* auf das gemeißelte Labyrinth gestempelt worden. Dann bewegte Shelagh die Hand, das Bild verschwand, und die Taschenlampe erfasste das Grab. Die blassen Knochen leuchteten in der Dunkelheit auf.

Schlagartig veränderte sich die Atmosphäre. Shelagh schnappte nach Luft. Wie ein Roboter machte sie erst einen, dann zwei, dann drei Schritte nach unten. Sie schien vergessen zu haben, dass Alice existierte.

Stephen wollte ihr folgen.

»Nein«, zischte sie. »Bleib da.«

»Ich wollte nur ...«

»Weißt du, was, hol Dr. Brayling. Sag ihm, was wir gefunden haben. Sofort!«, schrie sie, als er sich nicht rührte. Stephen schob Alice seine Taschenlampe in die Hand und verschwand wortlos in dem Tunnel. Sie hörte

seine Stiefel auf dem Geröll knirschen, das Geräusch wurde leiser und leiser, bis die Dunkelheit es gänzlich verschluckte.

»Du hättest ihn nicht gleich anschreien müssen«, wollte Alice sagen. Shelagh fiel ihr ins Wort.

»Hast du irgendwas angefasst?«

»Eigentlich nicht, nur ...«

»Nur was?« Schon wieder, die gleiche Aggression.

»In dem Grab waren ein paar Dinge«, erklärte Alice. »Ich kann sie dir zeigen.«

»Nein!«, schrie Shelagh. »Nein«, etwas ruhiger. »Hier unten soll keiner rumtrampeln.«

Alice hätte sie am liebsten darauf hingewiesen, dass es dafür schon zu spät war, bremste sich aber. Sie hatte ohnehin keine Lust, wieder in die Nähe der Skelette zu gehen. Die leeren Augenhöhlen, die eingefallenen Knochen hatten sich ihr deutlich eingeprägt.

Shelagh stand vor dem flachen Grab. Die Art, wie sie den Schein der Taschenlampe über die Skelette gleiten ließ, auf und ab, als wollte sie sie untersuchen, hatte etwas Provozierendes an sich. Es war fast schon respektlos. Das Licht fiel auf die matte Messerklinge, als Shelagh mit dem Rücken zu Alice neben den Knochenengerippen in die Hocke ging.

»Du hast also nichts angefasst?«, sagte sie jäh und blickte wütend über die Schulter. »Und wieso liegt dann deine Pinzette hier?«

Alice wurde rot. »Ich war vorhin noch nicht fertig, als du mich unterbrochen hast. Ich wollte sagen, dass ich einen Ring aufgehoben habe - und zwar *mit* der Pinzette, bevor du fragst. Als ich euch beide in dem Gang gehört habe, ist er mir aus der Hand gefallen.«

»Einen Ring?«, wiederholte Shelagh.

»Vielleicht ist er irgendwo druntergerollt?«

»Tja, also ich sehe ihn nirgends«, sagte Shelagh und stand plötzlich auf. Sie kam zu Alice zurück. »Komm jetzt

mit raus. Wir müssen dich verarzten.«

Alice schaute sie verwundert an. Das Gesicht einer Fremden, nicht das einer guten Freundin, starrte sie an. Zornig, hart, strafend.

»Aber willst du denn nicht ...«

»Menschenskind, Alice«, sagte Shelagh und packte ihren Arm. »Hast du nicht schon genug angerichtet? Los, raus jetzt!«

Nach der samtenen Dunkelheit in der Höhle war der Tag blendend hell, als sie aus dem Schatten des Felsens hervortraten. Es war, als würde die Sonne in Alice' Gesicht explodieren, wie ein Feuerwerk an einem schwarzen Novemberhimmel.

Sie schirmte die Augen mit den Händen ab. Sie war völlig desorientiert, unfähig, ihren Platz in Zeit und Raum zu bestimmen. Es war, als wäre die Welt stehen geblieben, während sie in der Kammer gewesen war. Die gleiche vertraute Landschaft breitete sich vor ihr aus, doch sie hatte sich in etwas anderes verwandelt. *Oder sehe ich sie jetzt nur mit anderen Augen?*

Die schimmernden Gipfel der Pyrenäen in der Ferne hatten ihre Klarheit verloren. Die Bäume, der Himmel, sogar der Berg selbst, alles war weniger greifbar, weniger wirklich. Wenn sie irgendwas berühren würde, so schien es Alice, würde es umfallen, wie eine Kulisse im Film, und die wahre Welt dahinter käme zum Vorschein.

Shelagh sagte nichts. Sie marschierte bereits den Hang hinunter, ihr Handy ans Ohr gepresst, und kümmerte sich nicht darum, ob Alice zurechtkam. Alice hastete ihr nach.

»Shelagh, warte doch mal. Warte.« Sie fasste nach Shelaghs Arm. »Hör mal, es tut mir wirklich Leid. Ich weiß, ich hätte da nicht allein reingehen sollen. Das war unüberlegt.«

Shelagh schien sie gar nicht zu hören. Sie drehte sich nicht einmal um, klappte nur ihr Handy zu.

»Langsamer. Ich kann nicht so schnell.«

»Okay«, sagte Shelagh, fuhr herum und sah sie an. »So besser?« »Was ist denn los?«

»Das würde ich gern von dir wissen. Ich meine, was genau willst du von mir hören? Dass es nicht so schlimm ist? Soll ich dich beruhigen, nachdem du Mist gebaut hast?«

»Nein, ich ...«

»Ich sag dir was, es ist schlimm, was du dir da geleistet hast. Es war absolut dämlich von dir, da allein reinzugehen. Du hast den Fundort verunreinigt und weiß der Geier was noch alles. Was hast du dir bloß dabei gedacht?«

Alice hob beide Hände. »Okay, okay, ich weiß. Und es tut mir wirklich Leid«, wiederholte sie und merkte selbst, wie unangemessen das klang.

»Kannst du dir überhaupt vorstellen, in was für eine Lage du mich gebracht hast? *Ich* habe mich für dich verbürgt. *Ich* habe Brayling überredet, dich hier mitarbeiten zu lassen. Und bloß weil du unbedingt Indiana Jones spielen musstest, wird die Polizei jetzt wahrscheinlich die ganze Ausgrabung stoppen. Brayling wird mir die Schuld geben. Was hab ich nicht alles veranstaltet, um hier mitmachen zu können. So viel Zeit investiert ...« Shelagh brach ab und fuhr sich mit den Fingern durch das kurz geschnittene, gebleichte Haar.

Das ist ungerecht.

»Jetzt mach aber mal halblang.« Alice sah ein, dass Shelagh allen Grund hatte, wütend zu sein, aber sie ging wirklich zu weit. »Du bist ungerecht. Zugegeben, es war blöd, da reinzugehen - ich hab nicht richtig nachgedacht, und das nehme ich auch auf meine Kappe -, aber ich finde deine Reaktion übertrieben. Mensch, das war doch keine böse Absicht von mir. Brayling wird wohl kaum die

Polizei rufen. Ich hab so gut wie nichts angefasst. Niemand ist zu Schaden gekommen.«

Shelagh riss ihren Arm so ruckartig von Alice los, dass sie fast das Gleichgewicht verloren hätte.

»Brayling wird die Behörden verständigen«, fauchte Shelagh sie an, »weil - und das wüsstest du, wenn du mir auch nur mal fünf Minuten zugehört hättest - die Genehmigung für die Ausgrabung gegen den Einwand der Polizei erteilt wurde, allerdings unter dem Vorbehalt, dass jeder Fund menschlicher Überreste sofort der *Police Judiciaire* gemeldet wird.«

Alice rutschte der Magen in die Kniekehlen. »Ich dachte, das wäre reine Formsache. Das hat doch keiner richtig ernst genommen. Alle haben immer Witze darüber gemacht.«

»Du hast es ja ganz offensichtlich nicht ernst genommen«, zischte Shelagh. »Wir Übrigen schon, weil wir Profis sind und unseren Beruf ernst nehmen!«

Das ist doch alles absurd.

»Aber wieso sollte sich die Polizei für eine archäologische Ausgrabung interessieren?«

Shelagh fuhr aus der Haut. »Himmelherrgott, Alice, du kapierst es noch immer nicht, was? Selbst jetzt nicht. Es spielt keine Rolle, wieso. Es ist, wie es ist. Und du hast nicht zu entscheiden, welche Regeln wichtig sind und welche du einfach missachten kannst.«

»Ich habe nie gesagt ...«

»Wieso stellst du *immer* alles in Frage? Immer weißt du alles besser, immer willst du Regeln überschreiten, anders sein als andere.«

Inzwischen war Alice ebenfalls laut geworden. »Das ist total unfair. So bin ich nicht, und das weißt du auch. Ich habe einfach nur einen Moment nicht nachgedacht ...«

»Das ist es ja gerade. Du denkst nicht nach, höchstens darüber, wie du bekommst, was du willst.«

»Das ist doch Quatsch, Shelagh. Warum soll ich dir hier

absichtlich das Leben schwer machen? Überleg doch mal, was du da sagst.« Alice holte tief Luft, versuchte sich zu beruhigen. »Pass auf, ich werde Brayling sagen, dass es mein Fehler war, aber, na ja, die Sache ist bloß ... normalerweise wäre ich da nicht einfach reingegangen, aber ...«

Sie stockte.

»Aber was?«

»Das hört sich jetzt bestimmt blöd an, aber irgendwie bin ich in die Höhle hineingezogen worden. Ich wusste, dass die Kammer da war. Ich kann das nicht erklären, ich wusste es einfach. Ein Gefühl. *Déjà vu*. Als wäre ich schon mal da drin gewesen.« »Glaubst du, das macht die Sache besser?«, sagte Shelagh sarkastisch. »Mann, jetzt hör aber auf. Du hattest so ein *Gefühl*. Lächerlich.«

Alice schüttelte den Kopf. »Es war noch mehr, noch stärker ...« »Und wieso hast du überhaupt da oben gegraben? Noch dazu allein? Weil du meinst, für dich gelten keine Regeln.«

»Nein«, sagte Alice. »So war das nicht. Mein Partner ist heute nicht da. Ich hab was unter dem großen Felsen gesehen, und weil heute mein letzter Tag ist, hab ich gedacht, ich streng mich noch ein bisschen mehr an.« Ihre Stimme wurde leiser. »Ich wollte bloß sehen, ob es sich lohnen würde, der Sache nachzugehen.« Sie merkte zu spät, dass sie sich nur noch mehr verstrickte. »Ich hatte nicht vor ... «

»Soll das etwa heißen, du hast tatsächlich was gefunden? Du hast was gefunden und hast es nicht für nötig gehalten, Bescheid zu sagen?«

»Ich ...«

Shelagh streckte die Hand aus. »Gib's mir.«

Alice sah ihr einen Moment in die Augen, dann fischte sie das Taschentuch aus der Tasche ihrer abgeschnittenen Jeans und gab es Shelagh. Sie traute sich nicht, etwas zu sagen.

Shelagh schlug die Zipfel des weißen Baumwollstoffs zurück und legte die Brosche frei. Unwillkürlich hob Alice die Hand. »Schön, nicht? Sieh mal, wie das Kupfer da am Rand glänzt.« Sie zögerte. »Ich denke, es könnte einem von den beiden Leuten in der Höhle gehört haben.«

Shelagh blickte auf. Ihre Stimmung war ein weiteres Mal umgeschlagen. Aller Zorn war jetzt verpufft.

»Du hast ja keine Ahnung, was du angerichtet hast, Alice. Absolut keine Ahnung.« Sie legte das Taschentuch wieder zusammen. »Ich bringe das runter.«

»Ich ...«

»Lass gut sein, Alice. Ich will jetzt nicht mit dir sprechen. Alles, was du sagst, macht es nur noch schlimmer.«

Was war hier eigentlich los?

Alice blieb verblüfft stehen und sah Shelagh hinterher. Der Streit war aus heiterem Himmel ausgebrochen und genauso schnell wieder verraucht. Das war selbst für Shelagh ungewöhnlich, die schon wegen Lappalien auf die Palme gehen konnte. Alice ließ sich auf den nächstbesten Stein sinken und stützte das pochende Handgelenk auf das Knie. Ihr tat alles weh, und sie war erschöpft und niedergeschlagen. Sie wusste, dass die Ausgrabung privat finanziert wurde - also nicht von irgendeiner Universität oder Institution - und daher weniger strikte Auflagen hatte als viele andere Projekte. Umso erbitterter war der Konkurrenzkampf um einen Platz im Team gewesen. Shelagh hatte in Mas d'Azil gearbeitet, wenige Kilometer nordwestlich von Foix, als sie von der Ausgrabung in den Sabarthès-Bergen erfahren hatte. Ihrer Schilderung nach hatte sie den Leiter, Dr. Brayling, mit Briefen, E-Mails und Empfehlungsschreiben förmlich bombardiert, bis er vor achtzehn Monaten schließlich klein beigab.

Schon damals hatte Alice sich gefragt, warum Shelagh

so versessen darauf war, ausgerechnet bei dieser Ausgrabung mitzumachen.

Alice blickte den Berg hinunter. Shelagh war schon weit weg und kaum noch zu sehen. Ihre hohe, schlanke Gestalt verschwand hinter den Ginsterbüschen und dem Gestrüpp weiter unten am Hang. Ausgeschlossen, sie jetzt noch einzuholen, selbst wenn Alice gewollt hätte.

Sie seufzte. Ihr innerer Akku war leer. *Wie immer*. Alles allein machen. *Ist auch besser so*. Sie war zwar sehr unabhängig und verließ sich so gut wie nie auf andere, aber im Augenblick war sie sich nicht sicher, ob sie es noch zurück zum Camp schaffen würde. Die Sonne brannte erbarmungslos, und sie fühlte sich zu schwach auf den Beinen. Sie blickte auf die Wunde am Arm. Sie blutete wieder, stärker als vorher.

Alice ließ den Blick über die ausgedorrte Sommerlandschaft der Sabarthès-Berge schweifen, noch immer zeitlos und friedlich. Zunächst tat ihr der Anblick wohl. Doch dann spürte sie plötzlich ein anderes Gefühl, ein Kribbeln unten im Rücken. Eine Vorahnung, ein Gefühl der Erwartung. Wiedererkennen.

Hier endet alles.

Alice hielt den Atem an. Ihr Herzschlag beschleunigte sich.

Es endet hier, wo es begann.

Unversehens hallten ihr geflüsterte, unzusammenhängende Klänge durch den Kopf, wie ein Echo der Zeit. Und die Worte, die in der oberen Steinstufe in der Höhle eingemeißelt waren, fielen ihr wieder ein. *Pas a pas*. Sie kreisten ihr unentwegt durch den Kopf, wie ein fast vergessenes Kinderlied.

Das ist unmöglich. Sei nicht albern.

Verunsichert stützte Alice die Hände auf die Knie und zwang sich aufzustehen. Sie musste zurück ins Camp. Hitzschlag, Austrocknung, sie musste raus aus der Sonne, musste Wasser trinken.

Behutsam machte sie sich an den Abstieg, spürte jede Unebenheit des Berges in den Beinen. Sie musste weg von diesen widerhallenden Felsen, von den Geistern, die hier lebten. Sie wusste nicht, was mit ihr geschah, nur, dass sie fliehen musste.

Sie ging schneller, schneller, bis sie fast rannte, über die Steine und scharfkantigen Spitzen straukelte, die aus der dünnen Erde ragten. Aber die Worte waren in ihrem Kopf verwurzelt und tönten laut und deutlich, wie ein Mantra.

Schritt für Schritt kommen wir weiter. Schritt für Schritt.

Kapitel 12

Das Thermometer zeigte knapp unter dreiunddreißig Grad im Schatten an. Es war fast drei Uhr nachmittags. Alice saß unter dem Sonnenzelt, geschützt vor der sengenden Hitze, und trank gehorsam die Orangina, die ihr jemand in die Hand gedrückt hatte. Die warme Kohlensäure kribbelte ihr in der Kehle, und sie spürte förmlich, wie der Zucker in ihre Blutbahn drang. Es roch stark nach Gabardine, Zelten und beißendem Antiseptikum.

Die Wunde auf der Innenseite ihres Ellbogens war desinfiziert und frisch verbunden worden. Um das Handgelenk, das inzwischen auf Tennisballgröße angeschwollen war, hatte man ihr einen sauberen weißen Verband gewickelt. Die Knie und Schienbeine waren mit kleine Kratzern und Schürfwunden übersät, die allesamt mit einem Desinfektionsmittel behandelt worden waren. *Das hast du dir selbst eingebrockt.*

Sie warf einen prüfenden Blick in den kleinen Spiegel, der am Zeltpfosten hing. Ein kleines, herzförmiges Gesicht mit intelligenten braunen Augen starrte sie an. Unter den Sommersprossen und der gebräunten Haut war sie blass. Sie sah völlig zerzaust aus. Die Haare waren voller Staub, und vorn auf dem T-Shirt war getrocknetes Blut.

Sie hatte nur den einen Wunsch, endlich in ihr Hotel in Foix fahren zu dürfen, die schmutzigen Klamotten in die Wäsche zu geben und eine lange, kühle Dusche zu nehmen. Dann würde sie nach unten auf den Platz gehen, eine Flasche Wein bestellen und sich den Rest des Tages nicht mehr vom Fleck rühren.

Und nicht mehr daran denken, was geschehen war.

Die Chancen, dass sich der Wunsch erfüllen würde, standen allerdings schlecht.

Die Polizei war vor einer halben Stunde eingetroffen.

Auf dem Parkplatz weiter unten stand eine Reihe von weiß-blauen Streifenwagen neben den ramponierten Citroens und Renaults der Archäologen. Es war eine regelrechte Invasion.

Alice hatte angenommen, dass sie sich zuerst mit ihr unterhalten würden, doch sie hatten sich nur vergewissert, dass sie diejenige war, die die Skelette gefunden hatte, und sie dann mit dem Hinweis, sie später befragen zu müssen, zurückgelassen. Auch von ihren Kollegen hatte sich niemand mehr für sie interessiert. Wofür Alice Verständnis hatte. Dieses ganze Tohuwabohu ging auf ihr Konto. Da gab es nicht viel zu sagen. Von Shelagh war nichts mehr zu sehen.

Die Polizei hatte den Charakter des Lagers verändert. Überall wimmelte es von Beamten in blassblauen Hemden und kniehohen schwarzen Stiefeln, mit Pistolen im Gürtel. Sie schwärmten über den Berghang wie Wespen, wirbelten Staub auf und riefen einander in ihrem stark dialektal gefärbten Französisch Anweisungen zu, so schnell, dass Alice kein Wort verstand.

Den Eingang zur Höhle hatten sie sofort mit Plastikband abgesperrt, und der Lärm, den sie veranstalteten, drang durch die stille Bergluft. Das Surren der Motorkameras wetteiferte mit dem Zirpen der Zikaden.

Vom Parkplatz trieb die leichte Brise Stimmen zu Alice herauf. Sie wandte sich um und sah Dr. Brayling mit Shelagh die Stufen heraufkommen. Bei ihnen war ein massiger Polizist, der offenbar das Sagen über das Polizeiaufgebot hatte.

»Die Skelette können unmöglich die beiden Leute sein, nach denen Sie suchen«, beteuerte Dr. Brayling gerade. »Die Knochen sind ganz eindeutig mehrere hundert Jahre alt. Als ich die Behörden verständigt habe, hätte ich nicht eine Sekunde damit gerechnet, dass Sie so einen Aufstand veranstalten.« Er wedelte mit den Armen.

»Haben Sie überhaupt eine Ahnung, was Ihre Leute hier für einen Schaden anrichten? Ich kann Ihnen sagen, ich bin alles andere als glücklich.«

Alice betrachtete den Inspektor, einen kleinen, übergewichtigen Mann mittleren Alters, der mehr Bauch hatte als Haare. Er war kurzatmig, und die Hitze machte ihm offensichtlich sehr zu schaffen. Sogar auf diese Entfernung konnte sie die Schweißränder sehen, die er unter den Armen und an den Manschetten hatte.

»Ich entschuldige mich für die Unannehmlichkeiten, *Monsieur le Directeur*«, sagte er in bedächtigem, höflichem Englisch. »Aber da es sich hier um eine private Ausgrabung handelt, können Sie Ihren Geldgebern die Situation gewiss erklären.«

»Der Umstand, dass wir das Glück haben, von einer Privatperson finanziert zu werden und nicht von einer Institution, ist völlig unerheblich. Diese ungerechtfertigte Unterbrechung unserer Arbeit ist überaus ärgerlich, von den Unannehmlichkeiten für uns mal ganz zu schweigen. Unsere Arbeit hier ist von größter Wichtigkeit.«

»Dr. Brayling«, sagte der Polizist in einem Tonfall, als würden sie diese Unterhaltung schon seit einer Weile führen, »mir sind die Hände gebunden. Wir ermitteln in einem Mordfall. Sie haben die Plakate mit den beiden vermissten Personen gesehen, *oui*? Und solange wir uns nicht hinlänglich davon überzeugt haben, dass die Skelette, die Sie gefunden haben, nicht die Überreste unserer beiden Vermissten sind, werden die Ausgrabungsarbeiten eingestellt, ob Ihnen das nun Unannehmlichkeiten bereitet oder nicht.«

»Seien Sie nicht albern, Inspektor Noubel. Die Skelette sind uralt!«

»Haben Sie sie untersucht?«

»Nun, nein«, stotterte er. »Nicht richtig, wie denn auch. Aber daran kann kein Zweifel bestehen. Ihre Gerichtsmediziner werden mir Recht geben.«

»Bestimmt werden sie das, Dr. Brayling, aber bis dahin ...« Noubel zuckte die Achseln. »Mehr kann ich nicht dazu sagen.« Shelagh schaltete sich ein. »Wir verstehen Ihre Position durchaus, Inspektor, aber können Sie uns wenigstens ungefähr sagen, wann Sie hier fertig sind?«

»*Bientôt*. Bald. Ich habe die Vorschriften nicht gemacht.«

Dr. Brayling warf frustriert die Arme in die Luft. »Wenn das so ist, bin ich leider gezwungen, mich mit Ihren Vorgesetzten in Verbindung zu setzen! Das Ganze ist doch lächerlich.«

»Wie Sie wünschen«, entgegnete Noubel. »In der Zwischenzeit muss ich mit der Dame sprechen, die die Toten gefunden hat, und ich brauche eine Liste aller Personen, die in der Höhle waren. Sobald wir unsere ersten Untersuchungen abgeschlossen haben, werden wir die Skelette aus der Höhle schaffen, und Sie und Ihre Mitarbeiter können gehen.«

Alice beobachtete die ganze Szene.

Brayling stakste von dannen, Shelagh legte eine Hand auf den Arm des Inspektors, zog sie aber sofort wieder weg. Sie schienen sich zu unterhalten. Einmal wandten sich beide um und schauten zum Parkplatz hinüber. Alice folgte ihrem Blick, bemerkte aber nichts Auffälliges.

Eine halbe Stunde verging, und noch immer kam niemand zu ihr.

Alice griff in ihren Rucksack, den vermutlich Stephen oder Shelagh vom Berg mit heruntergebracht hatte, und holte einen Stift und ihren Zeichenblock heraus. Sie blätterte bis zum ersten leeren Blatt.

Stell dir vor, du stehst am Eingang und blickst in den Tunnel. Alice schloss die Augen und sah sich selbst, die Finger rechts und links auf den schmalen Eingang gelegt. Glatt. Der Stein war erstaunlich glatt gewesen, als wäre er

poliert oder abgeschliffen worden. Einen Schritt vorwärts, in die Dunkelheit hinein.

Der Boden war leicht abschüssig.

Alice begann zu zeichnen. Sie arbeitete schnell, jetzt, wo sie die Dimensionen des Raumes im Kopf hatte. Tunnel, Öffnung, Kammer. Auf einem zweiten Blatt zeichnete sie den unteren Bereich, von den Stufen zum Altar und die beiden Skelette auf halber Strecke dazwischen. Neben die Skizze vom Grab schrieb sie eine Liste mit den Gegenständen: Messer, Lederbeutel, Stoffreste, Ring. Der Ring war auf der Oberseite ganz glatt und eben gewesen, erstaunlich dick, mit einer schmalen Rille in der Mitte. Seltsam, dass die Gravur auf der Unterseite war, wo niemand sie sehen konnte. Nur sein Träger wusste von ihr. Eine Miniatur- replik des Labyrinths, das in die Wand hinter dem Altar gemeißelt war.

Alice lehnte sich zurück, irgendwie widerstrebte es ihr, das Bild zu Papier zu bringen. Wie groß? Vielleicht ein Meter achtzig im Durchmesser? Größer? Wie viele Umläufe?

Sie zeichnete einen Kreis, der fast das gesamte Blatt einnahm, dann hielt sie inne. Wie viele Linien? Alice wusste, dass sie das Muster wiedererkennen würde, wenn sie es sah, aber sie hatte den Ring nur für wenige Sekunden in der Hand gehalten und das in die Wand gemeißelte Labyrinth nur aus einiger Entfernung in dem dunklen Raum gesehen.

Irgendwo in den verwinkelten Räumen ihrer Erinnerung war das Wissen, das sie brauchte. Geschichts- und Lateinunterricht in der Schule, Dokumentarfilme im Fernsehen, die sie sich, gemütlich auf dem Sofa zusammengerollt, mit ihren Eltern angesehen hatte. In ihrem Zimmer ein kleines Holzregal mit ihrem Lieblingsbuch auf dem untersten Brett. Eine illustrierte Enzyklopädie alter Mythen, Hochglanzpapier, mit Eselsohren an den Seiten, die sie besonders oft las.

Da war ein Bild von einem Labyrinth.

Vor ihrem geistigen Auge schlug Alice die richtige Seite auf. *Aber es war anders.* Sie legte die Bilder nebeneinander, wie bei einem Fehlersuchspiel in der Zeitung.

Sie griff nach dem Stift und versuchte es erneut. Entschlossen, sich nicht so leicht entmutigen zu lassen, zeichnete sie einen zweiten Kreis in den ersten und versuchte, die beiden zu verbinden. Vergeblich. Auch ihr nächster Versuch kam der Sache nicht näher, der danach genauso wenig. Ihr wurde klar, dass es nicht allein darauf ankam, wie viele Ringe sich auf das Zentrum zubewegten, sondern dass mit ihrem Entwurf irgendwas grundsätzlich nicht stimmte.

Alice versuchte es weiter, doch ihre anfängliche Begeisterung machte dumpfer Frustration Platz. Die zusammengeknüllten Papierknäuel zu ihren Füßen wurden mehr.

»Madame Tanner?«

Alice zuckte zusammen, und der Stift rutschte ihr über das Blatt. *»Docteur«*, berichtigte sie automatisch und stand auf.

»Je vous demande pardon. Docteur. Je m'appelle Noubel. Police Judiciaire, Département de l'Ariège.«

Noubel hielt ihr seinen Dienstausweis hin. Alice tat so, als studiere sie ihn, und stopfte derweil alles zurück in ihren Rucksack. Sie wollte nicht, dass der Inspektor die misslungenen Zeichnungen sah.

»Vous préférez parler en votre langue?«

»Das wäre wohl sinnvoll, ja, danke.«

Inspektor Noubel war in Begleitung eines uniformierten Polizisten mit wachen, flinken Augen. Er sah aus, als hätte er gerade erst die Schule abgeschlossen. Er wurde nicht vorgestellt. Noubel quetschte sich in einen der wackeligen Campingsessel. Er passte mit Mühe hinein. Seine Oberschenkel quollen rechts und links über die

Segeltuchsitze. Fläche.

»*Et alors, Madame.* Ihren vollen Namen bitte.«

»Alice Helena Tanner.«

»Geboren?«

»Siebter Januar 1976.«

»Verheiratet?«

»Spielt das eine Rolle?«, fragte sie bissig.

»Nur zur Information, Dr. Tanner«, sagte er nachsichtig.

»Nein«, sagte sie. »Nicht verheiratet.«

»Wo wohnen Sie?«

Alice nannte ihm die Anschrift des Hotels in Foix, in dem sie abgestiegen war, und ihre Anschrift zu Hause. Die unbekannten englischen Namen musste sie ihm buchstabieren.

»Eine ganz schöne Strecke, jeden Tag von Foix bis hierher.«

»Im Ausgrabungshaus war kein Zimmer mehr frei, deshalb ...« »*Bien.* Sie sind eine freiwillige Mitarbeiterin, wie ich höre. Ist das richtig?«

»Ja. Shelagh - Dr. O'Donnell - ist eine meiner engsten Freundinnen. Wir waren zusammen auf der Universität, bis ...« *Beantworte einfach bloß die Frage. Er muss nicht deine Lebensgeschichte hören.*

»Ich bin hier bloß auf Stippvisite. Dr. O'Donnell kennt die Gegend hier recht gut. Und da ich zufällig in Carcassonne zu tun habe, hat Shelagh vorgeschlagen, ich soll vorher einen Abstecher hierher machen, damit wir uns ein paar Tage sehen können. Da hab ich einfach mitgeholfen.«

Noubel kritzelte auf seinen Notizblock. »Sie sind keine Archäologin?«

Alice schüttelte den Kopf. »Aber es ist anscheinend üblich, für die einfacheren Arbeiten Freiwillige einzusetzen, interessierte Amateure, Archäologiestudenten.«

»Wie viele Freiwillige arbeiten denn hier außer Ihnen?«

Sie wurde rot, als hätte er sie bei einer Lüge ertappt. »Keiner, zumindest im Augenblick. Die anderen sind alles Archäologen oder Studenten.«

Noubel musterte sie. »Und Sie sind hier bis?«

»Heute ist mein letzter Tag. Das war so vorgesehen ... auch bevor das passiert ist.«

»Und in Carcassonne?«

»Mittwochmorgen habe ich dort einen Termin, und dann bleiben mir noch ein paar Tage, um mich ein bisschen umzuschauen. Sonntag fliege ich zurück nach England.« »Carcassonne ist eine schöne Stadt«, sagte Noubel.

»Ich war noch nie dort.«

Noubel seufzte und wischte sich zum wiederholten Mal mit dem Taschentuch über die rote Stirn. »Und was für ein Termin ist das?«

»Bei einem Anwalt. Eine Verwandte, die hier in Frankreich gelebt hat, hat mir etwas in ihrem Testament hinterlassen.« Sie zögerte, wollte nicht ins Detail gehen. »Genaueres werde ich erst am Mittwoch erfahren.«

Noubel machte sich eine weitere Notiz. Alice versuchte zu lesen, was er aufschrieb, konnte aber seine Handschrift verkehrt herum nicht entziffern. Sie war froh, als er das Thema wechselte. »Sie sind also Ärztin ...« Noubel sprach nicht weiter.

»Nein, ich bin keine Medizinerin«, stellte sie klar, erleichtert, sich endlich auf sicherem Boden zu bewegen. »Ich bin Lehrerin, Doktor für mittelenglische Literatur.« Noubel sah sie verständnislos an. »*Pas médecin. Pas généraliste*«, sagte sie. »*Je suis universitaire.*«

Noubel seufzte und notierte sich das.

»*Bien. Aux affaires.*« Er legte seinen Plauderton ab. »Sie haben da oben allein gearbeitet. Ist das üblich?«

Sofort war Alice auf der Hut. »Nein«, sagte sie langsam, »aber weil es mein letzter Tag war, wollte ich Weiterarbeiten, obwohl mein Partner nicht da war. Ich

war sicher, etwas gefunden zu haben.«

»Unter dem Felsen, der den Eingang verdeckte? Nur damit ich das besser verstehe, wer entscheidet, wer wo gräbt?«

»Dr. Brayling und Shelagh - Dr. O'Donnell - haben einen genauen Plan, was innerhalb der zur Verfügung stehenden Zeit geschafft werden soll. Dementsprechend teilen sie die Grabung ein.«

»Dann hat Dr. Brayling Sie da oben hingeschickt? Oder Dr. O'Donnell?«

Instinkt. Ich wusste einfach, dass da was war.

»Nein. Ich bin weiter den Berg hoch, weil ich sicher war, dort etwas zu finden.« Sie zögerte. »Ich hätte Dr. O'Donnell um Erlaubnis fragen müssen, konnte sie aber nicht finden ... und deshalb ... habe ich ... eigenmächtig entschieden.«

Noubel zog die Stirn kraus. »Verstehe. Sie haben also gearbeitet. Der Felsbrocken hat sich gelöst. Ist umgekippt. Und was dann?«

Alice hatte eine richtige Erinnerungslücke, gab sich aber alle Mühe. Noubels Englisch war zwar förmlich, aber gut, und er stellte klare Fragen.

»Und dann hab ich hinter mir im Gang etwas gehört, und ich ...« Plötzlich blieben ihr die Worte im Hals stecken. Etwas, das sie verdrängt hatte, kam jäh zurück, das bohrende Gefühl in der Brust, als ob ...

Also ob was?

Alice beantwortete sich die Frage selbst. *Als ob ich niedergestochen worden wäre.* Eine Klinge, die in sie hineinstieß, präzise und sauber. Sie hatte keinen Schmerz gespürt, nur einen kalten Luftzug und unbestimmtes Grauen.

Und dann?

Das strahlende Licht, kalt und unwirklich. Und mitten darin ein Gesicht. Ein Frauengesicht.

Noubels Stimme brach durch die Erinnerungen, die an

die Oberfläche drangen, und zerstreute sie in alle Winde.

»Dr. Tanner?«

Hatte ich Halluzinationen?

»Dr. Tanner? Soll ich jemanden kommen lassen?«

Alice starrte ihn einen Moment verständnislos an.
»Nein, nein, danke. Alles in Ordnung. Das ist nur die Hitze.«

»Sie sagten gerade, dass ein Geräusch Sie erschreckt hat ...«

Sie zwang sich zur Konzentration. »Ja. In der Dunkelheit hab ich die Orientierung verloren. Ich konnte nicht sagen, wo das Geräusch herkam, und das hat mir Angst gemacht. Jetzt weiß ich ja, dass es nur Shelagh und Stephen waren.«

»Stephen?«

»Stephen Kirkland. K-i-r-k-l-a-n-d.«

Noubel drehte seinen Notizblock um, damit sie überprüfte, ob er den Namen richtig geschrieben hatte.

Alice nickte. »Shelagh war der umgestürzte Felsbrocken aufgefallen, und sie wollte nachsehen, was passiert war. Stephen ist wohl einfach mitgegangen.« Sie zögerte erneut. »Was danach passiert ist, weiß ich nicht mehr so genau.« Diesmal ging ihr die Lüge leicht über die Lippen. »Ich muss wohl über die Stufen gestolpert sein oder so. Dann weiß ich nur noch, dass Shelagh meinen Namen gerufen hat.«

»Dr. O'Donnell sagt, Sie waren bewusstlos, als sie Sie gefunden haben.«

»Nur ganz kurz. Höchstens ein oder zwei Minuten. Auf jeden Fall hatte ich nicht das Gefühl, dass es länger war.«

»Ist Ihnen das schon öfter passiert, dass Sie ohnmächtig geworden sind, Dr. Tanner?«

Alice fuhr zusammen, als ihr die schreckliche Erinnerung an das erste Mal durch den Kopf schoss.
»Nein«, log sie.

Noubel bemerkte nicht, wie blass sie geworden war. »Sie

sagen, es war dunkel«, sagte er, »und deshalb sind Sie gestürzt. Doch davor hatten Sie Licht?«

»Ich hatte ein Feuerzeug, aber das ist mir runtergefallen, als ich das Geräusch hörte. Zusammen mit dem Ring.«

Er reagierte sofort. »Ein Ring?«, fragte er eindringlich. »Von einem Ring haben Sie bisher nichts gesagt.«

»Zwischen den Skeletten lag ein kleiner Ring«, erklärte sie, und der Ausdruck in seinem Gesicht beunruhigte sie. »Ich hab ihn mit der Pinzette hochgehoben, um ihn mir genauer anzusehen, aber bevor ...«

»Was für ein Ring?«, fiel er ihr ins Wort. »Woraus war er gemacht?«

»Weiß ich nicht. Irgendein Stein, kein Silber oder Gold oder so. Ich bin nicht dazu gekommen, ihn mir richtig anzuschauen.« »War irgendwas eingraviert? Buchstaben, ein Siegel, ein Muster?«

Alice öffnete den Mund, um zu antworten, schloss ihn dann wieder. Auf einmal wollte sie ihm gar nichts mehr erzählen.

»Ich weiß nicht. Es ging alles so schnell.«

Noubel betrachtete sie einen Augenblick finster, dann schnippte er mit den Fingern und winkte dem jungen Polizisten, der hinter ihm stand. Alice fand, dass auch der Uniformierte aufgeregt wirkte.

»Biau. On a trouvé quelque chose comme ça?«

»Je ne sais pas, Monsieur l'Inspecteur.«

»Dépêchez-vous, alors. Il faut le chercher ... Et informez-en Monsieur Authié. Allez! Vite!«

Die Wirkung der Schmerzmittel ließ allmählich nach, und ein hartnäckiger, dumpfer Schmerz lag hinter Alice' Augen. »Haben Sie sonst irgendetwas angerührt, Dr. Tanner ?«

Sie massierte sich die Schläfen mit den Fingerspitzen. »Ich bin versehentlich mit dem Fuß gegen einen der beiden Schädel gestoßen. Aber abgesehen davon und

abgesehen von dem Ring, nichts. Wie ich bereits sagte.«

»Was ist mit dem Fundstück unter dem Felsen?«

»Die Brosche? Die habe ich Dr. O'Donnell gegeben, nachdem wir die Höhle verlassen hatten.« Bei der Erinnerung rutschte sie unbehaglich auf ihrem Stuhl hin und her. »Ich habe keine Ahnung, was sie damit gemacht hat.«

Noubel hörte nicht mehr zu. Er schaute immer wieder über seine Schulter nach hinten. Schließlich hörte er auf, ihr was vorzumachen, und klappte seinen Notizblock zu.

»Wenn Sie bitte hier warten würden, Dr. Tanner. Vielleicht ergeben sich noch weitere Fragen an Sie.«

»Aber ich kann Ihnen nicht mehr sagen«, protestierte sie. »Kann ich denn nicht wenigstens zu den anderen?«

»Später. Vorläufig bleiben Sie bitte hier.«

Alice sank verärgert und müde in ihren Sessel zurück, während Noubel schwerfällig aus dem Zelt trat und den Berg hinauf zu einer Gruppe Uniformierter stapfte, die den Felsen untersuchten. Als Noubel näher kam, teilte sich der Kreis gerade so weit, dass Alice ganz kurz einen großen Mann in Zivil erblickte, der in der Mitte stand.

Ihr stockte der Atem.

Er trug einen maßgeschneiderten blassgrünen Sommeranzug und ein frisches weißes Hemd mit Krawatte, und er hatte offensichtlich das Sagen. Seine Autorität war unverkennbar, ein Mann, der es gewohnt war, Befehle zu erteilen, die prompt ausgeführt wurden. Im Vergleich zu ihm wirkte Noubel ungepflegt und zerzaust. Alice spürte ein Prickeln der Beklommenheit. Doch der Mann fiel nicht nur durch seine Kleidung und Haltung auf. Selbst auf diese Entfernung konnte Alice seine starke Persönlichkeit, sein Charisma spüren. Sein Gesicht war blass und hager, was durch sein dunkles, glatt aus der hohen Stirn gekämmtes Haar noch betont wurde. Er hatte etwas Klösterliches an sich. Er kam ihr bekannt vor.

Sei nicht albern. Woher solltest du ihn kennen?

Alice stand auf, trat an den Rand des Sonnenzeltes und beobachtete aufmerksam, wie die beiden Männer sich von der Gruppe entfernten. Sie sprachen miteinander. Oder besser, Noubel sprach, während der andere Mann zuhörte. Kurz darauf drehte er sich um und stieg zum Höhleneingang hinauf. Der Polizeiposten dort hob das Absperrband hoch, der Mann duckte sich darunter hindurch und verschwand.

Sie konnte sich nicht erklären, warum, aber ihre Handflächen waren vor Angst schweißnass. Ihr sträubten sich die Nackenhaare, genau wie in dem Augenblick, als sie in der Kammer das Geräusch gehört hatte. Sie konnte kaum atmen.

Das ist alles deine Schuld. Du hast ihn hierher geführt.

Alice riss sich zusammen. *Was redest du dir da ein?* Aber die Stimme in ihrem Kopf wollte nicht schweigen.

Du hast ihn hierher geführt.

Ihre Augen kehrten wie magnetisch angezogen zum Höhleneingang zurück. Sie konnte sich nicht dagegen wehren. Der Gedanke, dass er dort drin war, nach allem, was getan worden war, um das Labyrinth verborgen zu halten.

Er wird es finden.

»Was denn finden?«, murmelte sie vor sich hin. Sie wusste es nicht.

Aber sie wünschte, sie hätte den Ring an sich genommen, als sie die Gelegenheit dazu hatte.

Kapitel 13

Noubel ging nicht in die Höhle. Stattdessen wartete er mit rotem Gesicht draußen im grauen Schatten des Felsüberhangs.

Er weiß, dass da etwas nicht stimmt. Ab und an warf er dem Posten am Eingang eine Bemerkung zu, und er rauchte eine Zigarette nach der anderen, zündete die neue an der Kippe der alten an. Alice hörte sich Musik an, um die Zeit totzuschlagen. Nickelback dröhnte ihr in den Ohren, übertönte alle anderen Geräusche. Nach fünfzehn Minuten tauchte der Mann in dem blassgrünen Anzug wieder auf. Noubel und der uniformierte Beamte schienen ein paar Zentimeter zu wachsen. Alice nahm ihren Kopfhörer ab und rückte den Sessel zurück an seine ursprüngliche Position, ehe sie wieder an den Rand des Sonnenzeltes trat.

Sie beobachtete die beiden Männer, die gemeinsam von der Höhle herabstiegen.

»Ich dachte schon, Sie hätten mich vergessen, Inspektor«, sagte sie, als die beiden in Hörweite kamen.

Noubel murmelte eine Entschuldigung, wich aber ihrem Blick aus.

»Dr. Tanner, *je vous présente Monsieur Authié.*«

Von nahem sah Alice ihren ersten Eindruck von der Ausstrahlung des Mannes bestätigt. Doch seine grauen Augen waren kalt und klinisch. Sie merkte, dass sie schlagartig auf der Hut war. Trotz ihrer Antipathie streckte sie die Hand aus. Nach kurzem Zögern ergriff Authié sie. Seine Finger waren kühl, und sein Händedruck schlaff. Es überlief sie kalt.

Sie ließ die Hand gleich wieder los.

»Sollen wir uns setzen?«, fragte er.

»Sind Sie auch von der *Police Judiciaire*, Monsieur Authié?«

Die Andeutung einer Reaktion flackerte in seinen

Augen auf, doch er antwortete nicht. Alice wartete, überlegte, ob er sie vielleicht nicht verstanden hatte. Noubel, dem das Schweigen peinlich war, trat von einem Bein aufs andere. »Monsieur Authié ist von der *Mairie*, dem Rathaus. In Carcassonne.«

»Ach ja?« Es wunderte sie, dass Carcassonne und Foix derselben Kommunalverwaltung unterstanden.

Authié nahm Alice' Sessel in Beschlag, sodass ihr nichts anderes übrig blieb, als mit dem Rücken nach draußen Platz zu nehmen. Sie war argwöhnisch, misstraute ihm.

Er hatte das Lächeln eines Politikers, berechnend, wachsam, unverbindlich. Es erfasste nicht seine Augen.

»Ich habe noch ein paar Fragen, Dr. Tanner.«

»Ich glaube kaum, dass ich Ihnen noch mehr sagen kann. Ich habe dem Inspektor bereits alles erzählt, woran ich mich erinnere.« »Inspektor Noubel hat mir Ihre Aussage ausführlich geschildert, dennoch muss ich sie noch einmal mit Ihnen durchgehen. Es gibt da Widersprüche, gewisse Punkte in Ihrer Darstellung, die der Klärung bedürfen. Vielleicht haben Sie ja doch das ein oder andere Detail vergessen, Dinge, die Ihnen bislang unwichtig erschienen sind.«

Alice biss sich auf die Zunge. »Ich habe dem Inspektor schon alles gesagt«, beteuerte sie hartnäckig.

Authié legte die Fingerspitzen aneinander und übergang ihren Einwand. Er lächelte nicht. »Dr. Tanner, erzählen Sie doch einmal von da an, wo Sie die Kammer betraten. Schritt für Schritt.« Seine Wortwahl ließ Alice zusammenfahren. *Schritt für Schritt?* Wollte er sie auf die Probe stellen? Sein Gesicht verriet nichts. Ihr Blick fiel auf ein goldenes Kruzifix, das er um den Hals trug, glitt dann zurück zu seinen grauen Augen, die sie noch immer fixierten.

Sie hatte das Gefühl, dass ihr nichts anderes übrig blieb, also fing sie noch einmal von vorne an. Zu Anfang

lauschte Authié aufmerksam und konzentriert. Dann stellte er Fragen. *Er versucht, mich bei einer Lüge zu ertappen.*

»Waren die Worte auf der Steinstufe lesbar, Dr. Tanner? Haben Sie sich die Zeit genommen, sie zu lesen?«

»Die meisten Buchstaben waren verwittert«, sagte sie trotzig, forderte seinen Widerspruch heraus. Als keiner kam, empfand Alice plötzlich eine tiefe Befriedigung. »Ich bin nach unten in die Kammer gegangen, auf den Altar zu. Dann habe ich die Skelette gesehen.

»Haben Sie sie berührt?«

»Nein.«

Er gab einen leisen Laut von sich, als ob er ihr nicht glauben würde, griff dann in sein Jackett. »Gehört das Ihnen?«, fragte er und öffnete die Hand, in der ihr blaues Plastikfeuerzeug lag.

Alice wollte es nehmen, doch er zog den Arm zurück.

»Dürfte ich das bitte haben?«

»Gehört es Ihnen, Dr. Tanner?«

»Ja.«

Er nickte und schob es zurück in seine Tasche. »Sie sagen, Sie haben die Skelette nicht angefasst, aber vorhin haben Sie Inspektor Noubel erzählt, Sie hätten sie berührt.«

Alice wurde rot. »Das war ein Versehen. Ich bin mit dem Fuß gegen einen der Schädel gestoßen, aber richtig angefasst habe ich sie nicht.«

»Dr. Tanner, Sie würden die Sache hier erleichtern, wenn Sie einfach meine Fragen beantworten würden.« Wieder diese kalte, harte Stimme.

»Ich verstehe nicht, was ...«

»Wie sahen sie aus?«, fragte er schneidend.

Alice merkte, dass Noubel bei dem barschen Ton das Gesicht verzog, aber er schaltete sich nicht ein, um Authié zu zügeln. Ihr Magen zuckte nervös, doch sie riss sich zusammen.

»Und was haben Sie zwischen den Skeletten gesehen?«

»Einen Dolch, eine Art Messer. Und auch einen kleinen Beutel, Leder glaube ich.« *Lass dich nicht von ihm einschüchtern.* »Ich weiß es nicht genau, weil ich ihn nicht angefasst habe.«

Authié kniff die Augen zusammen. »Haben Sie in den Beutel geschaut?«

»Ich sagte doch gerade, ich habe nichts angefasst ...«

»Bis auf den Ring, ja.« Plötzlich schnellte er vor, wie eine Schlange vor dem tödlichen Biss. »Und genau das ist mir ein Rätsel, Dr. Tanner. Ich frage mich, warum der Ring Sie derart interessiert, dass Sie ihn aufheben, während Sie alles andere unangetastet lassen. Können Sie meine Verwirrung nachvollziehen?« Alice sah ihm in die Augen. »Er ist mir aufgefallen. Mehr nicht.« Er lächelte sardonisch. »In der fast pechfinsternen Höhle fällt Ihnen dieser kleine Gegenstand auf? Wie groß ist er? Etwa wie ein Euro? Ein bisschen größer, kleiner?«

Verrate ihm nichts.

»Ich hätte gedacht, dass Sie imstande wären, die Größe selbst einzuschätzen«, sagte sie kalt.

Er lächelte. Mit einem flauen Gefühl wurde Alice klar, dass sie ihm irgendwie in die Hände gespielt hatte.

»Das wäre ich auch, Dr. Tanner«, sagte er ruhig. »Aber jetzt kommen wir zum Kern der Angelegenheit. Es ist kein Ring da.« Alice wurde kalt. »Was soll das heißen?«

»Genau das, was ich sage. Der Ring ist nicht da. Alles andere ist mehr oder weniger so, wie Sie es beschreiben. Aber keine Spur von einem Ring.«

Alice wich zurück, als Authié seine Hände auf ihren Sessel stützte und sein dünnes, blasses Gesicht dicht vor das ihre schob. »Was haben Sie damit gemacht, Alice?«, flüsterte er.

Lass dich nicht von ihm einschüchtern. Du hast nichts Unrechtes getan.

»Ich habe Ihnen *genau* erzählt, wie es war«, sagte sie,

bemüht, die Angst aus ihrer Stimme herauszuhalten. »Der Ring ist mir aus der Hand gerutscht, als ich das Feuerzeug fallen gelassen habe. Wenn er jetzt nicht mehr da ist, muss ihn jemand anders genommen haben. Ich war es nicht.« Sie warf Noubel einen Blick zu. »Wenn ich ihn genommen hätte, wieso hätte ich ihn dann überhaupt erwähnen sollen?«

»Niemand außer Ihnen will diesen geheimnisvollen Ring gesehen haben«, sagte er, ohne auf ihren Einwand einzugehen, »womit uns zwei mögliche Erklärungen bleiben. Entweder Sie haben sich den Ring nur eingebildet. Oder Sie haben ihn eingesteckt.«

Endlich schaltete sich Inspektor Noubel ein. »Monsieur Authié, ich denke wirklich ...«

»Sie werden nicht fürs Denken bezahlt«, zischte er, ohne ihn auch nur anzusehen. Noubel lief rot an. Authié fixierte Alice weiter. »Ich stelle hier nur die Tatsachen fest.«

Alice hatte das Gefühl, in einen Kampf verwickelt zu sein, nur dass ihr keiner die Regeln erklärt hatte. Sie sagte die Wahrheit, sah aber keine Möglichkeit, ihn davon zu überzeugen.

»Nach mir waren noch viele andere in der Höhle«, sagte sie verbissen. »Die Leute von der Spurensicherung, Polizisten, Inspektor Noubel, Sie.« Sie starrte ihn trotzig an. »Und Sie waren ziemlich lange drin.« Noubel hielt den Atem an. »Shelagh O'Donnell kann das mit dem Ring bestätigen. Fragen Sie sie doch!«

Wieder erschien dieses halbe Lächeln auf seinem Gesicht. »Das habe ich. Sie sagt, sie weiß nichts von einem Ring.«

»Aber ich habe ihr von dem Ring erzählt«, rief Alice. »Sie hat doch selbst noch nachgesehen!«

»Soll das heißen, Dr. O'Donnell hat das Grab untersucht?«, fragte er schneidend.

Vor Angst konnte sie nicht mehr klar denken. Ihr

Gehirn hatte den Dienst eingestellt. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, was sie Noubel alles erzählt und was sie ihm verschwiegen hatte. »Hatten Sie die Erlaubnis, da oben zu arbeiten, von Dr. O'Donnell?«

»So war das nicht«, sagte sie mit wachsender Panik.

»Hatte sie Ihnen vielleicht untersagt, da zu arbeiten?«

»So einfach ist das nicht.«

Er lehnte sich in seinem Sessel zurück. »In dem Fall bleibt mir leider keine andere Wahl.«

»Als was?«

Sein Blick huschte zu ihrem Rucksack. Alice wollte ihn an sich reißen, doch sie war zu langsam. Authié hatte ihn schon gepackt und Inspektor Noubel zugeworfen.

»Dazu haben Sie kein Recht«, schrie sie. Sie wandte sich an den Inspektor. »Das kann er doch nicht machen, oder? Wieso tun Sie denn nichts?«

»Warum haben Sie was dagegen, wenn Sie nichts zu verbergen haben?«

»Hier geht's ums Prinzip! Sie können nicht einfach meine Sachen durchwühlen.«

»*Monsieur Authié, je ne suis pas certain ...* «

»Tun Sie einfach, was man Ihnen sagt, Noubel.«

Alice griff nach ihrem Rucksack, doch Authié packte ihr Handgelenk. Der Körperkontakt ließ sie vor Schreck erstarren. Ihr zitterten plötzlich die Beine, und sie wusste nicht, ob aus Wut oder aus Angst.

Sie riss ihren Arm los, sank zurück und atmete schwer, während Noubel die Außentaschen durchsuchte.

»*Continuez. Dépêchez-vous.*«

Alice beobachtete ihn, als er zum Innenteil des Rucksacks kam. Sie wusste, es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis er ihren Skizzenblock finden würde. Der Inspektor sah sie kurz an. *Ihm ist das hier auch zuwider.* Leider war auch Authié Noubels leises Zögern nicht entgangen.

»Was ist denn, Inspektor?«

»Pas de bague.«

»Was haben Sie gefunden?«, sagte Authié und streckte die Hand aus.

Widerstrebend gab ihm Noubel den Block. Mit herablassender Miene blätterte Authié ihn durch. Dann zeigte sein Blick plötzlich Interesse, und für einen kurzen Moment sah Alice echte Verblüffung in seinen Augen, bevor sie sich wieder verengten. Er schlug den Block energisch zu.

»Merci beaucoup pour votre ... collaboration, Dr. Tanner«, sagte er.

Alice stand auf. »Meine Zeichnungen, bitte«, sagte sie mit bemüht fester Stimme.

»Die erhalten Sie zu gegebener Zeit zurück«, sagte er und steckte den Block ein. »Den Rucksack ebenso. Inspektor Noubel gibt Ihnen eine Quittung dafür und lässt Ihre Aussage abtippen, damit Sie sie unterschreiben können.«

Das jähe und abrupte Ende der Vernehmung überraschte Alice. Bevor sie etwas Scharfzüngiges erwidern konnte, hatte Authié bereits das Zelt verlassen und ihre Sachen mitgenommen. »Wieso hindern Sie ihn nicht daran?«, fragte sie Noubel. »Glauben Sie ja nicht, dass ich ihn so davonkommen lasse.«

Seine Miene verhärtete sich. »Ich Sorge dafür, dass Sie Ihren Rucksack zurückbekommen, Dr. Tanner. Ich rate Ihnen, machen Sie sich noch ein paar schöne Urlaubstage. Vergessen Sie das Ganze hier.«

»Von wegen, ich lasse die Sache auf keinen Fall auf sich beruhen«, tobte sie, doch Noubel wandte sich bereits ab und ließ sie im Sonnenzelt stehen, wo sie sich fragte, was eigentlich gerade passiert war.

Einen Moment lang wusste sie nicht, was sie machen sollte. Sie war wütend, auf sich selbst genauso wie auf Authié, weil sie sich so leicht hatte einschüchtern lassen.

Aber er ist anders. Noch nie in ihrem Leben hatte sie

mit so heftiger Abwehr auf jemanden reagiert. Allmählich legte sich der Schock. Es juckte sie, sich schnurstracks über Authié zu beschweren, bei Dr. Brayling oder auch bei Shelagh, sie wollte irgendwas tun. Aber sie verwarf den Gedanken. Angesichts ihres derzeitigen Status als *persona non grata* würde sie bei niemandem Mitgefühl ernten.

Alice musste sich zwangsläufig damit begnügen, einen Beschwerdebrief im Kopf zu formulieren, und dabei dachte sie noch einmal über die Geschehnisse nach und versuchte sich einen Reim darauf zu machen. Kurz darauf brachte ein anderer Polizist ihr die Aussage zum Unterschreiben. Alice las sie gründlich durch, aber da sie sachlich nichts zu beanstanden hatte, setzte sie ohne zu zögern ihre Unterschrift darunter.

Die Pyrenäen waren in weiches rotes Licht getaucht, als die Knochen endlich aus der Höhle gebracht wurden.

Alle verstummten, als sich die düstere Prozession den Hang hinunter zum Parkplatz bewegte, wo eine Reihe von weiß-blauen Polizeifahrzeugen bereitstand. Eine Frau bekreuzigte sich.

Alice ging zu den anderen auf den Bergvorsprung, um zuzusehen, wie der Leichenwagen beladen wurde. Keiner sagte etwas. Die Türen wurden geschlossen, und dann rollte das Fahrzeug in einem Wirbel aus Steinchen und Staub vom Parkplatz. Unter den Augen von zwei Beamten, die zur Sicherung der Ausgrabungsstätte abbestellt worden waren, machten sich die meisten von Alice' Kollegen daran, ihre Sachen zusammenzupacken. Alice blieb noch eine Weile stehen, um den anderen aus dem Weg zu gehen, weil sie wusste, dass Mitleid noch schwerer zu ertragen sein würde als Feindseligkeit.

Sie schaute dem Leichenwagen mit seiner Eskorte nach, wie er die Serpentinstraße ins Tal hinunterfuhr,

immer kleiner und kleiner wurde, bis er schließlich nur noch ein winziger Fleck war. Im Camp um sie herum war es still geworden. Sie wusste, dass sie nicht noch mehr Zeit vertrödeln konnte, und wollte gerade mit Packen anfangen, als sie sah, dass Authié noch nicht abgefahren war. Sie schlich sich ein wenig näher heran und beobachtete interessiert, wie er sein Jackett sorgfältig auf den Rücksitz seines teuer aussehenden silbernen Wagens legte. Er knallte die Tür zu und holte dann ein Handy aus der Tasche. Alice hörte, wie seine Finger auf dem Wagendach trommelten, während er darauf wartete, dass die Verbindung zustande kam.

Als er schließlich sprach, war die Botschaft kurz und prägnant. »*Ce n'est plus là.*« Mehr nicht. Er ist weg.

Kapitel 14

Chartres

Die herrliche gotische Kathedrale Notre Dame de Chartres ragte hoch über dem Mosaik aus rötlichen Dächern und Giebeln, aus Fachwerk- und Kalksteinhäusern auf, das den historischen Stadtkern bildete. Unterhalb des engen Labyrinths aus schmalen, verwinkelten Sträßchen, im Schatten der Häuser, lag der Fluss Eure noch immer im getüpfelten Licht der Spätnachmittagssonne.

Touristen drängelten sich am Westportal der Kathedrale. Männer schwangen ihre Videokameras wie Waffen, um das leuchtende Farbkaleidoskop, das sich durch die drei Bogenfenster über der Königspforte ergoss, zu filmen statt es zu genießen.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein konnten die neun Eingänge der Kathedrale bei Gefahr hermetisch verschlossen werden. Die entsprechenden Tore waren längst verschwunden, doch die Geisteshaltung gab es noch immer. Chartres war nach wie vor eine Stadt, die sich in einen alten und neuen Teil spaltete. Die elegantesten Straßen lagen nördlich des Klosters, wo einst der Bischofspalast stand. Die hellen Steingebäude blickten gebieterisch zu der Kathedrale hin, eingehüllt in eine Aura aus jahrhundertealtem katholischen Einfluss und Machtanspruch.

Das Haus der Familie de l'Oradore beherrschte die Rue du Cheval Blanc. Es hatte die Revolution und die Okkupation überstanden und legte jetzt beredtes Zeugnis von altem Reichtum ab. Der Türklopfer und der Briefkasten aus Messing glänzten, und die Pflanzen in den großen Kübeln rechts und links der Treppe, die zur breiten Haustür hinaufführte, waren perfekt gestutzt.

Durch die Haustür gelangte man in eine imposante Eingangshalle. Der Boden bestand aus dunklem,

poliertem Holz, und eine schwere Glasvase mit stets frisch geschnittenen weißen Lilien darin stand auf einem ovalen Tisch in der Mitte. Vitrinen an den Wänden - mit einer diskreten Alarmanlage gesichert - enthielten eine unschätzbar wertvolle Sammlung ägyptischer Kunst, die nach Napoleons triumphaler Rückkehr von seinen Nordafrikafeldzügen Anfang des 19. Jahrhunderts von der Familie de l'Oradore zusammengetragen worden war. Es handelte sich um eine der größten ägyptischen Sammlungen in privater Hand. Das derzeitige Familienoberhaupt, Marie-Cecile de l'Oradore, handelte mit Antiquitäten aus allen Epochen, obwohl sie die gleiche Vorliebe für die mittelalterliche Vergangenheit hegte, wie ihr verstorbener Großvater das getan hatte. Zwei prächtige französische Wandteppiche hingen an der holzgetäfelten Wand gegenüber der Haustür, und beide hatte sie erworben, seit sie vor fünf Jahren ihr Erbe angetreten hatte. Die kostbarsten Stücke der Familie - Gemälde, Juwelen, Handschriften - waren im Safe untergebracht.

Im großen Schlafzimmer im ersten Stock des Hauses, mit Blick auf die Rue du Cheval Blanc, lag Will Franklin, Marie-Ceciles aktueller Liebhaber, auf dem Rücken im Himmelbett und hatte das Laken bis zur Taille hochgezogen.

Seine gebräunten Arme waren hinter dem Kopf verschränkt, und das hellbraune Haar, das von den Sommerferien, die er als Kind auf Martha's Vineyard verbracht hatte, blond gestrahnt war, umrahmte ein sympathisches Gesicht mit Klein-Jungen- Lächeln.

Marie-Cecile selbst saß in einem kunstvoll verzierten Louis- XIV.-Sessel neben dem Kamin, die langen, eleganten Beine übereinander geschlagen. Der elfenbeinfarbene Schimmer ihres Seidenträgerhemdes

hob sich glänzend von dem dunkelblauen Samtpolster ab.

Sie hatte das typische Profil der Familie de l'Oradore, eine blasse, adlerartige Schönheit, obwohl ihre Lippen sinnlich und voll waren und die grünen Katzenaugen von üppigen dunklen Wimpern gesäumt wurden. Ihre perfekt geschnittene dunkle Lockenpracht fiel ihr bis auf die geraden Schultern.

»Das Zimmer ist eine Wucht«, sagte Will. »Die vollkommene Kulisse für dich. Kühl, teuer, erlesen.«

Die kleinen Diamantstecker in ihren Ohren glitzerten, als sie sich vorbeugte, um ihre Zigarette auszudrücken.

»Es hat früher meinem Großvater gehört.«

Sie sprach mit einem kaum wahrnehmbaren französischen Akzent, den er noch immer reizvoll fand. Sie stand auf und ging auf ihn zu, die Schritte lautlos auf dem dicken, blassblauen Teppich.

Will lächelte erwartungsvoll, als er ihren einzigartigen Duft einatmete: Sex, Chanel und ein Hauch Gauloise.

»Umdrehen«, sagte sie und machte eine kreisende Bewegung mit dem Finger in der Luft. »Dreh dich um.«

Will tat, wie ihm geheißen. Marie-Cecile begann, ihm den Nacken und die breiten Schultern zu massieren. Er spürte, wie sich sein Körper unter ihrer Berührung dehnte und entspannte. Keiner von beiden achtete auf das Geräusch der Haustür, die sich öffnete und schloss. Will registrierte nicht einmal die Stimmen unten in der Halle, die Schritte, die zwei Stufen auf einmal nehmend die Treppe hoch und dann rasch über den Korridor kamen. Es wurde zweimal kräftig an die Schlafzimmertür geklopft. »*Ma- man!*«

Will erstarrte.

»Das ist nur mein Sohn«, sagte sie. »*Oui? Qu'est-ce que c'est?*«

»Maman! *Je veux te parler.*«

Will hob den Kopf. »Ich dachte, er würde erst morgen wiederkommen.«

»Dachte ich auch.«

»*Maman!*«, wiederholte Francois-Baptiste. »*C'est important.*« »Wenn ich gehen soll ...«, sagte Will verunsichert. Marie-Cecile massierte ihm weiter die Schultern. »Er weiß, dass er mich nicht stören darf. Ich rede später mit ihm.« Sie hob die Stimme. »*Pas maintenant*, Francois-Baptiste.« Dann fügte sie für Will auf Englisch hinzu, während sie ihre Hände über seinen Rücken gleiten ließ: »Im Augenblick ist es ... unpassend.«

Will rollte sich auf den Rücken und setzte sich verlegen auf. In den drei Monaten, die er Marie-Cecile nun kannte, war er ihrem Sohn nie begegnet. Francois-Baptiste war entweder an der Uni gewesen oder mit Freunden in Urlaub. Erst jetzt kam ihm der Gedanke, dass Marie-Cecile das so arrangiert hatte.

»Red doch kurz mit ihm.«

»Na schön, wenn es dich glücklich macht«, sagte sie und glitt vom Bett. Sie öffnete die Tür einen Spalt. Es wurden leise ein paar Worte gewechselt, die Will nicht verstehen konnte, dann waren Schritte zu hören, die sich entfernten. Sie schloss wieder ab und drehte sich zu ihm um.

»Zufrieden?«, sagte sie leise.

Langsam bewegte sie sich auf ihn zu, betrachtete ihn unter dem Rand ihrer langen dunklen Wimpern hindurch. Ihre Bewegungen hatten etwas Inszeniertes an sich, fast wie eine Vorstellung, aber Will spürte dennoch, wie sein Körper darauf reagierte.

Sie drückte ihn zurück aufs Bett und setzte sich rittlings auf ihn, legte ihre eleganten Arme auf seine Schultern. Ihre scharfen Nägel hinterließen schwache Kratzspuren auf seiner Haut. Er spürte, wie ihre Knie in seine Seiten drückten. Er griff nach oben und fuhr mit den Fingern über ihre glatten, muskulösen Arme, strich mit dem Handrücken über ihre Brüste unter der Seide. Die dünnen Seidenträger glitten widerstandslos von ihren

schön geformten Schultern.

Das Handy auf dem Nachttisch klingelte. Will achtete nicht darauf. Er zog das zarte Hemdchen an ihrem schlanken Körper herunter bis zur Taille.

»Die rufen noch mal an, wenn's wichtig ist.«

Marie-Cécile sah nach der Nummer auf dem Display. Sofort schlug ihre Stimmung um.

»Ich muss rangehen«, sagte sie.

Will wollte sie daran hindern, aber sie stieß ihn ungehalten zurück. »Lass mich.«

Sie zog sich wieder an und entfernte sich von ihm, trat ans Fenster. »*Oui. J'écoute.*«

Er hörte das Knistern einer schlechten Verbindung. »*Trouve-le, alors!*«, sagte sie und legte auf. Mit zornesrotem Gesicht griff Marie-Cécile nach einer Zigarette und zündete sie an. Ihre Hände zitterten.

»Probleme?«

Zuerst dachte Will, sie hätte ihn nicht gehört. Sie sah aus, als hätte sie vergessen, dass er überhaupt im selben Raum war. Doch dann blickte sie ihn an.

»Etwas Dringendes hat sich ergeben«, sagte sie.

Will wartete, bis ihm klar wurde, dass er keine weitere Erklärung bekommen würde und jetzt gehen sollte.

»Tut mir Leid«, sagte sie in versöhnlichem Ton. »Ich würde viel lieber hier bei dir bleiben, *mais* ... «

Genervt stand Will auf und stieg in seine Jeans.

»Treffen wir uns zum Abendessen?«

Sie verzog das Gesicht. »Ich habe einen Termin. Geschäftlich, schon vergessen?« Sie zuckte die Achseln. »Später, *oui*?«

»Wie spät ist später? Zehn Uhr? Mitternacht?«

Sie kam zu ihm und verschränkte ihre Finger mit seinen. »Es tut mir Leid.«

Will wollte sich abwenden, aber sie ließ ihn nicht. »Es ist immer das Gleiche mit dir. Ich weiß nie, was als Nächstes passiert.«

Sie schmiegte sich an ihn, sodass er ihre Brüste durch die dünne Seide spüren konnte. Trotz seiner schlechten Laune merkte er, dass sein Körper reagierte.

»Es ist rein geschäftlich«, raunte sie. »Kein Grund zur Eifersucht.« »Ich bin nicht eifersüchtig.« Er wusste inzwischen nicht mehr, wie oft sie diese Unterhaltung schon geführt hatten. »Vielmehr ...«

»*Ce soir*«, sagte sie und ließ ihn los. »Jetzt muss ich mich fertig machen.«

Ehe er noch etwas sagen konnte, war sie schon ins Bad verschwunden und hatte die Tür hinter sich geschlossen.

Als Marie-Cecile vom Duschen kam, sah sie erleichtert, dass Will gegangen war. Sie wäre nicht überrascht gewesen, wenn er noch immer auf dem Bett gelegen hätte, mit diesem Klein- Jungen-Ausdruck im Gesicht.

Allmählich gingen ihr seine Ansprüche auf die Nerven. Es kam immer häufiger vor, dass er mehr von ihrer Zeit und Aufmerksamkeit wollte, als sie zu geben bereit war. Er schien ein falsches Bild von ihrer Beziehung zu haben. Sie würde das klären müssen.

Marie-Cecile verdrängte Will aus ihren Gedanken. Sie sah sich um. Ihr Dienstmädchen war hier gewesen und hatte das Zimmer aufgeräumt. Ihre Sachen waren auf dem Bett bereitgelegt. Ihre goldenen, handgemachten Schuhe standen auf dem Boden daneben.

Sie nahm sich eine weitere Gauloise aus ihrem Etui. Sie rauchte zu viel, aber heute Abend war sie nervös. Sie klopfte das Filterende auf den Deckel, bevor sie die Zigarette anzündete. Noch so eine Eigenart, die sie von ihrem Großvater geerbt hatte, wie so vieles andere.

Marie-Cecile ging zum Spiegel hinüber und ließ den weißen Seidenbademantel von ihren Schultern gleiten. Er fiel ihr weich um die Füße. Sie neigte den Kopf zur Seite und musterte sich kritisch im Spiegel. Der lange schlanke

Körper, unmodisch blass; die festen Brüste, die makellose Haut. Sie strich mit einer Hand über die dunklen Brustwarzen, glitt dann tiefer, zeichnete die Silhouette der Hüftknochen nach, den flachen Bauch. Vielleicht ein paar neue Fältchen um Augen und Mund, aber ansonsten hatte die Zeit bei ihr kaum Spuren hinterlassen.

Die vergoldete Uhr auf dem Kaminsims begann zu schlagen und erinnerte sie daran, dass sie mit ihren Vorbereitungen beginnen sollte. Sie nahm das bodenlange, durchscheinende Untergewand vom Bügel. Es war für sie maßgefertigt worden, war hinten hochgeschnitten und hatte vorn einen spitzen V-Ausschnitt. Marie-Cecile zog die Träger, schmale Goldbänder, über die knöchigen Schultern und setzte sich dann an den Frisiertisch. Sie kämmte ihr Haar, zwirbelte die Locken um die Finger, bis es tiefschwarz glänzte wie ein polierter Stein. Sie liebte diesen Augenblick der Verwandlung, wenn sie aufhörte, sie selbst zu sein, und zur *Navigataire* wurde. Dieser Vorgang verband sie durch die Zeiten hinweg mit allen, die vor ihr dieselbe Rolle ausgefüllt hatten.

Marie-Cecile lächelte. Nur ihr Großvater würde verstehen, wie sie sich jetzt fühlte. Euphorisch, lebendig, unbesiegbar. Nicht heute, aber beim nächsten Mal würde sie diese Vorbereitungen an dem Ort treffen, wo ihre Vorfahren einst gestanden hatten. Er nicht. Es schmerzte sie, wie nah die Höhle der Stelle war, an der ihr Großvater vor fünfzig Jahren Ausgrabungen durchgeführt hatte. Er hatte doch Recht gehabt. Nur ein paar Kilometer weiter östlich, und nicht sie, sondern er wäre es gewesen, der den Lauf der Geschichte hätte verändern können.

Bei seinem Tod vor fünf Jahren hatte sie das Familienunternehmen der de l'Oradores geerbt. Auf diese Rolle hatte er sie vorbereitet, so weit sie zurückdenken konnte. Ihr Vater, sein einziger Sohn, war eine Enttäuschung für ihn gewesen. Das hatte Marie- Cecile

schon in sehr jungen Jahren begriffen. Als sie sechs war, nahm ihr Großvater ihre Erziehung in die Hand - gesellschaftlich, akademisch und weltanschaulich. Er begeisterte sich für die schönen Dinge des Lebens und hatte einen außergewöhnlich scharfen Blick für Farben und Kunst. Möbel, Wandteppiche, Haute Couture, Malerei, Bücher, sein Geschmack war unfehlbar. Alles, was sie an sich selbst schätzte, hatte sie von ihm gelernt.

Er hatte sie auch den Umgang mit Macht gelehrt, wie man sie benutzte und wie man sie behielt. Als sie achtzehn war und er fand, dass sie so weit war, hatte er seinen eigenen Sohn offiziell enterbt und stattdessen sie zur Alleinerbin ernannt.

Ihr Verhältnis zueinander war nur ein einziges Mal getrübt worden - als sie ungewollt schwanger wurde. Sosehr er sich auch der Suche nach dem uralten Geheimnis des Grals verschrieben hatte, war ihr Großvater streng katholisch und konnte uneheliche Kinder nicht akzeptieren. Abtreibung kam nicht in Frage. Erst als er erkannte, dass seine Enkelin trotz ihrer Mutterschaft weiterhin Entschlossenheit zeigte - ja, sogar noch ehrgeiziger und rücksichtsloser wurde -, erlaubte er ihr, in sein Leben zurückzukehren.

Sie zog tief an ihrer Zigarette, genoss den beißenden Rauch, der ihr durch die Kehle in die Lunge drang, und wehrte sich gegen die Macht ihrer Erinnerungen. Selbst jetzt noch, über zwanzig Jahre später, erfüllte sie die Erinnerung an ihr Exil mit kalter Verzweiflung. Ihre *Exkommunizierung*, wie er es genannt hatte. Es war eine treffende Bezeichnung. Es war ein Gefühl gewesen, als wäre sie tot.

Marie-Cecile schüttelte den Kopf, um die rührseligen Gedanken loszuwerden. Heute Abend sollte nichts ihre Stimmung trüben. Sie durfte nicht zulassen, dass irgendetwas einen Schatten über den heutigen Abend warf. Sie wollte jeden Fehler ausschließen. Wieder wandte

sie sich dem Spiegel zu. Zuerst trug sie eine blasse Grundierung auf und bestäubte die Haut mit einem goldfarbenen Gesichtspuder, der das Licht reflektierte. Als Nächstes zog sie die Lider und Brauen dick mit einem Kohlkajalstift nach, der ihre dunklen Wimpern und schwarzen Pupillen betonte, dann legte sie einen grünen Lidschatten auf, schillernd wie ein Pfauenrad. Für die Lippen wählte sie ein metallisches kupferrotes Gloss mit Goldreflexen und küsste anschließend ein

Kosmetiktuch, um die Farbe zu versiegeln. Zum Schluss sprühte sie einen Parfümschleier in die Luft, der sich wie Nebel auf ihre Haut senkte.

Auf der Frisierkommode standen drei Schatullen aus rotem Leder mit Messingverschlüssen aufgereiht, glänzend und blitzend. Der zeremonielle Schmuck war mehrere hundert Jahre alt, aber es waren Nachbildungen von Stücken, die noch einmal Tausende von Jahren älter waren. In der ersten Schatulle lag ein goldener Kopfschmuck, wie eine Tiara, die sich zu einem Punkt in der Mitte erhob. In der zweiten waren zwei Goldamulette in Form von Schlangen, deren glitzernde Augen geschliffene Smaragde waren. Die dritte enthielt eine Halskette, ein massives Goldband, das in der Mitte das Symbol umschloss. In den schimmernden Flächen schien die unwirkliche Erinnerung an den Staub und die Hitze des Alten Ägypten zu liegen.

Als sie fertig war, ging Marie-Cecile zum Fenster hinüber. Unter ihr lagen die Straßen von Chartres wie auf einer Ansichtskarte, die Läden und Autos und Restaurants, die sich im Schatten der großen gotischen Kathedrale drängten. Schon bald würden aus diesen Häusern die Männer und Frauen kommen, die auserwählt waren, an dem bevorstehenden Ritual teilzunehmen.

Sie schloss die Augen vor der vertrauten Szenerie und dem dunkler werdenden Horizont. Jetzt sah sie nicht

mehr die Kirchtürme und die grauen Klöster. Stattdessen sah sie vor ihrem inneren Auge die ganze Welt, ausgebreitet wie eine glitzernde Landkarte.

Endlich für sie zum Greifen nah.

Kapitel 15

Foix

Ein hartnäckiges Klingeln in den Ohren riss Alice aus dem Schlaf.

Wo *bin ich*? Das beige Telefon auf dem Regal über dem Bett klingelte weiter.

Ach so, natürlich. Ihr Hotelzimmer in Foix. Sie war von der Ausgrabung zurückgekommen, hatte ein wenig gepackt und dann geduscht. Das Letzte, woran sie sich erinnerte, war, dass sie sich nur für fünf Minuten aufs Bett gelegt hatte.

Alice tastete nach dem Hörer. *«Oui. Allo?»*

Der Hotelbesitzer, Monsieur Annaud, sprach mit der starken dialektalen Einfärbung der Gegend, lauter offene Vokale und nasale Konsonanten. Alice hatte schon Mühe, ihn zu verstehen, wenn sie vor ihm stand. Am Telefon, ohne die Hilfe von Augenbrauen und Gesten, war es schlechterdings unmöglich. Er klang wie eine Zeichentrickfigur.

«Plus lentement, s'il vous plait», sagte sie, um ihn zu bremsen. *«Vous parlez trop vite. Je ne comprends pas.»*

Es entstand eine kurze Pause. Sie hörte rasches Getuschel im Hintergrund. Dann kam Madame Annaud ans Telefon und erklärte, dass unten am Empfang jemand auf Alice wartete.

«Une femme?», fragte sie hoffnungsvoll.

Alice hatte für Shelagh eine Nachricht im Ausgrabungshaus hinterlassen und ihr mehrfach auf die Mailbox gesprochen, aber bisher noch nichts von ihr gehört.

«Non, c'est un homme», erwiderte Madame Annaud.

«Okay», seufzte sie enttäuscht. *«J'arrive. Deux minutes.»*

Sie fuhr sich mit einem Kamm durch das noch feuchte Haar, zog dann einen Rock und ein T-Shirt über, schob die Füße in ein Paar Espadrilles und ging nach unten. Sie

war gespannt, wer sie sprechen wollte.

Das eigentliche Ausgrabungsteam hatte sich in einer kleinen *au-berge* nicht weit von der Ausgrabungsstätte einquartiert. Von allen, mit denen sie in den paar Tagen etwas näher in Kontakt gekommen war, hatte sie sich bereits verabschiedet. Ansonsten wusste keiner, dass sie hier wohnte. Seit ihrer Trennung von Oliver gab es ohnehin niemanden, dem sie es hätte erzählen können.

Der Empfangsbereich war menschenleer. Sie spähte in das Halbdunkel und erwartete, Madame Annaud dort hinter der hohen Holztheke sitzen zu sehen, aber sie war nicht da. Alice warf einen Blick in die Besucherecke. Doch es saß weder jemand auf den alten, etwas verstaubten Korbsesseln noch auf den beiden großen Ledersofas, die im rechten Winkel vor dem Kamin standen, den Pferdeplaketten und Souvenirs von ehemaligen Gästen schmückten. Ein schiefes Postkartenrondell mit eselsohrigen Ansichten von allem, was Foix und die Ariege zu bieten hatten, rührte sich nicht.

Alice ging zurück zur Empfangstheke und schlug auf die Klingel. Der Perlenvorhang im Türdurchgang klimperte, als Monsieur Annaud aus den Privaträumen der Familie erschien.

«Il y a quelqu'un pour moi?»

«La», sagte er, beugte sich über die Theke.

Alice schüttelte den Kopf. *«Personne.»*

Er kam hinter der Theke hervor, sah selbst nach und zuckte dann überrascht mit den Schultern. *«Dehors?»* Draußen? Er ahmte einen rauchenden Mann nach.

Das Hotel lag in einer kleinen Seitengasse, die von der Hauptverkehrsstraße - gesäumt von Verwaltungsgebäuden, Fast-Food-Restaurants und dem auffallenden Art-deco-Postamt aus den Dreißigerjahren - ins malerischere mittelalterliche Zentrum von Foix mit seinen Cafés und Antiquitätengeschäften führte.

Alice schaute nach links und rechts, doch es schien

niemand auf sie zu warten. Um diese Tageszeit waren alle Läden geschlossen, und das Sträßchen war so gut wie leer.

Verwundert wollte sie wieder hineingehen, als ein Mann aus einem Türeingang trat. Er war Anfang zwanzig und trug einen hellen Sommeranzug, der ihm ein wenig zu groß war. Sein volles schwarzes Haar war adrett kurz geschnitten, und seine Augen verbargen sich hinter einer dunklen Brille. Er hielt eine Zigarette in der Hand.

»Dr. Tanner.«

»Oui«, sagte sie vorsichtig. »*Vous me cherchez?*«

Er griff in seine Brusttasche. »*Pour vous. Tenez*«, sagte er und hielt ihr einen Umschlag hin. Er blickte die ganze Zeit hektisch hin und her, fürchtete offensichtlich, von jemandem gesehen zu werden. Plötzlich erkannte Alice in ihm den jungen uniformierten Beamten wieder, der Inspektor Noubel begleitet hatte.

»*Je vous ai déjà rencontré, non? Au Pic de Soularac.*«

Er wechselte die Sprache. »Bitte«, sagte er drängend. »Nehmen Sie das.«

»*Vous êtes avec Inspecteur Noubel?*«, hakte sie nach.

Winzige Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Er überrumpelte Alice, indem er ihre Hand packte und den Umschlag hineinschob.

»He!«, wehrte sie sich. »Was ist das?«

Aber er war schon in einem der vielen Gässchen verschwunden, die zur Burg hinaufführten.

Einen Moment lang starrte Alice die leere Stelle auf der Straße an und überlegte halbherzig, ob sie ihm folgen sollte. Dann entschied sie sich dagegen. Die Wahrheit war, er hatte ihr Angst eingejagt. Sie beäugte den Brief in ihrer Hand, als wäre er eine Bombe, die jeden Moment hochgeht, dann atmete sie tief durch und schob den Finger unter die Lasche. In dem Umschlag war ein

Blatt billiges Schreibpapier, auf dem in kindlichen Großbuchstaben APPELEZ stand. Darunter war eine

Telefonnummer: 02 68 72 31 26.

Alice runzelte die Stirn. Es war keine hiesige Nummer. Die Vorwahl für die Ariège war 05.

Sie drehte das Blatt um, aber die Rückseite war leer. Sie wollte den Zettel in den nächsten Abfalleimer werfen, überlegte es sich jedoch anders. *Ich kann ihn ja erst einmal behalten.* Sie schob ihn in die Tasche, warf den Umschlag in den vor Eispapier überquellenden Mülleimer und ging dann verwirrt wieder hinein. Den Mann, der aus dem Eingang zu dem Café gegenüber trat, sah sie nicht. Als er in den Mülleimer griff, um den Umschlag herauszuholen, war sie schon wieder in ihrem Zimmer.

Das Adrenalin rauschte ihm durch die Adern, als Yves Biau endlich aufhörte zu rennen und erschöpft stehen blieb. Er beugte sich vor, stützte die Hände auf die Knie und rang nach Luft. Hoch über ihm ragte die Burg von Foix über der Stadt auf, wie schon seit über tausend Jahren. Sie war ein Symbol für die Unabhängigkeit der Region, die einzige bedeutende Festung, die während des Kreuzzugs gegen das Languedoc nie eingenommen wurde. Ein Zufluchtsort für die Katharer und Freiheitskämpfer, die aus ihren Städten und Dörfern vertrieben worden waren.

Biau wusste, dass er verfolgt wurde. Sie - wer immer sie waren - hatten gar nicht erst versucht, unbemerkt zu bleiben. Seine Hand glitt zu der Pistole unter seinem Jackett. Wenigstens hatte er getan, worum Shelagh ihn gebeten hatte. Wenn er es jetzt über die Grenze nach Andorra schaffte, ehe sie merkten, dass er weg war, würde ihm vielleicht nichts passieren. Biau hatte eingesehen, dass es zu spät war, die Ereignisse aufzuhalten, die er selbst mit in Gang gesetzt hatte. Er hatte alles getan, was sie ihm gesagt hatten, aber sie kam immer wieder. Was auch immer er tat, es würde nie genug sein.

Das Päckchen war mit der letzten Post an seine Großmutter abgegangen. Sie würde wissen, was damit zu tun war. Es war das Einzige, was ihm einfiel, um wieder gutzumachen, was er getan hatte.

Biau blickte die Straße hinauf und hinunter. Es war niemand zu sehen.

Er ging los, näherte sich seiner Wohnung auf einem umständlichen Umweg. Für den Fall, dass sie dort bereits auf ihn warteten. Denn wenn er aus dieser Richtung kam, sah er sie vielleicht, bevor sie ihn entdeckten.

Als er über den überdachten Markt ging, registrierte sein Unterbewusstsein den silberfarbenen Mercedes auf der Place Saint- Volusien, aber er achtete nicht weiter darauf. Er hörte nicht das leise Hüsteln des Motors im Leerlauf, hörte nicht, wie ein Gang eingelegt wurde und der Wagen sich allmählich in Bewegung setzte, leise über das Kopfsteinpflaster der mittelalterlichen Altstadt rollte.

Als Biau vom Trottoir trat, um die Straße zu überqueren, beschleunigte der Wagen jäh, schoss nach vorn wie ein Flugzeug auf der Startbahn. Biau fuhr herum, das Gesicht vor Schreck erstarrt. Ein dumpfer Aufprall, und seine Beine wurden unter ihm weggerissen, als sein plötzlich schwereloser Körper gegen die Windschutzscheibe schlug und dann darüber hinwegflog. Für den Bruchteil einer Sekunde schien Biau zu schweben, ehe er mit voller Wucht gegen einen der gusseisernen Pfosten krachte, die das Schrägdach des Marktes stützten.

Er hing dort in der Luft, wie ein Kind in einer dieser Riesenzentrifugen auf Kirmesplätzen. Dann verlangte die Schwerkraft ihr Recht, und er sackte zu Boden, hinterließ eine Blutspur an dem schwarzen Metallpfeiler.

Der Mercedes hielt nicht an.

Das Geräusch trieb die Menschen in den Bars hinaus auf die Straße. Ein paar Frauen schauten aus den Fenstern, die auf den Platz gingen. Der Besitzer des Café

»PMU« sah nur einmal kurz hin und lief sogleich wieder hinein, um die Polizei anzurufen. Eine Frau fing an zu schreien und wurde rasch beruhigt, während sich eine Menschentraube um den Körper versammelte.

Zuerst schenkte Alice dem Geräusch keine Beachtung. Doch das lauter werdende Sirenengeheul lockte auch sie schließlich ans Fenster.

Das hat nichts mit dir zu tun.

Es bestand kein Grund, sich einzumischen. Und doch, ohne selbst recht zu wissen, warum, verließ Alice das Hotel und ging Richtung Marktplatz.

Ein Polizeiauto mit lautlos rotierendem Blaulicht sperrte die kleine Straße ab, die auf eine Ecke des Platzes stieß. Direkt auf der anderen Seite hatten Menschen einen Halbkreis um irgendetwas oder irgendjemanden auf dem Boden gebildet.

»Man ist doch nirgendwo mehr sicher«, sagte eine Amerikanerin gerade halblaut zu ihrem Mann, »nicht mal in Europa ...« Alice' böse Vorahnung wurde stärker, je näher sie kam. Der Gedanke, was sie dort vielleicht erwartete, war fast unerträglich, und doch konnte sie nicht stehen bleiben. Ein zweiter Polizeiwagen kam aus einer Seitenstraße und hielt mit quietschenden Reifen neben dem ersten. Gesichter wandten sich um, das Dickicht aus Armen und Beinen und Leibern öffnete sich gerade lange genug, dass Alice den Körper auf dem Boden sehen konnte. Heller Anzug, schwarzes Haar, daneben eine Sonnenbrille mit braunen Gläsern und Goldbügeln.

Das kann er nicht sein.

Alice drängte sich durch die Menge, stieß Leute beiseite, bis sie ganz vorn war. Der junge Mann lag reglos auf dem Boden. Unwillkürlich griff ihre Hand nach dem Blatt Papier in ihrer Tasche.

Das kann kein Zufall sein.

Vor Schock ganz benommen, stolperte Alice zurück. Eine Autotür schlug zu. Sie zuckte zusammen, fuhr herum und sah Inspektor Noubel, der gerade aus einem Wagen gestiegen war. Sie schob sich rückwärts in die Masse von Menschen. *Er darf dich nicht sehen.* Ihr Instinkt trieb sie über den Platz, den Kopf gesenkt, nur weg von Noubel.

Sobald sie um die nächste Ecke war, fiel sie in Laufschrift.

»*S'il vous plait*«, rief Noubel, der sich einen Weg durch die Gaffer bahnte. »*Police. S'il vous plait.*«

Yves Biau lag ausgestreckt auf dem unnachgiebigen Boden, die Arme rechtwinklig vom Körper abgespreizt. Ein Bein war unter ihm verdreht, offensichtlich gebrochen, ein weißer Knochen hatte sich durch die Hose gebohrt. Das andere Bein lag unnatürlich flach da, seitlich abgeknickt. Einer seiner braunen Schuhe war vom Fuß gerissen worden.

Noubel ging in die Hocke und tastete nach einem Puls. Der Junge atmete noch, in kurzen, flachen Zügen, aber seine Haut fühlte sich feucht und kalt an, und seine Augen waren geschlossen. In der Ferne hörte Noubel das ersehnte Heulen eines Rettungswagens.

»*S'il vous plait*«, rief er wieder und stemmte sich hoch. »*Pous- sez-vous!*« Zurücktreten!

Zwei weitere Polizeifahrzeuge waren eingetroffen. Über Funk war gemeldet worden, dass ein Kollege verletzt war, und die Zahl der Polizisten überstieg inzwischen die der Schaulustigen. Die Beamten verhielten sich professionell und methodisch, doch die Anspannung war ihnen anzusehen.

»Das war kein Unfall, Inspektor«, sagte die Amerikanerin. »Der Wagen ist genau auf ihn zugerast. Er hatte kein Chance.« Noubel sah sie aufmerksam an. »Sie

haben den Vorfall beobachtet, Madame?»

»Allerdings.«

»Haben Sie erkannt, was für ein Auto es war? Wagentyp?«

Sie schüttelte den Kopf. »Silbern, da bin ich mir ganz sicher.« Sie wandte sich an ihren Mann.

»Mercedes«, sagte der sofort. »Ich selbst habe nicht viel gesehen. Habe mich erst umgedreht, als ich das Geräusch hörte.« »Autokennzeichen ?«

»Ich glaube, die letzten beiden Ziffern waren eine Elf. Es ging alles so schnell.«

»Die Straße war fast leer, Inspektor«, beteuerte die Frau, als fürchtete sie, dass er sie nicht richtig ernst nahm.

»Konnten Sie sehen, wie viele Personen in dem Fahrzeug saßen?«

»Auf jeden Fall ein Beifahrer. Ob hinten noch welche saßen, habe ich nicht sehen können.«

Noubel reichte sie an einen uniformierten Kollegen weiter, der ihre Aussage aufnehmen sollte, dann ging er zum Rettungswagen, wo Biau gerade auf einer Trage angehoben wurde. Sein Hals und Kopf waren mit einer Stütze fixiert, doch unter dem Wundverband quoll unaufhörlich Blut hervor und färbte sein Hemd rot.

Seine Haut war unnatürlich weiß, wie Wachs. Aus dem Mundwinkel ragte ein Intubationsschlauch, und an der Hand hatte man ihm eine Infusion angelegt.

»*Il pourra s'en tirer?*« Kommt er durch?

Der Sanitäter verzog das Gesicht. »Wenn ich Sie wäre«, sagte er und knallte die Wagentür zu, »würde ich die Angehörigen schonend vorbereiten.«

Noubel schlug mit der Faust gegen die Seite des Rettungswagens, als der losfuhr. Er wusste, dass seine Männer ihre Arbeit gut machten, daher trottete er zurück zu seinem Auto und verfluchte sich innerlich. Als er auf den Fahrersitz sank, spürte er jedes einzelne seiner

fünfzig Jahre. Er dachte über all die Fehlentscheidungen nach, die er heute getroffen hatte und die hierzu geführt hatten. Er schob einen Finger in seinen Hemdkragen und lockerte die Krawatte.

Er wusste, er hätte mit dem Jungen reden sollen. Seit Biau am Pic de Soularac eingetroffen war, war er nicht mehr wiederzuerkennen gewesen. Normalerweise war er engagiert, immer einer der Ersten, die sich freiwillig meldeten. Heute jedoch war er nervös und angespannt gewesen, und dann war er den halben Nachmittag über verschwunden.

Noubel trommelte nervös aufs Lenkrad. Authié behauptete, Biau hätte ihm nichts von dem Ring gesagt. Und wieso sollte er in diesem Punkt lügen?

Bei dem Gedanken an Paul Authié spürte Noubel ein Brennen in der Magengegend. Er schob sich ein Pfefferminzbonbon in den Mund, um den Schmerz zu lindern.

Das war ein weiterer Fehler gewesen. Er hätte Authié niemals in die Nähe von Dr. Tanner lassen sollen, obwohl er, wenn er es sich recht überlegte, nicht wusste, wie er das hätte verhindern sollen. Gleichzeitig mit der Meldung von den Skeletten am Pic de Soularac war die Anweisung erfolgt, dass Paul Authié Zugang zu der Fundstelle gewährt werden sollte und dass sie ihn unterstützen sollten. Noubel war noch immer nicht dahinter gekommen, wie Authié überhaupt so schnell von dem Fund erfahren hatte, geschweige denn, bei wem er sich die Befugnis erschlichen hatte, an der Ausgrabungsstätte den großen Mann zu markieren.

Noubel war Authié zuvor nie persönlich begegnet, aber er kannte seinen Ruf. So wie die meisten Polizeibeamten. Authié war Anwalt und bekannt für seine ultraorthodoxe religiöse Überzeugung. Es hieß, er habe die Hälfte der Police Judiciaire und der Gendarmerie des Midi in der Tasche. So war beispielsweise in einem Fall, in dem

Authié die Verteidigung übernommen hatte, ein Kollege von Noubel als Zeuge berufen worden. Zwei Mitglieder einer rechtsextremen Gruppe waren wegen Mordes an einem algerischen Taxifahrer in Carcassonne angeklagt worden. Man munkelte, dass Leute eingeschüchtert wurden. Letztlich wurden die beiden Angeklagten freigesprochen, und einige Polizeibeamte mussten ihren Dienst quittieren.

Noubel betrachtete Biaus Sonnenbrille, die er vom Boden aufgehoben hatte. Er hatte sich vorher schon nicht wohl in seiner Haut gefühlt. Jetzt gefiel ihm die Situation noch weniger.

Das Funkgerät erwachte mit einem Knistern zum Leben und spuckte die Informationen über Biaus Angehörige aus, die Noubel brauchte. Er blieb einen Moment sitzen, zögerte die Anrufe noch etwas hinaus. Dann griff er zum Telefon.

Kapitel 16

Toulouse

Es war elf Uhr abends, als Alice den Stadtrand von Toulouse erreichte. Sie war zu müde, um jetzt noch nach Carcassonne zu fahren, daher beschloss sie, sich im Stadtzentrum ein Zimmer für die Nacht zu nehmen.

Die Reise war im Nu vergangen. In ihrem Kopf überschlugen sich die Bilder von den Skeletten, dem Messer zwischen ihnen, dem reglosen Körper auf dem Platz in Foix. War er tot?

Und das Labyrinth. Am Ende kehrte sie immer wieder zu dem Labyrinth zurück. Alice sagte sich, dass sie paranoid reagierte, dass es nichts mit ihr zu tun hatte. *Du warst einfach im falschen Moment am falschen Ort.* Aber sie konnte sich das noch so oft sagen, überzeugt war sie nicht.

Sie streifte ihre Schuhe ab und legte sich vollständig angezogen aufs Bett. Alles an diesem Zimmer war billig. Gesichtsloses Plastik und Sperrholz, graue Fliesen und Holzimitat. Die Laken waren bretthart und kratzten an ihrer Haut wie Papier.

Sie holte den Bushmills Single Malt aus ihrem Rucksack. Es war noch ein kleiner Rest in der Flasche. Plötzlich hatte sie einen Kloß im Hals. Diese paar Schlucke hatte sie für ihren letzten Abend bei der Ausgrabung verwahrt. Wieder versuchte sie, Shelagh zu erreichen, doch ihre Freundin hatte das Handy noch immer ausgeschaltet. Sie kämpfte ihre Gereiztheit nieder und hinterließ eine weitere Nachricht auf der Mailbox. Sie wünschte, Shelagh würde aufhören, die beleidigte Leberwurst zu spielen.

Alice schluckte zwei Schmerztabletten, spülte mit dem Whiskey nach, ging dann ins Bett und schaltete das Licht aus. Sie war völlig erschöpft, aber sie konnte nicht einschlafen. Ihr dröhnte der Kopf, ihr Handgelenk war

heiß und geschwollen, und die Wunde am Arm brannte wie verrückt. Schlimmer denn je.

Das Zimmer war stickig und heiß. Nachdem sie sich eine Ewigkeit hin und her gewälzt hatte und die Glocken zuerst Mitternacht, dann ein Uhr geschlagen hatten, stand Alice auf und öffnete das Fenster, um frische Luft hereinzulassen. Es half nichts. Ihr Verstand kam einfach nicht zur Ruhe. Sie versuchte an weißen Sand und klares blaues Wasser zu denken, an karibische Strände und Sonnenuntergänge auf Hawaii, doch ihre Gedanken kehrten immer wieder zu dem grauen Felsen und der kalten unterirdischen Luft des Berges zurück.

Sie hatte Angst davor einzuschlafen. Was, wenn der Traum wiederkam ?

Die Stunden schlichen dahin. Ihr Mund war trocken, und ihr Herz stolperte von dem Whiskey. Erst als das blassweiße Morgenlicht unter den zerschissenen Rändern der Vorhänge ins Zimmer drang, schlief sie endlich ein.

Diesmal war es ein anderer Traum.

Sie ritt auf einer Fuchsstute durch den Schnee. Das Winterfell des Pferdes war dicht und glänzend, und in die helle Mähne und den Schwanz waren rote Bänder eingeflochten. Sie trug Jagdkleidung, ihre beste *pelisse* mit Eichhörnchenfell und Kapuze, und lange Lederhandschuhe, die ihr bis zu den Ellbogen reichten und mit Marderfell gefüttert waren.

Neben ihr ritt ein Mann auf einem grauen Wallach, ein größeres, kräftigeres Ross mit schwarzer Mähne und schwarzem Schwanz. Er zerrte immer wieder am Zügel, um es zu bändigen. Sein braunes Haar war lang für einen Mann, reichte ihm bis auf die Schultern. Sein blauer Samtmantel flatterte hinter ihm her, während er sein Pferd weitertrieb. Alice sah, dass er einen Dolch am Gürtel trug. Um den Hals hatte er eine Silberkette mit

einem einzelnen grünen Stein darin, der ihm im Rhythmus des Pferdes gegen die Brust wippte.

Immer wieder schaute er zu ihr herüber, und in seinem Blick lag Besitzerstolz. Die Verbindung zwischen ihnen war stark und innig. Im Schlaf regte Alice sich und lächelte.

Irgendwo in der Ferne ertönte ein Jagdhorn, schneidend und schrill in der frischen Dezemberluft, und verkündete, dass die Hunde die Fährte eines Wolfes verfolgten. Sie wusste, es war Dezember, ein besonderer Monat. Sie wusste, sie war glücklich. Dann veränderte sich das Licht.

Jetzt war sie allein in einem Teil des Waldes, den sie nicht kannte. Die Bäume standen höher und dichter, die kahlen Äste hoben sich schwarz und verbogen wie Leichenfinger vor dem weißen, schneeschweren Himmel ab. Irgendwo hinter ihr kamen die Hunde näher, unbemerkt und bedrohlich, angelockt von der Hoffnung auf Blut.

Sie war keine Jägerin mehr, sondern die Beute.

Durch den Wald dröhnte das Donnern von tausend Hufen, die näher und näher kamen. Jetzt konnte sie schon die Rufe der Jäger hören. Sie verständigten sich in einer Sprache, die sie nicht verstand, aber sie wusste, dass sie nach ihr suchten.

Ihr Pferd strauchelte. Alice wurde aus dem Sattel geschleudert und stürzte auf die harte winterliche Erde. Sie hörte den Knochen in ihrer Schulter brechen, dann kam der sengende Schmerz. Entsetzt sah sie nach unten. Ein Stück altes, steifgefrorenes Holz, das aussah wie eine Pfeilspitze, hatte sich durch den Ärmel in ihren Arm gebohrt.

Mit tauben und zittrigen Fingern, die Augen vor Schmerzen fest geschlossen, zog Alice das Stück Holz behutsam heraus. Sofort strömte das Blut, aber davon konnte sie sich nicht aufhalten lassen.

Alice rappelte sich hoch, stillte die Blutung mit dem Saum ihres Mantels und kämpfte sich weiter durch die kahlen Äste und das harte Unterholz hindurch. Die spröden Zweige knackten unter ihren Füßen, und von der eiskalten Luft, die ihr in die Wangen kniff, trännten ihr die Augen.

Das Klingeln in ihren Ohren wurde jetzt lauter, nachdrücklicher, und sie fühlte sich schwach. Körperlos wie ein Geist. Plötzlich war der Wald verschwunden, und Alice stand am Rand einer Klippe. Sie konnte nirgends mehr hin. Zu ihren Füßen ging es im freien Fall nach unten in einen waldigen Abgrund. Vor ihr erstreckten sich schneebedeckte Berge, so weit das Auge reichte. Sie waren so nah, dass sie das Gefühl hatte, sie könnte die Hand ausstrecken und sie berühren.

Alice bewegte sich unruhig im Schlaf.

Lass mich aufwachen. Bitte.

Sie kämpfte darum, aufzuwachen, aber sie konnte nicht. Der Traum hielt sie zu fest umfassen.

Hinter ihr brachen die Hunde bellend und zähnefletschend aus dem Schutz der Bäume hervor. Sie stießen Atemwolken aus, wenn sie schnappten, und blutige Speichelfäden hingen von ihren Zähnen. In der einsetzenden Dämmerung glänzten die Speerspitzen der Jäger hell. Ihre Augen waren erfüllt von Hass, von Lust. Alice konnte sie flüstern hören, höhnisch, spöttisch.

»Hérétique, hérétique.«

In dem Sekundenbruchteil fiel die Entscheidung. Wenn sie sterben musste, dann jedenfalls nicht durch die Hände solcher Männer. Alice breitete die Arme aus und sprang, übergab ihren Körper der Luft.

Schlagartig verstummte die Welt.

Die Zeit verlor jede Bedeutung, während sie fiel, langsam und sanft, und ihre grünen Gewänder sich um sie aufblähten. Jetzt merkte sie, dass etwas an ihrem Rücken haftete, ein Stück Stoff in Form eines Sterns.

Nein, kein Stern, sondern ein Kreuz. Ein gelbes Kreuz. *Rouelle*. Als das unbekannte Wort ihr in den Sinn kam und dann wieder verschwand, löste sich das Kreuz und schwebte von ihr weg, wie ein Blatt, das im Herbst vom Baum fällt.

Der Boden kam näher. Alice hatte keine Angst mehr. Denn selbst als sich die Traumbilder nach und nach auflösten, begriff ihr Unterbewusstsein, was ihr Bewusstsein nicht verstehen konnte. Dass nicht sie - Alice - diejenige war, die da fiel, sondern jemand anders.

Dass es kein Traum war, sondern eine Erinnerung. Ein Fragment aus einem Leben, das vor langer, langer Zeit gelebt worden war.

Kapitel 17

Carcassona

JULHET 1209

Zweige und Blätter raschelten, als Alaïs sich bewegte.

Sie hatte den satten Geruch von Moos, Flechten und Erde in der Nase, im Mund. Etwas Spitzes bohrte sich in ihren Handrücken, ein winzig kleiner Stich, der sofort anfang zu brennen. Eine Mücke oder Ameise. Sie konnte spüren, wie das Gift in ihr Blut drang. Alaïs wollte das Insekt wegwischen. Von der Bewegung wurde ihr übel.

Wo bin ich ?

Die Antwort, wie ein Echo. *Defdra*. Draußen.

Sie lag mit dem Gesicht nach unten auf der Erde. Ihre Haut war klamm und ein wenig kalt vom Tau. Tagesanbruch oder Abenddämmerung? Ihre Kleidung war ein einziges feuchtes Knäuel um sie herum. Ganz behutsam gelang es Alaïs, sich in eine sitzende Position zu hieven und sich mit dem Rücken gegen den Stamm einer Buche zu lehnen.

Dogament. Langsam, vorsichtig.

Durch die Bäume oben am Hang konnte sie sehen, dass der Himmel weiß war und zum Horizont hin eine rosa Färbung annahm. Flache Wolken trieben wie ruhige Schiffe dahin. Sie erkannte die schwarzen Umrisse von Trauerweiden. Hinter ihr waren Birnen- und Apfelbäume, so spät im Jahr gelbbraun und blass.

Also Morgendämmerung. Alaïs konzentrierte sich auf ihre Umgebung. Alles kam ihr sehr grell und blendend vor, obwohl die Sonne noch nicht am Himmel stand. Sie hörte Wasser irgendwo in der Nähe, das flach und gemächlich über Steine plätscherte. Weiter weg das typische Kwäck-Kwäck einer Adlereule, die von ihrer nächtlichen Jagd zurückkehrte.

Alaïs blickte auf ihre Arme, die mit kleinen, leuchtend roten Stichen übersät waren. Sie untersuchte auch die Kratzer und Risse an den Beinen. Abgesehen von den Insektenstichen hatte sie Ringe aus getrocknetem Blut um die Fußknöchel. Sie hob die Hände dicht vors Gesicht. Die Fingerknöchel waren blutunterlaufen und aufgeschürft. Rostrote Streifen zwischen den Fingern.

Eine Erinnerung. Wie sie an den Füßen über den Boden geschleift wurde.

Nein, noch davor.

Der Weg durch den Hof. Lichter in den oberen Fenstern.

Angst kribbelte ihr im Nacken. Schritte im Dunkeln, die schwielige Hand auf ihrem Mund, dann der Schlag.

Perilhds. Gefahr.

Sie hob die Hand an den Kopf und zuckte zusammen, als ihre Finger die klebrige Masse aus Blut und Haaren hinter dem Ohr berührten. Sie schloss fest die Augen, versuchte die Erinnerung an die Hände auszublenden, die wie Ratten über sie hinwegkrochen. Zwei Männer. Ein alltäglicher Geruch, nach Pferden, Bier und Stroh.

Hatten sie den merel gefunden?

Alaïs wollte aufstehen. Sie musste ihrem Vater erzählen, was geschehen war. Er wollte nach Montpellier, das wusste sie noch. Sie musste ihn vorher sprechen. Sie versuchte sich aufzurichten, doch ihre Beine trugen sie nicht. Wieder drehte sich alles, und sie fiel, fiel, glitt zurück in einen schwerelosen Schlaf. Sie wollte dagegen ankämpfen und bei Bewusstsein bleiben, doch vergeblich. Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft waren jetzt nur Teil einer unendlichen Zeit, die sich weiß vor ihr erstreckte. Farbe und Klang und Licht verloren jede Bedeutung.

Kapitel 18

Mit einem letzten, unschlüssigen Blick über die Schulter ritt Bertrand Pelletier an der Seite von Vicomte Trencavel aus dem Osttor hinaus. Er begriff nicht, wieso Alaïs nicht gekommen war, um sie zu verabschieden.

Pelletier ritt schweigend und in Gedanken verloren dahin, bekam wenig mit von dem belanglosen Geplauder um sich herum. Er machte sich Sorgen, weil sie nicht im Cour d'Honneur gewesen war, um ihnen gute Wünsche mit auf den Weg zu geben. Überrascht und auch enttäuscht, wie er sich eingestehen musste. Jetzt wünschte er, er hätte François losgeschickt, sie zu wecken. Trotz der frühen Stunde waren die Straßen von winkenden und jubelnden Menschen gesäumt. Man hatte nur die besten Pferde genommen. Zelter, auf deren Zähigkeit und Kraft stets Verlass war, und auch Wallache und Stuten aus den Ställen des Château Comtal, weil sie schnell und ausdauernd waren. Raymond-Roger Trencavel ritt seinen Lieblingshengst, einen Braunen, den er schon als Fohlen bekommen und selbst zugeritten hatte. Sein Fell hatte die Farbe eines Fuchses im Winter, und auf der Nase hatte er eine unverkennbare Blesse, die, so hieß es zumindest, haargenau die Form der Trencavel-Ländereien hatte.

Auf den Schilden prangte das Trencavel-Zeichen. Die Fahnen und die Gewänder, die die *chevaliers* über ihrer Reiserüstung trugen, waren mit dem Wappen bestickt. Die aufgehende Sonne blitzte auf glänzenden Helmen, Schwertern und Zaumzeug. Sogar die Satteltaschen der Packpferde waren so lange gewienert worden, bis die Reitknechte sich im Leder spiegelten.

Die Entscheidung, wie groß der *envoi* sein sollte, hatte einige Zeit in Anspruch genommen. War er zu klein, würde Trencavel wie ein unwürdiger und wenig beeindruckender Verbündeter aussehen, und sie wären

unterwegs leichte Beute. War er zu groß, würde das wie eine Kriegserklärung wirken.

Schließlich waren sechzehn *chevaliers* ausgewählt worden, darunter auch, trotz Pelletiers Bedenken, Guilhem du Mas. Zusammen mit ihren *écuyers*, einer Hand voll Dienern und Kirchenmännern, Jehan Congost und einem Schmied, der die Hufbeschläge der Pferde unterwegs ausbessern konnte, waren sie alles in allem rund dreißig Mann.

Ihr Ziel war Montpellier, die wichtigste Stadt im Herrschaftsgebiet des Vicomte von Nîmes und der Geburtsort von Raymond- Rogers Gemahlin, Dame Agnès. Wie Trencavel so war auch Nîmes ein Vasall des Königs von Aragon, Pedro II., daher durften sie auf eine unbehelligte Reise hoffen, obwohl Montpellier eine katholische Stadt war und Pedro selbst ein standhafter und resoluter Gegner der Häresie.

Sie hatten einen Dreitagesritt von Carcassonne aus veranschlagt. Ungewiss war, wer von beiden zuerst in der Stadt ein- treffen würde, Trencavel oder der Comte von Toulouse.

Zunächst ritten sie in östlicher Richtung an der Aude entlang der aufgehenden Sonne entgegen. Bei Trèbes schwenkten sie nach Nordwesten in das Gebiet des Minervois und folgten der alten Römerstraße, die durch La Redorte, die befestigte Hügelstadt Azille und weiter nach Olonzac führte.

Der beste Boden war den *canabières* überlassen, den Hanffeldern, die sich vor ihnen erstreckten, so weit das Auge reichte. Rechter Hand waren Rebstöcke, manche gepflegt, andere wuchsen wild am Wegesrand hinter kräftigen Hecken. Linker Hand lag ein Meer aus smaragdgrünen Gerstenhalmen, die sich bis zur Erntezeit golden färben würden. Schon jetzt schufteten die Bauern

unter breitkrepfigen Strohhüten, die ihre Gesichter beschatteten, und schnitten den letzten Weizen. Hin und wieder warfen die eisernen Sicheln ihrer Sensen das Sonnenlicht zurück.

Jenseits des Flussufers, das von Eichen und Sumpfweiden gesäumt wurde, lagen die tiefen und stillen Wälder, wo wilde Adler jagten. Dort tummelten sich Hirsche, Luchse und Bären in Hülle und Fülle und im Winter auch Wölfe und Füchse. Über die Wälder und Gehölze des Tieflandes erhob sich der dunkle Forst der Montagne Noire, in dem der wilde Eber König war.

Vicomte Trencavel besaß die Unverwüstlichkeit und den Optimismus der Jugend. Er war gut aufgelegt, gab Anekdoten zum Besten und lauschte den Erzählungen vergangener Ruhmestaten. Er erörterte mit seinen Männern die Frage, welches die besseren Jagdhunde seien, Windhunde oder Mastiffs, sprach über den derzeitigen Preis einer guten Hündin für die Zucht und tratschte sogar, wer beim Bogenschießen oder Würfeln welche Einsätze gemacht hatte.

Niemand sprach über den Zweck ihrer Mission oder darüber, was passieren würde, falls der Vicomte bei seinem Onkel kein Gehör fand.

Ein heiserer Schrei von hinten ließ Pelletier aufmerken. Er warf einen Blick über die Schulter. Guilhem du Mas ritt Seite an Seite mit Alzeu de Preixan und Thierry Cazanon, *chevaliers*, die ebenfalls in Carcassonne ausgebildet und während desselben Osterfestes zum Ritter geschlagen worden waren.

Guilhem bemerkte den kritischen Blick des älteren Mannes und hob den Kopf, um ihm dreist in die Augen zu sehen. Beide starrten einander kurz an. Dann neigte der Jüngere leicht den Kopf, eine unaufrichtige Anerkennung, und sah weg. Pelletier spürte, wie sein Blut anfang zu kochen, doch am schlimmsten war die Einsicht, dass ihm die Hände gebunden waren.

Stunde um Stunde ritten sie durch das flache Land. Die Gespräche gerieten ins Stocken und verstummten dann ganz, als die Begeisterung, die ihren Aufbruch aus der Cite begleitet hatte, allmählich von Befürchtungen verdrängt wurde.

Die Sonne stieg unaufhaltsam höher. Den Kirchenmännern in ihren schwarzen Kammgarnkutten machte die Hitze am meisten zu schaffen. Dem Bischof rann der Schweiß von der Stirn. Jehan Congosts schwammiges Gesicht hatte einen unansehnlichen, fleckigen Rotton angenommen, die Farbe von Fingerhutblüten. Bienen, Heuschrecken und Zikaden summten und zirpten im braunen Gras. Mücken attackierten Knöchel und Hände der Reiter, und Fliegen peinigten die Pferde, die gereizt mit Mähne und Schwanz zuckten.

Erst als die Sonne hoch über ihnen stand, führte Vicomte Trencavel sie von der Straße weg, um eine Weile zu rasten. Sie ließen sich auf einer Lichtung neben einem gemächlich dahinplätschernden Bach nieder, nachdem sie sich vergewissert hatten, dass die Pferde ungefährdet grasen konnten. Die *ecuyers* sattelten die Tiere ab und kühlten ihnen das Fell mit in Wasser getauchten Weidenblättern. Kratzer und Bisse wurden mit Ampferblättern oder Senfbreiumschlägen behandelt.

Die *chevaliers* entledigten sich ihrer Reiserüstung und Stiefel, wuschen sich Staub und Schweiß von Händen und Hals. Eine kleine Gruppe Diener wurde zum nächstgelegenen Bauernhof geschickt und kehrte einige Zeit später mit Brot und Wurst, weißem Ziegenkäse, Oliven und dem kräftigen Wein der Gegend zurück.

Als sich die Neuigkeit herumsprach, dass Vicomte Trencavel ganz in der Nähe Rast machte, strömten Bauern und Landarbeiter, alte Männer und junge Frauen, Weber und Brauer zu dem bescheidenen Lager unter den Bäumen und brachten ihrem *seigneur* Geschenke: Körbe

mit Kirschen und frisch gefallenem Pflaumen, eine Gans, Salz und Fisch.

Pelletier war nicht ganz wohl dabei. Es hielt sie nur auf, und sie verloren kostbare Zeit. Sie mussten noch ein gutes Stück Weg hinter sich bringen, bevor die Abendschatten länger wurden und sie das Nachtlager aufschlugen. Aber wie schon sein Vater und seine Mutter vor ihm genoss Raymond-Roger die Begegnungen mit seinen Untertanen und wollte niemanden abweisen. »Schließlich schlucken wir genau dafür unseren Stolz herunter und versuchen mit meinem Onkel Frieden zu schließen«, sagte er leise. »Um all das zu bewahren, das an unserer Lebensart gut und unschuldig und wahrhaftig ist, e? Und notfalls werden wir dafür kämpfen.«

Wie ein Kriegerkönig aus alter Zeit hielt Vicomte Trencavel im Schatten der Steineichen Hof. Er nahm alle Gaben, die ihm gebracht wurden, bereitwillig und würdevoll entgegen. Er wusste, dass die Leute noch oft von diesem Tag erzählen würden, dass die Geschichte Teil des Dorflebens werden würde.

Fast ganz zum Schluss kam ein hübsches, dunkelhäutiges Mädchen von fünf oder sechs Jahren mit leuchtenden Augen, die die Farbe von Brombeeren hatten, auf ihn zu, machte einen kurzen Knicks und reichte ihm einen Blumenstrauss aus wilden Orchideen, weißer Schafgarbe und Geißblatt. Die Hände der Kleinen zitterten.

Vicomte Trencavel beugte sich zu ihr herab, zog ein Leinentaschentuch aus seinem Gürtel und hielt es ihr hin. Selbst Pelletier lächelte, als die Fingerchen schüchtern Zugriff und das frische weiße Stoffstück nahmen.

»Und wie heißt Ihr, *Madomaisela*?«, fragte er.

»Ernistine, *Messire*«, wisperte sie. Trencavel nickte. »Nun, *Madomaisela* Ernistine«, sagte er, zupfte eine rosa Blüte aus dem Blumenstrauss und befestigte sie an seiner

Tunika. »Das hier werde ich tragen, damit es mir Glück bringt. Und mich an die Freundlichkeit der Menschen von Puicheric erinnert.«

Erst als auch der letzte Besucher gegangen war, legte Raymond- Roger Trencavel sein Schwert ab und setzte sich zum Essen. Sobald sie ihren Hunger gestillt hatten, streckten sich nacheinander alle Männer und Jungen auf dem weichen Gras aus oder lehnten sich gegen den Stamm eines Baumes und dösten vor sich hin, den Bauch voller Wein und den Kopf schläfrig von der Nachmittagshitze.

Nur Pelletier suchte keine Ruhe. Als er sicher war, dass Vicomte Trencavel ihn vorläufig nicht brauchen würde, machte er einen Spaziergang am Bach, suchte die Einsamkeit.

Wasserläufer flitzten über das Wasser, und bunte Libellen surrten schimmernd über die Oberfläche, schossen hin und her, durchschnitten die drückende Luft.

Sobald er außer Sichtweite des Lagers war, setzte sich Pelletier auf den geschwärzten Stamm eines umgestürzten Baumes und holte Harifs Brief aus der Tasche. Er las ihn nicht. Er öffnete ihn nicht einmal, sondern hielt ihn einfach fest zwischen Daumen und Zeigefinger, wie einen Talisman.

Er musste unentwegt an Alaïs denken. Seine Gedanken schwankten hin und her, wie eine Waage. Einen Moment lang bedauerte er, sie überhaupt ins Vertrauen gezogen zu haben. Aber wenn nicht Alaïs, wen dann? Es gab sonst niemanden, dem er trauen konnte. Gleich darauf fürchtete er, ihr zu wenig erzählt zu haben. So Gott wollte, würde alles gut werden. Falls ihr Bittgesuch beim Comte von Toulouse wohlwollend aufgenommen wurde, würden sie, noch ehe der Monat vorüber war, im Triumph nach Carcassonne zurückkehren, ohne dass ein Tropfen Blut vergossen worden war. Was Pelletier selbst anging,

so würde er Simeon in Beziers aufsuchen und herausfinden, wer diese »Schwester« war, die Harif in seinem Brief erwähnte.

Falls das Schicksal es so wollte.

Pelletier seufzte. Er betrachtete das friedliche Bild, das sich ihm bot, und sah in seiner Phantasie das Gegenteil. Statt der alten Welt, unverändert und unveränderlich, sah er Chaos und Verwüstung und Zerstörung. Das Ende aller Dinge.

Er neigte den Kopf. Er hätte nicht anders handeln können. Falls er nicht nach Carcassonne zurückkehrte, würde er wenigstens in dem Bewusstsein sterben, dass er sein Bestes getan hatte, um die

Trilogie zu schützen. Alaïs würde ihre Verpflichtungen erfüllen. Sein Schwur würde ihr Schwur werden. Das Geheimnis würde nicht in der Hölle der Schlacht verloren gehen oder in einem französischen Kerker verrotten.

Die Geräusche aus dem Lager, das wieder zum Leben erwachte, holten Pelletier zurück in die Gegenwart. Es war Zeit zum Aufbruch. Bis zum Sonnenuntergang hatten sie noch viele Stunden im Sattel vor sich.

Pelletier schob Harifs Brief wieder in seinen Beutel und ging rasch zurück ins Lager, wohl wissend, dass solche Augenblicke der Ruhe und Stille in den Tagen, die vor ihm lagen, rar gesät sein würden.

Kapitel 19

Als Alaïs erneut erwachte, lag sie zwischen Leinenlaken, nicht auf Gras. Sie hatte ein leises, dumpfes Pfeifen in den Ohren, wie Herbstwind, der durch den Wald streicht. Ihr Körper fühlte sich seltsam schwer und belastet an, als gehörte er nicht zu ihr. Sie hatte geträumt, dass Esclarmonde bei ihr war und ihr eine kühlende Hand auf die Stirn legte, um das Fieber herauszuziehen.

Ihre Augen öffneten sich flatternd. Über ihrem Kopf war der vertraute Baldachin ihres Bettes, und die dunkelblauen Nachtvorhänge waren zurückgebunden. Das Gemach war in das weichgoldene Licht der Abenddämmerung getaucht. Die Luft trug schon die Verheißung der Nacht in sich, obwohl sie noch immer heiß und drückend war. Sie nahm das schwache Aroma frisch verbrannter Kräuter wahr. Rosmarin und der Duft von Lavendel. Und sie hörte Frauenstimmen, heiser und leise, ganz in der Nähe. Sie flüsterten, als wollten sie Alaïs nicht wecken. Ihre Worte zischten wie Fett, das von einem Bratspieß ins Feuer tropft. Langsam drehte Alaïs den Kopf auf dem Kissen zu dem Geräusch hin. Alziette, die unbeliebte Ehefrau des Oberreitknechts, und Ranier, eine verschlagene und boshafte Klatschbase mit einem ungehobelten, tölpelhaften Mann, beide die reinsten Intrigantinnen, saßen neben dem kalten Kamin wie ein Paar alte Krähen. Ihre Schwester Oriane trug ihnen öfter Botengänge auf, aber Alaïs misstraute ihnen und konnte sich nicht erklären, wie sie in ihr Zimmer gekommen waren. Ihr Vater hätte das niemals erlaubt.

Dann fiel es ihr wieder ein. Er war nicht da. Er war nach Saint- Gilles oder Montpellier geritten, genau wusste sie das nicht mehr. Und Guilhem auch.

»Und, wo waren sie?«, zischelte Ranier mit sensationslüsternem Unterton.

»Im Obstgarten, unten am Bach bei den Weiden«, antwortete Alziette. »Mazelles Älteste hat sie runtergehen sehen. Und das kleine Biest ist schnurstracks zu ihrer Mutter gerannt. Dann kam Mazelle selbst in den Hof gefegt, hat händeringend irgendwas von Schande erzählt und wie unangenehm es ihr wäre, dass ausgerechnet sie es mir erzählen muss.«

»Die war doch schon immer eifersüchtig auf dein Mädchen, e. Ihre Töchter sind alle fett wie Mastsäue und voller Pockennarben. Alle wie sie da sind, hässlich wie die Nacht.« Ranier schob den Kopf näher heran. »Und was hast du dann gemacht?«

»Was blieb mir anderes übrig. Ich bin nachsehen gegangen. Hab sie auch sofort entdeckt. Schließlich hatten sie sich nicht großartig versteckt. Ich hab Raoul am Schopf gepackt - widerlich borstiges Haar hat er - und ihm ein paar hinter die Ohren gegeben. Er hat die ganze Zeit nur mit einer Hand an seinem Gürtel rumgezerrt, war ganz rot im Gesicht vor Scham, weil ich sie erwischt hatte. Als ich mir Jeanette vorgeknöpft hab, hat er sich losgerissen und ist weggelaufen, ohne sich auch nur umzudrehen.« Ranier schnalzte missbilligend mit der Zunge.

»Und Jeanette hat die ganze Zeit rumgejammert und sich aufgeführt und beteuert, dass Raoul sie liebt und sie heiraten will. So wie sie geredet hat, hätte man meinen können, dass noch nie einem Mädchen mit Süßholzraspeln der Kopf verdreht worden wäre.«

»Vielleicht hat er ja ehrbare Absichten?«

Alziette schnaubte. »Der kann doch noch gar nicht ans Heiraten denken«, stellte sie fest. »Fünf ältere Brüder und nur zwei von ihnen verheiratet. Sein Vater hockt Tag und Nacht in der Schenke. Jeder sol, den die haben, landet in Gastons Tasche.«

Alaïs versuchte die Ohren gegen den profanen Klatsch zu verschließen. Sie waren wie Geier, die an einem

Kadaver herumhackten.

»Aber andererseits«, sagte Alziette durchtrieben, »war es ja doch ganz gut so. Wenn ich nicht nach dem Rechten gesehen hätte, dann hätte ich *sie* nicht gefunden.«

Alaïs verkrampfte sich, spürte, dass die beiden Köpfe sich zu ihrem Bett wandten.

»Stimmt«, bestätigte Ranier. »Und ich könnte mir vorstellen, dass du reichlich belohnt werden wirst, wenn ihr Vater wieder da ist.«

Alaïs lauschte weiter, erfuhr aber sonst nichts Neues. Die Schatten wurden länger. Sie schlief immer wieder ein.

Kurze Zeit später kam eine Nachtpflegerin, wieder eine von den Lieblingsdienerinnen ihrer Schwester, um Alziette und Ranier abzulösen. Das Geräusch, wie die Frau die rissige Holzpritsche unter dem Bett hervorzog, weckte Alaïs auf. Sie hörte einen leisen Plumps, als die Pflegerin sich auf die ausgebeulte Matratze niederließ und das Gewicht ihres Körpers die Luft aus der dünnen Strohfüllung presste. Wenige Augenblicke später verrieten das Röcheln und schwere Schnarchen am Fußende des Bettes, dass sie eingeschlafen war.

Alaïs war plötzlich hellwach. Ihr war die letzte Anweisung ihres Vaters siedend heiß eingefallen: das Brett mit dem Labyrinth darauf in Sicherheit zu bringen. Sie schob sich in eine sitzende Position und ließ den Blick über die Stoffstücke und Kerzen gleiten. Das Brett war nicht mehr da.

Um die Pflegerin nicht zu wecken, zog Alaïs ganz vorsichtig, weil die Angeln quietschten, die Tür des Nachtschränkchens auf. Das Brett war nicht drin. Alaïs fuhr mit den Fingern am Bettrand entlang, für den Fall, dass das Brett zwischen Matratze und Holzrahmen gerutscht war. Aber dort war es auch nicht.

Res. Nichts.

Ihr kam ein beunruhigender Gedanke. Ihr Vater hatte ihre Befürchtung abgetan, dass seine Identität vielleicht entdeckt worden war, aber hatte er Recht damit? *Sowohl der merel als auch das Brett waren verschwunden.*

Alaïs schwang die Beine aus dem Bett und schlich auf Zehenspitzen durchs Zimmer zu ihrem Nähstuhl. Sie brauchte Gewissheit. Ihr Mantel hing über der Lehne. Irgendwer hatte versucht, ihn zu säubern, doch der bestickte Saum war mit Schlamm verkrustet, der die Stickerei teilweise ganz verdeckte. Er roch nach Garten oder Stall, durchdringend und säuerlich. Sie griff in die Tasche und zog die leere Hand wieder heraus, wie sie befürchtet hatte. Ihr Geldbeutel war verschwunden und mit ihm der *merel*. Die Ereignisse überschlugen sich. Plötzlich schienen die altvertrauten Schatten voller Gefahren zu sein. Sie fühlte sich von allem bedroht, sogar von den Schnarchlauten, die von der Holzpritsche kamen.

Was, wenn meine Angreifer noch im Chateau sind? Was, wenn sie es wieder versuchen?

Alaïs zog sich rasch an, nahm die *calèth* und regulierte die Flamme. Der Gedanke, den dunklen Hof allein zu durchqueren, machte ihr Angst, aber sie konnte nicht hier im Zimmer sitzen bleiben und seelenruhig abwarten, was als Nächstes geschah. *Coratge*. Mut.

Alaïs schirmte die flackernde Flamme mit der Hand ab, als sie auf der Suche nach François über den Cour d'Honneur zum Tour Pinte lief.

Sie öffnete die Tür einen Spalt und rief seinen Namen in die Dunkelheit. Es kam keine Antwort. Sie schlüpfte hinein. »François«, flüsterte sie erneut.

Die Öllampe warf nur einen blassgelben Schein, doch das Licht reichte aus, um zu erkennen, dass jemand auf der Pritsche am Fußende des Bettes ihres Vaters lag.

Alaïs stellte die Lampe auf den Boden, bückte sich und

berührte die Gestalt sacht an der Schulter. Sofort schnellte ihr Arm zurück, als hätte sie sich verbrannt. Es fühlte sich falsch an. »François?«

Noch immer keine Antwort. Alaïs umfasste den rauen Rand der Decke, zählte bis drei und riss sie zurück.

Darunter lag ein Haufen aus alten Kleidern und Pelzen, die so arrangiert waren, dass sie wie eine schlafende Gestalt aussahen. Ein Stein fiel ihr vom Herzen, aber es war verwirrend.

Ein Geräusch draußen auf dem Gang ließ sie aufhorchen. Rasch griff Alaïs nach der Lampe und löschte die Flamme, dann drückte sie sich in die dunkle Ecke hinter dem Bett.

Sie hörte, wie sich die Tür quietschend öffnete. Der Eindringling zögerte, vielleicht weil er das Öl der Lampe roch, vielleicht weil ihm die weggerissene Decke auffiel. Er zog sein Messer aus der Scheide.

»Wer ist da?«, fragte er. »Zeigt Euch.«

»François«, sagte Alaïs erleichtert und trat hervor. »Ich bin es. Du kannst deine Waffe wegstecken.«

Er wirkte verstörter als sie.

»Herrin, verzeiht mir. Ich habe Euch nicht erkannt.«

Sie betrachtete ihn aufmerksam. Er atmete schwer, als wäre er gelaufen. »Die Schuld liegt bei mir, aber wo warst du denn zu dieser späten Stunde?«

»Ich ...«

Eine Frau, so vermutete sie, konnte sich jedoch nicht erklären, warum ihm das so peinlich war. Sie erbarmte sich seiner.

»Es spielt keine Rolle, François. Ich bin hier, weil du der einzige Mensch bist, dem ich vertraue und der mir sagen kann, was mit mir geschehen ist.«

Die Farbe wich aus seinem Gesicht. »Ich weiß nichts, Herrin«, sagte er rasch mit seltsam erstickter Stimme.

»Aber du hast doch bestimmt Gerüchte gehört, Küchengeschwätz und dergleichen?«

»Kaum.«

»Dann lass uns die Geschichte noch einmal nachvollziehen«, sagte sie, über sein Verhalten verwirrt. »Ich erinnere mich, dass ich vom Gemach meines Vaters zurückging, nachdem du mich zu ihm gerufen hattest. Dann haben mich zwei Männer überfallen. Als ich aufwachte, war ich in einem Obstgarten in der Nähe eines Baches. Es war früh am Tag. Als ich das nächste Mal aufwachte, lag ich in meinem Bett.«

»Würdet Ihr die Männer wiedererkennen, Herrin?«

Alaïs blickte ihn forschend an. »Nein. Es war dunkel, und es ging alles sehr schnell.«

»Wurde Euch irgendwas geraubt?«

Sie zögerte. »Nichts Wertvolles«, log sie beklommen. »Dann weiß ich noch, dass Alziette Baichère Alarm geschlagen hat. Ich habe vorhin gehört, wie sie sich damit gebrüstet hat, obwohl ich beim besten Willen nicht begreife, wieso ausgerechnet sie an meinem Bett saß. Warum nicht Rixende? Oder eine von meinen Frauen?«

»Das war die Anweisung von Dame Oriane, Herrin. Sie hat sich persönlich um Eure Pflege gekümmert.«

»Haben die Leute sich denn nicht darüber gewundert?«, fragte Alaïs. Es war vollkommen untypisch für Oriane. »Meine Schwester ist nicht gerade bekannt für ihre ... Fürsorge.« François nickte. »Aber sie ließ sich nicht davon abbringen, Herrin.«

Alaïs schüttelte den Kopf. Eine ganz schwache Erinnerung blitzte in ihren Gedanken auf. Ein flüchtiges Traumbild, wie sie in einem engen Raum eingeschlossen ist, Stein, kein Holz, der beißende Gestank nach Urin und Tieren und Verwahrlosung. Doch je angestrongter sie versuchte, diese Erinnerung einzufangen, desto weiter entglitt sie ihr.

Sie wandte sich wieder den anstehenden Fragen zu.

»Ich vermute, mein Vater ist nach Montpelhièr aufgebrochen, François.«

Er nickte. »Vor zwei Tagen, Herrin.« »Dann ist heute Mittwoch«, murmelte sie entsetzt. Sie hatte zwei Tage verloren. Sie runzelte die Stirn. »Als sie aufbrachen, François, hat mein Vater nicht gefragt, warum ich nicht da war, um ihn zu verabschieden?«

»Das hat er, Herrin, aber ... er hat mir verboten, Euch zu wecken.«

Das ergibt doch keinen Sinn. »Aber was war mit meinem Gemahl? Hat Guilhem denn nicht gesagt, dass ich in der Nacht nicht in unser Schlafgemach zurückgekehrt bin?«

»Ich glaube, *chevalier* du Mas hat die halbe Nacht in der Schmiede verbracht und dann mit Vicomte Trencavel den Segnungsgottesdienst in der Kapelle besucht. Er schien über Eure Abwesenheit ebenso verwundert zu sein wie Intendant Pelletier, und außerdem ...«

Er verstummte.

»Sprich weiter. Sag, was du denkst, François. Ich bin dir nicht böse.«

»Mit Verlaub, Herrin, ich glaube, *chevalier* du Mas wollte vor Eurem Vater keinesfalls den Eindruck machen, dass er nicht weiß, wo Ihr Euch aufhaltet.«

In dem Moment, als er das sagte, wusste Alaïs, dass er Recht hatte. Zurzeit war die Missstimmung zwischen ihrem Mann und ihrem Vater schlimmer denn je. Alaïs presste die Lippen aufeinander, wollte sich nicht verplappern.

»Aber sie sind ein so großes Risiko eingegangen«, kam sie wieder auf den Überfall zu sprechen. »Mich mitten im Chateau Comtal anzugreifen war schon verwegen genug. Aber mich dann auch noch gefangen zu nehmen ... Wie konnten sie hoffen, damit durchzukommen?«

Sie hielt inne, als ihr klar wurde, was sie da gerade gesagt hatte. »Jeder hier hatte alle Hände voll zu tun, Herrin. Das Ausgangsverbot war aufgehoben worden. Deshalb war nur das Westtor geschlossen, das Osttor aber die ganze Nacht auf. Es wäre für zwei Männer ein

Leichtes gewesen, Euch hinauszuschaffen, wenn sie Euch in die Mitte genommen hatten und Euer Gesicht, Eure Kleidung verborgen gewesen war. Es gab viele Damen ... Frauen, ich meine, welche von der Sorte ...»

Alaïs musste schmunzeln. »Danke, François. Ich verstehe, was du sagen willst.«

Das Lächeln verschwand von ihrem Gesicht. Sie musste nachdenken, entscheiden, was sie als Nächstes tun sollte. Sie war verwirrter denn je. Und weil sie nicht erklären konnte, was da passiert war und warum, wuchs ihre Angst noch mehr. *Es ist schwer, sich gegen einen gesichtslosen Feind zu schützen.*

»Es wäre vielleicht ganz gut herumzuerzählen, dass ich mich nicht an den Überfall erinnern kann, François«, sagte sie nach einer Weile. »Dann haben meine Angreifer, falls sie noch im Chateau sind, keinen Grund, sich bedroht zu fühlen.«

Bei dem Gedanken, gleich wieder über den Hof zu müssen, wurde ihr kalt ums Herz. Außerdem wollte sie nicht unter den Augen von Orianes Pflegerin schlafen. Bestimmt sollte die Frau sie ausspionieren und Oriane Bericht erstatten.

»Den Rest der Nacht werde ich hier verbringen«, stellte sie fest. Zu ihrem Erstaunen blickte François entsetzt. »Aber, Herrin, es ist nicht schicklich für Euch ... «

»Es tut mir Leid, dich aus deinem Bett zu vertreiben«, sagte sie und schwächte ihren Befehl mit einem Lächeln ab, »aber meine Zimmergenossin behagt mir nicht.« Eine ausdruckslose, verschlossene Miene senkte sich auf sein Gesicht. »Aber ich wäre dir dankbar, wenn du in der Nähe bliebest, für den Fall, dass ich dich noch brauche, François.«

Er erwiderte ihr Lächeln nicht. »Wie Ihr wünscht, Herrin.« Alaïs starrte ihn einen Moment lang an, dann befand sie, dass sie zu viel in sein Verhalten hineindeutete. Sie bat ihn, die Lampe anzuzünden, und

entließ ihn dann.

Sobald François gegangen war, rollte Alaïs sich mitten im Bett ihres Vaters zusammen. Jetzt, wo sie wieder allein war, kehrte die Traurigkeit über Guilhems Abwesenheit wie ein dumpfer

Schmerz zurück. Sie versuchte sich sein Gesicht vorzustellen, seine Augen, die Kontur seines Kinns, doch die Züge waren verschwommen und wollten einfach nicht klar werden. Alaïs wusste, dass sie aus Zorn nicht imstande war, sein Bild in ihrem Kopf zu finden. Immer wieder rief sie sich in Erinnerung, dass Guilhem doch nur seinen Pflichten als *chevalier* nachgekommen war. Er hatte nicht falsch oder unaufrichtig gehandelt. Im Gegenteil, er hatte sich völlig richtig verhalten. Am Vorabend einer so wichtigen Mission war er seinem Lehnsherrn und seinen Mitstreitern verpflichtet, nicht seiner Gemahlin. Doch sooft sie sich das auch sagte, die Stimmen in ihrem Kopf gaben keine Ruhe. Ihr Verstand hatte keinen Einfluss auf das, was sie fühlte. Dass sie von Guilhem, als sie ihn dringend gebraucht hatte, im Stich gelassen worden war. So ungerecht es auch war, sie gab Guilhem die Schuld.

Wenn ihre Abwesenheit noch im Morgengrauen entdeckt worden wäre, dann hätten die Männer vielleicht gefasst werden können.

Und mein Vater hätte bei seinem Aufbruch nicht schlecht von mir gedacht.

Kapitel 20

Aniane

Auf einem verlassenen Bauernhof außerhalb von Aniane, in der flachen, fruchtbaren Landschaft westlich von Montpellier, kauerten ein älterer katharischer *parfait* und seine acht *credentes*, Gläubige, in der Ecke einer Scheune hinter einem Haufen alten Zugeschirrs für Ochsen und Maultiere.

Einer der Männer hatte eine starke Verletzung. Um die weißen zersplitterten Knochen, die einmal sein Gesicht gewesen waren, hingen graue und rosa Fleischlappen. Sein Auge war durch die Wucht des Tritts, der seine Wange zerschmettert hatte, herausgerissen worden. Blut gerann um das gähnende Loch herum. Seine Freunde hatten sich geweigert, ihn zurückzulassen, nachdem das Haus, in dem sie sich zum Gebet versammelt hatten, von einer kleinen Gruppe marodierender Soldaten, die sich von der französischen Armee abgesetzt hatte, überfallen worden war.

Aber durch den Verwundeten kamen sie nur langsam voran, wodurch sie den Vorteil, dass sie sich gut in der Gegend auskannten, eingebüßt hatten. Den ganzen Tag lang hatten die Kreuzfahrer sie gejagt. Auch die Nacht hatte sie nicht gerettet, und nun saßen sie in der Falle. Die Katharer hörten die Rufe der Soldaten draußen im Hof, das Geräusch von trockenem Holz, das Feuer fing. Sie bereiteten einen Scheiterhaufen vor.

Der *parfait* wusste, dass ihr Ende gekommen war. Sie hatten keine Gnade zu erwarten von diesen Männern, die von Hass und Ignoranz und Bigotterie getrieben wurden. Eine solche Armee hatte es auf christlichem Boden nie zuvor gegeben. Der *parfait* hätte es nicht geglaubt, wenn er sie nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Er war in südlicher Richtung unterwegs gewesen, auf einem Weg parallel zu dem des Kreuzheeres. Er hatte die riesigen

und schwerfälligen Kähne gesehen, die die Rhône hinabtrieben, beladen mit Ausrüstung und Nachschub sowie durch Stahlbänder gesicherte Holztruhen, die kostbare heilige Reliquien enthielten, um den Feldzug zu segnen. Die Hufe von Tausenden von Pferden, die von ihren Reitern am Ufer angetrieben wurden, wirbelten eine gewaltige Staubwolke auf, die über dem Kreuzheer schwebte.

Von Anfang an hatten Städter und Dorfbewohner ihre Tore verschlossen, sich hinter ihren Mauern verschanzt und gebetet, dass die Armee an ihnen vorüberziehen möge. Immer brutalere und grausamere Geschichten machten die Runde. Es wurde von niedergebrannten Bauernhöfen berichtet, als Strafe für Bauern, die sich geweigert hatten, ihr Land von den Soldaten plündern zu lassen. In Puylaroque hatte man katharische Gläubige, die als Häretiker denunziert worden waren, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die gesamte jüdische Gemeinde von Montélimar - Männer, Frauen und Kinder - war enthauptet worden. Die blutigen Köpfe hatte man außerhalb der Stadtmauern aufgespießt und den Krähen zum Fraß überlassen.

In Saint-Paul de Trois Châteaux hatte eine kleine Schar von *routiers* aus der Gascogne einen *parfait* an ein hastig zusammengezimmertes Kreuz gebunden und ihm Nägel durch die Hände geschlagen. Das Gewicht seines Körpers zog ihn nach unten, doch er weigerte sich standhaft, seinem Glauben abzuschwören. Als sein langsames Sterben den Soldaten schließlich zu langweilig wurde, schlitzen sie ihm den Bauch auf und ließen ihn einfach hängen.

Diese und andere Gräueltaten wurden vom Abt von Cîteaux und von den französischen Baronen entweder abgestritten oder aber als das Werk einiger weniger Renegaten abgetan. Doch während der *parfait* in der dunklen Scheune kauerte, wusste er, dass die Worte der

Herren, Priester und päpstlichen Legaten hier draußen nichts zählten. Er konnte die Blutgier im Atem der Männer wittern, die sie in diese kleine Ecke der irdischen Schöpfung des Teufels gejagt hatten.

Er erkannte das Böse.

Jetzt konnte er nur noch versuchen, die Seelen seiner Gläubigen zu retten, damit sie das Angesicht Gottes schauen konnten. Ihr Übergang von dieser Welt in die nächste würde nicht sanft sein. Der Verwundete war noch bei Bewusstsein. Er wimmerte leise, aber eine letzte Ruhe war über ihn gekommen, und seine Haut zeigte bereits die graue Farbe des Todes. Der *parfait* legte seine Hände auf den Kopf des Mannes, als er die letzten Riten ihres Glaubens vollzog und die Worte des *consolament* sprach.

Die übrigen Gläubigen fassten sich reihum an den Händen und begannen zu beten.

»Heiliger Vater, gerechter Gott guten Geistes, der Du niemals betrogen wirst, der Du niemals lügst oder zweifelst, gewähre uns die Gnade ...«

Die Soldaten traten jetzt gegen die Tür, lachten und höhnten. Bald würden sie die Scheune stürmen. Die jüngste der Frauen, kaum mehr als vierzehn Jahre alt, fing an zu weinen. Die Tränen rannen ihr hoffnungslos, lautlos über die Wangen.

»... gewähre uns die Gnade, das zu wissen, was Du weißt, das zu lieben, was Du liebst. Denn wir sind nicht von dieser Welt, und die Welt ist nicht von uns, und unsere Furcht ist es, den Tod in diesem Reich eines fremden Gottes zu erdulden.«

Der *parfait* hob die Stimme, als der Querbalken, der die Tür geschlossen hielt, in der Mitte durchbrach. Holzsplitter scharf wie Pfeilspitzen prasselten in die Scheune hinein, als die Männer hereingestürmt kamen. Im orange glühenden Schein des Feuers, das im Hof brannte, sah er ihre glasigen und unmenschlichen Augen. Er zählte zehn, jeder mit einem Schwert.

Sein Blick glitt zu dem Anführer, der hinter ihnen hereinkam. Ein großer Mann mit einem blassen, dünnen Gesicht und ausdruckslosen Augen, so ruhig und beherrscht, wie seine Männer heißblütig und undiszipliniert waren. Er hatte die Aura einer grausamen Autorität, ein Mann, der es gewohnt war, dass man ihm gehorchte.

Auf seinen Befehl hin wurden die Flüchtigen aus ihrem Versteck gezerrt. Er hob den Arm und stieß sein Schwert in die Brust des *parfait*. Ihre Blicke trafen sich. Die harten grauen Augen des Franzosen waren starr vor Verachtung. Er hob ein zweites Mal den Arm und schlug sein Schwert von oben in den Schädel des alten Mannes, Blut und graue Gehirnmasse spritzten ins Stroh.

Nach der Ermordung des Priesters brach Panik aus. Die anderen wollten weglaufen, doch schon jetzt war der Boden glitschig von Blut. Ein Soldat packte eine junge Frau bei den Haaren und rammte ihr sein Schwert in den Rücken. Ihr Vater versuchte ihn wegzuziehen, doch der Soldat fuhr herum und stieß ihm die Klinge in den Bauch. Der Mann riss weit die Augen auf, als der Soldat die Waffe einmal drehte, dann stieß er den aufgespießten Körper mit dem Fuß von seinem Schwert.

Der jüngste Soldat wandte sich ab und kotzte ins Stroh.

Binnen Minuten waren alle Männer unter den *credentes* tot, ihre Leichen lagen verstreut in der Scheune. Der Hauptmann befahl seinen Männern, die älteren Frauen nach draußen zu schaffen. Das Mädchen behielt er zurück, den sich übergebenden Jungen auch. Der musste abgehärtet werden.

Das Mädchen wich vor ihm zurück, in den Augen blanke Angst. Er lächelte. Er hatte keine Eile, und sie konnte nirgendwohin fliehen. Er ging um sie herum wie ein Wolf, der seine Beute beäugt, und dann schlug er ohne Vorwarnung zu. Mit einer einzigen Bewegung packte

er sie an der Kehle, schmetterte ihren Kopf rückwärts gegen die Wand und riss ihr das Kleid auf. Sie schrie jetzt laut, schlug und trat wild um sich. Er rammte ihr seine Faust ins Gesicht, genoss das Gefühl von splitterndem Knochen. Ihre Beine knickten ein. Sie sank auf die Knie, hinterließ eine Blutspur auf dem Holz. Er bückte sich und riss ihr das Untergewand vom Körper, zerteilte den Stoff von oben bis unten mit einem einzigen Ruck. Sie wimmerte, als er ihren Rock bis zur Hüfte hochschob.

»Sie dürfen sich nicht fortpflanzen und noch mehr von ihresgleichen in die Welt setzen«, sagte er mit kalter Stimme, als er sein Messer aus der Scheide zog.

Er hatte nicht die Absicht, sein Fleisch zu verunreinigen, indem er die Häretikerin berührte. Er packte die Waffe und senkte die Klinge tief in den Bauch des Mädchens. Mit all dem Hass, den er für Menschen ihres Schlages empfand, stieß er immer und immer wieder zu, bis ihr Körper reglos vor ihm lag. Als letzten Akt der Entweihung rollte er sie auf den Bauch und schnitt mit zwei Schwüngen das Zeichen des Kreuzes tief in ihren nackten Rücken. Blutperlen quollen wie Rubine aus ihrer weißen Haut. »Das müsste als Warnung für alle anderen, die hier vorbeikommen, genügen«, sagte er ruhig. »Und jetzt schaff es weg.«

Er wischte die Klinge an dem zerfetzten Gewand ab und richtete sich auf.

Der Junge schluchzte. Seine Kleidung war mit Erbrochenem und Blut besudelt. Er versuchte den Befehl seines Hauptmanns zu befolgen, doch er war zu langsam.

Der Mann packte den Jungen an der Kehle. »Ich habe gesagt, schaff es weg. Schnell. Wenn du nicht willst, dass es dir wie denen ergeht.« Er trat den Jungen ins Kreuz und hinterließ einen Fußabdruck aus Blut, Staub und Dreck auf dessen Tunika. Einen Soldaten mit schwachem Magen konnte er nicht gebrauchen.

Der rasch errichtete Scheiterhaufen mitten auf dem Hof brannte lichterloh, denn der warme Abendwind, der vom Mittelmeer heraufwehte, fachte das Feuer weiter an.

Die Soldaten standen ein Stück entfernt, die Hände zum Schutz gegen die Hitze vor die Gesichter gehoben. Ihre Pferde, die am Tor angebunden waren, stampften aufgeregt mit den Hufen. Der Geruch des Todes drang in ihre Nüstern und machte ihnen Angst.

Die Frauen waren entkleidet worden und knieten jetzt vor ihren Peinigern, die Füße gefesselt und die Hände fest auf den Rücken gebunden. Ihre Gesichter, Brüste und Schultern zeigten Spuren der rohen Behandlung, aber sie waren still. Jemand schnappte nach Luft, als die Leiche des Mädchens vor ihnen auf den Boden geworfen wurde.

Der Hauptmann ging auf das Feuer zu. Er langweilte sich jetzt, brannte darauf weiterzureiten. Das Töten von Häretikern war nicht der Grund, warum er das Kreuz genommen hatte. Dieses brutale Zwischenspiel war ein Geschenk für seine Männer. Sie mussten beschäftigt werden, damit sie nicht einrosteten oder aufeinander losgingen.

Am Nachthimmel standen weiße Sterne um einen vollen Mond. Ihm wurde klar, dass es schon nach Mitternacht sein musste, vielleicht noch später. Er hatte schon längst wieder zurück sein wollen, für den Fall, dass die Nachricht kam.

»Sollen wir sie dem Feuer übergeben, mein Herr?«

Mit einer einzigen unerwarteten Bewegung zückte er sein Schwert und schlug der Frau, die ihm am nächsten war, den Kopf ab. Blut pumpte aus einer Schlagader in ihrem Hals, bespritzte seine Beine und Füße. Der Kopf fiel mit einem dumpfen Laut zu Boden. Er trat gegen ihren noch zuckenden Leib, der nach vorn in den Schmutz kippte.

»Tötet die übrigen häretischen Weiber, dann verbrennt die Körper und steckt die Scheune an. Wir haben genug

Zeit verloren.«

Kapitel 21

Carcassona

Alaïs erwachte, als das Morgengrauen ins Zimmer schlich. Einen Moment lang wusste sie nicht mehr, wieso sie im Bett ihres Vaters lag. Sie setzte sich auf und reckte den Schlaf aus den Gliedern, wartete, bis die Erinnerung an den Vortag lebhaft und heftig zurückkam.

Irgendwann während der langen Stunden zwischen Mitternacht und Tagesanbruch war sie zu einer Entscheidung gelangt. Trotz der unruhigen Nacht war ihr Verstand kühl und klar wie ein Bergbach. Sie konnte nicht tatenlos dasitzen und auf die Rückkehr ihres Vaters warten. Sie konnte nicht beurteilen, was für Folgen die tagelange Verzögerung haben könnte. Als er von seiner heiligen Pflicht gegenüber der *Noublesso de los Seres* und dem Geheimnis, das sie hüteten, gesprochen hatte, war ihr deutlich geworden, dass seine Ehre und sein Stolz von seiner Fähigkeit abhingen, seinen Schwur zu erfüllen. Ihre Pflicht war es jetzt, ihn zu suchen, ihm zu erzählen, was alles geschehen war, und das Ganze wieder in seine Hände zu legen.

Handeln ist in jedem Fall besser als Nichtstun.

Alaïs ging zum Fenster hinüber und öffnete die Läden, um die Morgenluft einzulassen. In der Ferne schimmerte die Montagne Noire lila im heller werdenden Licht, geduldig und zeitlos. Der Anblick der Berge bestärkte sie in ihrem Entschluss. Die Welt rief sie zu sich.

Als Frau allein unterwegs nahm sie ein Risiko auf sich. Waghalsig würde ihr Vater es nennen. Aber sie war eine vorzügliche Reiterin, schnell und instinktiv handelnd. Sie war davon über-

zeugt, dass sie jeder Bande von *routiers* oder Wegelagerern davonreiten könnte. Außerdem hatte es ihres Wissens auf dem Gebiet von Vicomte Trencavel keine Überfälle auf Reisende gegeben.

Alaïs befühlte die Beule an ihrem Hinterkopf, der Beweis, dass jemand ihr etwas antun wollte. Wenn sie schon sterben musste, dann doch lieber mit dem Schwert in der Hand. Sie wollte nicht einfach abwarten, bis ihre Feinde erneut zuschlügen.

Alaïs nahm die kalte Lampe vom Tisch und erblickte ihr Spiegelbild in dem schwarz gestreiften Glas. Sie war blass, ihre Haut hatte die Farbe von Buttermilch, und ihre Augen glänzten vor Erschöpfung. Aber in ihnen lag auch eine Entschlusskraft, die vorher nicht da gewesen war.

Alaïs wünschte, sie müsste nicht zurück in ihr Gemach, aber das ließ sich nicht vermeiden. Vorsichtig stieg sie über François hinweg und ging über den Hof zurück in die Wohnräume. Es war niemand zu sehen.

Orianes treuer Schatten Guirande lag schlummernd auf dem Boden vor dem Zimmer ihrer Schwester, als Alaïs auf Zehenspitzen vorbeischlich. Das hübsche Schmollgesicht der Dienerin war im Schlaf erschlaft.

Die Stille, die sie empfing, als sie ihr Zimmer betrat, verriet ihr, dass die Pflegerin nicht mehr da war. Wahrscheinlich war sie aufgewacht, hatte gesehen, dass ihr Schützling verschwunden war, und sich davongemacht.

Um keine Zeit zu vergeuden, machte Alaïs sich gleich an die Arbeit. Wenn ihr Plan⁶²²gelingen sollte, musste sie jedermann davon überzeugen, sie sei zu schwach, um sich weit von zu Hause fortzuwagen. Niemand am Hof durfte wissen, dass sie nach Montpellier wollte.

Aus der Kleidertruhe holte sie ihr leichtestes Jagdgewand, rotbraun wie ein Eichhörnchen feil, mit hellen, steingrauen, maßgeschneiderten Ärmeln, die unter

den Armen weit geschnitten waren und sich nach unten zu einer rautenförmigen Spitze verjüngten. Sie schnallte sich einen dünnen Ledergürtel um die Taille, an dem sie einen Beutel mit Wegzehrung und ihre Winterjagdtasche, die *borsa*, befestigte.

Dann zog sie ihre Jagdstiefel an, die ihr fast bis zu den Knien reichten, zog die Schnürriemen oben fest, sodass sie ein zweites Messer im Stiefel tragen konnte, und legte sich einen schlichten braunen Kapuzenmantel um.

Als sie fertig angekleidet war, nahm sie ein paar wertvolle Edelsteine und etwas Schmuck aus ihrer Schatulle, darunter auch ihre Halskette aus Sonnenstein sowie den Ring und das Halsband aus Türkis. Vielleicht konnte sie sich damit wenn nötig die ungehinderte Durchreise oder Schutz erkaufen, vor allem sobald sie außerhalb des Gebietes von Vicomte Trencavel war. Schließlich, nachdem sie sich vergewissert hatte, auch nichts vergessen zu haben, holte sie ihr Schwert aus seinem Versteck unter dem Bett hervor, wo es seit ihrer Hochzeit unangetastet gelegen hatte. Alaïs hielt das Schwert fest in der rechten Hand und hob es vor das Gesicht, strich mit der flachen Hand über die Klinge. Es war noch immer gerade und lotrecht, obwohl es so lange nicht gepflegt worden war. Sie schnitt eine Acht in die Luft, machte sich wieder mit dem Gefühl des Schwertes in ihrer Hand vertraut. Sie lächelte. Es kam ihr so vor, als gehörte es dorthin.

Alaïs huschte in die Küche und bat Jacques um Gerstenbrot, Feigen, gesalzenen Fisch, ein großes Stück Käse und eine Flasche Wein. Er gab ihr mehr, als sie brauchte, wie immer, und diesmal war sie sogar froh über seine Großzügigkeit.

Sie weckte ihre Dienerin, Rixende, und flüsterte ihr zu, sie solle Dame Agnès bestellen, dass es Alaïs besser gehe

und sie sich nach der Terz im *Solar* zu den Damen des Hofes gesellen würde. Rixende blickte verblüfft, sagte aber nichts weiter dazu. Alaïs verabscheute diesen Teil ihrer Pflichten und bat sooft wie möglich, davon entschuldigt zu werden. In Gesellschaft der Frauen fühlte sie sich eingesperrt, und das belanglose Geplauder bei der Handarbeit langweilte sie. Heute jedoch würde das der beste Beweis dafür sein, dass sie vorhatte, im Château zu bleiben.

Alaïs hoffte, dass sie erst später vermisst werden würde. Wenn sie Glück hatte, würden sie ihr Fehlen erst bemerken, wenn die Vesperglocke schlug.

Und dann bin ich schon weit weg.

»Geh erst zu Dame Agnès, wenn sie das Fasten beendet hat, Rixende«, sagte sie. »Nicht ehe die ersten Sonnenstrahlen die Westmauer des Hofes treffen, hast du verstanden? Oc? Wenn vorher irgendjemand nach mir fragt - selbst der Diener meines Vaters -, sagst du, ich wäre ausgeritten, auf die Felder hinter Sant-Miquel.«

Die Ställe lagen in der nordöstlichen Ecke des Hofes, zwischen dem Tour des Casernes und dem Tour du Major. Pferde stampften mit den Hufen, stellten die Ohren auf und wieherten leise, als sie näher kam, weil sie auf eine Sonderration Heu hofften. Alaïs blieb bei der ersten Box stehen und strich mit der Hand über die breite Nase ihrer alten grauen Stute. Stirn und Widerrist des Tieres waren mit struppigen weißen Haaren durchsetzt. »Heute nicht, meine Alte«, sagte sie, »das wäre zu anstrengend für dich.«

Ihr anderes Pferd stand in der Nachbarbox. Die sechsjährige Araberstute Tatou war ein Überraschungsgeschenk ihres Vaters zur Hochzeit gewesen. Sie war ein Fuchs und hatte die Farbe von Eicheln im Winter. Ihr Schwanz und ihre Mähne waren hell, die Fesseln flachsfarben, und auf allen vier Füßen hatte sie weiße Flecken. Tatous Widerrist reichte Alaïs bis zu den Schultern, und sie hatte den typisch flachen Kopf

ihrer Rasse, einen kompakten Knochenbau, einen festen Rücken und ein gefügiges Temperament. Wichtiger war jedoch, dass sie Ausdauer und Schnelligkeit besaß.

Zu Alaïs' Erleichterung war nur Amiel im Stall, der älteste Sohn des Hufschmieds. Er schlief ganz hinten im Heu und sprang hastig auf, als er sie bemerkte, und schämte sich offensichtlich, im Schlaf ertappt worden zu sein.

Alaïs fiel ihm ins Wort, als er sich entschuldigte.

Amiel sah nach, ob die Hufe und Hufeisen der Stute in Ordnung waren, dann warf er dem Tier eine Satteldecke über und sattelte es auf Alaïs Bitte hin nicht mit einem Jagd-, sondern einem normalen Reitsattel. Schließlich zäumte er die Stute auf. Alaïs spürte die Anspannung in ihrer Brust. Bei jedem noch so leisen Geräusch im Hof zuckte sie zusammen und fuhr herum, wenn sie eine Stimme hörte.

Erst als Amiel fertig war, holte Alaïs ihr Schwert unter dem Mantel hervor.

»Die Klinge ist stumpf«, sagte sie.

Ihre Blicke trafen sich. Ohne ein Wort nahm Amiel das Schwert und ging damit zum Amboss in der Schmiede. Das Feuer dort wurde Tag und Nacht von Jungen in Gang gehalten, die kaum groß genug waren, die schweren, stacheligen Reisigbündel von einer Seite des Raumes zur anderen zu tragen.

Alaïs beobachtete, wie die Funken vom Stein aufflogen, sah die Anspannung in Amiels Schultern, als er den Hammer auf das Eisen schlug, es schärfte, glättete, austarierte.

»Das ist ein gutes Schwert, Dame Alaïs«, sagte er ruhig. »Es wird Euch gute Dienste tun, obwohl ... Ich bete zu Gott, dass Ihr es nicht gebrauchen müsst.«

Sie lächelte, »*leu tanben*.« Ich auch.

Er half ihr beim Aufsitzen und führte dann das Pferd über den Hof. Alaïs schlug das Herz bis zum Hals vor

lauter Angst, dass sie noch im letzten Augenblick gesehen werden könnte, was ihren Plan vereiteln würde.

Aber es war niemand da, und kurz darauf erreichten sie das Osttor.

»Gott sei mit Euch, Dame Alaïs«, flüsterte Amiel, als Alaïs ihm einen *sol* in die Hand drückte. Die Wachen öffneten das Tor, und Alaïs trieb Tatou mit pochendem Herzen hinaus, über die Brücke und auf die frühmorgendlichen Straßen von Caracassonne.

Kaum hatte Alaïs die Porte Narbonnaise hinter sich gelassen, ließ sie Tatou losgaloppieren.

Libertat. Freiheit.

Alaïs empfand ein tiefes Gefühl der Harmonie mit der Natur, als sie der aufgehenden Sonne entgegenritt. Der Wind wehte ihr die Haare aus dem Gesicht und färbte ihre Wangen. Während Tatou durch das weite Land galoppierte, fragte sie sich, ob sich so vielleicht die Seele fühlte, wenn sie den Körper verließ und ihre viertägige Reise zum Himmel antrat. Dieses Gespür für Gottes Gnade, dieses Zurücklassen aller niederen Diesseitigkeit, das Wegfallen des Körperlichen, bis nur noch Geist übrig blieb? Alaïs lächelte. Die *parfaits* predigten, dass eine Zeit kommen würde, da alle Seelen errettet und alle Fragen im Himmel beantwortet würden. Doch vorläufig wollte sie lieber noch warten. Es gab hier auf Erden noch zu viel zu tun, als dass sie jetzt schon daran denken wollte, sie zu verlassen.

Ihr Schatten reckte sich lang hinter ihr, und alle Gedanken an Oriane, an den Hof, alle Ängste verblassten. Sie war frei. In ihrem Rücken wurden die sandfarbenen Mauern und Türme der Cité kleiner und kleiner, bis sie schließlich völlig verschwunden waren.

Kapitel 22

Toulouse

Dienstag, 5. Juli 2005

Am Toulouser Flughafen Blagnac achtete das Sicherheitspersonal mehr auf Marie-Cecile de l'Oradores Beine als auf die Pässe der anderen Passagiere.

Sie zog die Blicke auf sich, als sie durch die weite, streng grauweiß geflieste Halle schritt. Ihre symmetrischen schwarzen Locken, ihr maßgeschneidertes rotes Kostüm, ihre blütenweiße Bluse. Alles an ihr hob sie als jemand Wichtiges hervor, jemand, der es nicht gewohnt war, Schlange zu stehen oder warten zu müssen. Ihr üblicher Fahrer wartete am Ankunftsgate auf sie. Mit seinem dunklen Anzug war er zwischen den vielen Verwandten und Urlaubern in T-Shirts und kurzen Hosen eine auffällige Erscheinung. Sie lächelte und erkundigte sich nach seiner Familie, als sie zum Wagen gingen, obwohl sie mit den Gedanken woanders war. Als sie ihr Handy einschaltete, hatte sie eine Nachricht von Will, die sie gleich löschte.

Der Wagen fädelt sich gemächlich in den Verkehrsstrom auf der *rocade*, der Ringstraße um Toulouse, ein, und Marie-Cecile gönnte sich einen Moment der Entspannung. Die Zeremonie am Vorabend war erhebender als je zuvor gewesen. Durch das Bewusstsein, dass die Höhle gefunden worden war, hatte sie sich wie verwandelt gefühlt, erfüllt von dem Ritual und betört von der Macht, die sie von ihrem Großvater geerbt hatte. Als sie die Hände hob und die Beschwörungsformel sprach, hatte sie gespürt, wie ihr reine Energie durch die Adern floss.

Selbst die Aufgabe, Tavernier zum Schweigen zu bringen, einen Eingeweihten, der sich als unzuverlässig erwiesen hatte, war problemlos gelöst worden. Falls alle

den Mund hielten - und dessen war sie sich jetzt sicher -, gab es nichts zu befürchten. Marie-Cécile hatte keine Zeit damit vergeudet, ihm die Gelegenheit zu einer Erklärung zu geben. Was sie betraf, so war die ihr gelieferte Mitschrift eines Gesprächs zwischen ihm und einer Journalistin Beweis genug.

Und dennoch. Marie-Cécile öffnete die Augen.

Das eine oder andere in dieser Sache gab ihr zu denken. Die Art und Weise, wie Taverniers Indiskretion ans Licht gekommen war; die Tatsache, dass die Notizen der Journalistin erstaunlich präzise und zutreffend waren; der Umstand, dass die Journalistin selbst verschwunden war.

Am allerwenigsten aber behagte ihr der Zeitpunkt. Es gab keinen Grund, die Entdeckung der Höhle am Pic de Soularac mit einer bereits geplanten - und anschließend durchgeführten - Hinrichtung in Chartres in Verbindung zu bringen, doch in ihrem Kopf war das eine nicht vom anderen zu trennen.

Der Wagen wurde langsamer. Sie blickte auf und sah, dass der Fahrer auf die Mautstelle für die Autobahn zufuhr. Sie klopfte gegen die Scheibe. *»Pour le péage«*, sagte sie und reichte ihm mit manikürten Fingern einen zusammengerollten Fünfzig-Euro- Schein. Sie wollte keine Spur hinterlassen, indem sie mit Kreditkarte bezahlte.

Marie-Cécile hatte etwas in Avignonnet zu erledigen, etwa dreißig Kilometer südöstlich von Toulouse. Von dort aus würde sie weiter nach Carcassonne fahren. Ihr Termin war um neun Uhr, obwohl sie vorhatte, früher einzutreffen. Wie lang sie in Carcassonne bleiben würde, hing von dem Mann ab, den sie dort treffen würde.

Sie schlug die langen Beine übereinander und lächelte. Sie war gespannt, ob er seinem Ruf gerecht wurde.

Kapitel 23

Carcassonne

Kurz nach zehn Uhr trat der Mann, der sich Audric Baillard nannte, aus dem Bahnhof von Carcassonne und ging Richtung Stadt. Er war schwächling und machte in seinem hellen Anzug einen distinguierten, wenngleich etwas altmodischen Eindruck. Er ging schnell, hielt dabei einen schlanken Gehstock aus Holz wie einen Stab in den dünnen Fingern. Sein Panamahut schützte die Augen vor dem grellen Licht.

Baillard überquerte den Canal du Midi und passierte das prächtige Hôtel Terminus mit seinen pompösen Art-déco-Spiegeln und verspielten Eisentoren. Carcassonne hatte sich enorm verändert. Die Beweise dafür sah er allenthalben, als er die Fußgängerzone entlangging, die sich durch das Herz der Basse Ville erstreckte. Neue Bekleidungsgeschäfte, *pâtisseries*, Buchläden und Juwelie-re. Wohlstand lag in der Luft. Die Stadt war wieder zu einem Anlaufpunkt geworden. In der Mitte der Dinge.

Der weiß gepflasterte Place Carnot glänzte in der Sonne. Das war neu. Der herrliche Brunnen aus dem 19. Jahrhundert war restauriert worden, das Wasser glitzernd klar. Auf dem Platz waren leuchtend bunte Caféstühle und -tische verteilt. Baillard sah zur Bar Félix hinüber und lächelte beim vertrauten Anblick der schäbigen Markisen unter den Linden. Wenigstens etwas hatte sich nicht verändert.

Er ging eine enge, geschäftige Seitenstraße hinauf, die zur Pont Vieux führte. Die braunen Schilder, die auf die historische Sehenswürdigkeit der befestigten, mittelalterlichen Cité hinwiesen, waren ein weiteres Indiz dafür, dass die Stadt die Kategorie *»vaut le détour«* im Michelin-Reiseführer hinter sich gelassen hatte und inzwischen zur internationalen Touristenattraktion und zum UNESCO-Weltkulturerbe geworden war.

Dann trat er wieder hinaus, und da war sie. Wie immer verspürte Baillard das wehe Gefühl der Heimkehr, obwohl es nicht mehr der Ort war, den er einst gekannt hatte.

Vor dem Zugang zum Pont Vieux war ein dekoratives Gitter aufgestellt worden, um den Verkehr fern zu halten. Die Zeiten, wo man sich flach gegen die Wand quetschen musste, um dem unaufhaltsamen Strom von Wohnwagen, Caravans, Lkws und Motorrädern zu entgehen, der sich über die enge Brücke wälzte, waren vorüber. Damals trugen die Steine und Mauern die Spuren von jahrzehntelanger Luftverschmutzung. Heute war die Brüstung sauber. Vielleicht ein wenig zu sauber. Doch der ramponierte, steinerne Jesus hing noch immer auf halber Höhe der Brücke wie eine Stoffpuppe an seinem Kreuz und markierte die Grenze zwischen der Bastide Saint-Louis und der befestigten Altstadt.

Baillard zog ein gelbes Taschentuch aus der Brusttasche und wischte sich sorgfältig unter der Hutkrempe über Stirn und Gesicht. Die Ränder des Flusses tief unter ihm waren üppig und gepflegt, mit sandfarbenen Wegen, die sich zwischen Bäumen und Büschen hindurchwanden. Am Nordufer waren zwischen weiten Rasenflächen hübsche Blumenbeete voller prächtiger, exotischer Blüten angelegt. Gut gekleidete Damen saßen auf den Metallbänken im Schatten der Bäume, schauten über das Wasser und plauderten, während ihre Hündchen geduldig neben ihnen hechelten oder nach den Waden einzelner Jogger schnappten. Der Pont Vieux führte direkt in das Quartier de la Trivalle, das sich von einem öden Vorort zum Eingangstor in die mittelalterliche Cité gemausert hatte. In die Bürgersteige waren in regelmäßigen Abständen schwarze schmiedeeiserne Geländer eingelassen, damit keine Autos dort parken konnten. Leuchtend orange, lila und karmesinrote Geranien quollen aus ihren Kübeln.

Chromtische und -Stühle glänzten vor den Cafés, und verschnörkelte Straßenlaternen mit Kupfergehäuse hatten

die alten Einheitslampen verdrängt. Sogar die alten Eisen- und Plastikregenrinnen, die immer undicht waren und durch starke Regenfälle und Hitze Risse bekamen, waren von schlanken Rohren aus gebürstetem Metall ersetzt worden, die unten die Form angriffslustiger Fischmäuler hatten.

Die *boulangerie* und die *alimentation générale* hatten ebenso überlebt wie das »Hôtel du Pont Vieux«, doch die *boucherie* verkaufte jetzt Antiquitäten, und aus dem Gemischtwarenhandel war ein New-Age-Laden geworden, der Kristalle, Tarotkarten und Bücher zur spirituellen Erleuchtung anbot.

Vor wie vielen Jahren war er zuletzt hier gewesen? Er wusste es nicht mehr.

Baillard bog rechts in die Rue de la Gaffe ein und entdeckte auch hier Anzeichen dafür, dass sich das Viertel allmählich in eine schicke Gegend verwandelte. Die Straße, eher ein Gässchen, war gerade breit genug für ein Auto. An der Ecke war eine Kunstgalerie - »La Maison du Chevalier« - mit zwei großen Bogenfenstern, die von Metallgittern geschützt wurden, wie ein Fallgatter à la Hollywood. An der Wand hingen sechs bemalte Holzschilder, und neben der Tür war ein Eisenring in die Wand eingelassen, an dem die Leute ihre Hunde anbinden konnten, so wie früher ihre Pferde. Mehrere Türen waren frisch gestrichen. Er sah weiße Hausnummern aus Keramik mit blauen und gelben Umrandungen und feinen Blumenmustern. Hier und da waren Rucksacktouristen unterwegs, die mit Stadtplan und Wasserflasche bewaffnet stehen blieben, um in stockendem Französisch nach dem Weg in die Cité zu fragen, doch ansonsten war kaum jemand auf der Straße.

Jeanne Giraud lebte in einem kleinen Haus, hinter dem der grasbewachsene Hang steil zu den mittelalterlichen Mauern hinaufführte. Auf diesem Straßenabschnitt waren

nicht so viele Gebäude saniert worden. Manche waren baufällig oder mit

Brettern vernagelt. Ein altes Ehepaar hatte Stühle aus der Küche geholt und saß nun draußen vor dem Haus. Baillard zog den Hut und wünschte ihnen einen guten Tag, als er an ihnen vorbeiging. Manche von Jeannes Nachbarn kannte er vom Sehen, und im Laufe der Jahre hatte er eine flüchtige Bekanntschaft zu ihnen aufgebaut.

Jeanne saß vor der Haustür im Schatten und wartete auf seine Ankunft. In ihrer schlichten langärmeligen Bluse und dem gerade geschnittenen dunklen Rock sah sie adrett und tüchtig aus, wie immer. Sie trug das Haar zu einem Knoten im Nacken. Sie sah aus wie eine Lehrerin, was sie bis zu ihrer Pensionierung vor zwanzig Jahren auch gewesen war. In den Jahren, die sie einander nun kannten, hatte er sie nie anders als makellos und ordentlich gekleidet gesehen.

Audric musste lächeln, als er daran dachte, wie neugierig sie anfänglich gewesen war. Ständig hatte sie Fragen gestellt. Wo er wohnte. Was er in den langen Monaten tat, wenn sie einander nicht sahen. Wohin er fuhr.

Er reise viel, hatte er ihr erklärt. Um zu forschen und Material für seine Bücher zu sammeln, Freunde zu besuchen.

Wen, hatte sie gefragt.

Gefährten, mit denen er studiert und viele Erlebnisse geteilt hatte. Und er hatte ihr von seiner Freundschaft mit Grace erzählt. Eine Weile später hatte er ihr gestanden, dass er in einem Dorf in den Pyrenäen zu Hause war, nicht weit vom Montsegur. Doch ansonsten hatte er ihr nur sehr wenig von sich preisgegeben, und als die Jahrzehnte vergingen, hatte sie allmählich aufgehört, Fragen zu stellen.

Jeanne war eine intuitive und methodische Forscherin, fleißig, sorgfältig und unsentimental, alles unschätzbar

wertvolle Eigenschaften. In den letzten dreißig Jahren hatte sie an jedem seiner Bücher mitgearbeitet, vor allem an seinem letzten, der Biographie einer Familie von Katharern im Carcassonne des 13. Jahrhunderts.

Für Jeanne war es gleichsam eine Detektivarbeit gewesen. Für Audric ein Liebesdienst.

Als Jeanne ihn kommen sah, hob sie die Hand. »Audric«, lächelte sie. »Lange nicht gesehen.«

Er nahm ihre Hand zwischen seine. »*Bonjorn.*«

Sie trat zurück und musterte ihn von oben bis unten. »Du siehst gut aus.«

»*Te tanben*«, erwiderte er. Du auch.

»Du kommst früh.«

Er nickte. »Der Zug war pünktlich.«

Jeanne blickte entrüstet. »Du bist doch wohl nicht das ganze Stück vom Bahnhof zu Fuß gegangen?«

»So weit ist das gar nicht.« Er lächelte. »Und ich wollte mir auch ansehen, wie Carcassonne sich verändert hat, seit ich das letzte Mal hier war.«

Baillard folgte ihr in das kühle kleine Haus. Die braunen und beigefarbenen Fliesen auf dem Boden und an den Wänden verliehen allem ein dunkles, altertümliches Aussehen. Ein kleiner ovaler Tisch stand in der Mitte des Raumes. Seine lädierten Beine ragten unter einer gelb-blauen Wachstuchtschdecke hervor. In einer Ecke stand ein Schreibtisch mit einer altmodischen Schreibmaschine, daneben führte eine Verandatür auf eine kleine Terrasse.

Jeanne holte ein Tablett mit einem Krug Wasser, einer Schale Eis, einem Teller knuspriger, würziger Kräcker, einer Schale saurer grüner Oliven und einer Untertasse für die Kerne aus der Vorratskammer. Sie stellte das Tablett behutsam auf den Tisch und griff dann zu dem schmalen Holzbrett hinauf, das etwa in Schulterhöhe an der ganzen Wand entlang verlief. Ihre Hand schloss sich um eine

Flasche Guignolet, einen bitteren Kirschlikör, den sie, wie er wusste, nur für seine seltenen Besuche im Haus hatte.

Das Eis knackte und klimperte gegen das Glas, als der hellrote

Alkohol über die Würfel rieselte. Eine Weile saßen sie in behaglichem Schweigen beisammen, wie sie es schon viele Male getan hatten. Gelegentlich waren von oben aus der Cité Wortfetzen zu hören, wenn das Touristenbähnchen seine regelmäßige Umrandung der Mauern beendete.

Audric stellte sein Glas vorsichtig auf den Tisch. »Also«, sagte er. »Erzähl mir, was passiert ist.«

Jeanne zog ihren Stuhl näher an den Tisch. »Du weißt ja, dass mein Enkel Yves bei der *Police Judiciaire* ist, *département de l'Ariège*. In Foix stationiert. Gestern ist er zu einer archäologischen Ausgrabung in die Sabarthès-Berge gerufen worden, nicht weit vom Pic de Soularac, wo zwei Skelette entdeckt worden waren. Yves hat sich gewundert, dass seine Vorgesetzten die Sache so behandelten, als könnte es sich um einen Mordfall handeln, obwohl ganz klar war, wie er sagte, dass die Skelette schon ewig lange dort gelegen hatten.« Sie hielt inne. »Natürlich hat Yves die Frau, die die Toten gefunden hat, nicht selbst vernommen, aber er war dabei. Yves weiß ein bisschen über die Arbeit, die ich für dich mache, auf jeden Fall genug, um sich denken zu können, dass die Entdeckung dieser Höhle von größtem Interesse wäre.«

Audric stockte der Atem. So viele Jahre lang hatte er sich ausgemalt, wie er sich in diesem Augenblick fühlen würde. Er hatte nie den Glauben daran verloren, dass er die Wahrheit über jene letzten Stunden irgendwann erfahren würde.

Die Jahrzehnte gingen ineinander über. Er sah die Jahreszeiten in ihrem endlosen Kreislauf, sah, wie das Grün des Frühlings in das Gold des Sommers schlüpfte, wie die leuchtende Farbpalette des Herbstes unter dem gestrengen Weiß des Winters verschwand, sah das erste

Tauwasser der Bergbäche im Frühjahr. Noch immer hatte er kein Wort gesagt. *E ara?* Und jetzt?

»Ist Yves selbst in die Höhle gegangen?«, fragte er.

Jeanne nickte.

»Was hat er gesehen?«

»Da war ein Altar. Dahinter war das Symbol des Labyrinths, in den Felsen geschlagen.«

»Und die Toten? Wo waren sie?«

»In einem Grab, eigentlich kaum mehr als eine Senke im Boden, vor dem Altar. Zwischen den Skeletten lagen ein paar Gegenstände, aber mehr konnte er nicht erkennen, weil zu viele Leute da waren und er nicht nah genug rankam.«

»Wie viele Skelette waren es?«

»Zwei.«

»Aber das ...« Er stockte. »Egal, Jeanne. Bitte erzähl weiter.« »In der Nähe der ... Skelette hat er das hier gefunden.«

Jeanne schob einen kleinen Gegenstand über den Tisch.

Audric rührte sich nicht. Nach so langer Zeit hatte er Angst, ihn zu berühren.

»Gestern am späten Nachmittag hat Yves mich vom Postamt in Foix aus angerufen. Die Verbindung war schlecht, und ich konnte ihn nur schwer verstehen, aber er hat gesagt, dass er den Ring genommen hat, weil er den Leuten, die danach suchen, nicht traut. Er klang besorgt.« Jeanne schwieg kurz. »Nein, er klang verängstigt, Audric. Es ging nicht mit rechten Dingen zu. Man hat sich nicht an die üblichen Verfahrensweisen gehalten, und es waren alle möglichen Leute vor Ort, die da nichts zu suchen hatten. Er hat geflüstert, als hätte er Angst, belauscht zu werden.« »Wer hat alles mitbekommen, dass er in der Höhle war?«

»Ich weiß es nicht. Die Dienst habenden Beamten? Sein Vorgesetzter? Wahrscheinlich auch noch andere.«

Baillard betrachtete den Ring auf dem Tisch, dann

streckte er den Arm aus und hob ihn auf. Er hielt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger und neigte ihn zum Licht. Das auf der Unterseite eingravierte zarte Muster des Labyrinths war deutlich zu sehen. »Ist es der Ring?«, fragt Jeanne.

Audric antwortete nicht, weil er seiner Stimme nicht traute. Er konnte sein Glück nicht fassen, dass er den Ring tatsächlich in der Hand hielt. Und er fragte sich, ob es wirklich ein Glück war.

»Hat Yves gesagt, wo die Skelette hingbracht wurden?«
Sie schüttelte den Kopf.

»Könntest du ihn fragen? Und vielleicht könnte er dir eine Liste mit sämtlichen Personen geben, die gestern am Ausgrabungsort waren, als die Höhle entdeckt wurde.«

»Ich werde ihn fragen. Er hilft uns bestimmt, wenn er kann.« Baillard schob sich den Ring auf den Daumen. »Bitte sag Yves, wie dankbar ich ihm bin. Es muss ihn große Überwindung gekostet haben, den Ring an sich zu nehmen. Er hat ja keine Ahnung, von welcher großen Bedeutung seine Geistesgegenwart vielleicht noch sein wird.« Er lächelte. »Hat er gesagt, was bei den Leichen noch alles gefunden wurde?«

»Ein Dolch, ein kleiner Lederbeutel ohne Inhalt, eine ...«
»Vueg?«, sagte er ungläubig. »Leer? Aber das kann nicht sein.« »Inspektor Noubel, der leitende Beamte, hat die Frau, die die Höhle entdeckt hat, anscheinend gerade in diesem Punkt eindringlich befragt. Yves hat gesagt, sie ist eisern dabei geblieben, dass sie außer dem Ring nichts angefasst hat.«

»Und fand dein Enkel sie glaubwürdig?«

»Das hat er nicht gesagt.«

»Wenn ... jemand anderer muss es an sich genommen haben«, murmelte er nachdenklich mit gerunzelter Stirn. »Was hat Yves sonst noch über diese Frau gesagt?«

»Nicht viel. Sie ist Engländerin, Mitte bis Ende zwanzig, eine Freiwillige, keine Archäologin. Sie war auf Einladung

einer Freundin in Foix, der stellvertretenden Ausgrabungsleiterin.«

»Hat er gesagt, wie sie heißt?«

»Taylor, glaube ich.« Sie zog die Stirn kraus. »Nein, nicht Taylor. Vielleicht Tanner. Ja, genau. Alice Tanner.«

Die Zeit blieb stehen. »*Es vertat?*« Ist das wahr? Der Name hallte ihm durch den Kopf. »*Es vertat?*«, flüsterte er erneut.

Hatte sie das Buch genommen? Es erkannt? Nein, nein. Er gebot sich selbst Einhalt. Das ergab keinen Sinn. Wenn das Buch, warum dann nicht auch den Ring?

Baillard drückte die Hände flach auf den Tisch, um das Zittern zu stoppen, dann blickte er Jeanne in die Augen.

»Meinst du, du könntest Yves fragen, ob er ihre Adresse hat? Ob er weiß, wo *Madomaisèla* - ?« Er verstummte, konnte nicht weiterreden.

»Ich kann ihn fragen«, antwortete sie, dann fügte sie hinzu: »Fühlst du dich nicht wohl, Audric?«

»Ich bin müde.« Er versuchte zu lächeln. »Mehr nicht.«

»Ich hätte gedacht, du würdest dich ... mehr freuen. Das ist - möglicherweise - die Krönung deiner jahrelangen Arbeit.«

»Es kommt so überraschend.«

»Die Neuigkeiten scheinen dich eher zu schockieren als zu begeistern.«

Baillard stellte sich vor, wie er wohl aussah: Augen zu hell, Gesicht zu fahl, Hände zittrig.

»Ich bin begeistert«, sagte er. »Und ich bin Yves überaus dankbar, und dir natürlich auch, aber ...« Er holte tief Luft. »Könntest du Yves vielleicht jetzt sofort anrufen? Ich würde mich gern persönlich mit ihm unterhalten. Mich mit ihm treffen.«

Jeanne stand vom Tisch auf und ging in die Diele, wo das Telefon auf einem Tischchen neben der Treppe stand.

Baillard blickte aus dem Fenster auf den Hang, der zu den Mauern der Cité hinaufführte. Ein Bild von ihr, wie sie

bei der Arbeit sang, kam ihm in den Sinn, die Erinnerung an das Licht, das in hellen Streifen durch das Geäst der Bäume drang und das Wasser sprenkelte. Überall hier waren die Klänge und Gerüche des Frühlings; winzige Farbtupfer im Unterholz, blau und rosa und gelb, die satte, feuchte Erde und der betörende Duft der Buchsbaumbüsche auf beiden Seiten des steinigen Weges. Die Verheißung von Wärme und zukünftigen Sommertagen.

Er fuhr zusammen, als Jeannes Stimme ihn aus den freundlichen Farben der Vergangenheit zurückrief.

»Er geht nicht ran«, sagte sie.

Kapitel 24

Chartres

In der Küche des Hauses in der Rue du Cheval Blanc trank Will Franklin die Milch direkt aus der Plastikflasche und versuchte den schalen Cognacgeschmack auf der Zunge wegzuspülen.

Die Haushälterin hatte den Frühstückstisch wie jeden Morgen gedeckt und dann Feierabend gemacht. Die italienische Espressokanne stand auf dem Herd. Will nahm an, dass sie für Francois-Baptiste gedacht war, da die Haushälterin sich für ihn nicht so viel Mühe machte, wenn Marie-Cecile verreist war. Er vermutete außerdem, dass Francois-Baptiste ein Langschläfer war, denn es war alles noch unangetastet. Zweimal Besteck, zwei *bols*, zwei Teller, zwei Tassen mit Untertassen. Vier verschiedene Marmeladen und Honig standen neben einer großen Schüssel. Will hob das weiße Leinentuch an. Darunter lagen Pfirsiche, Nektarinen, Honigmelonen und Äpfel.

Will hatte keinen Appetit. Um sich die Zeit bis zu Marie-Ceciles Rückkehr zu vertreiben, hatte er zuerst einen Cognac getrunken, noch einen zweiten und dritten. Es war weit nach Mitternacht, als sie endlich auftauchte, und da hatte er sich schon ordentlich einen angetrunken. Sie war in einer unbändigen Stimmung gewesen und hatte den Streit zwischen ihnen unbedingt wieder gutmachen wollen. Sie waren erst kurz vor Sonnenaufgang eingeschlafen.

Wills Finger schlossen sich um den Zettel in seiner Hand. Marie-Cecile hatte es nicht mal für nötig befunden, ihm die Nachricht selbst zu schreiben. Wieder einmal war es Sache der Haushälterin gewesen, ihn davon in Kenntnis zu setzen, dass Madame de l'Oradore geschäftlich verreist war und hoffte, bis zum Wochenende zurück zu sein.

Will und Marie-Cecile hatten sich im Frühjahr auf einer Party zur Einweihung einer neuen Kunstgalerie in Chartres über Bekannte von Bekannten seiner Eltern

kennen gelernt. Will hatte gerade ein Freisemester begonnen, um eine längere Reise durch Europa zu machen. Marie-Cecile war eine der Förderinnen der Galerie. Sie hatte sich an ihn rangemacht, nicht umgekehrt. Fasziniert und durch ihre Aufmerksamkeit geschmeichelt, hatte Will ihr zu seiner eigenen Überraschung bei einer Flasche Champagner die Geschichte seines Lebens erzählt. Sie hatten die Galerie gemeinsam verlassen und waren seitdem zusammen. Theoretisch zusammen, dachte Will frustriert. Er drehte den Wasserhahn auf und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Er hatte sie heute Morgen angerufen, ohne recht zu wissen, was er ihr sagen wollte, doch ihr Handy war ausgeschaltet gewesen. Er hatte genug von diesem dauernden Hin und Her, genug davon, nie zu wissen, wo er stand.

Will starrte aus dem Finster in den kleinen Garten hinter dem Haus. Wie alles andere hier war auch der vollkommen, stilisiert und akkurat. Nichts war so, wie die Natur es schuf. Hellgrauer Kies, hohe Terrakottakübel mit Zitronen- und Orangenbäumchen hinten vor der Südmauer. Im Blumenkasten vor dem Fenster wuchsen rote Geranien, mit Blüten, die prall in die Sonne ragten. Das kleine schmiedeeiserne Tor in der Mauer war mit Efeu überwuchert, jahrhundertealt. Alles hier kündete von Beständigkeit. Es würde alles noch da sein, wenn Will längst wieder fort war.

Er kam sich vor wie ein Mann, der aus einem Traum erwachte und feststellte, dass die wirkliche Welt ganz anders war, als er gedacht hatte. Am klügsten wäre es, das Ganze zu vergessen, ohne Groll, und einfach weiterzuziehen. Doch so ernüchtert er auch von der Beziehung war, Marie-Cecile war immer großzügig und freundlich zu ihm gewesen, und er musste sich eingestehen, dass sie sich an ihren Teil der Abmachung gehalten hatte. Enttäuscht war er, weil er sich

unrealistische Hoffnungen gemacht hatte. Das war nicht ihre Schuld. Sie hatte kein Versprechen gebrochen.

Erst jetzt fiel Will auf, wie absurd es doch eigentlich war, dass er seit drei Monaten in genau so einem Haus lebte wie das, in dem er aufgewachsen war und dem er hatte entfliehen wollen. Deshalb war er nach Europa gereist. Abgesehen von einigen landesspezifischen Unterschieden war die Atmosphäre hier so wie in seinem Elternhaus, elegant und modisch, eher ein Ort für Vergnügungen und Repräsentation als ein Zuhause. Will hatte dort ebenso viel Zeit allein verbracht wie hier und war unruhig durch die makellosen Räume gewandert.

Will wollte seine Europareise nutzen, um darüber nachzudenken, was er eigentlich mit seinem weiteren Leben anfangen wollte. Ursprünglich hatte er vorgehabt, durch Frankreich und Spanien zu reisen, um Ideen zu sammeln, sich inspirieren zu lassen, doch seit er in Chartres war, hatte er kaum einen Satz geschrieben. Seine Themen waren Rebellion, Zorn und Angst, die unheilige Dreifaltigkeit des amerikanischen Lebens. Zu Hause hatte er jede Menge gefunden, wogegen er wettern konnte. Hier fehlten ihm auf einmal die Themen. Das Einzige, was ihn beschäftigte, war Marie-Cecile, und dieses Thema war tabu.

Er trank den letzten Schluck Milch und warf die Plastikflasche in den Mülleimer. Nach einem abschließenden Blick über den Tisch beschloss er, auswärts zu frühstücken. Bei der Vorstellung, jetzt mit Francois-Baptiste höfliche Konversation zu machen, drehte sich ihm der Magen um.

Will trat aus dem Flur zur Küche. In der hohen Eingangshalle war nur das gleichmäßige Ticken der kostbaren Standuhr zu hören.

Rechts von der Treppe führte eine schmale Tür hinunter

zu den weitläufigen Weinkellern unter dem Haus. Will schnappte sich seine Jeansjacke vom Geländerpfosten und wollte schon durch die Halle zur Haustür gehen, als ihm auffiel, dass einer der Wandteppiche schief hing. Er war nur ein klein wenig aus dem Lot, doch in der perfekten Symmetrie der holzgetäfelten Halle sah man das sofort.

Will hob die Hand, um ihn gerade zu rücken, dann stockte er. Hinter dem polierten Holz war ein senkrechter dünner Lichtstreifen zu sehen. Er blickte zu dem Fenster über der Tür hoch, obwohl er wusste, dass um diese Zeit noch kein Sonnenstrahl in die Halle fiel.

Es sah so aus, als käme das Licht hinter der dunklen Holztäfelung hervor. Verwundert hob er den Teppich von der Wand ab. Perfekt dem Muster des Holzes angepasst war eine schmale Tür, die bündig mit der Täfelung abschloss. Ein kleiner, in das Holz eingelassener Messingriegel hielt sie geschlossen, und sie hatte einen flachen, halbrunden Griff. Alles sehr diskret.

Will zog an dem Riegel. Er war gut geölt und glitt leicht auf. Ein sanftes Quietschen, dann sprang die Tür auf, und ein feiner Geruch nach unterirdischen Orten und geheimen Kellerräumen drang ihm in die Nase. Mit den Händen am Türrahmen spähte er in den Raum dahinter und sah sogleich, wo das Licht herkam. Eine einsame, mattierte Glühbirne hing über einer steilen Treppe, die nach unten in die Dunkelheit führte.

Gleich hinter der Tür entdeckte er zwei Lichtschalter. Der eine war für die Birne über der Tür; als er den anderen betätigte, leuchtete eine Reihe von schwachen gelben Kerzenglühbirnen auf, die an Metallspitzen entlang der Steinwand links von der Treppe hingen. Auf beiden Seiten diente jeweils ein blaues Seil, das durch schwarze Metallringe gezogen war, als Handlauf. Will trat auf die erste Stufe. Die Decke war niedrig, eine Mischung aus alten Ziegeln und behauenen Stein, nur wenige Zentimeter über Wills Kopf. Es war eng, aber die Luft war klar und

frisch und vermittelte ihm nicht das Gefühl eines längst vergessenen Ortes.

Je tiefer er hinunterstieg, desto kälter wurde es. Zwanzig Stufen und noch mehr. Die Atmosphäre war jedoch nicht feucht, und obwohl er keine Ventilatoren oder Lüftungsschächte sah, schien von irgendwoher frische Luft zu kommen.

Unten angekommen, stellte Will fest, dass er in einem kleinen Vorraum stand. An den Wänden war nichts, kein Schild oder sonst irgendetwas, bloß hinter ihm die Treppe und vor ihm eine Tür, ebenso breit und hoch wie der Gang. In dem elektrischen Licht leuchtete alles in einem kränklichen Gelb.

Als Will auf die Tür zuing, kam der erste Adrenalinstoß.

Der klobige, altmodische Schlüssel im Schloss ließ sich leicht drehen. Sobald er durch die Tür trat, änderte sich die Atmosphäre schlagartig. Kein Betonboden mehr. Stattdessen ein dicker burgunderroter Teppich, der das Geräusch seiner Schritte verschluckte. Statt der funktionalen Beleuchtung gab es hier kunstvolle Wandleuchten aus Metall. Die Wände bestanden noch immer aus derselben Mischung von Ziegeln und Steinen, doch jetzt waren sie mit Wandteppichen behängt, Bilder von mittelalterlichen Rittern, Frauen mit Porzellanteint und Priester in weißen Kapuzenroben, die Köpfe geneigt, die Arme ausgestreckt.

Es roch jetzt auch leicht anders. Weihrauch, ein süßlicher, berauschender Duft, der ihn an längst vergangene Weihnachts- und Osterfeste seiner Kindheit erinnerte.

Will blickte zurück über die Schulter. Der Anblick der Treppe jenseits der offenen Tür, die zurück nach oben ins Haus führte, beruhigte ihn. Der kurze Gang endete vor einem schweren Samtvorhang an einer schwarzen Eisenstange. Er war golden bestickt, eine Mischung aus ägyptischen Hieroglyphen, astrologischen Symbolen und

Sternzeichen.

Er hob die Hand und zog den Vorhang zurück.

Dahinter befand sich eine weitere Tür, die offensichtlich sehr viel älter war. Sie war aus dem gleichen dunklen Holz wie die Täfelung in der Eingangshalle oben im Haus, und die Ränder waren mit Schnörkeln und Motiven verziert. Der Mittelteil war völlig schmucklos und mit stecknadelkopfgroßen Holzwurmlöchern übersät. Will sah keine Klinke, keinen Griff, keine Möglichkeit, sie zu öffnen.

Auf dem steinernen Türsturz waren kunstvolle Verzierungen. Will fuhr mit den Fingern oben über die Tür, tastete nach irgendeiner Verriegelung. Es musste doch eine Möglichkeit geben, die Tür zu öffnen. Er arbeitete sich von oben zunächst an einer Seite abwärts, dann an der anderen, bis er schließlich fündig wurde. Eine kleine Delle knapp über dem Boden.

Will ging in die Hocke und drückte fest in die Vertiefung. Ein deutliches hohles Klicken ertönte, wie eine Murmel, die auf einen gefliesten Boden fällt. Der Mechanismus gab nach, und die Tür sprang einen Spalt auf.

Will richtete sich auf. Seine Atmung war ein bisschen unkontrolliert und seine Handflächen feucht. Die Härchen auf den Armen und im Nacken sträubten sich ihm. Nur ein paar Minuten, so sagte er sich, dann nichts wie raus hier. Er wollte sich bloß rasch umsehen. Keine große Sache. Er legte die Hand an die Tür und drückte dagegen.

Drinne war es stockfinster, obwohl er gleich spürte, dass er sich in einem größeren Raum befand, vielleicht ein Keller. Der Weihrauchduft war hier sehr viel stärker.

Will tastete die Wand nach einem Lichtschalter ab, konnte aber nichts finden. Ihm kam die Idee, dass er etwas Licht aus dem Gang bekommen könnte, und er band den dicken Samtstoff zu einem großen Knoten hoch. Dann drehte er sich wieder um und blickte in den Raum.

Als Erstes sah Will seinen eigenen Schatten, der lang gezogen und schlaksig über die Schwelle fiel. Dann, als

seine Augen sich an das braunschwarze Dämmerlicht gewöhnten, sah er schließlich, was da im Dunkeln lag.

Er stand am Ende einer langen, rechteckigen Kammer. Die Decke war niedrig und gewölbt. Klösterlich wirkende Holzbänke, wie zu einem Refektoriumstisch gehörend, erstreckten sich entlang der beiden Längswände weiter, als er bei dem schwachen Licht sehen konnte. An der Nahtstelle zwischen Wänden und Decke war ein umlaufendes Fries, ein sich wiederholendes Muster aus Worten und Symbolen. Anscheinend dieselben ägyptischen Symbole wie die, die er draußen auf dem Vorhang gesehen hatte.

Will wischte sich die Hände an seiner Jeans ab. Direkt vor ihm, in der Mitte des Raumes, war eine imposante Steintruhe, wie ein Sarkophag. Er ging ganz um sie herum und strich mit der Hand über ihre Oberfläche. Sie schien ganz glatt zu sein, nur in der Mitte hatte sie ein kreisrundes Motiv. Er beugte sich vor, um besser sehen zu können, und strich mit den Fingern über die Linien. Es war eine Art Muster aus konzentrischen Kreisen wie die Ringe des Saturn.

Als er noch mehr erkennen konnte, sah er, dass auf allen vier Seiten ein Buchstabe in den Stein geritzt war: oben ein E, N und S einander gegenüber auf den beiden Längsseiten, unten ein O. Die französischen Anfangsbuchstaben der Himmelsrichtungen? Dann bemerkte er einen kleinen Steinblock, etwa dreißig Zentimeter hoch, der vor der Truhe stand, auf einer Linie mit dem E. Er war in der Mitte leicht nach unten geschwungen, wie ein Richtblock.

Drum herum war der Boden dunkler als sonst. Er sah feucht aus, als wäre dort erst kürzlich geputzt worden. Will ging in die Hocke und rieb mit den Fingern über die Stelle. Desinfektionsmittel und noch etwas anderes, ein säuerlicher Geruch, wie Rost. Unter einer Ecke des Steins klemmte etwas. Will pulte es mit den Fingernägeln heraus.

Es war ein Stückchen Stoff, Baumwolle oder Leinen, das an den Rändern ausgefranst war, als hätte es sich an einem Nagel verfangen und wäre gerissen. In einer Ecke waren kleine braune Flecken. Wie getrocknetes Blut.

Sofort ließ er das Stoffstück fallen, lief aus dem Raum und knallte die Tür hinter sich zu. Er löste den Knoten im Vorhang, rannte den Gang entlang, stürmte durch die zweite Tür und dann die steile, enge Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, und war im Nu wieder oben in der Eingangshalle.

Will klappte vornüber, stützte die Hände auf die Knie und versuchte wieder zu Atem zu kommen. Plötzlich wurde ihm klar, dass jeden Augenblick jemand hereinkommen und sehen könnte, dass er dort unten gewesen war. Rasch machte er oben an der Treppe das Licht aus, verriegelte mit zitternden Fingern die Tür und rückte den Wandteppich wieder zurecht, bis von außen nichts mehr zu sehen war.

Einen Augenblick lang stand er einfach nur da. Die Standuhr verriet ihm, dass kaum zwanzig Minuten vergangen waren. Will schaute nach unten auf seine Hände, drehte und wendete sie, als gehörten sie nicht zu ihm. Er rieb Daumen und Zeigefinger aneinander, schnüffelte dann daran. Und roch Blut.

Kapitel 25

Toulouse

Alice erwachte mit bohrenden Kopfschmerzen. Einen Moment lang hatte sie keine Ahnung, wo sie war. Sie blinzelte aus den Augenwinkeln auf die leere Flasche auf ihrem Nachttisch. *Geschieht dir recht.*

Sie drehte sich auf die Seite und tastete nach ihrer Uhr. Viertel vor elf.

Alice stöhnte und ließ sich aufs Kissen zurückrollen. Sie hatte einen schalen Geschmack im Mund und auf der Zunge einen säuerlichen Whiskeybelag.

Ich brauch ein Aspirin. Wasser.

Alice taumelte ins Bad und starrte sich im Spiegel an. Sie sah genauso schlecht aus, wie sie sich fühlte. Ihre Stirn war ein fleckiges Kaleidoskop aus grünen, lila und gelben Blutergüssen. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen. Sie konnte sich schwach erinnern, von Wäldern geträumt zu haben, von winterlichen, froststeifen Ästen. Das Labyrinth auf einem gelben Stück Stoff? Sie wusste es nicht mehr genau.

Auch an ihre Fahrt von Foix hierher erinnerte sie sich nur nebulös. Sogar warum sie nach Toulouse gefahren war und nicht nach Carcassonne, was eigentlich nahe liegender gewesen wäre, konnte sie nicht mehr genau sagen. Alice stöhnte. Foix, Carcassonne, Toulouse. Ausgeschlossen, dass sie überhaupt irgendwohin fuhr, solange sie sich nicht besser fühlte. Sie legte sich aufs Bett und wartete, dass die Wirkung der Schmerztabletten einsetzte.

Zwanzig Minuten später war sie zwar immer noch angeschlagen, doch das Pochen hinter ihren Augen hatte sich zu einem dumpfen Ziehen abgeschwächt. Sie blieb unter der dampfenden Dusche stehen, bis das Wasser kalt wurde. Ihre Gedanken wanderten zurück zu Shelagh und dem übrigen Ausgrabungsteam. Sie fragte sich, was sie

jetzt wohl machten. Normalerweise war das Team gegen acht Uhr morgens hinauf zur Ausgrabungsstätte gefahren und bis Einbruch der Dunkelheit dort geblieben. Sie lebten und atmeten nur für die Ausgrabung. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie sie jetzt ohne die Arbeit klarkamen.

Alice wickelte sich das dünne, fadenscheinige Hotelhandtuch um und sah nach, ob sie irgendwelche Nachrichten auf der Mailbox hatte. Noch immer nichts. Gestern Abend hatte sie das traurig gemacht, heute machte es sie sauer. In ihrer zehnjährigen Freundschaft hatte Shelagh sich schon mehr als einmal in vorwurfsvolles Schweigen zurückgezogen, manchmal wochenlang. Jedes Mal war es Alice gewesen, die irgendwann das klärende Gespräch suchte, und davon hatte sie endgültig die Nase voll. *Jetzt soll sie mal den ersten Schritt machen.*

Alice kramte in ihrem Schminktäschchen herum, bis sie eine alte, selten benutzte Tube Abdeckcreme fand, womit sich die Blutergüsse zumindest einigermaßen kaschieren ließen. Dann legte sie Eyeliner und einen Hauch Lippenstift auf. Das noch feuchte Haar brachte sie mit den Fingern ein wenig in Form. Schließlich entschied sie sich für ihren bequemsten Rock und das neue blaue rückenfreie Top, packte alles andere zusammen und checkte aus dem Hotel aus, um anschließend Toulouse zu erkunden.

Sie fühlte sich noch immer schlecht, aber frische Luft und eine ordentliche Dosis Koffein würden das schon richten.

Nachdem sie ihr Gepäck im Wagen verstaut hatte, beschloss Alice, einfach aufs Geratewohl herumzuschlendern. Die Klimaanlage in ihrem Mietwagen war nicht besonders, daher wollte sie mit ihrer Weiterfahrt nach Carcassonne warten, bis die Temperatur sank.

Als sie unter dem gesprenkelten Schatten der Platanen entlangspazierte, sich Kleider und Parfüms in den Schaufenstern ansah, ging es ihr allmählich besser. Ihre Reaktion vom Vorabend war ihr peinlich. Total paranoid, total übertrieben. Heute Morgen kam ihr der Gedanke absurd vor, es könnte jemand hinter ihr her sein. Ihre Finger glitten zu dem Zettel mit der Telefonnummer in ihrer Tasche. *Aber das hast du dir nicht eingebildet.*

Alice schob den Gedanken beiseite. Sie wollte positiv denken, nach vorn schauen. Das Beste daraus machen, dass sie nun schon einmal in Toulouse war.

Sie bummelte durch die Gässchen und Passagen der Altstadt, ließ sich von ihren Füßen lenken. Die kunstvollen Fassaden der rötlichen Naturstein- und Ziegelbauten waren elegant und diskret. Die Namen der Straßenschilder und Brunnen und Monumente kündeten von 'Toulouse' langer und glorreicher Geschichte. Heerführer, mittelalterliche Heilige, Poeten des 18. Jahrhunderts, Freiheitskämpfer des 20. Jahrhunderts, die ehrwürdige Vergangenheit der Stadt von den Römern bis zur Gegenwart. Alice betrat die Kathedrale Saint-Etienne, auch um nicht mehr der Sonne ausgesetzt zu sein. Sie mochte die Ruhe und den Frieden in großen Kirchen, was sie ihren Eltern verdankte, die sie schon als Kind mit auf Besichtigungen genommen hatten. Sie machte einen angenehmen halbstündigen Rundgang, las die Tafeln an den Wänden und sah sich die Bleiglasfenster an. Allmählich wurde Alice hungrig, und sie beschloss, sich noch den Kreuzgang anzuschauen und dann irgendwo etwas essen zu gehen. Sie war gerade ein paar Schritte gegangen, als sie ein Kind weinen hörte. Sie blickte sich um, sah aber niemanden. Mit einem leicht beklommenen Gefühl ging sie weiter. Das Schluchzen schien lauter zu werden. Jetzt konnte sie jemanden flüstern hören. Eine Männerstimme, ganz nah, zischte ihr ins Ohr.

»Hérétique, hérétique ...«

Alice fuhr herum. »Hallo? *Allô? Il y a quelqu'un?*«

Es war niemand zu sehen. Wie ein bösesartiges Flüstern ging ihr das Wort immer und immer wieder durch den Kopf. »*Hérétique, hérétique.*«

Sie presste sich die Hände auf die Ohren. An den Säulen und grauen Steinwänden schienen Gesichter aufzutauchen. Verzernte Münder, verkrampfte, Hilfesuchende Hände schoben sich aus jedem versteckten Winkel.

Dann erhaschte Alice einen Blick auf jemanden weiter vorn. Eine Frau in einem langen grünen Gewand und einem roten Umhang verschwand immer wieder im Schatten. In der Hand trug sie einen Weidenkorb. Alice rief nach ihr, um sie auf sich aufmerksam zu machen, doch da traten drei Männer, Mönche, hinter einem Pfeiler hervor. Die Frau schrie auf und wehrte sich, als die Mönche sie packten und wegzerren.

Alice wollte etwas rufen, doch kein Laut drang aus ihrem Mund. Nur die Frau schien sie zu hören, denn sie wandte sich um und sah Alice direkt in die Augen. Jetzt umringten die Mönche die Frau. Sie reckten ihre massigen Arme über sie wie schwarze Schwingen.

»Lasst sie los«, schrie Alice und rannte auf sie zu. Doch je weiter sie lief, desto mehr entfernten sich die Gestalten, bis sie schließlich ganz verschwunden waren. Es war, als wären sie mit der Wand des Kreuzgangs verschmolzen.

Verwirrt strich Alice mit beiden Händen über die Steinfläche. Sie blickte nach links und rechts, suchte nach einer Erklärung, aber es war weit und breit niemand zu sehen. Schließlich übermannte sie die Panik. Sie rannte zu dem Ausgang, der auf die Straße führte, rechnete jeden Moment damit, die Männer in den schwarzen Kutten hinter sich zu sehen, von ihnen verfolgt und gepackt zu werden.

Draußen war alles wie vorher.

Ist ja gut. Alles in Ordnung. Schwer atmend ließ Alice

sich mit dem Rücken gegen die Kirchenmauer sinken. Als sie ihre Fassung wiedergewann, wurde ihr plötzlich klar, dass sie nicht mehr von Furcht erfüllt war, sondern von Trauer. Sie brauchte kein Geschichtsbuch, um zu wissen, dass an diesem Ort etwas Schreckliches geschehen war. Hier herrschte eine Atmosphäre des Leidens, Narben, die nicht durch Beton oder Stein verdeckt werden konnten. Die Geister erzählten ihre eigene Geschichte. Als Alice eine Hand ans Gesicht hob, merkte sie, dass sie weinte.

Sobald ihre Beine wieder stark genug waren, sie zu tragen, ging sie zurück ins Stadtzentrum. Sie war entschlossen, möglichst viel Abstand zwischen sich und Saint-Etienne zu bringen. Sie konnte sich nicht erklären, was mit ihr los war, aber sie würde sich nicht einschüchtern lassen.

Das normale Alltagsgeschehen um sie herum beruhigte sie, und sie gelangte auf einen kleinen, autofreien Platz. Rechter Hand war eine Brasserie mit einer alpenveilchenrosa Markise und Reihen von glänzenden silbernen Stühlen und runden Tischen auf dem Trottoir.

Alice erwischte den letzten freien Tisch und versuchte, nachdem sie bestellt hatte, bewusst, sich zu entspannen. Als die Getränke kamen, trank sie rasch zwei Glas Wasser, lehnte sich dann im Stuhl zurück, fest entschlossen, das Gefühl der Sonne auf ihrem Gesicht zu genießen. Sie goss sich ein Glas Rosé ein, gab ein paar Eiswürfel hinzu und trank einen Schluck. Es sah ihr gar nicht ähnlich, so schnell aus der Fassung zu geraten.

Aber du bist zurzeit auch nicht gerade in emotionaler Bestform. Nach der Trennung von ihrem langjährigen Freund hatte sie das ganze Jahr auf Hochtouren gelebt. Die Beziehung starb schon seit Jahren vor sich hin, und obwohl sie es als befreiend empfand, endlich wieder allein zu sein, war es dennoch nicht weniger schmerzvoll. Ihr Stolz war angekratzt und ihr Herz verwundet. Um ihn zu vergessen, hatte sie sich in die Arbeit und ins Vergnügen

gestürzt, alles Mögliche getan, nur um nicht darüber nachzugrübeln, was falsch gelaufen war. Die zwei Wochen in Südfrankreich sollten ihren Akku wieder aufladen, bei ihr alles wieder ins Lot bringen.

Alice verzog das Gesicht. *Tolle Ferien.*

Der Kellner, der mit dem Essen kam, riss sie aus ihrer Selbstanalyse. Das Omelett war perfekt, schön gelb und innen zerlaufend mit reichlich Pilzstückchen und Petersilie. Alice aß mit grimmiger Konzentration. Erst als sie auch das letzte Tröpfchen Olivenöl mit dem Brot aufgetunkt hatte, wandte sie sich der Frage zu, wie sie den Rest des Nachmittags verbringen wollte.

Als der Kaffee kam, hatte sie sich bereits entschieden.

Die Bibliotheque de Toulouse war ein großes, wuchtiges Steingebäude. Alice hielt einer gelangweilten und unaufmerksamen Aufseherin am Eingang kurz ihren Benutzerausweis der British Library hin und wurde hineingelassen. Nachdem sie sich ein paarmal auf den zahlreichen Treppen verirrt hatte, fand sie schließlich die Abteilung für allgemeine Geschichte. Auf beiden Seiten eines Mittelganges standen lange, polierte Holztische, in deren Mitte eine Leiste mit Leselampen verlief. Um diese Zeit, an einem heißen Julinachmittag, waren nur wenige Plätze besetzt.

Am hinteren Ende fand Alice, was sie suchte, eine Reihe Computerarbeitsplätze, die die gesamte Breite des Raumes in Anspruch nahm. Alice ließ sich von der Bibliothekarin ein Passwort geben und bekam einen PC zugeteilt.

Sobald sie online war, tippte Alice das Wort »Labyrinth« ins Eingabefeld der Suchmaschine. Der grüne Ladebalken am unteren Bildschirmrand füllte sich schnell. Sie wollte sich nicht auf ihr eigenes Gedächtnis verlassen, sondern hoffte, auf den Hunderten von Websites eine Abbildung ihres Labyrinths zu finden. Der Gedanke war so nahe

liegend, dass sie gar nicht verstand, warum sie nicht schon früher darauf gekommen war.

Von Anfang an sprangen ihr die Unterschiede zwischen einem traditionellen Labyrinth und dem Bild, das sie von der Höhlenwand in Erinnerung hatte, ins Auge. Ein klassisches Labyrinth bestand aus kompliziert miteinander verbundenen konzentrischen Kreisen, die auf eine Mitte hin zuliefen. Das vom Pic de Soularac hingegen war eine Kombination von Sackgassen und geraden Linien gewesen, die vor und zurück und nirgendwohin führten. Es war eher ein Irrgarten.

Die eigentlichen frühen Ursprünge des Labyrinthsymbols und der damit verbundenen Mythologien waren komplex und schwer aufzuspüren. Man nahm an, dass die ersten Ausführungen über dreitausend Jahre alt waren. Labyrinthsymbole waren in Holz geschnitzt, in Fels, Fliesen oder Stein gemeißelt worden. Darüber hinaus gab es auch gewebte Darstellungen oder welche, die in die natürliche Umgebung integriert waren, wie Rasenoder Gartenlabyrinth.

Die ersten europäischen Labyrinth stammten aus der jüngeren Bronze- und frühen Eisenzeit, von 1200 bis 500 v. Chr., und waren in der Umgebung der frühen Handelszentren des Mittelmeerraumes entdeckt worden. Felsritzungen, die auf die Zeit zwischen 900 und 500 v. Chr. datiert wurden, waren im norditalienischen Val Camonica, in Pontevedra in Galizien und in der oberen nordwestlichen Ecke Spaniens am Cabo Fisterra gefunden worden. Alice studierte die Abbildungen. Sie erinnerten schon mehr an das, was sie in der Höhle gesehen hatte. Sie legte den Kopf schräg. Nah dran, aber keine volle Übereinstimmung. Es leuchtete ein, dass das Symbol durch die Kaufleute und Händler aus Ägypten und den Randgebieten des römischen Imperiums im Osten Eingang in andere Kulturen fand und verändert wurde. Es leuchtete außerdem ein, dass das Labyrinth, ein offen-

sichtlich vorchristliches Symbol, von der christlichen Kirche vereinnahmt worden war. Sowohl die byzantinische als auch die römische Kirche hatten sehr viel ältere Symbole und Mythen in ihre religiösen Vorstellungen übernommen.

Etliche Websites beschäftigten sich mit dem berühmtesten Labyrinth überhaupt: Knossos auf Kreta, wo der Legende nach der mythische Minotaurus, halb Mensch, halb Stier, gefangen gehalten worden war. Alice überflog sie nur rasch, weil ihr Instinkt ihr sagte, dass sie in dieser Richtung nicht weiterkommen würde. Das einzig Erwähnenswerte war, dass minoische Labyrinthmuster nicht nur bei einer Ausgrabung in der altägyptischen Stadt Avaris gefunden und auf das Jahr 1550 v. Chr. datiert worden waren, sondern dass man auch welche in der ägyptischen Tempelanlage von Kom Ombo und in Sevilla entdeckt hatte. Alice speicherte die Informationen im Hinterkopf.

Vom 12. und 13. Jahrhundert an tauchte das Labyrinthsymbol regelmäßig in mittelalterlichen Manuskripten auf, die über die Klöster und Höfe Europas verbreitet wurden. Dabei drückten die Schreiber mit Ausschmückungen und Weiterentwicklungen den Illustrationen ihren eigenen Stempel auf.

Im frühen Mittelalter war ein mathematisch perfektes Labyrinth mit zwölf Wänden und vier Achsen zur beliebtesten Form geworden. Alice sah sich die Reproduktion eines Labyrinths an, das in die Wand der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Kirche San Pantaleon im nordspanischen Arcera eingemeißelt war, und ein anderes, noch etwas älteres aus dem Dom von Lucca in der Toskana. Sie klickte eine Karte an, die das Vorkommen von Labyrinthen in europäischen Kirchen, Kapellen und Kathedralen zeigte.

Das gibt's doch nicht!

Alice wollte ihren Augen nicht trauen. In Frankreich gab

es mehr Labyrinth als in Italien, Belgien, Deutschland, Spanien, England und Irland zusammen: Amiens, St. Quentin, Arras, St. Omer, Caen und Bayeux im Norden; Poitiers, Orléans, Sens und Auxerre in Mittelfrankreich; Toulouse und Mirepoix im Südwesten und so weiter und so fort.

Das berühmteste Mosaiklabyrinth von allen befand sich in Nordfrankreich mitten im Hauptschiff der imposantesten gotischen Kathedrale des Mittelalters - in Chartres.

Alice schlug klatschend mit der Hand auf den Tisch, was etliche Köpfe in ihrer Umgebung missbilligend hochfahren ließ. Natürlich. Wie konnte sie nur so blöd sein? Chartres war die Partnerstadt ihrer Heimatstadt Chichester an der Südküste Englands. Mit elf hatte sie eine Klassenfahrt nach Chartres gemacht. Sie erinnerte sich vage, dass es die ganze Zeit geregnet hatte und dass sie im Regenmantel frierend und fröstelnd vor beeindruckenden Steinpfeilern und -gewölben gestanden hatte. An das Labyrinth jedoch erinnerte sie sich nicht.

In der Kathedrale von Chichester gab es kein Labyrinth, aber Chichester war auch noch die Partnerstadt von Ravenna in Italien. Alice fuhr mit dem Finger über den Bildschirm, bis sie gefunden hatte, was sie suchte. In den Marmorboden der Kirche San Vitale in Ravenna war ein Labyrinth eingelassen. Laut dem Begleittext war es nur ein Viertel so groß wie das Labyrinth in Chartres und stammte aus einer sehr viel früheren Zeit, vielleicht sogar schon aus dem 5. Jahrhundert n. Chr., aber es war eben auch ein Labyrinth.

Alice kopierte sich die Passagen, die sie haben wollte, in ein Word-Dokument und ließ sie ausdrucken. Während der Drucker lief, tippte sie »Kathedrale + Chartres« in die Suchmaschine ein.

Zwar hatte, wie sie erfuhr, bereits im 8. Jahrhundert an derselben Stelle irgendein Bauwerk gestanden, doch die

derzeitige Kathedrale in Chartres stammte aus dem 13. Jahrhundert. Seitdem rankten sich esoterische Glaubensvorstellungen und Theorien um das Gebäude. Es gab Gerüchte, dass sich in seinen Gewölben und kunstvollen Steinsäulen ein Geheimnis von großer Bedeutung verbarg. Trotz der eifrigen Bemühungen der katholischen Kirche hielten sich diese Legenden und Mythen hartnäckig. Keiner wusste, in wessen Auftrag oder zu welchem Zweck das Labyrinth angelegt worden war.

Alice suchte die Abschnitte heraus, die sie brauchte, dann loggte sie sich aus.

Die letzte Seite war gerade ausgedruckt worden, und der Drucker verstummte. Um sie herum begannen die Besucher ihre Sachen zusammenzupacken. Eine verdrossen dreinblickende Bibliotheksmitarbeiterin fing Alice' Blick auf und tippte auf ihre Armbanduhr.

Alice nickte, sammelte ihre Unterlagen ein und stellte sich dann in die Schlange vor der Ausleihtheke an, um zu bezahlen. Es ging nur langsam voran. Die Strahlen der Spätnachmittagssonne fielen wie Himmelsleitern durch die hohen Fenster und erhellten die tanzenden Staubflocken.

Die Frau vor Alice hatte einen ganzen Arm voll Bücher, die sie ausleihen wollte, und auch noch zu jedem eine Frage. Alice dachte darüber nach, was sie schon den ganzen Nachmittag beschäftigte. Konnte es denn sein, dass von den Hunderten von Abbildungen, die sie sich angeschaut hatte, nicht eine einzige haargenau mit dem Labyrinth in der Höhle am Pic de Soularac übereinstimmte?

Es war möglich, aber unwahrscheinlich.

Der Mann hinter ihr war zu nah an sie herangetreten, wie jemand in der U-Bahn, der versuchte, über ihre Schulter hinweg die Zeitung zu lesen. Alice wandte sich um und warf ihm einen bösen Blick zu. Er trat einen Schritt zurück. Irgendwie kam ihr sein Gesicht bekannt vor.

»OMI, *merci*«, sagte sie, als sie an die Reihe kam und für die ausgedruckten Seiten bezahlte. Insgesamt waren es fast dreißig Blätter.

Als sie nach draußen auf die Treppe der Bibliothek trat, schlugen die Glocken von Saint-Etienne sieben Uhr. Sie hatte länger gebraucht, als sie gedacht hatte.

Alice wollte jetzt unverzüglich weiterfahren und eilte zu ihrem Wagen, den sie auf der anderen Seite des Flusses geparkt hatte. Sie war so in Gedanken versunken, dass sie den Mann aus der Warteschlange in der Bibliothek nicht bemerkte, der ihr in sicherem Abstand auf der Uferpromenade folgte. Und sie merkte auch nicht, dass er ein Handy aus der Tasche nahm und jemanden anrief, als sie sich in den zäh fließenden Verkehr einfädelt.

Die Hüter der Bücher

Kapitel 26

Besiers

JULHET 1209

Es dämmerte, als Alaïs die weiten Felder vor dem Ort Coursan erreichte.

Sie war gut vorangekommen, auf der alten Römerstraße, die durch das Minervois nach Capestang führte, durch wellige Hanffelder, die *canabieres*, und durch die smaragdgrünen Meere aus Gerste.

Jeden Tag seit ihrem Aufbruch von Carcassonne war Alaïs geritten, bis die Sonne zu heiß wurde. Dann machten sie und Ta-tou an einem schattigen Fleckchen Rast, ehe sie bis zur Abenddämmerung weiterritten, wenn die Luft sich mit Stechmücken und den Schreien von Nachtschwalben, Eulen und Fledermäusen füllte.

In der ersten Nacht hatte sie in der befestigten Stadt Azille bei Freunden von Esclarmonde Unterkunft gefunden. Je weiter sie nach Osten kam, desto weniger Menschen sah sie auf den Feldern und in den Dörfern, und alle, die sie sah, waren misstrauisch, hatten die dunklen Augen voller Argwohn. Sie hörte Gerüchte über Gräueltaten, die von marodierenden französischen Soldaten oder von *rontiers*, Söldnern, Wegelagerern, begangen worden waren. Die Geschichten wurden von Mal zu Mal blutiger und schauerlicher.

Alaïs zügelte Tatou, bis sie in Schritt fiel, und überlegte, ob sie bis Coursan durchreiten oder sich in der Nähe einen Unterschlupf suchen sollte. Die Wolken zogen schnell an einem immer bedrohlicheren grauen Himmel dahin, und die Luft war sehr drückend. In der Ferne war hin und wieder Donnergrollen zu hören, wie das Brummen eines Bären, der aus dem Winterschlaf erwacht. Alaïs wollte nicht riskieren, auf freiem Feld von dem Gewitter überrascht zu werden.

Tatou war nervös. Alaïs konnte spüren, wie sich die Sehnen unter dem Fell spannten, und zweimal scheute die Stute, weil sich in einer Hecke am Wegesrand ein Hase oder Fuchs bewegt hatte. Vor sich sah Alaïs ein kleines Eichen- und Eschenwäldchen. Es war nicht dicht genug, um ein Sommerrevier für größere Tiere wie Wildschweine oder Luchse abzugeben. Aber die Bäume waren hoch und kräftig und bildeten mit ihren dicht verflochtenen Kronen, wie verschränkte Finger, ein schützendes Dach. Ein deutlich erkennbarer Pfad, ein gewundenes Band aus trockener, von zahllosen Füßen festgetrampelter Erde, deutete darauf hin, dass der Wald eine beliebte Abkürzung in die Stadt war.

Tatou schreckte zusammen, als Wetterleuchten kurz den immer dunkler werdenden Himmel erhellte. Das half ihr, eine Entscheidung zu treffen. Sie würde hier abwarten, bis sich das Gewitter verzogen hatte.

Alaïs flüsterte der Stute beruhigende Worte zu und trieb sie weiter hinein in die dunkelgrüne Umarmung des Waldes.

Die Männer hatten ihre Beute vor einiger Zeit verloren. Nur das drohende Unwetter hielt sie davon ab, ins Lager zurückzukehren.

Nach etlichen Wochen Marsch war ihre blasse französische Haut von der sengenden südlichen Sonne braun gebrannt. Ihre Reiserüstung und Wappenröcke, die das Zeichen ihres Herrn trugen, lagen versteckt im Dickicht. Sie hofften, dass ihr misslungener Vorstoß ihnen doch noch etwas einbringen könnte. Ein Geräusch. Das Knacken eines dünnen Astes, der wiegende Gang eines gezügelten Pferdes, Hufeisen, die ab und an auf einen Stein traten.

Ein Mann mit einem Mund voller schwärzlich verfaulter Zähne kroch vor, um dem Geräusch auf den Grund zu

gehen. Ein Stück entfernt sah er eine Frau auf einem kleinen Araberfuchs, die gemächlich durch den Wald ritt. Er grinste boshaft. Vielleicht war ihre *sortie* doch keine Zeitverschwendung. Die Kleidung der Reiterin sah schlicht aus und war sicherlich nicht viel wert, aber ein Pferd von diesem Kaliber würde einen guten Preis bringen.

Er warf ein Steinchen nach seinem Gefährten, der auf der anderen Seite des Weges versteckt lag. »*Leve-toi!*«, sagte er und deutete mit dem Kinn auf Alaïs. »*Regarde.*« Sieh doch. »*Line femme. Et seule.*«

»Bist du sicher, dass sie allein ist?«

»Ich höre sonst niemanden.«

Die beiden Männer griffen nach den Enden des Seils, das unter Blättern versteckt quer über dem Pfad lag, und warteten, dass die Frau ihnen in die Falle ging.

Alaïs' Mut verebbte, als sie tiefer in den Wald hineinritt.

Der Boden war oben feucht, doch darunter noch immer hart. Die Blätter auf dem Pfad raschelten unter Tatous Hufen. Alaïs versuchte sich auf das beruhigende Geräusch der Vögel in den Bäumen zu konzentrieren, aber ihr standen die Haare auf den Armen und im Nacken zu Berge. In der Stille des Waldes lag Bedrohung, nicht Frieden.

Das bildest du dir nur ein.

Auch Tatou spürte es. Ohne Vorwarnung flog etwas vom Boden hoch, mit dem Geräusch eines abgeschossenen Pfeils.

Ein Vogel? Eine Schlange?

Tatou stellte sich auf die Hinterbeine, schlug wild mit den Vorderhufen durch die Luft und wieherte panisch. Alaïs blieb keine Zeit zu reagieren. Die Kapuze rutschte ihr vom Kopf, und die Zügel wurden ihr aus den Händen gerissen, als sie rückwärts aus dem Sattel fiel. Sie schlug hart auf den Boden auf, spürte einen stechenden Schmerz

in der Schulter und bekam im ersten Augenblick keine Luft mehr. Keuchend rollte sie sich zur Seite und versuchte aufzustehen. Sie musste Tatou festhalten, bevor sie durchging.

»Tatou, *doqament!*«, rief sie und kam taumelnd auf die Beine. »Tatou!«

Alaïs stolperte vorwärts, blieb dann ruckartig stehen. Ein Mann versperrte ihr den Weg. Er lächelte mit schwärzlichen Zähnen. In der Hand hielt er ein Messer, dessen matte Klinge an der Spitze braun verfärbt war.

Rechts von ihr bewegte sich etwas. Alaïs sah zur Seite. Ein zweiter Mann, dessen Gesicht durch eine gezackte Narbe entstellt war, die von seinem linken Auge bis zum Mundwinkel verlief, schnappte sich Tatous Zügel und schwenkte einen Stock. »Nein«, hörte sie sich rufen. »Lass sie in Ruhe.«

Trotz der Schmerzen in der Schulter legte sich ihre Hand um den Schwertgriff. *Gib ihnen, was sie wollen, und sie lassen dich vielleicht gehen.* Er machte einen Schritt auf sie zu. Alaïs zog die Klinge, schwang sie im Bogen durch die Luft. Sie hielt die Augen unverwandt auf sein Gesicht gerichtet, während sie in ihren Beutel fasste und eine Hand voll Münzen auf die Erde schleuderte.

»Nehmt das. Ich habe sonst nichts Wertvolles.«

Er warf einen Blick auf die paar Münzen, spuckte dann verächtlich aus. Mit dem Handrücken wischte er sich über den Mund und machte noch einen Schritt auf sie zu.

Alaïs hob ihr Schwert. »Ich warne dich. Komm nicht näher«, rief sie und schlug mit der Waffe eine Acht in die Luft, um ihn auf Abstand zu halten.

»*Ligote-la*«, befahl er dem anderen.

Alaïs wurde eiskalt. Einen Moment lang verlor sie den Mut. Das waren französische Soldaten, keine Wegelagerer. Die Geschichten, die sie unterwegs gehört hatte, schossen ihr durch den Kopf. Dann riss sie sich zusammen und schwang erneut das Schwert.

»Keinen Schritt näher«, schrie sie mit vor Angst spröder Stimme. »Ich töte euch, bevor ihr ...«

Alaïs fuhr herum und sprang auf den zweiten Mann zu, der sich von hinten an sie ranschleichen wollte. Mit einem Aufschrei schlug sie ihm den Stock aus der Hand. Er zückte ein Messer und stürzte sich brüllend auf sie. Sie fasste den Schwertgriff mit beiden Händen und stieß die Klinge abwärts in seine Hand, wie bei einem Bären auf der Hatz. Blut spritzte.

Sie holte zu einem zweiten Schlag aus, als plötzlich Sterne in ihrem Kopf explodierten, lila und weiß. Von der Wucht des Schlages sank sie auf die Knie, dann kamen ihr vor Schmerz die Tränen, als sie an den Haaren wieder hochgerissen wurde. Sie spürte die kalte Spitze einer Klinge an der Kehle.

»*Putain*«, zischte der Mann, den sie verletzt hatte, und schlug ihr mit seiner blutenden Hand ins Gesicht.

»*Laisse tomber.*« Fallen lassen.

Alaïs blieb nichts anderes übrig, als das Schwert loszulassen. Der zweite Mann schob es mit dem Fuß weg, ehe er eine grobe Leinenkapuze aus seinem Gürtel zog und sie Alaïs über den Kopf stülpte. Alaïs wand sich, doch von dem säuerlichen Geruch des staubigen Stoffes musste sie würgen. Trotzdem wehrte sie sich weiter, bis ihr eine Faust in den Magen gerammt wurde und sie nach vorn auf den Pfad kippte.

Sie hatte keine Kraft mehr, um Widerstand zu leisten, als sie ihr die Arme nach hinten rissen und die Hände fesselten.

»*Reste là.*«

Sie entfernten sich ein Stück. Alaïs hörte, dass sie die Satteltaschen durchsuchten, die Lederklappen öffneten und Sachen auf den Boden warfen. Sie redeten miteinander, stritten sich möglicherweise. Schwer zu sagen, sie verstand ihre harte Sprache zu schlecht.

Warum haben sie mich nicht getötet?

Sofort schlich sich die Antwort wie ein ungebetenes Gespenst in ihren Kopf. *Sie wollten sich erst noch ein bisschen vergnügen.*

Verzweifelt versuchte Alaïs, ihre Fesseln zu lockern, obwohl sie wusste, dass sie, selbst wenn sie die Hände freibekam, nicht weit kommen würde. Sie würden sie zur Strecke bringen. Jetzt lachten sie. Tranken. Sie hatten es nicht eilig.

Tränen der Verzweiflung traten ihr in die Augen. Erschöpft ließ sie den Kopf auf den harten Boden fallen.

Zuerst konnte sie nicht sagen, wo das Dröhnen herkam. Dann begriff sie. Pferde. Das Geräusch eisenbeschlagener Hufe, die über die Ebene galoppierten. Sie drückte das Ohr fester auf die Erde. Fünf, vielleicht sechs Pferde, die sich dem Wald näherten. In der Ferne war Donner zu hören. Auch das Gewitter kam näher. Es gab doch etwas, was sie tun konnte. Falls es ihr gelang, weit genug wegzukommen, hatte sie vielleicht eine Chance. Langsam und so leise wie möglich robbte sie sich an den Rand des Weges, bis sie die spitzen Dornen an den Beinen spürte. Es gelang ihr, sich hinzuknien und durch Auf- und Abbewegen des Kopfes die Kapuze zu lockern. *Schauen sie zu mir herüber?* Niemand rief. Sie neigte den Kopf und schüttelte ihn, zuerst vorsichtig, dann heftiger, bis die Kapuze endlich herunterrutschte. Alaïs atmete ein-, zweimal tief durch und sah sich dann um.

Sie war an einer Stelle, wo die beiden sie nicht sehen konnten, doch wenn sie sich umwandten und bemerkten, dass sie weg war, würden sie sie im Nu finden. Erneut drückte Alaïs ein Ohr auf die Erde. Die Reiter kamen aus Richtung Coursan. Eine Jagdgesellschaft? Kundschafter?

Ein lauter Donnerschlag krachte durch den Wald und ließ die Vögel aus den höchsten Nestern aufflattern. In Panik schlugen sie mit den Flügeln die Luft, hoben und senkten sich, ehe sie wieder im Schutz der Bäume verschwanden. Tatou wieherte und scharrte mit den

Hufen.

Alaïs betete innerlich, dass das aufziehende Gewitter weiter das Geräusch der Reiter überdecken würde, bis sie nahe genug waren, und schlich sich rückwärts ins Gebüsch davon, über Steine und Äste.

»Ohé!«

Alaïs erstarrte. Sie hatten ihr Verschwinden bemerkt. Sie unterdrückte einen Schrei, als die Männer zu der Stelle gelaufen kamen, wo sie gelegen hatte. Ein Donnerschlag über ihnen ließ die beiden aufblicken, mit furchtsamer Miene. *Sie sind so heftige Unwetter wie hier bei uns im Süden nicht gewohnt.* Selbst von ihrem Versteck aus konnte sie die Angst riechen. Ihre Haut stank danach.

Alaïs nutzte ihre Verunsicherung aus; sie sprang auf und rannte los.

Aber sie war nicht schnell genug. Der mit der Narbe hechtete sich auf sie und schlug ihr mit der Faust seitlich gegen den Kopf, als er sie zu Boden riss.

»*Hérétique*«, brüllte er, setzte sich rittlings auf sie und presste sie zu Boden. Alaïs versuchte ihn abzuschütteln, aber er war zu schwer, und ihre Gewänder hatten sich in den Dornen des Unterholzes verfangen. Sie konnte das Blut an seiner verletzten Hand riechen, als er ihr Gesicht nach unten in die Äste und Blätter auf der Erde stieß.

»Ich hab gesagt, rühr dich nicht, *putain*.«

Schwer atmend löste er seinen Gürtel und schleuderte ihn beiseite. *Mach, dass er die Reiter nicht hört.* Sie stieß einen wilden Schrei aus, bloß um das Nahen der Pferde zu übertönen.

Er schlug sie erneut, und ihre Lippe platzte auf. Sie schmeckte Blut im Mund.

»*Putain*.«

Plötzlich ertönten andere Stimmen. »*Ara, ara!*« Jetzt.

Alaïs hörte das Pling eines Bogens und das Schwirren eines Pfeils durch die Luft, und dann wieder und wieder, als ein ganzer Hagel von Pfeilen aus den immergrünen

Schatten geflogen kam und Rinde und Holz zersplittern ließ, wo immer sie auftrafen. »*Avança! Ara, avança!*«

Der Franzose sprang auf, doch im selben Moment bohrte sich ein Pfeil in seine Brust, dick und schwer, und riss ihn herum wie einen Kreisel. Einen Moment lang schien er sich aufrecht zu halten, dann begann er zu schwanken, die Augen starr wie der versteinerte Blick einer Statue. Ein einzelner Blutstropfen quoll ihm aus dem Mundwinkel und rann am Kinn herab.

Seine Beine knickten ein. Er fiel auf die Knie, wie zum Gebet, dann kippte er zuerst sehr langsam nach vorn, wie ein gefällter Baum. Alais kam noch gerade rechtzeitig zur Besinnung und rollte sich aus dem Weg, als der Körper schwer zu Boden krachte. »*Aval! Da vorn!*«

Die Reiter ritten hinter dem anderen Franzosen her. Er war in den Wald gelaufen, um Deckung zu suchen, aber jetzt flogen noch mehr Pfeile. Einer traf ihn in die Schulter, und er strauchelte. Der nächste traf ihn hinten in den Oberschenkel. Der dritte erwischte ihn im Kreuz und brachte ihn zu Fall. Er stürzte bäuchlings zu Boden, zuckte kurz und lag dann still.

Dieselbe Stimme befahl das Ende der Jagd. »*Arest. Aufhören.*« Endlich kamen die Reiter aus dem grünen Halbdunkel und zeigten sich. »*Nicht mehr schießen.*«

Alais stand auf. *Freunde oder Männer, vor denen sie sich auch fürchten musste?* Der Anführer trug einen kobaltblauen Jagdrock unter seinem Mantel, beides von guter Qualität. Seine schweren, schlichten Stiefel sowie sein Gürtel und Köcher waren aus dem in dieser Gegend üblichen hellen Leder gefertigt. Er sah aus wie ein Mann von bescheidenem Ansehen und geringen Mitteln, wie ein Mann des Midi.

Sie hatte noch immer die Hände auf dem Rücken gefesselt, und ihr war klar, dass sie kaum einen Vorteil auf ihrer Seite hatte. Ihre Lippe war geschwollen und blutete, und ihre Kleidung war verdreckt.

»Seigneur, habt Dank für Eure Hilfe«, sagte sie und ließ ihre Stimme möglichst selbstbewusst klingen. »Hebt Euer Visier und zeigt Euch, damit ich das Gesicht meines Befreiers sehen kann.« »Ist das schon der ganze Dank, den ich bekomme?«, fragte er und tat wie geheißen. Alaïs sah erleichtert, dass er lächelte.

Er stieg vom Pferd und zog ein Messer aus dem Gürtel. Alaïs wich einen Schritt zurück. »Um Eure Fesseln durchzuschneiden«, sagte er munter.

Alaïs errötete und hielt ihm die Handgelenke hin. »Natürlich.

Merce.«

Er verneigte sich knapp. »Amiel de Coursan. Die Wälder hier gehören meinem Vater.«

Alaïs stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Verzeiht mir meine Grobheit, aber ich musste mich vergewissern, dass Ihr nicht ...«

»Eure Vorsicht ist unter den gegebenen Umständen sowohl klug als auch verständlich. Und Ihr seid?«

»Alaïs von Carcassona, Tochter von Intendant Pelletier, dem Haushofmeister des Vicomte Trencavel, und Gemahlin von Guilhem du Mas.«

»Ich fühle mich geehrt, Eure Bekanntschaft machen zu dürfen, Dame Alaïs.« Er küsste ihre Hand. »Seid Ihr verletzt?«

»Nur ein paar Kratzer und Prellungen, doch beim Sturz vom Pferd bin ich auf die Schulter gefallen, und sie schmerzt ein wenig.«

»Wo ist Euer Geleit?«

Alaïs zögerte kurz. »Ich reise allein.«

Er blickte sie erstaunt an. »Ihr habt Euch ungewöhnliche Zeiten ausgesucht, um ohne Schutz zu reisen, Dame Alaïs. Hier in der Gegend wimmelt es von französischen Soldaten.«

»Es war nicht meine Absicht, so spät noch unterwegs zu sein. Ich suchte nur Schutz vor dem Unwetter.«

Alaïs blickte zum Himmel, weil ihr plötzlich auffiel, dass es noch immer nicht regnete.

»Der Himmel hat nur ein wenig gegrollt«, sagte er, ihren Blick richtig deutend. »Ein falscher Alarm, mehr nicht.«

Während Alaïs Tatou beruhigte, befahl de Coursan seinen Leuten, den Getöteten Waffen und Kleidung abzunehmen. Ihre Wappenröcke und Rüstungen entdeckten sie tiefer im Wald, wo sie auch ihre Pferde angebunden hatten. Mit der Spitze seines Schwertes hob de Coursan eine Ecke des Stoffes an, und unter einer Schicht aus getrocknetem Schlamm blitzte etwas silbern auf grünem Grund auf.

»Chartres«, sagte de Coursan voller Verachtung. »Das sind die Schlimmsten. Gierige Hunde, alle, wie sie da sind. Wir haben Berichte gehört, von ...«

Er hielt abrupt inne.

Alaïs sah ihn an. »Berichte von was?«

»Nicht der Rede wert«, sagte er rasch. »Lasst uns jetzt in die Stadt reiten.«

Hintereinander ritten sie zum anderen Ende des Waldes und hinaus in die Ebene.

»Darf ich fragen, was Euch hierher verschlagen hat, Dame Alaïs?« »Ich bin auf der Suche nach meinem Vater, der sich mit Vicomte Trencavel in Montpelhier aufhält. Ich habe eine Botschaft von höchster Dringlichkeit für ihn, die nicht bis zu seiner Rückkehr nach Carcassona warten konnte.«

Ein Schatten fiel über de Coursans Gesicht.

»Was ist? Habt Ihr irgendwas erfahren?«

»Ihr werdet über Nacht bei uns bleiben, Dame Alaïs. Sobald Eure Blessuren versorgt sind, wird mein Vater Euch sagen, welche Neuigkeiten zu uns gedrungen sind. Im Morgengrauen werde ich selbst Euch dann nach Besiers begleiten.«

Alaïs wandte sich im Sattel um und sah ihn an. »Nach Besiers, *Messire*?«

»Wenn die Gerüchte stimmen, dann werdet Ihr Euren Vater und Vicomte Trencavel in Besiers antreffen.«

Kapitel 27

Besiers

Schweiß tropfte vom Fell des Hengstes, als Vicomte Trencavel seine Männer Richtung Beziers führte, während hinter ihnen Donner grollte.

Schweiß schäumte auf dem Zaumzeug der Pferde, und Speichel tropfte aus den Mäulern. Flanken und Widerrist waren blutig von Sporen und Peitsche, denn die Tiere wurden gnadenlos durch die Nacht getrieben. Der silbrige Mond kam hinter zerfetzten schwarzen Wolken hervor, die tief am Horizont dahinjagten, und erhellte die Blesse auf der Nase von Trencavels Pferd.

Pelletier ritt an der Seite des Vicomte, die Lippen fest aufeinander gepresst. Es war schlecht gelaufen, in Montpellier. Da zwischen dem Vicomte und seinem Onkel böses Blut herrschte, hatte er nicht damit gerechnet, dass der Comte sich so ohne weiteres zu einem Bündnis überreden lassen würde, trotz der Verwandtschaft und der Lehnsherrenbande zwischen den beiden Männern. Er hatte indes gehofft, dass der Comte sich für seinen Neffen einsetzen würde.

Stattdessen hatte er sich geweigert, seinen Neffen auch nur zu empfangen. Das war eine bewusste und unmissverständliche Beleidigung. Trencavel hatte vor dem französischen Lager warten müssen, bis ihm heute endlich eine Audienz gewährt wurde. Man hatte dem Vicomte lediglich erlaubt, sich von Pelletier und zwei seiner *chevaliers* begleiten zu lassen, als er zum Zelt des Abtes von Citeaux geführt wurde, wo man sie aufforderte, die Waffen abzulegen. Dem waren sie nachgekommen. Drinnen jedoch erwartete den Vicomte nicht der Abt, sondern zwei päpstliche Legaten.

Raymond-Roger war kaum selbst das Wort erteilt worden, während die Legaten ihn dafür tadelten, dass er in seinem Herrschaftsgebiet die ungehinderte Ausbreitung

der Häresie dulde. Sie kritisierten seine Politik, in größeren Städten auch Juden auf wichtige Posten zu berufen. Sie führten etliche Beispiele dafür an, dass er für das perfide und verderbliche Verhalten von katharischen Bischöfen innerhalb seiner Ländereien blind und taub sei.

Als sie schließlich fertig waren, hatten die Legaten den Vicomte entlassen, als wäre er ein unbedeutender kleiner Grundbesitzer und nicht das Oberhaupt einer der mächtigsten Dynastien des Midi. Pelletier geriet noch jetzt, als er daran dachte, das Blut ins Kochen.

Die Spione des Abtes hatten die Legaten gut unterrichtet. Alles, was man dem Vicomte vorwarf, war zwar ungenau und in seiner Absicht falsch dargestellt, aber die Beschuldigungen waren sachlich richtig und wurden durch Schriftstücke und Augenzeugenberichte erhärtet. Dieser Umstand, mehr noch als die bewusste Beleidigung Trencavels, ließ Pelletier nicht daran zweifeln, dass der Vicomte der nächste Feind sein sollte. Das Kreuzheer brauchte jemanden, gegen den es kämpfen konnte. Nach der Kapitulation des Comte de Toulouse kam kein anderer mehr in Frage.

Sie hatten das Lager der Kreuzfahrer vor Montpellier sofort verlassen. Nach einem kurzen Blick zum Mond rechnete Pelletier sich aus, dass sie Beziers im Morgengrauen erreichen müssten, wenn sie dieses Tempo beibehielten. Vicomte Trencavel wollte die *biterrois* persönlich warnen, dass die französische Armee höchstens fünfzehn Meilen entfernt und zum Krieg entschlossen war. Die römische Straße, die von Montpellier nach Beziers führte, war weit offen und unmöglich zu blockieren.

Er würde die Stadtväter auffordern, sich auf eine Belagerung vorzubereiten, und zugleich um Verstärkung für die Truppen in

Carcassonne bitten. Je länger das Kreuzheer in Beziers aufgehalten wurde, desto mehr Zeit blieb ihnen für die Vorbereitung der Befestigungsanlagen. Außerdem

beabsichtigte er, denjenigen Zuflucht in Carcassonne anzubieten, die von den Franzosen am stärksten bedroht wurden - Juden, den wenigen sarazenischen Kaufleuten aus Spanien ebenso wie den *Bons Homes*. Dabei trieb ihn nicht nur seine Pflicht als Landesherr. Die Verwaltung und Organisation von Beziers lag größtenteils in den Händen jüdischer Diplomaten und Händler. Kriegsgefahr hin oder her, er war nicht gewillt, sich der Dienste so vieler geschätzter und erfahrener Diener berauben zu lassen.

Trencavels Entscheidung erleichterte Pelletiers Aufgabe. Er legte eine Hand auf Harifs Brief, der in seiner Gürteltasche steckte. Sobald sie in Beziers waren, musste er sich unter einem Vorwand etwas Zeit verschaffen, um Simeon zu suchen.

Eine blasse Sonne erhob sich über den Fluss Orb, als die erschöpften Männer über die große steinerne Bogenbrücke ritten. Beziers ragte stolz und hoch vor ihnen auf und wirkte hinter seinen uralten Steinmauern prächtig und uneinnehmbar. Die Türme der Kathedrale und großen Kirchen, die Santa Magdalena, Sant Jude und Santa Maria geweiht waren, glitzerten im Morgenlicht.

Trotz seiner Müdigkeit hatte Raymond-Roger Trencavel nichts von seiner natürlichen Autorität und Ausstrahlungskraft verloren, als er sein Pferd durch das Gewirr von steilen, gewundenen Straßen trieb, die zum Haupttor führten. Das Klappern der Hufeisen auf dem Pflaster riss die Menschen in den stillen Vororten, die sich um die Festungsmauern drängten, aus dem Schlaf. Pelletier stieg von seinem Pferd und rief den Wachen zu, das Tor zu öffnen und sie hineinzulassen. Sie kamen nur langsam voran, da sich die Nachricht, dass Vicomte Trencavel in der Stadt war, wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, doch schließlich erreichten sie den Sitz des Suzeräns.

Raymond-Roger begrüßte den Suzerän mit aufrichtiger Zuneigung. Er war ein alter Freund und Verbündeter, ein begabter Diplomat und Politiker und dem Haus Trencavel treu ergeben. Pelletier wartete, während die beiden Männer einander in der Manier des Midi begrüßten und Zeichen der Ehrerbietung austauschten. Nachdem sie die Förmlichkeiten in ungewohnter Eile hinter sich gebracht hatten, kam Trencavel sogleich zur Sache. Der Suzerän hörte ihm mit wachsender Beunruhigung zu. Sobald der Vicomte zu Ende gesprochen hatte, schickte er Boten los, um die Consuln der Stadt in den Rat zu rufen.

Während sie noch sprachen, war in der Mitte der Halle ein Tisch mit Brot, Fleisch, Käse, Obst und Wein gedeckt worden. »*Messire*«, sagte der Suzerän. »Ihr würdet mir eine Ehre erweisen, wenn Ihr von meiner Gastfreundschaft Gebrauch machen würdet, während wir warten.«

Pelletier sah seine Chance gekommen. Er trat unauffällig vor und flüsterte Vicomte Trencavel ins Ohr.

»*Messire*, könntet Ihr mich entbehren? Ich möchte nach unseren Männern sehen. Mich vergewissern, dass sie alles haben, was sie brauchen. Dafür sorgen, dass ihre Zungen ruhig und ihre Zuversicht stark ist.«

Trencavel blickte ihn verwundert an. »Jetzt, Bertrand?«

»Wenn es genehm ist, *Messire*.«

»Ich zweifle nicht daran, dass unsere Männer gut versorgt werden«, sagte Trencavel und lächelte seinem Gastgeber zu. »Ihr solltet etwas essen und ein Weilchen ruhen.«

»Mit Verlaub, *Messire*, ich bitte dennoch, mich zu entschuldigen.«

Raymond-Roger suchte in Pelletiers Gesicht nach einer Erklärung, konnte aber keine finden.

»Nun gut«, sagte er schließlich noch immer verwundert. »Ihr habt eine Stunde.«

Lärm herrschte auf den Straßen, und sie füllten sich mehr und mehr, je weiter das Gerücht sich verbreitete.

Eine Menschenmasse versammelte sich auf dem großen Platz vor der Kathedrale. Pelletier kannte Beziers gut, da er es schon mehrmals mit Vicomte Trencavel besucht hatte, doch er kämpfte gegen den Strom, und nur seine Größe und seine Autorität verhinderten, dass er einfach umgerissen wurde. Er hielt Harifs Brief fest in der geballten Faust, und sobald er das jüdische Viertel erreicht hatte, fragte er Vorübergehende, ob sie Simeon kannten. Er spürte ein Zupfen am Ärmel. Als er nach unten blickte, sah er ein hübsches, dunkelhaariges, dunkeläugiges Mädchen.

»Ich weiß, wo er wohnt«, sagte die Kleine. »Folgt mir.«

Sie führte ihn in das Viertel der Händler, wo die Geldverleiher ihre Geschäfte hatten, und durch ein Gewirr von völlig gleich aussehenden Sträßchen mit dicht gedrängten Läden und Häusern. Schließlich blieb sie vor einer unauffälligen Tür stehen. Pelletier ließ den Blick schweifen, bis er fand, was er suchte. Über Simeons Initialen war das Zeichen der Buchbinder in den Stein gemeißelt. Pelletier lächelte erleichtert. Es war das richtige Haus. Er dankte der Kleinen, drückte ihr eine Münze in die Hand und schickte sie fort. Dann hob er den schweren Messingklopper und schlug dreimal gegen die Tür.

Es war lange her, über fünfzehn Jahre. Ob zwischen ihnen noch immer jene unbekümmerte Zuneigung herrschen würde?

Die Tür öffnete sich einen Spalt, gerade weit genug, um ihm eine Frau zu zeigen, die ihn argwöhnisch anstarrte. Ihre dunklen Augen blickten feindselig. Sie trug einen grünen Schleier, der ihr Haar und den unteren Teil des Gesichts bedeckte, und die traditionelle weite, helle Pumphose, wie sie jüdische Frauen im Heiligen Land trugen. Die lange gelbe Jacke reichte ihr bis zu den Knien.

»Ich möchte Simeon sprechen«, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf und wollte die Tür schließen, doch er schob seinen Fuß dazwischen.

»Gib ihm das«, sagte er, zog den Ring vom Daumen und drückte ihn der Frau in die Hand. »Sag ihm, Bertrand Pelletier ist hier.«

Er hörte, wie sie nach Luft schnappte. Sogleich trat sie zurück und ließ ihn ins Haus. Pelletier folgte ihr durch einen schweren roten Vorhang, der von oben bis unten mit aufgenähten Goldmünzen verziert war.

»Attendez«, sagte sie und bedeutete ihm, dort stehen zu bleiben, wo er war.

Die Kettchen an ihren Hand- und Fußgelenken klimperten, als sie den langen Gang hinuntereilte und verschwand.

Von außen wirkte das Haus hoch und schmal, doch jetzt, wo er drinnen war, merkte Pelletier, dass der Eindruck täuschte. Von dem mittleren Gang gingen rechts und links Zimmer ab. Trotz der Dringlichkeit seiner Mission sah sich Pelletier entzückt um. Der Boden war nicht aus Holz, sondern blau und weiß gefliest, und schöne Teppiche hingen an den Wänden. Er musste an die eleganten, exotischen Häuser in Jerusalem denken. Es war viele Jahre her, aber die Farben, Stoffe und Düfte jenes fremden Landes faszinierten ihn immer noch.

»Bertrand Pelletier, bei allem, was in dieser müden alten Welt heilig ist!«

Pelletier wandte sich zu der Stimme um und sah eine kleine Gestalt in einem langen, purpurfarbenen Umhang mit ausgestreckten Armen auf sich zugeeilt kommen. Beim Anblick seines alten Freundes tat sein Herz einen Sprung. Die schwarzen Augen blitzten so wach wie immer. Fast wäre Pelletier von Simeons schwungvoller Umarmung umgerissen worden, obwohl er gut und gern einen Kopf größer war.

»Bertrand, Bertrand«, sagte Simeon herzlich, und seine tiefe Stimme dröhnte durch den stillen Korridor. »Du hast dir aber Zeit gelassen, was?«

»Simeon, alter Freund«, sagte er lachend und packte

Simeons Schultern, als er wieder zu Atem kam. »Es tut gut, dich zu sehen

und noch dazu so wohlauf. Sieh dich nur an«, sagte er und zupfte an dem langen schwarzen Bart seines Freundes, schon immer Simeons ganzer Stolz. »Hier und da ein bisschen Grau, aber ansonsten so prächtig wie immer! Das Leben hat es anscheinend gut mit dir gemeint?«

Simeon hob die Schultern. »Könnte besser sein, könnte schlechter sein«, sagte er und trat zurück. »Und was ist mit dir, Bertrand? Ein paar Falten mehr im Gesicht, vielleicht, aber noch immer dieselben stechenden Augen und breiten Schultern.« Er klopfte ihm mit der flachen Hand auf die Brust. »Und noch immer stark wie ein Ochse.«

Einen Arm um Simeons Schultern gelegt, wurde Pelletier nach hinten in einen kleinen Raum geführt, der auf einen schmalen Innenhof ging und mit zwei Liegen ausgestattet war, auf denen sich rote, lila und blaue Seidenkissen türmten. Mehrere Ebenholztische waren im Zimmer verteilt. Darauf standen zarte Vasen und große, flache Schalen mit süßem Mandelgebäck. »Komm, zieh die Stiefel aus. Esther wird uns Tee bringen.« Simeon trat zurück und betrachtete Pelletier erneut von oben bis unten. »Bertrand Pelletier«, wiederholte er kopfschüttelnd. »Darf ich meinen alten Augen trauen? Bist du wirklich nach so vielen Jahren hier? Oder bist du ein Geist? Ein Trugbild meines alten Hirns?«

Pelletier lächelte. »Ich wünschte, ich wäre unter glücklicheren Umständen hier, Simeon.«

Er nickte. »Natürlich. Komm, Bertrand, komm. Setz dich.«

»Ich bin mit unserem Herrn Trencavel hier, Simeon, um Besiers ** vor der Armee zu warnen, die aus dem Norden anrückt. Hörst du die Glocken, die die Stadtväter in den Rat rufen?«

»Eure christlichen Glocken sind schwer zu überhören«,

erwiderte Simeon und zog die Augenbrauen hoch, »obwohl sie meistens nicht für uns geläutet werden.«'

»Diesmal sind die Juden genauso betroffen - wenn nicht noch mehr-wie diejenigen, die man Häretiker nennt, das weißt du.«

»Wie immer«, sagte Simeon sanft. »Ist das Kreuzheer so groß, wie man hört?«

»Zwanzigtausend Mann, vielleicht mehr. Wir können sie nicht im offenen Gefecht bekämpfen, Simeon, die Übermacht ist zu groß. Wenn Besiers die Eindringlinge hier eine Weile aufhalten kann, so haben wir wenigstens die Chance, im Westen ein kampfstarkes Heer aufzustellen und die Verteidigung von Carcassona vorzubereiten. Dort wird allen Zuflucht geboten, die das möchten.«

»Ich war hier glücklich. Diese Stadt hat mich - *uns* - gut behandelt.«

»Besiers ist nicht mehr sicher. Nicht für dich, nicht für die Bücher.«

»Das weiß ich. Trotzdem«, er seufzte. »Es tut mir Leid, gehen zu müssen.«

»So Gott will, wird es nicht für lange sein.« Pelletier hielt inne, verwirrt, weil sein Freund die Situation so unerschütterlich hinnahm. »Es ist ein ungerechter Krieg, Simeon, zu dem mit Lügen und Heuchelei aufgerufen wurde. Wie kannst du das so einfach hinnehmen?«

Simeon breitete weit die Arme aus.

»Es hinnehmen, Bertrand? Was soll ich denn deiner Meinung nach tun? Was soll ich denn deiner Meinung nach sagen? Einer von euren christlichen Mönchen, Franz, hat gebetet, dass Gott ihm die Kraft schenken möge, die Dinge hinzunehmen, die er nicht ändern kann. Was geschehen wird, wird geschehen, ob ich mir das wünsche oder nicht. Und deshalb, ja, ich nehme es hin. Das bedeutet nicht, dass es mir gefällt oder dass ich nicht wünschte, es wäre anders.«

Pelletier schüttelte den Kopf.

»Zorn nützt gar nichts. Du musst glauben. Um darauf zu vertrauen, dass es einen höheren Sinn gibt, jenseits unseres Lebens und unserer Weisheit, ist der Sprung in den Glauben erforderlich. Die großen Religionen haben alle ihre eigenen Geschichten - die Heilige Schrift, der Qur'an, die Tora um unserem unbedeutenden Leben einen Sinn zu geben.« Er hielt inne, und seine Augen funkelten schelmisch. »Die *Bons Homes* versuchen gar nicht erst, einen Sinn in dem Bösen zu entdecken, das Menschen tun. Ihr Glaube lehrt sie, dass das hier nicht Gottes Erde ist, eine vollkommene Schöpfung, sondern vielmehr ein unvollkommenes und verderbliches Reich. Sie erwarten nicht, dass Güte und Liebe über Not und Zwietracht triumphieren. Sie wissen, dass das in unserer kurzen Lebensspanne nicht so sein wird.« Er lächelte. »Und doch wunderst du dich, Bertrand, wenn das Böse dir von Angesicht zu Angesicht entgegentritt. Das ist doch seltsam, oder?«

Pelletiers Kopf flog hoch, als wäre er ertappt worden. Wusste Simeon Bescheid? Wie war das möglich?

Simeon bemerkte seinen Gesichtsausdruck, ging aber nicht weiter darauf ein. »Mein Glaube dagegen sagt mir, dass die Welt von Gott geschaffen ist, dass sie vollkommen ist bis ins Kleinste. Doch immer wenn der Mensch sich vom Wort der Propheten abwendet, wird das Gleichgewicht zwischen Gott und Mensch gestört, und die Strafe darauf folgt so sicher, wie die Nacht dem Tag folgt.«

Pelletier öffnete den Mund, um etwas zu sagen, schloss ihn dann aber wieder.

»Dieser Krieg geht uns nichts an, Bertrand, obwohl du im Dienst von Vicomte Trencavel stehst. Du und ich, wir haben ein höheres Ziel. Wir sind durch unsere Gelübde aneinander gebunden. Und das muss deine Schritte lenken und deine Entscheidungen bestimmen.« Er hob den Arm und umfasste Pelletiers Schulter. »Also, mein Freund, halte deinen Zorn und dein Schwert für die Schlachten

bereit, die du gewinnen kannst.«

»Woher wusstest du das?«, fragte Pelletier. »Hast du irgendwas gehört?«

Simeon lachte leise. »Dass du ein Anhänger der neuen Kirche bist? Nein, nein, ich habe nichts dergleichen gehört. Das ist ein Thema, über das wir, so Gott will, irgendwann in der Zukunft diskutieren werden, nicht jetzt. So gern ich auch mit dir über theologische Fragen sprechen würde, Bertrand, aber wir haben Dringenderes zu bereden.«

Sie verstummten, als die Dienerin mit heißem Minztee und süßem Gebäck hereinkam. Sie stellte das Tablett auf einem Tisch vor ihnen ab und zog sich dann auf eine Bank in der Ecke des Zimmers zurück.

»Sei unbesorgt«, sagte Simeon, als er sah, dass Pelletier über die Mithörerin irritiert war. »Esther ist mit mir aus Chartres gekommen. Sie spricht Hebräisch und nur wenige Worte Französisch. Deine Sprache versteht sie gar nicht.«

»Nun gut.« Pelletier zog Harifs Brief hervor und reichte ihn Simeon.

»Ich habe an Shavuot vor einem Monat auch einen solchen Brief erhalten«, sagte Simeon, nachdem er ihn gelesen hatte. »Darin stand, dass du zu mir kommen würdest, obwohl ich zugeben muss, dass du länger gebraucht hast, als ich dachte.«

»Dann sind die Bücher also noch in deinem Besitz, Simeon? Hier im Haus? Wir müssen sie wegbringen.«

Heftiges Hämmern an der Tür zerriss die Ruhe des Raumes. Sofort sprang Esther auf, mit Unruhe in den mandelförmigen Augen. Auf ein Zeichen von Simeon hin eilte sie hinaus in den Gang.

»Du hast die Bücher doch noch?«, wiederholte Pelletier jetzt drängender, denn der Ausdruck in Simeons Gesicht machte ihm Angst. »Sie sind doch nicht etwa verloren?«

»Nicht verloren, mein Freund«, setzte Simeon an, wurde jedoch von Esther unterbrochen.

»Herr, da ist eine Frau, die um Einlass bittet.« Die

hebräischen Worte sprudelten so schnell aus ihrem Mund, dass Pelletier, dessen Ohren nicht mehr an die fremdartigen Laute gewöhnt waren, kein Wort verstand.

»Was für eine Frau?«

Esther schüttelte den Kopf. »Ich kenne sie nicht, Herr. Sie sagt, sie muss Euren Gast sprechen, Intendant Pelletier.«

Aller Augen blickten zur Tür, als im Gang Schritte erklangen. »Du hast sie allein gelassen, ohne die Tür zu schließen?«, sagte Simeon beunruhigt zu Esther und erhob sich.

Auch Pelletier sprang auf. Er blinzelte, wollte seinen Augen nicht trauen. Sogar sein Auftrag war völlig vergessen, als er Alaïs anstarrte, die an der Tür stehen geblieben war. Ihr Gesicht war gerötet, und ihre wachen braunen Augen blitzten vor schlechtem Gewissen und Entschlossenheit.

»Verzeiht mir, dass ich einfach so eingetreten bin«, sagte sie, während sie den Blick von ihrem Vater zu Simeon und wieder zurück schweifen ließ, »aber ich glaubte, Eure Dienerin würde mich nicht einlassen.« Mit zwei Schritten war Pelletier bei ihr und schloss sie in die Arme.

»Seid nicht böse, dass ich Euch ungehorsam war«, sagte sie etwas kleinlauter. »Ich musste einfach kommen.«

»Und dieses bezaubernde Wesen ist ...«, sagte Simeon.

Pelletier nahm Alaïs an der Hand und führte sie in die Mitte des Zimmers. »Selbstverständlich. Wie unachtsam von mir. Simeon, darf ich dir meine Tochter vorstellen, Alaïs, obwohl ich dir nicht sagen kann, wie oder warum sie hier nach Besiers gekommen ist!« Alaïs neigte den Kopf. »Und das ist mein bester, mein ältester Freund, Simeon aus Chartres, und ehemals aus der Heiligen Stadt Jerusalem.«

Auf Simeons Gesicht lag ein Lächeln. »Bertrands Tochter. Alaïs.« Er nahm ihre Hände. »Seid mir von ganzem Herzen willkommen.«

Kapitel 28

Wollt Ihr mir von Eurer Freundschaft erzählen?«, sagte Alaïs, sobald sie auf der Liege neben ihrem Vater saß. Sie sah Simeon an. »Ich habe ihn schon einmal gefragt, doch er war nicht gewillt, sich mir anzuvertrauen.«

Simeon war älter, als sie gedacht hatte. Seine Schultern waren gebeugt und sein Gesicht von zahllosen Falten durchzogen, die Spuren eines Lebens, das ebenso viel Leid und Trauer erlitten wie Glück und Lachen erlebt haben musste. Er hatte buschige Brauen, und die blitzenden Augen zeugten von wacher Intelligenz. Das lockige Haar war beinahe grau, doch der lange, parfümierte und geölte Bart noch immer so schwarz wie ein Rabenflügel. Jetzt verstand sie, wieso ihr Vater befürchtet hatte, der Mann im Fluss könnte sein Freund sein.

Unauffällig schaute Alaïs nach unten auf seine Hände und empfand ein zufriedenes Gefühl der Bestätigung. Sie hatte richtig vermutet. An Simeons linkem Daumen steckte ein Ring wie der, den ihr Vater trug.

»Los, Bertrand«, sagte Simeon jetzt. »Sie hat sich die Geschichte verdient. Schließlich hat sie einen weiten Ritt auf sich genommen, um sie zu hören!«

Alaïs spürte, wie ihr Vater neben ihr erstarrte. Sie schielte zu ihm hinüber. Sein Mund war eine dünne, gerade Linie.

Jetzt begreift er erst, was ich getan habe, und ist wütend.

»Du bist doch wohl nicht ohne Eskorte von Carcassona bis hierher geritten?«, fragte er. »So töricht kannst du doch nicht sein? So ein Risiko würdest du nicht eingehen?« »Ich ...«

»Antworte mir.«

»Ich hielt es für das Klügste ...«

»Das Klügste«, brauste er auf. »Das darf doch nicht ...«

Simeon lachte. »Noch immer der alte Hitzkopf, Bertrand.«

Alaïs unterdrückte ein Lächeln und legte eine Hand auf

den Arm ihres Vaters.

»*Paire*«, sagte sie sanft. »Ihr seht, ich bin in Sicherheit. Mir ist nichts geschehen.«

Er blickte nach unten auf ihre zerkratzten Hände. Rasch zog Alaïs ihren Mantel darüber. »So gut wie nichts. Bloß ein harmloser Kratzer.«

»Warst du bewaffnet?«

Sie nickte. »Natürlich.«

»Und wo ist dann ...«

»Ich hielt es für unklug, in dem Aufzug durch die Straßen von Besiers zu laufen.«

Alaïs blickte ihn mit Unschuldsmiene an.

»Soso«, knurrte er halblaut. »Und dir ist auch wirklich nichts Schlimmes widerfahren? Du bist unverletzt?«

Alaïs spürte ihre geprellte Schulter, aber sie blickte ihn ruhig an. »Ja«, log sie.

Er blickte finster drein, schien aber ein wenig besänftigt. »Woher wusstest du, dass wir hier sind?«

»Das habe ich von Amiel de Coursan erfahren, dem Sohn des *Seigneur*, der so großherzig war, mir Geleit zu geben.«

Simeon nickte. »Er wird hier in der Gegend hoch geachtet.« »Du hast großes Glück gehabt«, sagte Pelletier, der noch immer nicht gewillt war, die Sache auf sich beruhen zu lassen. »Großes Glück, obwohl du sehr, sehr töricht warst. Du hättest getötet werden können. Ich kann immer noch nicht fassen, dass du ...«

»Du wolltest ihr erzählen, wie wir uns kennen gelernt haben, Bertrand«, sagt Simeon leichthin. »Die Glocken läuten nicht mehr, also muss der Rat sich versammelt haben. Uns bleibt nicht viel Zeit.«

Einen Augenblick lang grollte ihr Vater weiter. Dann sanken seine Schultern herab, und Resignation breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Also gut, also gut. Da ihr beide es wollt.«

Alaïs wechselte mit Simeon einen Blick. »Er trägt den gleichen Ring wie Ihr, *Paire*.«

Pelletier lächelte. »Simeon wurde im Heiligen Land von Harif rekrutiert, genau wie ich, nur einige Zeit früher, sodass unsere Wege sich nicht kreuzten. Als die Bedrohung durch Saladin und seine Heerscharen größer wurde, schickte Harif Simeon zurück in seine Heimatstadt Chartres. Ich folgte wenige Monate später nach und nahm die drei Pergamente mit. Die Reise dauerte über ein Jahr, doch als ich endlich in Chartres ankam, wartete Simeon auf mich, genau wie Harif es versprochen hatte.« Er lächelte bei der Erinnerung daran. »Ach, wie habe ich nach dem hellen Licht von Jerusalem die Kälte und Nässe gehasst. Alles war so düster, so trostlos. Aber Simeon und ich verstanden uns auf Anhieb. Seine Aufgabe war es, die drei Pergamente in drei einzelne Bücher zu binden. Und während er daran arbeitete, lernte ich seine Bildung, seine Weisheit und seinen Humor über die Maßen schätzen.«

»Bertrand, du übertreibst«, murmelte Simeon, doch Alaïs sah ihm an, dass ihm die Komplimente sehr gefielen.

»Was hingegen Simeon an einem unkultivierten, ungebildeten Soldaten fand«, fuhr Pelletier fort, »musst du ihn schon selbst fragen. Dazu kann ich nichts sagen.«

»Du warst lern willig, mein Freund, und hattest ein offenes Ohr«, sagt Simeon leise. »Das hat dich von den meisten Menschen deines Glaubens unterschieden.«

»Ich wusste die ganze Zeit, dass die Bücher getrennt werden sollten«, nahm Pelletier den Faden wieder auf. »Sobald Simeon mit seiner Arbeit fertig war, erhielt ich Nachricht von Harif, dass ich in meine Geburtsstadt zurückkehren sollte, wo ich als *Intendant* des neuen Vicomte Trencavel gebraucht wurde. Wenn ich jetzt nach so vielen Jahren zurückschaue, ist mir unbegreiflich, wieso ich nie gefragt habe, was mit den anderen beiden Büchern geschehen sollte. Ich nahm an, dass Simeon eines behalten sollte, aber das wusste ich nicht mit Sicherheit. Und das andere? Danach habe ich nie gefragt. Heute beschämt mich meine mangelnde Wissbegier. Aber ich

nahm einfach nur das mir anvertraute Buch und reiste gen Süden.«

»Schäme dich nicht«, sagte Simeon sanft. »Du hast getan, worum du gebeten wurdest, in gutem Glauben und mit frohem Herzen.«

»Alaïs, bevor du mit deinem Erscheinen alle andere Gedanken aus meinem Kopf verdrängtest, sprachen wir über die Bücher.« Simeon räusperte sich. »Das Buch«, sagte er. »Ich habe nur eins.«

»Was?«, fragte Pelletier scharf. »Aber Harifs Brief ... Ich habe ihn so verstanden, dass beide noch in deinem Besitz sind. Oder dass du zumindest weißt, wo sie sich befinden.«

Simeon schüttelte den Kopf. »Früher, ja, doch das ist viele Jahre her. Das *Buch der Zahlen* ist hier. Was das andere betrifft, so habe ich eigentlich gehofft, dass du mir Neues darüber berichten könntest.«

»Wenn du es nicht hast, wer dann?«, fragte Pelletier eindringlich. »Ich hatte angenommen, dass du beide Bücher mitgenommen hast, als du Chartres verlassen hast.«

»Das trifft auch zu.«

»Aber ...«

Alaïs legte ihrem Vater eine Hand auf den Arm. »Lass Simeon erklären.«

Einen Moment lang schien es, als wollte Pelletier aus der Haut fahren, dann nickte er. »Also gut«, sagte er barsch. »Erzähl deine Geschichte.«

»Wie sehr sie dir ähnelt, mein Freund«, schmunzelte Simeon.

»Kurz nachdem du Chartres verlassen hattest, erhielt ich eine Nachricht vom *Navigataire*, dass ein Hüter kommen und das zweite Buch mitnehmen würde, das *Buch der Arzneien*, allerdings ohne einen Hinweis, wer diese Person sein würde. Ich hielt mich bereit, wartete unentwegt. Die Zeit verging, ich wurde älter, doch niemand kam. Dann, im Jahre eures Herrn 1194 - kurz bevor der entsetzliche

Brand die Kathedrale und einen Großteil der Stadt Chartres zerstörte -, kam tatsächlich ein Mann, ein Christ, ein Ritter namens Philippe de Saint-Maure.«

»Sein Name ist mir bekannt. Er war zur selben Zeit im Heiligen Land wie ich, doch wir sind uns nie begegnet.« Pelletier runzelte die Stirn. »Warum hatte er so lange gewartet?«

»Das, mein Freund, habe ich mich auch gefragt. Saint-Maure überreichte mir einen *merel*, in der angemessenen Weise. Er trug den Ring, den du und ich beide die Ehre haben zu tragen. Ich hatte keinerlei Grund, an ihm zu zweifeln ... und doch ...« Simeon zuckte die Achseln. »Irgendetwas stimmte nicht mit ihm. Seine Augen waren stechend, wie bei einem Fuchs. Ich vertraute ihm nicht. Er kam mir nicht vor wie die Sorte Mann, die Harif auserwählt hätte. Es war keine Ehre in ihm. Also beschloss ich, ihn auf die Probe zu stellen, trotz der Vertrauen erweckenden Zeichen, die er trug.«

Alaïs konnte sich nicht beherrschen und fragte: »Und wie?« »Alaïs«, ermahnte ihr Vater sie.

»Schon gut, Bertrand. Ich gab vor, nicht zu verstehen, was er wollte. Ich rang die Hände, demütig, unterwürfig, bat um Verzeihung und versicherte ihm, er müsse mich mit jemandem verwechseln. Er zog sein Schwert.«

»Was deinen Verdacht bestätigte, dass er nicht der war, der zu sein er vorgab.«

»Er drohte mir, beschimpfte mich, doch meine Diener kamen hinzu, und sie waren in der Überzahl, daher blieb ihm nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge zu gehen.« Simeon beugte sich vor und senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Sobald ich mich vergewissert hatte, dass er fort war, wickelte ich die beiden Bücher in ein Bündel alter Kleidung und suchte bei einer vertrauenswürdigen christlichen Familie in der Nähe Zuflucht. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich war mir einfach nicht sicher. War er ein Betrüger? Oder war er tatsächlich ein Hüter,

dessen Herz jedoch durch Gier und die Aussicht auf Macht und Reichtum verhärtet worden war? Hatte er uns verraten? War Ersteres der Fall, dann bestand noch immer die Möglichkeit, dass der wahre Hüter nach Chartres kommen und mich dort vergeblich suchen würde. War jedoch Letzteres der Fall, musste ich der Sache so gut ich konnte auf den Grund gehen. Bis heute weiß ich nicht, ob meine Entscheidung klug war.«

»Ihr habt getan, was Ihr für richtig hieltet«, sagte Alaïs, ohne auf den warnenden Blick ihres Vaters zu achten, der ihr sagte, sie solle still sein. »Mehr kann ein Mensch nicht tun.«

»Richtig oder falsch, Tatsache ist, ich hielt mich zwei weitere Tage lang versteckt. Dann wurde der verstümmelte Leichnam eines Mannes gefunden, der in der Eure trieb. Man hatte ihm die Augen ausgestochen und die Zunge herausgerissen. Es verbreitete sich das Gerücht, dass er ein Ritter im Dienste des ältesten Sohnes von Charles d'Evreux war, dessen Gebiet nicht weit von Chartres liegt.«

»Philippe de Saint-Maure.«

Simeon nickte. »Man beschuldigte die Juden des Mordes. Sogleich begannen Vergeltungsmaßnahmen. Es war ein Leichtes, mich zum Sündenbock zu machen. Es wurde gemunkelt, dass man mich ergreifen wollte. Es gab angeblich Zeugen, die Saint-Maure vor meiner Tür gesehen haben wollten, Zeugen, die beschwören würden, dass wir Streit hatten und es zu Tötlichkeiten gekommen war. Das nahm mir meine Entscheidung ab. Vielleicht war dieser Saint-Maure tatsächlich der, der er behauptet hatte zu sein. Vielleicht war er ein ehrbarer Mann, vielleicht auch nicht. Es war nicht mehr wichtig. Er war tot - ermordet, wie ich glaubte, wegen dem, was er über die Labyrinth-Trilogie herausgefunden hatte. Die Art seines Todes machte mir klar, dass noch andere beteiligt waren. Dass das Geheimnis des Grals tatsächlich verraten worden war.«

»Wie seid Ihr entkommen?«, fragte Alaïs.

»Meine Diener waren bereits geflohen und in Sicherheit, wie ich hoffte. Ich rasierte mir den Bart ab und versteckte mich bis zum nächsten Morgen. Sobald die Tore der Stadt geöffnet wurden, schlich ich als ältere Frau verkleidet hinaus. Esther begleitete mich.«

»Dann warst du also nicht da, als das Steinlabyrinth in der neuen Kathedrale gebaut wurde?«, sagte Pelletier. Verwundert sah Alaïs, dass er lächelte, wie über einen Scherz, den nur Eingeweihte verstehen. »Du hast es nicht gesehen.«

»Wovon redet Ihr?«, wollte sie wissen.

Simeon lachte leise und antwortete Pelletier. »Nein, aber ich habe gehört, dass es seinen Zweck gut erfüllt. Der Ring aus totem Stein lockt viele Menschen an. Sie schauen, sie suchen und begreifen nicht, dass unter ihren Füßen nur ein falsches Geheimnis ruht.«

»Was ist das für ein Labyrinth?«, hakte Alaïs nach.

Sie achteten noch immer nicht auf sie.

»Du hättest bei mir in Carcassona Zuflucht finden können. Ein Dach über dem Kopf, Schutz. Warum bist du nicht zu mir gekommen?«

»Glaub mir, Bertrand, ich hätte nichts lieber getan. Aber du vergisst, wie sehr sich der Norden vom Pays d'Oc unterschied, wo größere Toleranz herrscht. Ich konnte nicht ungehindert reisen, mein Freund. Damals hatten die Juden ein schweres Leben. Wir durften nicht gehen, wohin wir wollten, unsere Geschäfte wurden regelmäßig überfallen und geplündert.« Er atmete tief durch. »Außerdem hätte ich es mir nie verziehen, wenn ich sie - wer immer sie auch sein mochten — zu dir geführt hätte. Als ich an jenem Morgen aus Chartres floh, hatte ich kein bestimmtes Ziel. Ich hielt es für ratsam, einfach unterzutauchen, bis sich die Aufregung gelegt hätte. Doch dann kam das große Feuer, und alles andere rückte für mich in den Hintergrund.«

»Wie seid Ihr schließlich nach Besiers gekommen?«, fragte Alaïs, fest entschlossen, wieder am Gespräch teilzuhaben. »Hat Harif Euch hierher geschickt?«

Simeon schüttelte den Kopf. »Das war Zufall und Glück, Alaïs, nicht geplant. Zunächst begab ich mich in die Champagne, wo ich den Winter verbrachte. Im Frühjahr dann, sobald der Schnee geschmolzen war, brach ich in Richtung Süden auf. Ich hatte das Glück, mich einer Gruppe englischer Juden anschließen zu können, die vor der Verfolgung in ihrem eigenen Land flohen. Sie wollten nach Besiers, was mir nur recht war. Die Stadt war als tolerant bekannt - Juden konnten vertrauensvolle und wichtige Posten einnehmen, unser Wissen, unsere Fähigkeiten wurden geschätzt. Die Nähe zu Carcassona bedeutete, dass ich sogleich verfügbar wäre, falls Harif mich brauchte.« Er wandte sich an Pelletier. »Gott in seiner unerschöpflichen Klugheit weiß, wie schwer es für mich war, dich nur wenige Tagesritte entfernt zu wissen, doch Vorsicht und Vernunft ließen mir keine andere Wahl.«

Er setzte sich auf, und seine schwarzen Augen leuchteten. »Schon damals gab es Verse, Lieder, die an den Höfen im Norden gesungen wurden. In der Champagne sangen die Troubadoure und Minnesänger von einem magischen Kelch, einem Leben spendenden Elixier, und das kam der Wahrheit zu nahe, um es zu missachten.« Pelletier nickte. Auch er hatte solche Lieder gehört. »Nach gründlicher Abwägung hielt ich es daher für sicherer, mich fern zu halten. Ich hätte es mir wirklich nie verziehen, wenn ich sie bis zu deiner Tür geführt hätte, mein Freund.«

Pelletier stieß einen langen Seufzer aus. »Ich fürchte, Simeon, dass wir trotz all unserer Bemühungen verraten worden sind, obwohl ich keinen stichhaltigen Beweis dafür habe. Irgendwer hat von der Verbindung zwischen uns erfahren, davon bin ich überzeugt. Ob sie auch wissen, was für Bande uns einen, kann ich nicht sagen.«

»Ist irgendetwas geschehen, das dich zu dieser Meinung

gebracht hat?»

»Vor etwa einer Woche hat Alaïs die Leiche eines Mannes in der Aude gefunden, ein Jude. Man hatte ihm die Kehle durchschnitten und den linken Daumen abgetrennt. Aber er war nicht ausgeraubt worden. Ich kann nicht sagen warum, aber ich musste an dich denken. Ich dachte, dass der Mann mit dir verwechselt worden war.« Er zögerte. »Und davor hatte es noch andere Hinweise gegeben. Ich habe Alaïs ein wenig ins Vertrauen gezogen, für den Fall, dass mir etwas zustoßen würde und ich nicht mehr nach Carcassona zurückkehren könnte.«

Das ist der richtige Zeitpunkt, um ihm zu erzählen, warum du gekommen bist.

»Vater, seit Eurer ...«

Er hob eine Hand, um sich nicht schon wieder unterbrechen zu lassen. »Gibt es irgendwelche Anzeichen dafür, dass dein Aufenthaltsort entdeckt worden ist, Simeon? Entweder von den Leuten, die dich schon in Chartres gesucht haben, oder von anderen?« Simeon schüttelte den Kopf. »In letzter Zeit, nein. Es ist über fünfzehn Jahre her, seit ich in den Süden gekommen bin, und glaub mir, es ist in der ganzen Zeit nicht ein einziger Tag vergangen, an dem ich nicht damit gerechnet hätte, ein Messer an der Kehle zu spüren. Aber wenn du mich fragst, ob mir irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen ist, nein.«

Alaïs konnte nicht länger schweigen. »Vater, was ich zu sagen habe, betrifft diese Angelegenheit. Ich muss Euch erzählen, was geschehen ist, seit Ihr Carcassona verlassen habt. Bitte.«

Als Alaïs gesprochen hatte, war das Gesicht ihres Vaters dunkelrot angelaufen. Sie fürchtete, dass er die Beherrschung verlieren würde. Dann würde er sich weder von Alaïs noch von Simeon beruhigen lassen.

»Die Trilogie ist entdeckt worden«, tobte er. »Daran besteht kein Zweifel.«

»Ruhig, Bertrand«, sagte Simeon mit Nachdruck. »Dein Zorn trübt nur dein Urteilsvermögen.«

Alaïs sah zu den Fenstern hinüber, weil sie bemerkte, dass der Lärm auf den Straßen zunahm. Auch Pelletier hob nach kurzem Zögern den Kopf.

»Die Glocken haben längst aufgehört«, sagte er rasch. »Ich muss zurück in die Residenz des Suzeräns. Vicomte Trencavel erwartet mich.« Er stand auf. »Ich muss darüber nachdenken, was du mir erzählt hast, Alaïs, und überlegen, was zu tun ist. Jetzt jedoch müssen wir unseren Aufbruch planen.« Er wandte sich an seinen Freund. »Du wirst uns begleiten, Simeon.«

Während Pelletier sprach, hatte Simeon eine mit Schnitzereien verzierte Truhe geöffnet, die an der rückwärtigen Wand des Raumes stand. Alaïs trat näher. Der Deckel war mit dunkelrotem Samt ausgeschlagen, der in breite Falten gerafft war, wie die Vorhänge um ein Bett.

Simeon schüttelte den Kopf. »Ich werde nicht mit euch reiten. Ich gehe mit meinem Volk. Deshalb solltet ihr das hier sicherheitshalber mitnehmen.«

Alaïs sah, wie Simeon mit der Hand über den Boden der Truhe strich. Ein Klicken war zu hören, und dann öffnete sich eine kleine, versteckte Schublade. Als er sich wieder aufrichtete, sah Alaïs, dass er einen Gegenstand in der Hand hielt, der in einem Futteral aus Schafsleder steckte.

Die beiden Männer wechselten Blicke, dann nahm Pelletier das Buch aus Simeons ausgestreckter Hand und verbarg es unter seinem Mantel.

»In seinem Brief erwähnt Harif eine Schwester in Carcassona«, sagte Simeon.

Pelletier nickte. »Eine Freundin der *Noublesso*, so deute ich seine Worte. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er mehr damit meint.«

»Weißt du, Bertrand, das zweite Buch wurde von einer

Frau abgeholt«, sagt Simeon sanft. »Ich muss zugeben, damals vermutete ich wie du, dass sie nur eine Botin war, doch eingedenk des Briefes ...«

Pelletier tat die Andeutung mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. »Unter keinen Umständen würde Harif eine Frau zur Hüterin machen, das kann ich einfach nicht glauben. So ein Risiko würde er nicht eingehen.«

Fast hätte Alaïs etwas gesagt, doch sie biss sich auf die Zunge. Simeon zuckte die Achseln. »Wir sollten die Möglichkeit in Erwägung ziehen.«

»Gut, was für eine Frau war sie denn?«, fragte Pelletier ungeduldig. »Jemand, von dem man einigermaßen erwarten darf, dass er einen so kostbaren Gegenstand hüten und bewahren kann?«

Simeon schüttelte den Kopf. »Das war sie, ehrlich gesagt, nicht. Sie war weder von hoher Geburt, noch gehörte sie zu den niedrigsten Schichten. Sie war über das gebärfähige Alter hinaus, wenngleich sie ein Kind bei sich hatte. Sie wollte über Servian, ihren Heimatort, nach Carcassona reisen.«

Alaïs setzte sich kerzengerade auf.

»Das sind ziemlich spärliche Auskünfte«, sagte Bertrand tadelnd. »Hat sie dir nicht gesagt, wie sie heißt?«

»Nein, und ich habe auch nicht danach gefragt, da sie einen Brief von Harif bei sich hatte. Ich gab ihr Brot, Käse, Obst für die Reise mit, und sie ging wieder.«

Inzwischen waren sie bis zur Haustür gegangen.

»Ich lasse Euch nicht gern hier zurück«, sagte Alaïs, die plötzlich Angst um ihn hatte.

Simeon lächelte. »Sorgt Euch nicht um mich, Kind. Esther wird mir die Dinge einpacken, die ich mit nach Carcassona nehmen will. Ich werde namenlos in der Menge mitreisen. Das wird für uns alle sicherer sein.«

Pelletier nickte. »Das jüdische Viertel liegt direkt am Fluss, nördlich von Carcassona, nicht weit vom Vorort Sant-Vicens. Schicke uns Nachricht, wenn du

angekommen bist.«

»Das werde ich.«

Die beiden Männer umarmten einander, dann trat Pelletier hinaus auf die jetzt von Menschen wimmelnde Straße. Alaïs wollte ihm folgen, doch Simeon hielt sie am Arm fest.

»Ihr habt großen Mut bewiesen, Alaïs. Ihr seid Eurem Vater treu ergeben. Und der *Noublesso* auch. Doch habt ein Auge auf ihn. Sein Temperament kann ihn in die Irre leiten, und es liegen schwere Zeiten, schwere Entscheidungen vor uns.«

Alaïs warf einen Blick über die Schulter und senkte die Stimme, damit ihr Vater sie nicht hören konnte. »Worum handelte es sich bei dem zweiten Buch, das diese Frau nach Carcassona mitgenommen hat? Das Buch, das noch nicht wiedergefunden wurde?«

»Es war das *Buch der Arzneien*«, antwortete er. »Eine Auflistung von Kräutern und Pflanzen. Eurem Vater wurde das *Buch der Wörter* anvertraut und mir das *Buch der Zahlen*.« *Jedem gemäß seinen Fähigkeiten.*

»Ich denke, das verrät Euch, was Ihr wissen wolltet?«, sagte Simeon und sah sie vielsagend unter seinen buschigen Augenbrauen hinweg an. »Oder bestätigt vielleicht eine Vermutung?« Sie lächelte. »*Benleu*.« Vielleicht.

Alaïs gab ihm einen Kuss und lief dann ihrem Vater nach. *Wegzehrung für die Reise. Und vielleicht auch ein poliertes Holzbrett.*

Alaïs beschloss, den Gedanken vorläufig für sich zu behalten, bis sie ihrer Sache sicher war, obwohl sie nun schon zu wissen glaubte, wo das Buch zu finden war. All die zahllosen Verbindungsfäden, die ihrer aller Leben durchzogen wie ein Spinnennetz, waren ihr plötzlich klar. All die winzigen Hinweise und Anhaltspunkte, die man übersah, weil man nicht darauf achtete.

Kapitel 29

Als sie durch die Stadt zurückhasteten, war nicht zu übersehen, dass ein Exodus begonnen hatte.

Juden und Sarazenen strebten zum Haupttor, manche zu Fuß, manche mit Karren, auf denen sich ihre Habe türmte, Bücher, Karten, Möbel. Geldverleiher führten gesattelte Pferde, die Körbe, Truhen, Waagen und Pergamentrollen trugen. Alaïs bemerkte auch ein paar christliche Familien in der Menschenmenge.

Der Palasthof des Suzeräns leuchtete weiß in der Morgensonne. Als sie durch das Tor kamen, sah Alaïs an der Miene ihres Vaters, wie erleichtert er war, dass die Versammlung des Rates noch nicht zu Ende war.

»Weiß sonst noch jemand, dass du hier bist?«

Alaïs blieb vor Schreck wie angewurzelt stehen, denn erst jetzt merkte sie, dass sie noch gar nicht an Guilhem gedacht hatte. »Nein. Ich habe mich gleich auf den Weg zu Euch gemacht.« Der freudige Ausdruck, der kurz über das Gesicht ihres Vaters huschte, ärgerte sie.

Er nickte. »Warte hier. Ich werde Vicomte Trencavel von deiner Anwesenheit unterrichten und seine Erlaubnis erbitten, dass du mit uns reiten darfst. Auch dein Gemahl sollte es erfahren.« Alaïs sah ihm nach, bis er in der Dunkelheit des Hauses verschwand. Dann wandte sie sich um und ließ den Blick über den Hof schweifen. Tiere dösten, ungerührt von den Problemen der Menschen, ausgestreckt im Schatten, ihr Fell flach gegen die kühlen, hellen Mauern gedrückt. Trotz ihrer Erlebnisse und trotz der Geschichten, die Amiel de Coursan ihr erzählt hatte, fiel es ihr hier an diesem ruhigen, friedlichen Ort schwer zu glauben, dass die Gefahr so bedrohlich nahe war, wie alle sagten. Hinter ihr wurden die Türen aufgestoßen, und eine Schar von Männern kam die Stufen herabgeeilt und strömte über den Hof. Alaïs drückte sich gegen eine Säule, um nicht mitgerissen zu werden.

Plötzlich erschallten überall auf dem Hof Rufe und Kommandos, Befehle, die kaum erteilt sogleich befolgt wurden, und *écuyers* holten im Laufschrift die Pferde ihrer Herren. Im Nu verwandelte sich der Palast vom Verwaltungssitz in das Herz einer Garnison.

In dem Tohuwabohu hörte Alaïs jemanden ihren Namen rufen. Guilhem. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie drehte sich um und reckte den Hals, um zu sehen, wo seine Stimme herkam.

»Alaïs«, rief er ungläubig. »Wieso? Was macht Ihr hier?«

Jetzt sah sie ihn. Er kam durch die Menge auf sie zu, bahnte sich einen Weg, bis er sie in die Arme schloss, hochhob und so fest drückte, dass sie dachte, er würde ihr das letzte bisschen Atemluft aus dem Körper pressen. Ihn zu sehen, seinen Duft zu riechen, verdrängte für einen Augenblick jeden anderen Gedanken aus ihrem Kopf. Alles war vergeben und vergessen. Es machte sie fast ein wenig verlegen, dass er sich offenbar so maßlos freute, sie zu sehen. Alaïs schloss die Augen und stellte sich vor, sie beide wären allein, wie von Zauberhand wieder im Château Comtal, und alle Kümmernisse der letzten Tage wären nur noch ein fast vergessener böser Traum.

»Ihr habt mir so gefehlt«, sagt Guilhem und küsste ihren Hals, ihre Schulter, ihre Hände. Alaïs fuhr zusammen.

»*Mon cör*, was habt Ihr?«

»Nichts«, versicherte sie rasch.

Guilhem hob ihren Mantel ein wenig an und sah die dunkellila verfärbte Prellung an ihrer Schulter. »Nichts, beim Sant Foy. Wie um alles in der Welt ist das ... «

»Ich bin gestürzt«, sagte sie. »Und die Schulter hat das meiste abbekommen. Es sieht schlimmer aus, als es ist. Bitte, macht Euch keine Sorgen.«

Guilhem blickte unsicher, hin- und hergerissen zwischen Sorge und Skepsis. »Verbringt Ihr so Eure Stunden, wenn ich fort bin«, sagte er, jetzt mit Argwohn in den Augen. Er machte einen Schritt zurück. »Warum seid

Ihr hier, Alaïs?»

Sie zögerte. »Um meinem Vater eine Nachricht zu bringen.« Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, erkannte Alaïs, dass sie das Falsche gesagt hatte. Sofort schlug ihre Freude in Furcht um. Seine Miene verfinsterte sich.

»Was für eine Nachricht?«

Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Was mochte ihr Vater gesagt haben? Was für einen Vorwand konnte sie angeben?

»Ich ...«

»Was für eine Nachricht, Alaïs?«

Sie stockte. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als dass sie beide unbeschwert miteinander umgingen, doch sie hatte ihrem Vater ein Versprechen gegeben.

»*Messire*, verzeiht mir, doch das kann ich nicht sagen. Die Nachricht war nur für seine Ohren bestimmt.«

»Könnt Ihr nicht oder wollt Ihr nicht?«

»Ich kann nicht, Guilhem«, sagte sie traurig. »Ich wünschte, es wäre anders.«

»Hat er Euch kommen lassen?«, fragte er erbost. »Hat er Euch kommen lassen, ohne mich um Erlaubnis zu fragen?«

»Nein, niemand hat mich kommen lassen!«, rief sie aus. »Ich bin aus eigenem Antrieb gekommen.«

»Und doch wollt Ihr mir nicht sagen, warum.«

»Ich flehe Euch an, Guilhem. Verlangt nicht von mir, dass ich das meinem Vater gegebene Wort breche. Bitte. Versucht mich zu verstehen.«

Er packte ihre beiden Arme und schüttelte sie. »Ihr wollt es mir nicht sagen? Nein?« Er stieß ein jähes, bitteres Lachen aus. »Und ich dachte wirklich, ich käme für Euch an erster Stelle. Was war ich doch für ein Narr!«

Alaïs wollte ihn festhalten, doch er stürmte bereits durch die Menge davon. »Guilhem! Wartet.«

»Was ist los?«

Sie fuhr herum und sah ihren Vater hinter sich stehen.

»Mein Gemahl ist gekränkt, weil ich nicht bereit war, mich ihm anzuvertrauen.«

»Hast du ihm gesagt, dass ich dir verboten habe, mit ihm darüber zu sprechen?«

»Ich habe es versucht, doch er wollte mir nicht zuhören.« Pelletiers Miene verfinsterte sich. »Er hat kein Recht, von dir zu verlangen, dass du dein Wort brichst.«

Alaïs spürte Zorn in sich aufsteigen und widersprach ihm.

»Mit Verlaub, *Paire*, er hat alles Recht der Welt. Er ist mein Gemahl. Er verdient meine Ergebenheit und meine Treue.«

»Du bist nicht untreu«, sagte Pelletier ungehalten. »Sein Zorn wird vergehen. Das hier ist nicht der rechte Ort und nicht der rechte Zeitpunkt.«

»Er ist sehr empfindsam. Kränkungen treffen ihn tief.«

»Wie uns alle«, entgegnete er. »Jeder von uns ist empfindsam. Aber wir anderen lassen unseren Verstand nicht von unseren Gefühlen beherrschen. Komm, Alaïs. Denk nicht mehr dran. Guilhem ist hier, um seinem *Seigneur* zu dienen, nicht, um mit seiner Frau zu streiten. Ich bin sicher, wenn wir in Carcassona sind, wird sich alles bald wieder zwischen euch einrenken.« Er küsste sie aufs Haar. »Sei unbesorgt. Und jetzt hole Tatou. Du musst dich zum Aufbruch bereitmachen.«

Langsam wandte sie sich um und folgte ihm zu den Ställen. »*Paire*, spricht mit Oriane, fragt sie, was sie mit der ganzen Sache zu tun hat. Ich bin sicher, dass sie irgendetwas darüber weiß, was mir zugestoßen ist.«

Pelletier winkte ab. »Und ich bin sicher, dass du deine Schwester falsch einschätzt. Zwischen euch herrscht schon zu lange Zwietracht, und ich habe mich nicht darum gekümmert, weil ich glaubte, ihr würdet euch schon wieder vertragen.«

»Verzeiht mir, *Faire*, aber ich glaube, Ihr seht ihren

wahren Charakter nicht.«

Pelletier überhörte ihren Einwand. »Du neigst dazu, Oriane zu hart zu beurteilen, Alaïs. Bestimmt hat sie nur aus den besten Motiven deine Pflege übernommen. Hast du sie darauf angesprochen?« Alaïs wurde rot. »Eben. Ich sehe dir an, dass du das nicht getan hast.« Er hielt inne. »Sie ist deine Schwester, Alaïs. Sie hat Besseres von dir verdient.«

Die Ungerechtigkeit des Tadels ließ erneut den Zorn aufflammen, der in ihrer Brust glimmte.

»Nicht ich bin es, die ...«

»*Falls* sich die Gelegenheit bietet, werde ich mit Oriane sprechen«, sagte er mit Nachdruck und machte damit klar, dass das Thema beendet war.

Alaïs tobte innerlich, hielt aber ihre Zunge im Zaum. Sie wusste, dass sie die Lieblingstochter ihres Vaters war, und daher verstand sie, dass seine mangelnde Zuneigung zu Oriane an seinem Gewissen nagte und ihn blind für deren Fehler machte. Von Alaïs hatte er schon immer mehr erwartet.

Enttäuscht schritt Alaïs neben ihm her. »Werdet Ihr versuchen, die Männer zu finden, die den *merel* genommen haben? Habt Ihr ...«

»Genug, Alaïs. Bis zu unserer Rückkehr nach Carcassona können wir nichts unternehmen. Möge Gott uns sicher und schnell nach Hause geleiten.« Pelletier blieb stehen und sah sich um. »Und bete, dass Besiers die Kraft hat, sie hier aufzuhalten.«

Kapitel 30

Carcassonne

Dienstag, 5. Juli 2005

Alice spürte, wie sich ihre Stimmung hob, als sie im Wagen saß und Toulouse hinter sich ließ.

Die Autobahn führte mitten durch eine fruchtbare grüne und braune Ackerlandschaft. Hier und da sah sie Felder mit Sonnenblumen, die Köpfe von der späten Nachmittagssonne weggedreht. Die meiste Zeit verliefen die Gleise des Hochgeschwindigkeitszuges parallel zur Straße. Nach den Bergen und welligen Tälern der Ariege, die ihr erster Eindruck von diesem Teil Frankreichs gewesen waren, kam ihr diese Landschaft irgendwie zahmer vor.

Auf den Hügeln sah sie kleine Dörfer liegen. Einzelne Häuser mit geschlossenen Fensterläden und einem *clochemur*, dessen Glocken sich vor dem rosa dämmrigen Himmel abhoben. Sie las die Namen der Orte, an denen sie vorbeikam - Avignonet, Castelmaudary, Saint-Papoul, Bram - und ließ sich die Worte wie Wein über die Zunge rollen. Vor ihrem geistigen Auge verhielt sich jeder einzelne von ihnen Straßen mit Kopfsteinpflaster und helle Steinmauern, die vergessene Geschichte in sich bargen.

Sie kam ins Departement Aude. Ein braunes Schild verkündete: *Vous etes en Pays Cathare*. Sie lächelte. Katharerland. Ihr war rasch klar geworden, dass sich diese Gegend ebenso sehr über ihre Vergangenheit definierte wie über ihre Gegenwart. Nicht nur Foix, sondern auch Toulouse, Beziers und Carcassonne selbst, all die großen Städte hier im Südwesten lebten noch immer im Schatten der Ereignisse, die sich vor fast achthundert Jahren zugetragen hatten. Bücher, Souvenirs, Ansichtskarten, Videos, eine ganze Touristenindustrie lebte davon. Wie die Abendschatten, die sich immer weiter nach Westen streckten, so schienen auch diese Schilder sie nach

Carcassonne zu ziehen.

Um neun Uhr hatte Alice die Mautstelle passiert und folgte den Schildern Richtung Stadtzentrum. Sie war nervös und aufgeregt, fühlte sich seltsam beklommen, als sie durch die grauen Gewerbegebiete und Einkaufsparks am Stadtrand fuhr. Sie war ganz nah dran, das spürte sie jetzt.

Wenn die Ampeln auf Grün sprangen, schwamm Alice mit dem Verkehrsstrom mit, fuhr über Kreisverkehre und Brücken und war dann plötzlich wieder in der freien Natur. Entlang der Straße wuchsen dürre Sträucher, wilde Gräser und vom Wind gebeugte knorrige Bäume.

Alice erreichte einen Hügelkamm, und da war sie.

Die mittelalterliche Cité beherrschte die Landschaft. Sie war wesentlich imposanter, als Alice gedacht hatte, wuchtiger und vollkommener. Aus dieser Entfernung und mit den dunkelroten Bergen, die sich weit dahinter als deutliches Relief erhoben, sah die Cité aus wie ein verzaubertes Königreich, das im Himmel schwebte.

Alice verliebte sich auf den ersten Blick.

Sie hielt am Straßenrand und stieg aus. Es gab zwei Festungswälle, einen inneren und äußeren Ring. Sie konnte die Kathedrale und die Burg erkennen. Ein rechteckiger, symmetrischer Turm, sehr schlank, sehr hoch, überragte alles andere.

Die Cité lag oben auf einem grasbewachsenen Berg. Die Hänge führten zu Straßen hinunter, die von rot gedeckten Häusern gesäumt wurden. In der Ebene am Fuße des Berges sah Alice Weinfelder, Feigen- und Olivenbäume, lange Reihen mit schweren, reifen Tomaten.

Sie hatte keine Lust, näher heranzufahren und dadurch den Bann vielleicht zu brechen, deshalb schaute Alice zu, wie die Sonne unterging und allem die Farbe nahm. Sie fröstelte, die Abendluft auf ihren nackten Armen war kühl.

Die Erinnerung lieferte ihr die Worte, die sie brauchte.
Am Ausgangspunkt anzukommen und den Ort zum ersten

Mal zu erkennen.

Zum ersten Mal verstand Alice ganz genau, was T. S. Eliot damit gemeint hatte.

Kapitel 31

Carcassonne

Paul Authiés Kanzlei befand sich im Herzen der Ville Basse, der Unterstadt von Carcassonne.

Seit zwei Jahren florierten seine Geschäfte außerordentlich gut, und seine Adresse spiegelte den Erfolg wider. Ein Gebäude aus Glas und Stahl von einem namhaften Architekten, ein eleganter, von Mauern umgebener Innenhof, ein Atrium-Garten, der die Büros und Flure voneinander trennte. Alles war dezent und stilvoll zugleich.

Authié war in seinem Büro in der vierten Etage. Das riesige Fenster ging nach Westen und bot einen Blick auf die Kathedrale Saint-Michel und die Kasernen des Fallschirmspringerregiments. Der Raum war so wie sein Besitzer, ordentlich, mit einem genau kontrollierten Anflug von Reichtum und konventionellem, gutem Geschmack.

Die gesamte Außenwand des Büros bestand praktisch aus Glas. Um diese Tageszeit waren die Jalousien zum Schutz gegen die späte Nachmittagssonne heruntergelassen. An den anderen drei Wänden hingen gerahmte Fotos, Zeugnisse und Urkunden sowie einige alte Landkarten, Originale, keine Reproduktionen. Manche stellten die Routen der Kreuzfahrer dar, andere zeigten die Verschiebung der historischen Grenzen des Languedoc. Das Papier war vergilbt, und die rote und grüne Tinte war stellenweise verblasst, was für eine unregelmäßige, fleckige Farbverteilung sorgte.

Ein langer und breiter Schreibtisch, extra für den Raum entworfen, stand vor dem Fenster. Er war fast leer, bis auf die große, in Leder gefasste Schreibtischunterlage und einige wenige Fotos, darunter eine Studioaufnahme von seiner Exfrau mit den beiden Kindern. Dieser Nachweis für Stabilität und einen soliden Lebenswandel als Familienvater wirkte sich auf Mandanten beruhigend aus,

weshalb er ihn auch nicht entfernte.

Es gab noch drei weitere Fotos: Das erste war ein gestelltes Porträt von ihm selbst mit einundzwanzig, kurz nach seinem Abschluss an der Ecole Nationale d'Administration in Paris, wie er gerade Jean-Marie Le Pen, dem Kopf der *Front National*, die Hand schüttelt. Das zweite war in Santiago di Compostela aufgenommen worden. Das dritte, im letzten Jahr entstanden, zeigte ihn mit dem Abt von Citeaux und anderen auf einem Empfang anlässlich von Authiés jüngster und großzügigster Spende an die Gesellschaft Jesu.

Jedes Foto erinnerte ihn daran, wie weit er es gebracht hatte. Die Sprechanlage auf seinem Schreibtisch summt. »Oni?« Seine Sekretärin teilte ihm mit, dass sein Besuch eingetroffen sei. »Die beiden sollen hochkommen.«

Javier Domingo und Cyrille Braissart waren Expolizisten. Braissart war 1999 wegen unangemessener Brutalität bei der Vernehmung eines Verdächtigen entlassen worden, Domingo ein Jahr darauf, weil man ihm die Anwendung von Einschüchterungsmethoden und Bestechlichkeit nachweisen konnte. Die Tatsache, dass keiner von beiden ins Gefängnis musste, verdankten sie Authiés anwaltlichem Können. Seitdem arbeiteten sie für ihn. »Und?«, sagte er, als sie eintraten. »Wenn ihr eine Erklärung habt, dann wäre jetzt der Moment gekommen, damit rauszurücken.« Sie schlossen die Tür und blieben schweigend vor seinem Schreibtisch stehen. »Nein? Nichts zu sagen?« Er stieß mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Luft. »Dann rate ich euch dringend zu beten, dass Biau nicht aufwacht und sich erinnert, wer den Wagen gefahren hat.«

»Das wird er nicht, Sir.«

»Sind Sie jetzt auf einmal Arzt, Braissart?«

»Sein Zustand hat sich im Laufe des Tages verschlechtert.« Authié wandte den beiden den Rücken zu, stemmte die Hände in die Taille und starrte aus dem

Fenster auf die Kathedrale.

»Also, was habt ihr für mich?«

»Biau hat ihr einen Zettel zugesteckt«, sagte Domingo.

»Der verschwunden ist«, sagte Authié sarkastisch, »zusammen mit der Frau. Warum sind Sie hier, Domingo, wenn Sie doch nichts Neues zu sagen haben? Warum stehlen Sie mir meine Zeit?«

Domingo lief dunkelrot an. »Wir wissen, wo sie ist. Santini hat sie heute in Toulouse aufgespürt.«

»Und?«

»Sie hat Toulouse vor etwa einer Stunde verlassen«, sagte Braissart. »Den Nachmittag hat sie in der Bibliotheque Nationale verbracht. Santini hat uns eine Liste mit den Webseiten durchgefaxyt, die sie aufgerufen hat.«

»Wird der Wagen verfolgt? Oder ist das zu viel verlangt?«
»Wird er. Sie ist auf dem Weg nach Carcassonne.«

Authié setzte sich in seinen Sessel und starrte die beiden über den riesigen Schreibtisch hinweg an. »Dann werdet ihr sie also in ihrem Hotel erwarten, oder nicht, Domingo?«

»Doch, Sir. In welchem Ho...«

»Le Montmorency«, zischte er. Er legte die Fingerspitzen aneinander. »Sie darf auf keinen Fall merken, dass wir sie beobachten. Durchsucht ihr Zimmer, das Auto, alles, aber unauffällig.« »Suchen wir denn noch irgendwas anderes außer dem Ring und dem Zettel, Sir?«

»Ein Buch«, sagte er. »Etwa so hoch. Holzdeckel mit Ledereinband. Es ist sehr kostbar und sehr empfindlich.« Er griff in eine Aktenmappe auf seinem Schreibtisch und warf ein Foto auf den Tisch. »So ähnlich wie das da.« Er ließ Domingo ein paar Sekunden Zeit, das Foto zu studieren, dann nahm er es wieder an sich. »Also, wenn das alles ist ...«

»Wir haben das hier von einer Pflegerin im Krankenhaus bekommen«, sagt Braissart eilig und hielt ihm ein Stück

Papier hin. »Biau hatte es in der Tasche.«

Authié nahm es. Es war eine Quittung für ein Päckchen, das am späten Montagabend als Einschreiben auf der Hauptpost in Foix mit einer Adresse in Carcassonne aufgegeben worden war. »Wer ist Jeanne Giraud?«, fragte Authié.

»Biaus Großmutter, mütterlicherseits.«

»Was sagt man dazu?«, murmelte er nachdenklich. Er beugte sich vor und drückte den Knopf der Sprechanlage auf seinem Schreibtisch. »Aurelie, ich brauche Informationen über eine gewisse Jeanne Giraud. G-i-r-a-u-d. Wohnhaft Rue de la Gaffe. Schnellstmöglich.« Authié lehnte sich wieder zurück. »Weiß sie, was ihrem Enkel passiert ist?«

Braissarts Schweigen war Antwort genug. »Findet das raus«, sagte er schneidend. »Das heißt, während Domingo Dr. Tanner einen Besuch abstattet, gehen Sie, Braissart, zum Haus von Madame Giraud und schauen sich dort um - wohlgemerkt, unauffällig. Ich erwarte Sie auf dem Parkplatz gegenüber der Porte Narbonnaise in« - er sah auf die Uhr - »dreißig Minuten.«

Die Sprechanlage summt erneut.

»Worauf wartet ihr noch?«, sagte er und entließ sie mit einem Winken. Erst als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, meldete er sich.

»Ja, Aurelie?«

Während er zuhörte, glitt seine Hand zu dem goldenen Kruzifix, das er um den Hals trug.

»Hat sie gesagt, warum sie den Termin eine Stunde vorverlegen will? Natürlich kommt mir das ungelegen«, unterbrach er die Entschuldigungen der Sekretärin. Er zog sein Handy aus der Jacketttasche. Keine SMS. In der Vergangenheit hatte sie sich immer direkt bei ihm gemeldet.

»Ich muss jetzt los, Aurelie«, sagte er. »Die Informationen über Giraud können Sie auf dem Nachhauseweg in meiner

Wohnung abgeben. Vor acht Uhr.«

Dann zog Authié sein Jackett von der Rückenlehne, nahm ein Paar Handschuhe aus der Schublade und verließ das Büro.

Audric Baillard saß an einem kleinen Schreibtisch im vorderen Schlafzimmer in Jeanne Girauds Haus. Die Fensterläden waren halb geschlossen und filterten die Nachmittagssonne, die den Raum nur schwach erhellte. Hinter ihm stand ein schmales altmodisches Bett mit beschnitzten Kopf- und Fußbrettern, das frisch mit weißer Baumwollwäsche bezogen war.

Jeanne hatte ihm diesen Raum schon vor vielen Jahren überlassen, und er konnte ihn benutzen, wann immer er wollte. Sie hatte alle seine Publikationen auf einem Regal über dem Bett aufgereiht, eine Geste, die ihn tief gerührt hatte.

Baillard besaß nur wenige Habseligkeiten. In diesem Raum bewahrte er nur Kleidung zum Wechseln und Schreibmaterial auf. Zu Beginn ihrer langjährigen Zusammenarbeit hatte Jeanne ihn wegen seiner Vorliebe für Füllfederhalter und Tinte geneckt, und wegen des Papiers, das so dick und schwer war wie Pergament. Er hatte nur gelächelt und gesagt, er sei zu alt, um noch lieb gewonnene Angewohnheiten zu ändern.

Jetzt, so staunte er, jetzt war eine Veränderung unausweichlich. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, dachte an Jeanne und daran, wie wichtig ihm ihre Freundschaft war. In jeder Phase seines Lebens hatte er gute Männer und Frauen gefunden, die ihm halfen, doch Jeanne war etwas Besonderes. Über Jeanne hatte er Grace Tanner gefunden, und das, obwohl die beiden Frauen einander nie begegnet waren.

Der Klang von klappernden Töpfen in der Küche riss ihn wieder zurück in die Gegenwart. Baillard nahm seinen Stift und spürte, wie die Jahre von ihm abfielen, ein plötzliches Verschwinden von Alter und Erfahrung. Er fühlte sich

wieder jung.

Mit einem Mal fielen ihm die Worte nur so zu, und er begann zu schreiben. Der Brief war kurz und sachlich. Als er fertig war, drückte Audric Baillard Löschpapier auf die glänzende Tinte und faltete dann das Blatt zweimal ordentlich, um es in einen Umschlag zu stecken. Sobald er ihre Adresse hatte, konnte der Brief abgeschickt werden.

Dann lag es in ihren Händen. Nur sie konnte die Entscheidung treffen. *»Si es atal es atal.«* Es kommt so, wie es kommen wird.

Das Telefon klingelte. Baillard öffnete die Augen. Er hörte, wie Jeanne sich meldete, dann einen lauten Aufschrei. Zuerst dachte er, der Schrei käme von draußen auf der Straße. Doch dann hörte er, wie der Hörer auf den gefliesten Boden fiel.

Er merkte, dass er automatisch aufgestanden war, spürte eine Veränderung in der Atmosphäre. Er wandte sich um, als er Jeannes Schritte die Treppe heraufkommen hörte.

»Qu'es?«, fragte er sofort. Was ist los? *»Jeanne«*, sagte er drängender. *»Was ist passiert? Wer hat da eben angerufen?«*

Sie sah ihn ausdruckslos an. *»Es geht um Yves. Er hatte einen Unfall.«*

Audrics Augen weiteten sich entsetzt. *»Quora?«* Wann? *»Gestern Abend. Unfall mit Fahrerflucht. Sie haben eben erst Claudette erreicht. Sie war das am Telefon.«*

»Ist er schwer verletzt?«

Jeanne schien ihn gar nicht zu hören. *»Sie schicken jemanden, der mich zum Krankenhaus in Foix bringt.«*

»Wen? Hat Claudette das organisiert?«

Jeanne schüttelte den Kopf. *»Die Polizei.«*

»Möchtest du, dass ich mitkomme?«

»Ja«, sagte sie nach kurzem Zögern, dann ging sie wie

eine Schlafwandlerin aus dem Zimmer und über den Flur. Einen Moment später hörte Baillard die Tür von ihrem Zimmer zufallen. Ohnmächtig, entsetzt über die Nachricht, sah er sich im Zimmer um. Er wusste, dass der Zeitpunkt kein Zufall war. Seine Augen verweilten auf dem Brief, den er geschrieben hatte. Er machte einen Schritt darauf zu, wollte einen Moment lang den Ablauf der Ereignisse aufhalten, solange noch Zeit war.

Doch dann ließ Baillard seine Hand sinken. Wenn er den Brief verbrannte, wäre alles vergeblich gewesen, wofür er gekämpft hatte, alles, was er durchlitten hatte.

Er musste den Weg zu Ende gehen.

Baillard fiel auf die Knie und fing an zu beten. Die alten Worte waren zunächst ungewohnt für seine Zunge, doch schon bald strömten sie leicht dahin, verbanden ihn mit all jenen, die diese Worte vor ihm gesprochen hatten.

Eine Autohupe gellte draußen auf der Straße und riss ihn wieder in die Gegenwart zurück. Er fühlte sich steif und müde, als er mühsam wieder aufstand. Er schob den Brief in die Brusttasche seines Hemdes, nahm sein Jackett vom Türhaken und ging dann zu Jeanne, um ihr zu sagen, dass der Wagen wartete.

Authié stellte seinen Wagen auf einem der großen und anonymen öffentlichen Parkplätze gegenüber der Porte Narbonnaise ab. Scharen von Ausländern, mit Reiseführern und Kameras bewaffnet, waren überall unterwegs. Er verachtete das alles, die Ausbeutung der Geschichte und die gedankenlose Kommerzialisierung seiner Vergangenheit zum Vergnügen von Japanern, Amerikanern, Engländern. Er verabscheute die restaurierten Mauern und die unechten, grau geschieferten Türme, die Geschenkverpackung einer erfundenen Vergangenheit für die Dummen und Ungläubigen.

Braissart wartete bereits wie vereinbart und erstattete

ihm rasch Bericht. Das Haus war leer, und von hinten durch den Garten konnte man leicht ungesehen eindringen. Nachbarn hatten erzählt, dass Madame Giraud vor rund fünfzehn Minuten von einem Streifenwagen abgeholt worden war. Ein älterer Mann hatte sie begleitet.

»Wer?«

»Er ist schon öfter bei ihr gesehen worden, aber keiner wusste, wie er heißt.«

Nachdem er Braissart weggeschickt hatte, ging Authié den Berg hinab. Das Haus stand fast am Ende der Straße auf der linken Seite. Die Tür war abgeschlossen und die Fensterläden zugeklappt, aber irgendwie spürte man, dass es erst kürzlich verlassen worden war.

Er ging ein Stück weiter, bog dann links in die Rue Barbarcane und folgte ihr bis zur Place Saint-Gimer. Einige wenige Anwohner saßen vor ihren Häusern und blickten auf die auf dem Platz stehenden Autos. Ein paar Jungen mit nackten, sonnengebräunten Oberkörpern lümmelten sich auf ihren Fahrrädern vor der Treppe zur Kirche. Authié achtete nicht auf sie. Er ging zügig die geteerte Zufahrtsstraße entlang, die hinter den ersten Häusern und Gärten der Rue de la Gaffe verlief. Dann stieg er rechts einen schmalen Trampelpfad hoch, der sich unterhalb der Cite-Mauern am grasbewachsenen Hang entlangschlängelte.

Kurz darauf stand Authié vor dem Grundstück von Jeanne Giraud. Die Mauern waren in demselben Pudergelb gestrichen wie die Vorderseite. Ein kleines, unverschlossenes Holztor führte in einen gepflasterten Hinterhof. Üppige Feigen, beinahe schwarz vor Reife, hingen an einem ausladenden Baum, der den größten Teil der Terrasse vor den Augen der Nachbarn schützte. Die Terrakottafliesen hatten lila Flecken, wo die überreifen Früchte herabgefallen und zerplatzt waren.

Unter einer mit Wein bewachsenen Holzpergola war eine doppelte Terrassentür eingepasst. Authié spähte hindurch

und sah, dass der Schlüssel von innen steckte, aber die Tür war nicht nur abgeschlossen, sondern auch oben und unten zusätzlich verriegelt. Da er keine Spuren hinterlassen wollte, sah er sich nach einer anderen Einstiegsmöglichkeit um.

Neben der Terrassentür befand sich ein kleines, zweigeteiltes Küchenfenster, das oben auf Kipp stand. Authié zog die Latexhandschuhe an, schob den Arm durch den Fensterspalt und nestelte so lange an dem altmodischen Mechanismus herum, bis er die Arretierung gelöst hatte. Die Angeln waren eingerostet und quietschten, als er das Fensterchen aufschob, um nach unten zu fassen und den Hebel des unteren Fensters hochzuziehen.

Der Geruch von Oliven und Sauerbrot empfing ihn, als er in die kühle Vorratskammer kletterte. Über dem Käsebrett war eine Schutzhaube aus Drahtgeflecht. Die Regale enthielten Flaschen, Eingemachtes, Marmeladen und Senf. Auf dem Tisch in der angrenzenden Küche lag ein hölzernes Hackbrett mit einem weißen Geschirrtuch, das über ein paar alte Baguette-Krümel gebreitet war. Im Spülbecken stand ein Durchschlag mit fast überreifen Aprikosen, die darauf warteten, gewaschen zu werden, und auf dem Abtropfgitter zwei umgedrehte Gläser. Authié ging weiter ins Wohnzimmer. In der Ecke stand ein Schreibtisch mit einer altmodischen elektrischen Schreibmaschine darauf. Er drückte den Ein-Aus-Schalter, und das Gerät erwachte summend zum Leben. Er spannte ein Blatt Papier ein und tippte ein paar Buchstaben, die in tiefschwarzen Reihen auf dem Blatt erschienen.

Er schob die Maschine zur Seite und ging die Ablagefächer dahinter durch. Jeanne Giraud war eine ordentliche Frau, und alles war säuberlich beschriftet und abgelegt: Rechnungen im ersten Fach, persönliche Briefe im zweiten, Renten- und Versicherungsunterlagen im dritten, Prospekte und verschiedene Rundschreiben im

letzten.

Nichts davon weckte sein Interesse. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die Schubladen. In den ersten beiden stieß er auf das übliche Büromaterial: Stifte, Büroklammern, Umschläge, Briefmarken und Stapel DIN-A4-Blätter. Die unterste Schublade war abgeschlossen. Authié nahm einen Brieföffner, schob die Klinge behutsam und gekonnt in den Spalt zwischen Schublade und Rahmen und knackte das Schloss.

Drinne befand sich nur ein kleiner, wattierter Umschlag. Groß genug für den Ring, aber nicht für das Buch. Er war in der Ariege abgestempelt worden: 18.20, 4. Juli 2005.

Authié schob die Finger hinein. Der Umschlag war leer bis auf die Kopie des Lieferscheins, der bestätigte, dass Madame Giraud das Päckchen um acht Uhr zwanzig in Empfang genommen hatte. Er passte zu dem Zettel, den Domingo ihm gegeben hatte.

Authié schob ihn in die Innentasche seines Jacketts.

Der Schein war zwar kein unwiderlegbarer Beweis dafür, dass Biau den Ring an sich genommen und dann seiner Großmutter geschickt hatte, aber er legte die Vermutung nahe. Authié suchte weiter nach dem Ring. Nachdem er im Erdgeschoss fertig war, ging er die Treppe hinauf. Die Tür zum hinteren Schlafzimmer war gleich gegenüber. Es war mit Sicherheit Girauds Zimmer, hell und sauber und feminin. Er durchsuchte den Kleiderschrank und die Kommode. Seine sachkundigen Finger gingen die wenigen, aber qualitativ guten Kleidungsstücke und die Unterwäsche durch. Alles war akkurat gefaltet und geordnet und duftete schwach nach Rosenwasser.

Auf dem Frisiertisch vor dem Spiegel stand eine Schmuckkassette. Ein paar Broschen, eine vergilbte Perlenkette und ein goldenes Armband lagen darin zusammen mit etlichen Ohrringpaaren und einem silbernen Kruzifix. Ihr Verlobungsring und ihr Ehering

steckten fest in einem alten roten Filzkissen, als würden sie nur selten hervorgeholt.

Das vordere Schlafzimmer war dagegen kahl und schlicht. Außer einem schmalen Bett und einem Schreibtisch mit Lampe unter dem Fenster gab es so gut wie keine Möbel. Das gefiel Authié. Es erinnerte ihn an die nüchternen Zellen der Abtei. Offenbar war es erst kürzlich verlassen worden. Ein halb leeres Wasserglas stand auf dem Nachttisch neben einem abgegriffenen Band mit okzitanischen Gedichten von René Nelli. Authié trat an den Schreibtisch, auf dem sich ein altmodischer Füllfederhalter nebst Tintenflasche und einige Bögen dickes Papier befanden. Dann fiel sein Blick auf ein Blatt Löschpapier, das kaum benutzt worden war.

Er wollte seinen Augen nicht trauen. An diesem Schreibtisch hatte jemand gesessen und einen Brief an Alice Tanner geschrieben. Der Name war deutlich lesbar.

Authié drehte das Löschblatt um und versuchte die Unterschrift zu entziffern, die am unteren Rand halb sichtbar war. Die Handschrift mutete altmodisch an, und einige Buchstaben verschmolzen mit anderen, doch nach einer Weile erkannte er eine Art Namensgerüst.

Er faltete das grobe Papier zusammen und steckte es in die Brusttasche. Als er sich zum Gehen wandte, bemerkte er ein kleines Stück Papier auf dem Boden, das zwischen Tür und Türrahmen steckte. Authié hob es auf. Es war ein Teil von einer Zugfahrkarte, einfache Fahrt, mit heutigem Datum. Der Zielort, Carcassonne, war deutlich zu lesen, leider jedoch nicht der Name des Bahnhofs, wo die Fahrkarte gekauft worden war.

Die Glocken von Saint-Gimer schlugen die volle Stunde und erinnerten ihn daran, dass er nicht mehr viel Zeit hatte, um rechtzeitig zurück zu sein. Nach einem letzten prüfenden Blick, ob auch alles so war, wie er es vorgefunden hatte, verließ er das Haus auf demselben Weg, den er gekommen war.

Zwanzig Minuten später saß er auf dem Balkon seiner Wohnung am Quai de Paicherou und blickte über den Fluss hinüber auf die mittelalterliche Cité. Auf dem Tisch vor ihm stand eine Flasche Chateau Villerambert Moureau mit zwei Gläsern. Auf dem Schoß hatte er die Unterlagen mit den Informationen über Jeanne Giraud, die seine Sekretärin in der letzten Stunde gesammelt hatte. Ein weiteres Dossier enthielt den vorläufigen Bericht des forensischen Anthropologen über die Skelette aus der Höhle. Authié überlegte einen Moment, dann nahm er mehrere Seiten aus dem Giraud-Umschlag. Anschließend verschloss er den Umschlag wieder, goss sich ein Glas Wein ein und wartete auf die Ankunft seines Besuchs.

Kapitel 32

Überall am hohen Ufer des Quai de Paicherou saßen Männer und Frauen auf Metallbänken und genossen den Blick auf die Aude. Die weiten, gepflegten Rasenflächen der öffentlichen Parks wurden von fröhlich bepflanzten Blumenbeeten und sorgsam angelegten Wegen aufgelockert. Die grellen Lila- und Gelb- und Orangetöne auf dem Kinderspielfeld passten zu den überbordenden Farben der Blüten in den Beeten - Raketenblumen, riesige Lilien, Rittersporn und Geranien.

Marie-Cecile saß im Wagen und warf einen anerkennenden Blick auf das Haus, in dem Paul Authié wohnte. Die Gegend war so, wie sie erwartet hatte, ein diskretes und dezentes *quartier*, das es nicht nötig hatte, dick aufzutragen, eine Mischung aus Einfamilienhäusern und Apartments. Während sie noch in ihre Betrachtung versunken war, radelte eine Frau mit blauem Seidenschal und hellroter Bluse auf dem Fahrradweg vorüber. Marie-Cecile spürte, dass sie beobachtet wurde. Ohne den Kopf zu bewegen, blickte sie nach oben und sah einen Mann auf dem oberen Balkon stehen, der beide Hände auf das schmiedeeiserne Geländer gestützt hatte und zu ihrem Wagen herunterschaute. Sie lächelte. Sie erkannte Paul Authié von den Fotos wieder. Auf diese Entfernung sah es nicht so aus, als wären sie ihm gerecht geworden.

Ihr Fahrer ging zur Haustür und klingelte. Sie beobachtete, wie Authié sich umwandte und durch die Balkontür verschwand. Als ihr Chauffeur für sie die Wagentür öffnete, stand Authié schon im Eingang, um sie zu begrüßen.

Sie hatte ihre Garderobe sorgfältig ausgewählt, ein blassbraunes, ärmelloses Leinenkleid mit passendem Blazer, formell, aber nicht zu streng. Sehr schlicht, sehr elegant.

Aus der Nähe betrachtet, bestätigte Authié den ersten

Eindruck, den sie von ihm gewonnen hatte. Er war groß und sportlich und trug einen saloppen, aber gut geschnittenen Anzug und ein weißes Hemd. Sein Haar war glatt nach hinten aus der Stirn gekämmt und betonte die feinen Züge seines blassen Gesichts. Ein beunruhigender Blick. Doch unter dem urbanen Äußeren witterte Marie-Cecile die Entschlossenheit eines erbitterten Kämpfers.

Zehn Minuten später, nachdem sie sich ein Glas Wein hatte einschenken lassen, konnte sie den Mann, mit dem sie es zu tun hatte, schon ein wenig besser einschätzen. Marie-Cecile lächelte, als sie sich vorbeugte und ihre Zigarette in dem schweren Glasaschenbecher ausdrückte.

»*Bon, aux affaires.* Ich denke, dazu sollten wir hineingehen.« Authié trat beiseite, um ihr den Vortritt durch die Balkontür in das makellose, aber unpersönliche Wohnzimmer zu lassen. Helle Teppiche und Lampenschirme, Stühle mit hoher Rückenlehne um einen Glastisch.

»Noch etwas Wein? Oder kann ich Ihnen etwas anderes anbieten?«

»Pastis, wenn Sie haben.«

»Auf Eis? Mit Wasser?«

»Auf Eis.«

Marie-Cecile setzte sich in einen der cremefarbenen Ledersessel zu beiden Seiten eines kleinen gläsernen Couchtisches und sah zu, wie er die Getränke zubereitete. Ein Hauch Anisaroma erfüllte den Raum. Authié reichte ihr den Pastis und setzte sich in den Sessel gegenüber.

»Danke«, sagte sie mit einem Lächeln. »Also. Paul. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich gerne noch einmal von Ihnen den genauen Ablauf der Ereignisse hören.«

Falls er gereizt war, ließ er es sich nicht anmerken. Sie beobachtete ihn genau, während er sprach, doch sein Bericht war klar und präzise und entsprach bis ins Detail dem, was er ihr zuvor schon erzählt hatte.

»Und die Skelette selbst sind nach Toulouse gebracht

worden?« »In die Abteilung für forensische Anthropologie an der dortigen Universität, ja.«

»Wann rechnen Sie mit ersten Ergebnissen?«

Statt einer Antwort gab er ihr den weißen DIN-A4-Umschlag, der auf dem Tisch lag. Also doch nicht über ein bisschen Effekthascherei erhaben, dachte sie.

»Jetzt schon? Das ging aber schnell.«

»Jemand schuldete mir noch einen Gefallen.«

Marie-Cecile legte sich den Umschlag auf den Schoß. »Danke. Ich werde das später lesen«, sagte sie ruhig. »Sie könnten mir doch schon mal das Wichtigste zusammenfassen. Sie haben den Bericht gelesen, vermute ich?«

»Es ist nur ein vorläufiger Bericht, bis die Ergebnisse weiterer, genauerer Tests vorliegen«, gab er zu bedenken.

»Verstehe«, sagte sie und lehnte sich zurück.

»Es handelt sich um ein männliches und ein weibliches Skelett. Geschätztes Alter siebenhundert bis neunhundert Jahre. Das männliche Skelett zeigte Spuren von nicht ausgeheilten Verletzungen des Beckens und im oberen Bereich des Oberschenkelknochens, was darauf schließen lässt, dass die Verletzungen kurz vor Eintritt des Todes erfolgten. Es wurden auch Spuren älterer, ausgeheilter Frakturen des rechten Arms und des Schlüsselbeins festgestellt.«

»Wie alt?«

»Erwachsen, nicht mehr ganz jung, aber auch nicht uralt. Irgendwas zwischen zwanzig und sechzig. Durch weitere Tests kann dieser Zeitraum vermutlich noch eingegrenzt werden. Für die Frau gilt derselbe Zeitrahmen. Die Hirnschale war an einer Seite eingedrückt, was entweder durch einen Schlag auf den Kopf oder einen schweren Sturz verursacht worden sein könnte. Sie hatte mindestens ein Kind geboren. Zudem gab es Hinweise auf eine ausgeheilte Fraktur des rechten Fußes und auf einen nicht ausgeheilten Bruch des linken Ellenknochens

zwischen Ellbogen und Handgelenk.«

»Todesursache?«

»Da will sich der Anthropologe so früh noch nicht festlegen, und es dürfte seiner Meinung nach auch schwer werden, eine eindeutige Diagnose zu stellen. Angesichts der Zeitspanne, um die es hier geht, sind die beiden vermutlich an dem Zusammenwirken verschiedener Faktoren gestorben: die Verletzungen, Blutverlust und möglicherweise auch Unterernährung.«

»Er glaubt, sie waren noch am Leben, als sie in der Höhle eingeschlossen wurden?«

Authié zuckte die Achseln, doch sie bemerkte ein interessiertes Flackern in seinen Augen. Marie-Cecile nahm eine Zigarette aus ihrem Etui und drehte sie einen Moment nachdenklich zwischen den Fingern. »Was ist mit den Gegenständen, die zwischen den Skeletten gefunden wurden?«, sagte sie und beugte sich vor, damit er ihr Feuer geben konnte.

»Auch das ist nur unter Vorbehalt, aber der Anthropologe schätzt, dass sie aus dem späten 12. bis Mitte 13. Jahrhundert stammen. Die Lampe auf dem Altar könnte etwas älter sein und ist arabischer Herkunft, möglicherweise aus Spanien, aber wahrscheinlich doch von weiter weg. Das Messer war ein herkömmliches Essmesser, für Fleisch und Obst. An der Klinge waren Blutspuren nachweisbar. Tests werden feststellen, ob es sich um tierisches oder menschliches Blut handelt. Der Beutel war aus Leder, hier aus der Gegend und typisch für das Languedoc jener Zeit. Nichts deutet darauf hin, ob irgendwas drin war und, wenn ja, was. Allerdings fanden sich im Innern Metallpartikel und in den Nähten Spuren von Schafsfleder.«

Marie-Cecile hielt ihre Stimme so ruhig wie möglich. »Was noch?« »Die Frau, die die Höhle entdeckt hat, eine gewisse Dr. Tanner, hat eine große Fibel aus Kupfer und Silber gefunden. Sie steckte unter dem Felsen vor dem

Höhleneingang. Der Anthropologe hat auch die Fibel auf den fraglichen Zeitraum datiert und glaubt, dass sie aus der Gegend stammt, möglicherweise aus Aragon. In dem Umschlag befindet sich auch ein Foto davon.« Marie-Cecile winkte ab. »Eine Fibel interessiert mich nicht, Paul«, sagte sie. Sie blies einen dünnen Rauchstrahl in die Luft, der sich zur Decke kringelte. »Was mich dagegen interessiert, ist die Frage, wieso Sie das Buch nicht gefunden haben.«

Sie sah, wie sich seine langen Finger um die Sessellehnen schlossen.

»Wir haben keinen Beweis dafür, dass das Buch tatsächlich da war«, sagte er seelenruhig. »Obwohl ein Buch von der Größe, wie Sie es suchen, ohne weiteres in den Lederbeutel gepasst hätte.« »Und was ist mit dem Ring? Bezweifeln Sie auch, dass der da war?«

Wieder ließ er sich nicht von ihr aus der Reserve locken. »Im Gegenteil, ich bin sicher, dass der Ring da war.«

»Und?«

»Er war da, doch irgendwann in dem Zeitraum zwischen der Entdeckung der Höhle und vor meinem Eintreffen zusammen mit der Polizei wurde er entwendet.«

»Aber auch dafür haben Sie keine Beweise«, sagte sie, jetzt mit schneidender Stimme. »Von dem Ring fehlte also auch jede Spur.«

Marie-Cecile sah zu, wie Authié ein Blatt Papier aus seiner Jackettasche zog. »Dr. Tanner war überaus nachdrücklich, was den Ring angeht, sie hat sogar diese Zeichnung hier angefertigt«, sagte er und reichte ihr das Blatt. »Es ist eine grobe Darstellung, zugegeben, aber sie passt doch recht gut zu der Beschreibung, die ich von Ihnen bekommen habe. Finden Sie nicht auch?«

Sie nahm ihm die Zeichnung aus der Hand. Größe, Form und Proportion waren zwar nicht identisch, aber entsprachen doch weitestgehend dem Diagramm des Labyrinth-Ringes, den Marie-Cecile in ihrem Safe in Chartres aufbewahrte. Seit achthundert Jahren hatte ihn

niemand außerhalb der Familie de l'Oradore gesehen. Er musste echt sein.

»Eine richtige Künstlerin«, murmelte Marie-Cecile. »Ist das die einzige Zeichnung, die sie gemacht hat?«

Seine grauen Augen blickten ruhig und unverwandt in ihre. »Es gibt noch andere, aber die hier erscheint mir am interessantesten.«

»Das sollten Sie doch lieber mich beurteilen lassen«, sagte sie leise.

»Madame de l'Oradore, ich habe leider nur diese eine mitgenommen. Die anderen erschienen mir unbedeutend.« Authié hob entschuldigend die Schultern. »Außerdem hat Inspektor Noubel, der Leiter der Ermittlungen, schon ziemlich argwöhnisch auf mein Interesse reagiert.«

»Das nächste Mal ...«, begann sie, sprach aber nicht weiter. Sie drückte ihre Zigarette so kräftig aus, dass der Tabak fächerförmig herausquoll. »Sie haben Dr. Tanners Sachen durchsucht, vermute ich?«

Er nickte. »Der Ring war nicht da.«

»Er ist klein. Sie könnte ihn problemlos irgendwo versteckt haben.«

»Theoretisch ja«, pflichtete er ihr bei, »aber ich glaube nicht, dass sie das getan hat. Wenn sie ihn gestohlen hat, wieso sollte sie ihn dann überhaupt erwähnen? Außerdem« - er beugte sich vor und klopfte auf das Blatt -, »wenn sich das Original in ihrem Besitz befände, warum sollte sie sich dann die Mühe machen und es abzeichnen?«

Marie-Cecile betrachtete die Zeichnung. »Sie ist erstaunlich genau, für eine Zeichnung aus dem Gedächtnis.«

»Da gebe ich Ihnen Recht.«

»Wo ist Dr. Tanner jetzt?«

»Hier in Carcassonne. Sie hat offenbar morgen einen Termin bei einem Anwalt.«

»In welcher Angelegenheit?«

Er zuckte die Achseln. »Eine Erbschaft, irgendwas in der

Art. Sonntag will sie zurückfliegen.«

Die Zweifel, die Marie-Cecile gleich von Anfang an gehabt hatte, als sie von dem Fund erfuhr, wurden immer stärker, je mehr er ihr erzählte. Irgendetwas passte nicht zusammen.

»Wie kam es, dass Dr. Tanner in dem Ausgrabungsteam mitgearbeitet hat?«, fragte sie. »Wurde sie von jemandem empfohlen?«

Authié blickte sie erstaunt an. »Dr. Tanner war keine reguläre Mitarbeiterin«, sagte er leichthin. »Ich bin sicher, dass ich das erwähnt habe.«

Ihre Lippen wurden schmal. »Nein, das haben Sie nicht erwähnt.«

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte er glattzünftig. »Ich war mir wirklich sicher. Dr. Tanner hat eine Woche ehrenamtlich mitgearbeitet. Die meisten Ausgrabungen sind auf unbezahlte Hilfskräfte angewiesen, daher wird man sich wohl gefreut haben, als sie ins Team geholt wurde.«

»Wer hat sie ins Team geholt?«

»Shelagh O'Donnell, glaube ich«, sagte er ausdruckslos, »die Nummer zwei im Ausgrabungsteam.«

»Ist Dr. Tanner eine Bekannte von Shelagh O'Donnell?«, fragte sie, bemüht, ihre Verblüffung zu kaschieren.

»Anscheinend, deshalb ist mir auch der Gedanke gekommen, Dr. Tanner könnte den Ring vielleicht an sie weitergegeben haben. Leider hatte ich am Montag keine Gelegenheit mehr, sie zu befragen, und jetzt scheint sie wie vom Erdboden verschluckt zu sein.«

»Wie bitte?«, fragte Marie-Cecile scharf. »Seit wann? Wer weiß davon?«

»O'Donnell war gestern Abend im Ausgrabungshaus. Sie hat einen Anruf bekommen und ist kurz darauf gegangen. Seitdem hat sie niemand mehr gesehen.«

Marie-Cecile zündete sich eine neue Zigarette an, um ihre Nerven zu beruhigen. »Wieso erfahre ich das erst

jetzt?»

»Mir war nicht klar, dass Sie das interessieren würde, schließlich hat es mit Ihrem Hauptanliegen nur am Rande zu tun. Ich bitte um Verzeihung.«

»Hat man die Polizei verständigt?«

»Noch nicht. Dr. Brayling, der Leiter der Ausgrabung, hat dem ganzen Team ein paar Tage freigegeben. Er hält es für möglich - für wahrscheinlich -, dass O'Donnell einfach weggefahren ist, ohne irgendwem Bescheid zu sagen.«

»Ich möchte nicht, dass die Polizei eingeschaltet wird«, sagte sie heftig. »Das wäre äußerst bedauerlich.«

»Da bin ich ganz Ihrer Ansicht, Madame de l'Oradore. Dr. Brayling ist kein Dummkopf. Wenn er glaubt, dass O'Donnell etwas von der Ausgrabungsstätte hat mitgehen lassen, dann liegt es wohl kaum in seinem Interesse, die Behörden einzuschalten.« »Meinen Sie, O'Donnell hat den Ring gestohlen?«

Authié wich der Frage aus. »Ich denke, wir sollten sie suchen.« »Das war nicht meine Frage. Und das Buch? Meinen Sie, dass sie das vielleicht auch an sich genommen hat?«

Authié sah ihr direkt in die Augen. »Wie gesagt, weder will ich behaupten, dass das Buch da war, noch, dass es nicht da war.« Er zögerte kurz. »*Falls* es da war, kann ich mir nicht vorstellen, dass sie es hätte beiseite schaffen können, ohne dass es jemand mitkriegt. Im Gegensatz zu dem Ring.«

»Na, irgendwer *hat* das Buch jedenfalls mitgenommen«, fauchte sie entnervt.

»Wie gesagt, falls es überhaupt da war.«

Marie-Cecile sprang urplötzlich auf, ging um den Tisch herum und stellte sich dicht vor ihn. Zum ersten Mal sah sie eine gewisse Beunruhigung in seinen grauen Augen. Sie bückte sich und legte ihre Hand flach auf seine Brust.

»Ich spüre Ihr Herz schlagen«, sagte sie leise. »Es schlägt sehr schnell. Wieso, Paul?« Sie hielt seinen Blick fest und

drückte ihn zurück in den Sessel. »Ich dulde keine Fehler. Und ich kann es nicht leiden, wenn man mich nicht auf dem Laufenden hält.« Ihre Blicke fanden sich. »Haben wir uns verstanden?«

Authié antwortete nicht. Sie hatte auch nicht damit gerechnet, dass er ein Wort erwiderte.

»Ich verlange lediglich von Ihnen, dass Sie mir die versprochenen Gegenstände liefern. Dafür bezahle ich Sie. Also, finden Sie die Engländerin, kümmern Sie sich nötigenfalls um Noubel, alles andere ist Ihre Sache. Davon will ich nichts hören.«

»Falls ich irgendwie den Eindruck vermittelt habe, dass ...«

Sie legte ihm die Finger auf die Lippen und spürte, wie er bei dem Körperkontakt zusammenzuckte.

»Ich will nichts davon hören.«

Sie nahm die Hand weg und trat von ihm zurück und ging hinaus auf den Balkon. Der Abend hatte alle Farben verschwinden lassen, und die Gebäude und Brücken hoben sich wie Scherenschnitte vor dem dunkler werdenden Himmel ab.

Gleich darauf kam Authié und stellte sich neben sie.

»Ich bezweifle nicht, dass Sie tun, was Sie können, Paul«, sagte sie leise. Er legte seine Hand dicht neben ihre auf das Geländer, und ihre Finger berührten sich ganz kurz. »Selbstverständlich gibt es in Carcassonne noch andere Mitglieder der *Noublesso Véritable*, die ebenso gute Dienste leisten könnten. Doch eingedenk Ihres bisherigen Engagements ...«

Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Das Erstarren seiner Schultern und Arme verriet ihr, dass der Warnschuss gesessen hatte. Sie hob die Hand, um ihrem Fahrer zu winken, der unten wartete.

»Ich würde dem Pic de Soularac gern selbst einen Besuch abstatten.«

»Sie übernachten in Carcassonne?«, fragte er rasch.

Sie unterdrückte ein Lächeln. »Ein paar Tage, ja.«

»Ich dachte, Sie wollten die Kammer erst in der Nacht der eigentlichen Zeremonie betreten ... «

»Ich habe meine Meinung geändert«, sagte sie und wandte sich ihm zu. »Jetzt bin ich hier.« Sie lächelte. »Ich habe einiges zu erledigen. Also holen Sie mich bitte um ein Uhr ab, dann bleibt mir noch Zeit, Ihren Bericht zu lesen. Ich wohne im Hôtel de la Cité.«

Marie-Cécile ging wieder hinein, nahm den Umschlag vom Tisch und steckte ihn in ihre Handtasche.

»*Bien. A demain*, Paul. Schlafen Sie gut.«

Sie spürte seinen Blick im Rücken, als sie die Treppe hinunterging, und konnte seine Selbstbeherrschung nur bewundern. Aber als sie in den Wagen stieg, bekam sie ihre Genugtuung: Oben in Authiés Wohnung krachte laut ein Glas gegen die Wand und zersplitterte.

Dicker Zigarrenrauch waberte durch die Hotellobby. Dinnergäste in Sommeranzügen oder Abendkleidern hatten es sich nach dem Essen in den tiefen Ledersesseln und im diskreten Schatten der hochlehnigen Mahagonibänke bequem gemacht. Marie-Cécile ging langsam die geschwungene Treppe hinauf. Schwarzweißfotos blickten auf sie herab, Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit des Hotels zur Jahrhundertwende. In ihrem Zimmer angekommen, kleidete sie sich aus und zog ihren Bademantel an. Wie an jedem Abend warf sie als Letztes einen prüfenden Blick in den Spiegel, leidenschaftslos, als würde sie ein Kunstwerk begutachten. Durchscheinende Haut, hohe Wangenknochen, das typische Profil der de l'Oradores. Marie-Cécile strich sich mit den Fingern über Gesicht und Hals. Sie würde nicht zulassen, dass ihre Schönheit mit den Jahren verblasste. Wenn alles gut lief, dann würde ihr das gelingen, wovon ihr Großvater geträumt hatte. Sie würde dem Alter ein Schnippchen

schlagen. Dem Tod ein Schnippchen schlagen.

Sie runzelte die Stirn. Aber dazu mussten das Buch und der Ring gefunden werden. Mit frischer Entschlossenheit zündete Marie- Cécile sich eine Zigarette an, ging zum Fenster und blickte hinaus über den Garten. Das Gemurmel abendlicher Gespräche trieb von der Terrasse zu ihr hoch. Jenseits der Zinnen auf den Mauern der Cité, jenseits des Flusses, glitzerten die Lichter der Basse Ville wie billige weiße und orangefarbene Weihnachtslichter.

Sie griff zum Telefon und wählte.

»François-Baptiste? *C'est moi*. Hat in den letzten vierundzwanzig Stunden jemand auf meiner Privatnummer angerufen?« Sie lauschte. »Nein? Hat sie sich bei dir gemeldet?« Sie wartete. »Ich habe gerade von einem Problem hier unten erfahren.« Sie trommelte mit den Fingern auf ihren Arm, während sie sprach. »Hat sich in der anderen Sache was getan?«

Die Antwort fiel nicht nach ihren Wünschen aus. »Landesweit oder bloß lokal?« Eine Pause. »Halt mich auf dem Laufenden. Ruf an, wenn sich was ergibt, ansonsten bin ich Donnerstagabend zurück.«

Nachdem sie aufgelegt hatte, dachte Marie-Cécile über den anderen Mann in ihrem Haus nach. Will war ganz nett, stets bemüht, ihr zu gefallen, aber die Beziehung hatte sich ausgelebt. Er war zu fordernd, und seine pubertären Eifersüchteleien gingen ihr langsam auf die Nerven. Ständig stellte er Fragen. Sie konnte im Augenblick keine Komplikationen gebrauchen.

Außerdem brauchten sie das Haus jetzt für sich allein.

Sie knipste die Leselampe an und nahm sich den Bericht über die Skelette vor, den Authié ihr gegeben hatte. Außerdem holte sie aus ihrem Koffer ein Dossier über Authié selbst, das zusammengestellt worden war, als er vor zwei Jahren zur Wahl in die *Nou- blesso Véritable* anstand.

Sie überflog das Dokument, das sie schon gründlich kannte. Er war zweimal wegen sexueller Übergriffe

beschuldigt worden, als er Student war. Die beiden Frauen waren mit Geld abgefunden worden, so vermutete sie, da keine von ihnen Anzeige erstattet hatte. Außerdem soll er eine algerische Frau auf einer proislamischen Veranstaltung attackiert haben, doch auch in diesem Fall war keine Anzeige erstattet worden. Es gab Hinweise auf seine Beteiligung an einer antisemitischen Veröffentlichung an der Universität, und seine Exfrau hatte ihn beschuldigt, sie während der Ehe sexuell missbraucht und misshandelt zu haben, doch auch hier waren keine rechtlichen Schritte eingeleitet worden.

Wichtiger waren dagegen seine regelmäßigen und immer großzügigeren Spenden an die Gesellschaft Jesu, die Jesuiten. In den letzten zwei Jahren hatte er sich zudem immer stärker für fundamentalistische Gruppierungen eingesetzt, die sich gegen das Zweite Vatikanische Konzil und die Modernisierung der katholischen Kirche zur Wehr setzten.

Für Marie-Céciles Geschmack passte ein so extremes religiöses Engagement schlecht zu einer Mitgliedschaft bei der *Noublesso*. Authié hatte geschworen, der Organisation zu dienen, und bislang war er sehr nützlich gewesen. Er hatte die Ausgrabung am Pic de Soularac reibungslos organisiert, und nun schien alles so weit klar, um die Sache ebenso schnell zu Ende zu bringen. Die Warnung, dass in Chartres jemand gegen die Regeln verstoßen hatte, war über einen seiner Kontakte gekommen. Seine Informationen waren stets klar und verlässlich.

Dennoch, Marie-Cécile traute ihm nicht. Er war zu ehrgeizig. Im Widerspruch zu seinen Erfolgen standen seine Fehler in den letzten vierundzwanzig Stunden. Sie glaubte nicht, dass er so dumm war, den Ring oder das Buch selbst an sich genommen zu haben, aber Authié war eigentlich kein Mann, der es zuließ, dass Sachen direkt vor seiner Nase verschwanden.

Sie zögerte, dann griff sie erneut zum Telefon.

»Es gibt Arbeit. Ich interessiere mich für ein Buch, etwa zwanzig Zentimeter hoch, zehn Zentimeter breit, Leder auf Holz, mit Lederbändern zusammengehalten. Außerdem für einen Männerring aus Stein, flach, eine dünne Linie um die Mitte und eine

Gravur auf der Unterseite. Möglicherweise ist auch ein kleiner runder Stein dabei, etwa so groß wie ein Ein-Euro-Stück.« Sie schwieg kurz. »Carcassonne. Eine Wohnung am Quai de Paicherou und ein Büro auf der Rue de Verdun. Beides gehört Paul Authié.«

Kapitel 33

Alice' Hotel lag direkt gegenüber dem Haupttor der mittelalterlichen Cité in einem hübschen parkähnlichen Garten und war von der Straße aus nicht zu sehen. Man zeigte ihr ein gemütliches Zimmer im ersten Stock. Alice stieß die Fenster auf und ließ die Welt herein. Der Geruch nach gebratenem Fleisch, Knoblauch, Vanille und Zigarrenrauch trieb in den Raum.

Sie packte rasch ihre Sachen aus und duschte, dann rief sie erneut Shelagh an, schon eher aus Gewohnheit als in der Erwartung, sie zu erreichen. Nach wie vor keine Antwort. Sie zuckte die Achseln. Zumindest hatte sie es versucht.

Ausgestattet mit dem Reiseführer, den sie an einer Tankstelle auf der Fahrt von Toulouse hierher gekauft hatte, verließ Alice das Hotel und überquerte die Straße Richtung Cité. Steile Betonstufen führten zu einem kleinen Park hinauf, der auf zwei Seiten von Büschen und hohen immergrünen Pflanzen und Platanen gesäumt wurde. Am hinteren Ende des Parks leuchtete hell ein Karussell aus dem 19. Jahrhundert mit grellen Fin-de-Siècle-Ornamenten, die im Schatten der mittelalterlichen Sandsteinfestung fehl am Platze wirkten. Es hatte einen braunweiß gestreiften Baldachin, an dessen Rand rundherum ein Fries mit Rittern und Hofdamen und weißen Pferden verlief, und alles andere war rosa und golden - galoppierende Rosse, wippende Schwäne, Märchenkutschen. Sogar das Fahrkartenhäuschen sah aus wie eine Kirmesbude. Eine Glocke läutete, Kinder kreischten vor Freude, als sich das Karussell in Bewegung setzte und gemächlich sein altes mechanisches Lied leierte.

Hinter dem Karussell sah Alice über eine Friedhofsmauer hinweg die grauen Köpfe und Schultern von Gräften und Grabsteinen aufragen, und eine Reihe

von Zypressen und Eiben schützte die Ruhenden vor beiläufigen Blicken. Rechts vom Tor spielte eine Gruppe von Männern *pétanque*.

Einen Moment lang blieb sie reglos vor dem Eingang in die Cité stehen und bereitete sich innerlich darauf vor hineinzugehen. Rechter Hand war eine Säule, aus der eine hässliche Steinfratze starrte, das flache Gesicht unnachgiebig und grob. Es sah wie frisch restauriert aus.

SUM CARCAS. Ich bin Carcas.

Carcas, die Sarazenenkönigin und Gemahlin von König Balaack, nach der Carcassonne angeblich benannt wurde, nachdem es erfolgreich eine fünfjährige Belagerung durch Karl den Großen überstanden hatte.

Die überdachte Zugbrücke war gedrungen und eng und aus Stein, Eisenketten und Holz gebaut. Als Alice sie überquerte, knarrten und polterten die Bretter unter ihren Füßen. In dem Graben darunter war kein Wasser, nur Gras, gesprenkelt mit Wildblumen.

Sie führte auf die *Lices*, eine staubige weite Fläche zwischen dem äußeren und inneren Festungsring. Links und rechts kletterten Kinder auf den Mauern herum und spielten Ritter, die sich mit Plastiks Schwertern bekämpften. Direkt vor ihr war die Porte Narbonnaise. Als sie unter dem hohen, engen Bogen hindurchging, hob Alice die Augen. Zu ihrer Verblüffung blickte eine steinerne Statue der Jungfrau Maria gütig auf sie herab.

Kaum war Alice durch das Tor getreten, verlor sie jedes Raumgefühl. Die Rue Cros-Mayrevieille, die gepflasterte Hauptstraße, war sehr schmal und führte sachte bergauf. Die Gebäude standen einander so dicht gegenüber, dass jemand, der sich aus dem oberen Stockwerk eines Hauses beugte, einer Person auf der anderen Seite die Hand hätte reichen können.

Die hohen Häuser schlossen die Geräusche ein. Verschiedene

Sprachen, Rufe, Lachen, Gestikulieren, als ein Wagen,

dem auf beiden Seiten nur eine Handbreit Platz blieb, im Schrittempo vorbeikroch. Kleine Läden verkauften Ansichtskarten und Reiseführer; eine Schaufensterpuppe am Pranger warb für ein Museum mit Folterinstrumenten der Inquisition; Geschäfte boten Seife und Kissen und Geschirr an, und überall gab es Nachbildungen von Schwertern und Schilden. Geschwungene schmiedeeiserne Arme, an denen Holzschilder hingen, ragten aus den Mauern: *L'Eperon Médiéval*, der Mittelalterliche Sporn, verkaufte Schwerter und Porzellanpuppen; *A Saint Louis* hatte sich auf Andenken spezialisiert.

Alice ging ziellos weiter, bis sie zum Hauptplatz kam, der Place Marcou, klein, von Restaurants gesäumt und mit Platanen bestanden. Die ausladenden Äste, die sich wie verschlungene, schützende Hände über die Tische und Stühle reckten, wetteiferten mit den bunten Markisen. Die Namen der Cafés prangten in großen Lettern darüber - Le Marcou, Le Trouvère, Le Menestrel.

Alice schlenderte über den Platz, und als sie ihn auf der anderen Seite wieder verließ, kam sie wieder auf die Rue Cros-Mayrevieille, die die Place du Chateau kreuzte, einem Dreieck aus Geschäften, *crêperies* und Restaurants mit einem Steinobelisken in der Mitte, der knapp zweieinhalb Meter hoch war und von einer Büste des Jean-Pierre Cros-Mayrevieille gekrönt wurde, eines Historikers aus dem 19. Jahrhundert. Den Fuß des Obelisken zierte ringsum ein Fries, das die Festungsanlage darstellte.

Sie ging weiter, bis sie vor einer halbrunden Mauer stand, die das Château Comtal umgab. Hinter dem abschreckend aussehenden verschlossenen Tor waren die Türme und Zinnen des Schlosses zu sehen. *Eine Festung in der Festung*.

Alice erstarrte, denn sie spürte, dass das hier die ganze Zeit über ihr Ziel gewesen war. Das Château Comtal, Sitz der Familie Trencavel.

Sie spähte durch das hohe Holztor. Irgendwie kam ihr

das alles vertraut vor, als ob sie zu einem Ort zurückgekehrt wäre, an dem sie vor langer Zeit gewesen war und den sie vergessen hatte. An den geschlossenen gläsernen Kassenhäuschen auf beiden Seiten des Eingangs waren Schilder mit den Öffnungszeiten. Dahinter folgte ein grauer Streifen Schotter und Sand, kein Gras, der wiederum zu einer flachen, schmalen, etwa zwei Meter langen Brücke führte.

Alice trat vom Tor zurück und nahm sich fest vor, gleich am nächsten Morgen wiederzukommen. Sie hielt sich rechts und folgte den Schildern Richtung Porte de Rodez, die zwischen zwei unverkennbaren, hufeisenförmigen Türmen eingelassen war. Sie stieg die breiten Stufen hinunter, die in der Mitte von zahllosen Füßen ausgetreten waren.

Der Altersunterschied zwischen innerem und äußerem Festungsring war hier am deutlichsten. Die, wie Alice gelesen hatte, gegen Ende des 13. Jahrhunderts erbauten und im 19. Jahrhundert restaurierten äußeren Anlagen waren grau und bestanden aus relativ gleichmäßig großen Steinen. Kritiker sahen darin einen weiteren Beleg dafür, wie stümperhaft die Restaurierung durchgeführt worden war. Alice störte das nicht. Was sie anrührte, war die Atmosphäre. Die innere Festungsmauer, einschließlich der Westmauer des Château Comtal, bestand zum einen aus den roten Backsteinen der galloromanischen Überreste, zum anderen aus dem bröckeligen Sandstein des 12. Jahrhunderts.

Nach dem Trubel in der Cité verspürte Alice hier, im Angesicht solcher Berge und des weiten Himmels, ein Gefühl von Frieden. Sie hatte die Arme auf die Zinnen gestützt und blickte auf den Fluss hinunter, stellte sich das kühle Wasser zwischen ihren Zehen vor.

Erst als das letzte Tageslicht von der Dunkelheit verschluckt wurde, wandte Alice sich um und kehrte in die Cité zurück.

Kapitel 34

Carcassona

JULHET 1209

Sie ritten einzeln hintereinander, als sie sich Carcassonne näherten, Raymond-Roger Trencavel an der Spitze, dicht gefolgt von Bertrand Pelletier. *Chevalier* Guilhem du Mas bildete die Nachhut.

Alaïs war ziemlich weit hinten bei den Geistlichen.

Seit sie von hier aufgebrochen war, war kaum eine Woche vergangen, doch es kam ihr sehr viel länger vor. Die Stimmung war gedrückt. Die Trencavel-Banner flatterten zwar unversehrt im Wind, und es kehrten auch genauso viele Männer zurück, wie aufgebrochen waren, doch die Miene des Vicomte kündete vom Scheitern ihrer Mission.

Die Pferde wurden langsamer und fielen in Schritt, als sie sich dem Tor näherten. Alaïs beugte sich vor und tätschelte Tatous Hals. Die Stute war müde und hatte ein Hufeisen verloren, doch sie hatte tadellos durchgehalten.

Die Menschen strömten zusammen, als sie unter dem Trencavel-Wappen hindurchritten, das zwischen den beiden Türmen der Porte Narbonnaise hing. Kinder rannten neben den Pferden her, warfen Blumen vor ihnen auf den Weg und jubelten. Frauen winkten mit behelfsmäßigen Fähnchen und Kopftüchern aus den oberen Fenstern, während Trencavel seine Leute durch die Straßen zum Château Comtal führte.

Alaïs empfand nur noch Erleichterung, als sie die enge Brücke überquerten und durchs Osttor ritten. Der Cour d'Honneur erwachte schlagartig zum Leben, alle winkten und jubelten ihnen zu. *Ecuyers* sprangen herbei, um die Pferde ihrer Herren wegzuführen, Diener rannten los, um das Badehaus vorzubereiten, Küchenjungen eilten mit Eimern Wasser Richtung Küche, wo ein Festmahl zubereitet werden würde.

In dem Gewimmel von winkenden Armen und lächelnden Gesichtern entdeckte Alaïs auch Oriane. François, der Diener ihres Vaters, stand dicht hinter ihr. Sie musste kurz daran denken, wie sie ihn überlistet hatte und ihm sozusagen vor der Nase entwischt war.

Sie sah, dass Oriane den Blick über die Ankömmlinge schweifen ließ. Er verweilte kurz auf ihrem Gemahl, Jehan Congost, und Verachtung huschte über ihr Gesicht, ehe sie weitersuchte und den Blick auf ihre Schwester richtete, der dadurch ganz unbehaglich zu Mute wurde. Alaïs tat so, als merkte sie es nicht, aber sie konnte den forschenden Blick ihrer Schwester über das Menschenmeer hinweg spüren. Als sie wieder hinschaute, war Oriane verschwunden.

Alaïs stieg vorsichtig ab, um ihre verletzte Schulter zu schonen, und übergab Tatous Zügel an Amiel, der die Stute zum Stall führte. Ihre Erleichterung, endlich wieder zu Hause zu sein, war schon wieder vorüber. Melancholie senkte sich auf sie wie Winternebel. Alle anderen schienen von irgendwem umarmt zu werden, von einer Ehefrau, einer Mutter, einer Tante, einer Schwester. Sie schaute sich nach Guilhem um, doch er war nirgends zu sehen. *Schon im Badehaus.* Selbst ihr Vater war verschwunden.

Alaïs schlenderte in den kleineren Hof, um allein zu sein. Eine Verszeile von Raimon de Miravalh ging ihr nicht aus dem Kopf, obwohl ihre Stimmung sich dadurch nur noch verschlechterte. »*Res con.tr'Amor non es guirens, lai on sos poders s'atura.*« Gegen die Liebe gibt es keinen Schutz, wenn sie beschlossen hat, ihre Macht auszuüben.

Als Alaïs das Gedicht zum ersten Mal gehört hatte, waren ihr die Gefühle, die darin zum Ausdruck kamen, noch fremd gewesen. Trotzdem hatte sie im Cour d'Honneur gesessen, die mageren Arme um die kindlichen Knie geschlungen, und hatte dem *tro-bador* gelauscht, als er von einem zerrissenen Herzen sang, und der Kummer hinter den Worten war ihr nahe gegangen.

Tränen traten ihr in die Augen. Wütend wischte sie sie mit dem Handrücken weg, fest entschlossen, sich nicht in Selbstmitleid zu ergehen. Sie setzte sich auf eine abgeschiedene Bank in den Schatten.

Sie und Guilhem waren vor ihrer Hochzeit oft im Cour du Midi spazieren gegangen. Damals färbten sich die Bäume gerade golden, und ein kupfer- und ockerfarbener Teppich aus Herbstlaub bedeckte die Erde. Alaïs malte mit der Stiefelspitze ein Muster in den Staub und überlegte, wie sie und Guilhem sich wieder versöhnen könnten. Ihr fehlte es dazu an Geschick, und ihm fehlte es an gutem Willen.

Oriane sprach häufig tagelang nicht mit ihrem Gemahl. Und dann endete das Schweigen genauso unvermittelt, wie es begonnen hatte, und Oriane war wieder liebevoll und aufmerksam zu Jehan - bis zum nächsten Mal. Die wenigen Erinnerungen, die Alaïs an die Ehe ihrer Eltern hatte, waren von ähnlichen Phasen aus Hell und Dunkel geprägt.

Sie hätte nicht gedacht, dass sie ein ähnliches Schicksal erwartete. Sie war mit ihrem roten Schleier in der Kapelle vor den Priester getreten und hatte ihr Ehegelübde gesprochen. Die flackernden Flammen der roten Kerzen hatten die Schatten auf dem mit blühendem Winterweißdorn bedeckten Altar tanzen lassen. Sie hatte an eine Liebe geglaubt, die ewig währen würde, und tief in ihrem Herzen tat sie das noch immer.

Ihre Freundin und Mentorin Esclarmonde wurde mitunter von Liebenden um Tinkturen und Kräuter gebeten, die die Zuneigung neu beleben oder festigen sollten. Wein, mit Minzeblättern und Pastinake erhitzt, für den Erhalt der Fruchtbarkeit, Sträusse aus gelben Primeln. Bei aller Hochachtung für Esclarmondes

Fähigkeiten hatte Alaïs derartige Ansinnen stets als abergläubischen Unfug abgetan. Sie wollte nicht glauben, dass Liebe sich so leicht täuschen und kaufen ließ.

Es gab andere, das wusste sie, die eine gefährlichere Magie anboten, dunkle Zaubersprüche, um treulose Liebende zu verhexen oder ihnen irgendwie Schaden zuzufügen. Esclarmonde warnte sie immer wieder vor solch dunklen Mächten, den offenkundigen Manifestationen der Herrschaft des Satans über diese Welt. Aus derlei Bösem konnte nichts Gutes entstehen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte Alaïs nun eine Ahnung, was Frauen zu derart verzweifelten Schritten treiben konnte.

»*Filha*.«

Alaïs sprang auf.

»Wo bist du gewesen?«, fragte Pelletier atemlos. »Ich hab dich überall gesucht.«

»Ich habe Euch nicht gehört, *Faire*«, sagte sie.

»Sobald Vicomte Trencavel seine Gemahlin und seinen Sohn begrüßt hat, beginnt die Arbeit, um die *Ciutat* auf die Belagerung vorzubereiten. In den kommenden Tagen wird es kaum Zeit für eine Verschnaufpause geben.«

»Wann rechnet Ihr mit Simeons Ankunft?«

»In frühestens ein oder zwei Tagen.« Er legte die Stirn in Falten. »Ich wünschte, ich hätte ihn überreden können, mit uns zu reisen. Aber er glaubt, er fällt unter den Menschen seines Volkes weniger auf. Mag sein, dass er Recht hat.«

»Und sobald er hier ist«, fragte sie weiter, »beschließt Ihr dann, was geschehen soll? Ich habe einen Verdacht, wer ...«

Alaïs verstummte, weil ihr klar wurde, dass sie ihre Theorie lieber zuerst erhärten sollte, bevor sie sich vor ihrem Vater zum Narren machte. *Und vor ihm*.

»Einen Verdacht?«, sagte er.

»Ach, nichts weiter«, erwiderte sie rasch. »Ich wollte bloß fragen, ob ich dabei sein könnte, wenn Ihr mit Simeon

spricht.«

Sein zerfurchtes Gesicht blickte sorgenvoll. Sie sah ihm an, dass er um eine Entscheidung rang.

»In Anbetracht der Dienste, die du uns bislang geleistet hast«, sagte er schließlich, »sei es dir erlaubt, mit anzuhören, was wir zu sagen haben. Aber« - er hob einen mahnenden Finger - »nur unter der Voraussetzung, dass du ausschließlich als Beobachterin dabei bist. Du wirst dich in keiner Weise mehr einmischen. Ich lasse nicht zu, dass du dich erneut in Gefahr begibst.« Begeisterung sprudelte in ihr hoch. *Ich werde ihn schon vom Gegenteil überzeugen, wenn es so weit ist.*

Sie senkte den Blick und faltete lammfromm die Hände im Schoß. »Natürlich, *Paire*. Ich werde Eurem Wunsch gehorchen.« Pelletier warf ihr einen Blick zu, hakte aber nicht weiter nach. »Ich muss dich noch um einen weiteren Dienst bitten, Alaïs. Vicomte Trencavel wird seine sichere Rückkehr nach Carcassona öffentlich feiern, solange sich die Nachricht vom Scheitern einer Einigung mit Toulouse noch nicht herumgesprochen hat. Dame Agnès wird heute Abend nicht in der Kapelle den Vespertagesdienst besuchen, sondern in der Kathedrale Sant-Nasari.« Er hielt inne. »Ich wünsche, dass du daran teilnimmst. Ebenso wie deine Schwester.«

Alaïs war verblüfft. Sie besuchte gelegentlich den Gottesdienst in der Kapelle des Chateau Comtal, und noch nie hatte ihr Vater etwas daran auszusetzen gehabt, dass sie den Gottesdiensten in der Kathedrale fernblieb.

»Ich weiß, du bist gewiss müde, doch Vicomte Trencavel hält es für wichtig, dass sein Verhalten - und das der Menschen, die ihm nahe stehen - derzeit keinen Anlass zur Kritik gibt. Falls es innerhalb der *Ciutat* Spione gibt - woran ich persönlich keinen Zweifel habe -, so wollen wir doch nicht, dass unsere religiösen Unterlassungen, so würde es nämlich ausgelegt werden, unseren Feinden zu Ohren kommen.«

»Es geht nicht darum, ob ich müde bin«, sagte sie aufgebracht. »Bischof de Rochefort und seine Priester sind Heuchler, allesamt. Das, was sie predigen, und das, was sie tun, sind zwei verschiedene Dinge.« Pelletier lief rot an, ob aus Zorn oder aus Verlegenheit, konnte sie nicht sagen. »Und Ihr, werdet Ihr auch am Gottesdienst teilnehmen?«, fragte sie.

Pelletier sah ihr nicht in die Augen. »Du wirst verstehen, dass Vicomte Trencavel mich in Anspruch nimmt.«

Alaïs funkelte ihn an. »Also gut«, sagte sie schließlich. »Ich werde Euch gehorchen, *Paire*. Aber erwartet nicht von mir, dass ich vor der Figur eines gebrochenen Mannes an einem Holzkreuz niederknie und bete.«

Einen Augenblick lang fürchtete sie, zu unverblümt gewesen zu sein. Doch zu ihrer Überraschung musste ihr Vater lachen. »Recht hast du«, sagt er. »Ich hätte nichts anderes von dir erwartet. Aber sei vorsichtig, Alaïs. Äußere derlei Gedanken nicht zu vorlaut. Vielleicht beobachten sie dich.«

Die nächsten Stunden verbrachte Alaïs in ihrem Gemach. Sie machte einen Breiumschlag aus frischem wildem Majoran für ihren steifen Hals und die geprellte Schulter. Dabei hörte sie dem arglosen Geplapper ihrer Dienerin zu.

Wie Rixende zu berichten wusste, waren die Ansichten über Alaïs' frühmorgendliche Flucht aus dem Chateau geteilt. Manche äußerten Bewunderung für Alaïs' Tapferkeit und Mut. Andere, darunter auch Oriane, tadelten sie scharf. Mit ihrem unbesonnenen Verhalten habe sie ihren Gemahl zum Narren gemacht. Schlimmer noch, sie habe den Erfolg der Mission gefährdet. Alaïs hoffte, dass Guilhem das nicht so sah, obwohl sie es befürchtete. Sein Denken bewegte sich meist auf viel begangenen Bahnen. Außerdem war er sehr empfindlich in seinem Stolz, und Alaïs wusste aus Erfahrung, dass sein

Wunsch nach Bewunderung und Ansehen bei Hofe ihn manchmal dazu brachte, Dinge zu sagen und zu tun, die seiner wahren Natur zuwiderliefen. Falls er das Gefühl hatte, gedemütigt worden zu sein, wusste sie nicht, wie er sich verhalten würde.

»Aber das können sie jetzt wohl nicht mehr sagen, Dame Alaïs«, sagte Rixende, während sie die Reste der Kompresse entfernte. »Alle sind wohlbehalten zurückgekehrt. Wenn das nicht beweist, dass Gott auf unserer Seite ist, was denn dann?«

Alaïs brachte ein schwaches Lächeln zustande. Sie vermutete, dass Rixende bald anderer Ansicht sein würde, wenn in der Cité bekannt wurde, wie die Dinge wirklich standen.

Die Glocken schlugen, und der Himmel war rosa und weiß gefleckt, als sie vom Château Comtal zu Sant-Nasari gingen. An der Spitze der Prozession schritt ein weiß gekleideter Priester, der ein goldenes Kreuz hoch in die Luft hielt. Die anderen Priester, Nonnen und Mönche folgten ihm.

Danach kamen Dame Agnès, die Gemahlinnen der Consuln und hinter ihnen die Hofdamen. Alaïs war gezwungen, neben ihrer Schwester zu gehen.

Oriane sprach kein einziges Wort mit ihr, kein gutes und kein böses. Wie immer zog sie die bewundernden Blicke der Menschen auf sich. Sie trug ein dunkelrotes Gewand mit einem kunstvollen gold-schwarzen Gürtel, der sehr eng saß, um ihre hohe Taille und die runden Hüften zu betonen. Das schwarze Haar war gewaschen und geölt, und sie hielt die Hände vorbildlich fromm vor sich gefaltet, sodass der Almosenbeutel, der an ihrem Handgelenk baumelte, von allen deutlich gesehen werden konnte.

Alaïs vermutete, dass der Beutel das Geschenk eines Bewunderers war, noch dazu eines reichen Bewunderers,

worauf der Perlenbesatz und die Goldstickerei schließen ließen.

Trotz der Feierlichkeit und dem Prunk spürte Alaïs unterschwellige Angst und Misstrauen.

Sie bemerkte François erst, als er sie leicht am Arm berührte. »Esclarmonde ist wieder da«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Ich komme direkt von ihr.«

Alaïs fuhr herum und sah ihn an. »Hast du mit ihr gesprochen?«

Er zögerte. »Das nicht, Herrin.«

Sogleich trat sie aus der Prozession heraus. »Ich gehe zu ihr.« »Herrin, vielleicht solltet Ihr warten, bis der Gottesdienst beendet ist?«, schlug er vor und warf einen Blick zum Eingang der Kirche. Alaïs folgte seinen Augen. Drei Mönche mit schwarzen Kapuzen standen Wache und passten offensichtlich auf, wer hineinging und wer nicht. »Es wäre bedauerlich, wenn Euer Fehlen ein schlechtes Licht auf Dame Agnès oder Euren Vater werfen würde. Das könnte als Zeichen Eurer Sympathie für den neuen Glauben gedeutet werden.«

»Natürlich, ja.« Sie überlegte einen Moment. »Aber sag Esclarmonde bitte, dass ich zu ihr komme, sobald ich kann.«

Alaïs tauchte die Finger in den *bénitier* und bekreuzigte sich mit Weihwasser, für den Fall, dass sie beobachtet wurde.

Sie suchte sich einen Platz im dicht gefüllten nördlichen Querschiff, möglichst weit weg von Oriane, ohne dass es allzu sehr auffiel. Kerzen flackerten hoch über dem Schiff in Leuchtern an der Decke. Von unten betrachtet, sahen sie aus wie gewaltige Stahlräder, die jeden Augenblick herabstürzen und die Sünder auf der Erde zerschmettern könnten.

Der Bischof war überrascht, seine in letzter Zeit stets

leere Kirche derart voll zu sehen, und seine Stimme war dünn und kraftlos, kaum vernehmbar über die Köpfe der zahllosen Menschen hinweg, die unruhig in der Hitze schnauften. Was für ein Gegensatz zu der Schlichtheit von Esclarmondes Kirche.

Und der Kirche ihres Vaters.

Die *Bons Homes* schätzten den inneren Glauben höher ein als äußerliche Pracht. Sie brauchten keine geweihten Bauten, keine abergläubischen Rituale, keinen demütigen Gehorsam. Das alles diente nur dazu, gewöhnliche Menschen auf Abstand zu Gott zu halten. Sie verehrten keine Bilder und warfen sich nicht vor Götzenbildern oder Foltergeräten auf die Knie. Für die *Bons Chrétiens* lag die Kraft Gottes im Wort. Sie brauchten nur

Bücher und Gebete, das gesprochene und vorgelesene Wort. Erlösung hatte nichts mit Almosen oder mit Sabbatgebeten zu tun, gesprochen in einer Sprache, die nur die Priester verstanden.

In ihren Augen standen alle gleichermaßen in der Gnade des Heiligen Vaters - Juden oder Sarazenen, Mann und Frau, die Tiere auf der Erde und die Vögel in der Luft. Es würde keine Hölle geben, keinen Tag des Jüngsten Gerichts, weil alle durch Gottes Gnade errettet werden würden, wenngleich auch manche dazu bestimmt waren, das Leben viele Male zu durchleben, ehe sie Gottes Königreich erlangten.

Alaïs hatte zwar noch nie an einem ihrer Gottesdienste teilgenommen, aber durch Esclarmonde waren ihr die Worte der Gebete und Rituale vertraut. Entscheidend war, dass die *Bons Chrétiens* in diesen bedrohlichen Zeiten gute Menschen waren, duldsame Menschen, friedliebende Menschen, die einen Gott des Lichtes verehrten, anstatt sich vor dem Zorn eines grausamen Gottes zu ducken, wie die Katholiken das taten.

Endlich vernahm Alaïs die Worte des *Benedictus*. Das war ein günstiger Augenblick, sich unauffällig

davonzuschleichen. Sie neigte den Kopf. Langsam, um ja keine Aufmerksamkeit zu erregen, die Hände noch immer gefaltet, schob Alaïs sich allmählich zum Ausgang.

Wenige Augenblicke später war sie frei.

Kapitel 35

Esclarmondes Haus lag im Schatten des Tour du Balthazar. Alaïs zögerte noch einen Moment, ehe sie an den Fensterladen klopfte. Durch das große Fenster zur Straße sah sie ihre Freundin drinnen umhergehen. Sie trug ein schlichtes grünes Gewand, und ihr grau gesträhtes Haar war nach hinten gebunden.

Ich weiß, dass ich Recht habe.

Alaïs verspürte tiefe Zuneigung zu Esclarmonde. Sie war sicher, dass sich ihre Vermutung als richtig erweisen würde. Esclarmonde blickte auf und winkte. Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht. »Alaïs. Herzlich willkommen. Wir haben Euch vermisst, Sajhë und ich.«

Der vertraute Duft nach Kräutern und Gewürzen drang Alaïs in die Nase, sobald sie durch die Tür in das ebenerdige Zimmer getreten war. Über einem kleinen Feuer in der Mitte des Raumes kochte Wasser in einem Topf. Ein Tisch, eine Bank und zwei Stühle standen an der Wand.

Ein schwerer Vorhang trennte den vorderen Teil des Raumes vom hinteren, wo Esclarmonde die Menschen empfing, die bei ihr Rat und Hilfe suchten. Da sie gerade keine Kunden hatte, war der Vorhang zurückgebunden. Auf langen Regalen standen Reihen von Tongefäßen, und Kräuter- und Trockenblumensträuße hingen von der Decke. Auf dem Tisch standen eine Lampe und ein Mörser mit Stößel, genau wie Alaïs einen hatte. Das war ein Hochzeitsgeschenk von Esclarmonde gewesen.

Über dem Behandlungsbereich war eine kleine Plattform, wo Esclarmonde und Sajhë schliefen und die über eine Leiter erreichbar war. Sajhë war gerade dort oben, und als er sah, wer gekommen war, stieß er einen Freudenschrei aus, rutschte die Leiter herunter und schlang Alaïs die Arme um die Taille. Sogleich erzählte er, was er alles erlebt hatte, seit sie sich das letzte Mal gesehen hatten.

Sajhë konnte gut erzählen, anschaulich und lebendig, und seine bernsteinfarbenen Augen blitzten vor Begeisterung, während er sprach.

»*Manhac*, du musst etwas für mich erledigen«, sagte Esclarmonde, nachdem sie ihn eine Weile hatte gewähren lassen. »Dame Alaïs wird dich bestimmt entschuldigen.« Sajhë wollte schon widersprechen, doch der Ausdruck im Gesicht seiner Großmutter bremste ihn. »Es wird nicht lange dauern.«

Alaïs zerzauste ihm das Haar. »Du bist ein guter Beobachter, Sajhë, und ein guter Erzähler. Vielleicht wirst du mal Dichter, wenn du erwachsen bist?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich will *chevalier* werden. Ich will kämpfen.«

»Sajhë«, sagte Esclarmonde streng. »Jetzt tu, was ich dir sage.« Sie nannte ihm die Namen einiger Leute, denen er die Nachricht überbringen sollte, dass zwei *parfaits* aus Albi in vier Tagen in dem Wäldchen östlich von Sant-Miquel sein würden. »Hast du dir alles gut gemerkt?« Er nickte. »Schön.« Sie lächelte, küsste ihn auf den Kopf und legte dann den Finger an die Lippen. »Und vergiss nicht: Nur die Leute, deren Namen ich dir genannt habe. Nun lauf. Je früher du dich auf den Weg machst, desto schneller bist du wieder zurück und kannst Dame Alaïs noch ein paar von deinen Geschichten erzählen.«

»Habt Ihr keine Sorge, dass er sich verplappern könnte?«, fragte Alaïs, als Esclarmonde die Tür hinter ihm schloss.

»Sajhë ist ein kluger Junge. Er wird sich an meine Anweisung halten und nur mit den Leuten sprechen, für die die Nachricht bestimmt ist.«

Sie lehnte sich aus dem Fenster und zog die Fensterläden zu. »Weiß jemand, dass Ihr hier seid?«

»Nur François. Er war es auch, der mir gesagt hat, dass Ihr zurück seid.«

Ein seltsamer Ausdruck erschien in Esclarmondes

Augen, aber sie sagte nichts weiter dazu. »Dann sollten wir's dabei belassen, è.« Sie setzte sich an den Tisch und bedeutete Alaïs, ebenfalls Platz zu nehmen.

»Nun, Alaïs. War Eure Reise nach Besièrs erfolgreich?«

Alaïs wurde rot. »Ihr habt davon gehört?«

»Ganz Carcassona weiß davon. Die Leute haben über kaum etwas anderes geredet.« Ihr Gesicht wurde ernst. »Ich habe mir Sorgen gemacht, als ich es erfuhr, weil man Euch doch erst kurz zuvor überfallen hatte.«

»Auch das wisst Ihr bereits? Da ich nichts von Euch hörte, dachte ich, Ihr wärt vielleicht nicht in der Stadt.«

»Keineswegs. Ich war im Chateau, gleich an dem Tag, als man Euch fand, doch François wollte mich nicht hereinlassen. Auf Anordnung Eurer Schwester durfte niemand ohne ihre Erlaubnis zu Euch.«

»Das hat er mir gar nicht erzählt«, sagte sie, verwundert über die Nachlässigkeit. »Und Oriane hat auch nichts gesagt, obwohl mich das weniger erstaunt.«

»Wie das?«

»Sie hat mich die ganze Zeit beobachtet, aber weniger aus Zuneigung als vielmehr mit irgendeinem Hintergedanken, so kam es mir jedenfalls vor.« Alaïs schwieg kurz. »Verzeiht mir, dass ich Euch nicht in mein Vorhaben eingeweiht habe, Esclarmonde, aber die Zeit zwischen Beschluss und Ausführung des Plans war einfach zu kurz.«

Esclarmonde winkte ab. »Lasst mich Euch erzählen, was hier geschehen ist, während Ihr unterwegs wart. Wenige Tage nachdem Ihr das Chateau verlassen hattet, kam ein Mann und fragte nach Raoul.«

»Raoul?«

»Der Bursche, der Euch im Obstgarten gefunden hat.« Esclarmonde lächelte gequält. »Seit dem Überfall auf Euch hat er eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil er sich als der große Held dargestellt hat. Wenn man ihn reden hörte, hätte man meinen können, er habe sich ganz allein

sämtlichen Heerscharen Saladins entgegengestellt, um Euer Leben zu retten.«

»Ich erinnere mich überhaupt nicht an ihn«, sagte Alaïs kopfschüttelnd. »Meint Ihr, er hat irgendwas gesehen?« Esclarmonde zuckte die Achseln. »Das bezweifle ich. Ihr wurdet ja schon über einen Tag vermisst, bevor Alarm geschlagen wurde. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Raoul den Überfall gesehen hat, sonst hätte er sich schon früher gemeldet. Wie dem auch sei, der Fremde hat Raoul angesprochen und ist mit ihm in die *taberna* >Sant Joan dels Evangelis< gegangen. Er hat ihm reichlich Bier spendiert, ihm geschmeichelt. Raoul ist bei all seiner Großspurigkeit und Prahlerei doch bloß ein Junge und ein Dummkopf noch dazu. Zu guter Letzt war er nämlich, als der Wirt schließlich zusperren wollte, nicht mehr in der Lage, ein Bein vors andere zu setzen. Sein Trinkkumpan versprach, ihn wohlbehalten nach Hause zu bringen.«

»Ja und?«

»Raoul ist nie zu Hause angekommen. Und er wurde seitdem auch nicht mehr gesehen.«

»Und der Mann?«

»Verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben. In der Schenke hat er behauptet, er käme aus Alzonne. Während Ihr in Besiers wart, hab ich mich dort umgehört. Da kannte ihn kein Mensch.«

»Dann werden wir also von dort nichts Näheres erfahren.« Esclarmonde schüttelte den Kopf. »Wie kam es, dass Ihr so spät in der Nacht im Hof wart?«, fragte sie. Ihre Stimme war ruhig und fest, doch die ernste Aufmerksamkeit hinter ihren Worten war nicht zu überhören.

Alaïs erzählte es ihr. Als sie geendet hatte, schwieg Esclarmonde einen Augenblick.

»Zwei Fragen drängen sich auf«, sagte sie schließlich. »Erstens, wer wusste, dass Euer Vater nach Euch geschickt hatte, denn ich glaube nicht, dass Eure Angreifer

zufällig dort waren. Zweitens, angenommen, sie haben nicht auf eigene Faust gehandelt, wer waren dann ihre Anstifter?»

»Niemand wusste davon. Ich hatte mit niemandem darüber gesprochen, wie mir mein Vater geraten hat.«

»François wusste Bescheid. Er hat Euch geholt.«

»Ja«, räumte Alaïs ein, »aber ich kann mir nicht vorstellen, dass François ...«

»Vielleicht hat jemand von der Dienerschaft gesehen, wie er zu Eurem Gemach ging, und gelauscht.« Sie betrachtete Alaïs mit ihren offenen und intelligenten Augen. »Warum seid Ihr Eurem Vater nach Besièrs gefolgt?«

Der jähe, unerwartete Themenwechsel überrumpelte Alaïs.

»Ich war ...«, begann sie, ernst, aber vorsichtig. Sie war zu Esclarmonde gekommen, um Antworten auf ihre Fragen zu finden. Stattdessen war nun sie es, die Antworten gab. »Er hatte mir ein Zeichen mitgegeben«, sagte sie, ohne Esclarmondes Gesicht aus den Augen zu lassen, »ein Zeichen, mit einem eingravierten Labyrinth. Das haben die Diebe mir geraubt. Und nach dem, was mein Vater mir erzählt hatte, fürchtete ich, mit jedem Tag, der verstrich, ohne dass mein Vater über das, was geschehen war, Bescheid wusste, könnte eine größere Gefahr für ... « Sie brach ab, wusste nicht, wie sie fortfahren sollte.

Anstatt beunruhigt dreinzublicken, lächelte Esclarmonde. »Habt Ihr ihm auch von dem Holzbrett erzählt, Alaïs?«, fragte sie leise. »An dem Abend vor seinem Aufbruch, ja, vor ... vor dem Überfall. Er war sehr aufgewühlt, erst recht, als ich zugeben musste, dass ich nicht wusste, woher es stammte.« Sie stockte. »Aber woher wisst Ihr, dass ich ... «

»Sajhë hat es gesehen, als er Euch beim Käsekauf auf dem Markt half, und er hat mir davon erzählt. Wie Ihr selbst schon bemerkt habt, hat er eine gute Beobachtungsgabe.«

»Seltsam, dass einem Elfjährigen so etwas auffällt.«

»Er wusste, welche Bedeutung es für mich hat«, erwiderte Esclarmonde.

»Wie der *merel*.«

Ihre Blicke trafen sich.

Esclarmonde zögerte. »Nein«, sagte sie und wählte ihre Worte mit Bedacht. »Nein, nicht ganz.«

»Ihr habt es?«, fragte Alaïs langsam.

Esclarmonde nickte.

»Aber warum habt Ihr nicht einfach darum gebeten? Ich hätte es Euch doch ohne weiteres gegeben.«

»An dem Abend, als Ihr verschwunden seid, war Sajhë bei Euch, um Euch darum zu bitten. Er hat gewartet und gewartet, und schließlich, als Ihr nicht in Euer Gemach zurückkehrtet, hat er es mitgenommen. Unter den gegebenen Umständen hat er gut daran getan.«

»Und Ihr habt es hier?«

Esclarmonde nickte.

Alaïs spürte ein Triumphgefühl in sich aufsteigen, stolz darauf, dass sie sich nicht getäuscht hatte: Ihre Freundin war die dritte Hüterin.

Ich habe das Muster gesehen. Es hat etwas in mir angesprochen. »Beantwortet mir eines, Esclarmonde«, sagte sie mit aufgeregter Eile. »Wenn das Brett Euch gehört, wieso wusste mein Vater nichts davon?«

Esclarmonde lächelte. »Aus demselben Grund, warum er nicht weiß, dass ich es habe. Weil Harif es so wollte. Um die Trilogie besser zu schützen.«

Alaïs brachte kein Wort heraus.

»Gut«, sagte Esclarmonde. »Und jetzt, wo wir einander verstehen, müsst Ihr mir alles erzählen, was Ihr wisst.«

Esclarmonde hörte aufmerksam zu, bis Alaïs mit ihrer Geschichte fertig war.

»Und Simeon ist jetzt unterwegs nach Carcassona?«

»Ja, doch das Buch hat er meinem Vater zur Aufbewahrung gegeben.«

»Eine kluge Vorsichtsmaßnahme.« Sie nickte. »Ich freue mich darauf, ihn besser kennen zu lernen. Er scheint ein feiner Mensch zu sein.«

»Ich mochte ihn sehr«, gab Alaïs zu. »In Besiers war mein Vater enttäuscht darüber, dass Simeon nur eines der Bücher hatte. Er glaubte, er hätte noch alle beide.«

Esclarmonde wollte gerade antworten, als plötzlich laut gegen die Fensterläden und die Tür gehämmert wurde.

Beide Frauen sprangen auf.

»*Atencion! Atencion!*«

»Was ist das? Was ist los?«, rief Alaïs.

»Soldaten! In Abwesenheit Eures Vaters hat es viele Durchsuchungen gegeben.«

»Aber wonach suchen sie denn?«

»Nach Verbrechen, behaupten sie, aber in Wahrheit nach *Bons Homes*.«

»Und wer hat das angeordnet? Die Consuln?«

Esclarmonde schüttelte den Kopf.

»Berenger de Rochefort, unser edler Bischof, der spanische Mönch Domingo de Guzman und seine Klosterbrüder, Legaten, wer weiß das schon so genau? Sie stellen sich nicht vor, wenn sie kommen.«

»Aber das verstößt gegen unsere Gesetze. Man kann doch nicht einfach ...«

Esclarmonde hob einen Finger an die Lippen. »Pssst. Vielleicht ziehen sie ja an unserem Haus vorbei.«

Im selben Augenblick wurde so heftig gegen die Tür getreten, dass Holzsplitter in den Raum prasselten. Der Riegel gab nach, und die Tür knallte gegen die Steinwand. Zwei Bewaffnete, die Gesichter unter Helmen mit geschlossenem Visier verborgen, stürmten herein.

»Ich bin Alaïs du Mas, Tochter von Intendant Pelletier. Ich möchte wissen, auf wessen Befehl Ihr handelt.«

Die Eindringlinge senkten weder ihre Waffen, noch hoben sie das Visier.

»Ich verlange ...«

Etwas Rotes leuchtete an der Tür auf, und zu ihrem Entsetzen erkannte Alaïs Oriane. »Schwester! Was führt dich her und auf diese Weise?«

»Unser Vater schickt mich. Ich soll dich zurück ins Château Comtal geleiten. Ihm ist bereits zu Ohren gekommen, dass du den Vespergottesdienst ein wenig überhastet verlassen hast, und er fürchtete, dir könnte ein Missgeschick zugestoßen sein. Daher bat er mich, dich zu suchen.«

Du lügst.

»So etwas würde er niemals denken, es sei denn, du hast es ihm eingeredet«, sagte sie sofort. Alaïs sah zu den Soldaten hinüber. »War das auch seine Idee? Eine bewaffnete Wache mitzubringen?«

»Wir haben alle nur das Beste für dich im Sinn«, sagte Oriane mit einem leisen Lächeln. »Zugegeben, sie waren vielleicht ein bisschen übereifrig.«

»Du musst dir keine Mühe mehr machen. Sobald ich hier fertig bin, komme ich ins Château zurück.«

Plötzlich bemerkte Alaïs, dass Oriane gar nicht zuhörte. Ihre Blicke wanderten durch den Raum. Alaïs spürte, wie sich ihr Magen kalt zusammenkrampfte. Ob Oriane ihr Gespräch belauscht hatte?

Sofort wechselte sie die Taktik. »Aber eigentlich kann ich auch gleich mitkommen. Ich habe hier so weit alles erledigt.«

»Alles erledigt, Schwester?«

Oriane schritt langsam durch den Raum, fuhr mit der Hand über die Stuhllehnen und die Tischplatte. Sie klappte den Deckel der

Truhe in der Ecke auf, ließ ihn dann achtlos wieder zufallen. Alaïs beobachtete sie nervös.

Auf der Schwelle von Esclarmondes Behandlungszimmer blieb sie stehen. »Was machst du eigentlich da drin, *sorcière*?«, fragte Oriane verächtlich, das erste Mal, dass sie Esclarmonde überhaupt zur Kenntnis nahm.

»Quacksalberei, Zaubermittel für die Dummen?« Sie reckte den Kopf hinein, wandte sich dann mit angewiderter Miene ab. »Es gibt viele, die dich für eine Hexe halten, Esclarmonde de Servian, eine *faitilhièr*, wie das einfache Volk sagt.«

»Ihr könnt Euch gerne umschauen, Dame Oriane, wenn es Euch gefällt«, sagte Esclarmonde höflich.

»Wie kannst du es wagen, so mit ihr zu sprechen!«, entfuhr es Alaïs.

Plötzlich packte Oriane den Arm ihrer Schwester. »Das reicht jetzt«, sagte sie und grub ihre scharfen Fingernägel in Alaïs' Haut. »Du hast gesagt, du bist hier fertig, also gehen wir.«

Ehe sie sich versah, war Alaïs schon draußen auf der Straße. Die Soldaten waren so dicht hinter ihr, dass sie ihren Atem im Nacken spürte. Eine flüchtige Erinnerung an Biergeruch, eine schwielige Hand auf ihrem Mund.

»Schneller«, sagte Oriane und stieß sie in den Rücken.

Um Esclarmondes willen hatte Alaïs keine andere Wahl, als Oriane zu gehorchen. An der Straßenecke konnte sie noch einen letzten Blick über die Schulter werfen. Esclarmonde stand in der Tür und sah ihnen nach. Rasch hob sie einen Finger an die Lippen. Eine deutliche Warnung, nichts zu sagen.

Kapitel 36

Im *donjon* rieb Pelletier sich die Augen und reckte die Arme, um die Steifheit aus den Gliedern zu vertreiben.

Seit Stunden wurden Boten vom Chateau Comtal entsandt, um all jenen von den sechzig Vasallen Trencavels einen Brief zu überbringen, die nicht schon auf dem Weg nach Carcassonne waren. Die stärksten Vasallen waren im Grunde unabhängig, daher hatte Pelletier Raymond-Roger nahe gelegt, zu überzeugen und zu bitten, statt zu befehlen. In jedem Brief war die Bedrohung in klaren Worten dargelegt. Die Franzosen sammelten sich an ihren Grenzen und bereiteten eine Invasion vor, wie sie der Midi noch nicht erlebt hatte. Die Garnison in Carcassonne musste verstärkt werden. Die Vasallen sollten ihre Treuepflicht erfüllen und mit allen kampfstarken Männern kommen, die sie aufbieten konnten.

»*A la perfin*«, sagte Trencavel und weichte das Wachs über der Kerzenflamme auf, ehe er sein Siegel auf den letzten Brief drückte. Endlich.

Pelletier kehrte an die Seite des Vicomte zurück und nickte Jehan Congost zu. Normalerweise achtete er kaum auf Orianes Gemahl, doch heute musste er zugeben, dass Congost und seine Schreiber unermüdlich und tüchtig gearbeitet hatten. Jetzt, da der Diener das abschließende Schreiben zum letzten wartenden Boten brachte, gab Pelletier auch den *escrivains* die Erlaubnis zu gehen. Nachdem Congost sich erhoben hatte, standen sie einer nach dem anderen auf, ließen die steifen Fingerknöchel knacken, rieben sich die müden Augen und sammelten ihre Pergamentrollen, Federn und Tintenfässchen ein. Pelletier wartete, bis er und Vicomte Trencavel allein waren.

»Ihr solltet Euch ausruhen, *Messire*«, sagte er. »Ihr müsst mit Euren Kräften haushalten.«

Trencavel lachte. »*Forga e vertu*«, sagte er, die gleichen

Worte, die er in Beziars gesprochen hatte. Kraft und Mut. »Seid unbesorgt, Bertrand, es geht mir gut. So gut wie nie.« Der Vicomte legte eine Hand auf Pelletiers Schulter. »Aber Ihr, mein alter Freund, seht aus, als könntet Ihr ein wenig Ruhe gebrauchen.« »Ich gestehe, der Gedanke ist verlockend, *Messire*«, erwiderte er. Die vielen unruhigen Nächte waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

»Heute Nacht werden wir wieder in unseren eigenen Betten schlafen, Bertrand, obwohl ich fürchte, dass es bis dahin noch ein Weilchen hin ist, zumindest für uns.« Sein schönes Gesicht wurde ernst. »Ich muss mich so bald wie möglich mit den Consuln treffen, mit allen, die sich so kurzfristig zusammentrommeln lassen.«

Pelletier nickte. »Was ist Euer Ansinnen?«

»Selbst wenn alle unsere Vasallen meinem Aufruf folgen und ein ansehnliches Kontingent Soldaten mitbringen, brauchen wir mehr Männer.« Er breitete die Hände aus.

»Ihr wünscht, dass die Consuln eine Kriegskasse einrichten?« »Wir brauchen genug, um uns die Dienste von disziplinierten, schlachterprobten Söldnern zu kaufen, Aragonesen oder Katalanen, je näher, desto besser.«

»Habt Ihr schon eine Erhöhung der Steuern erwogen? Vielleicht auf Salz? Oder Weizen?«

»Dafür ist es noch zu früh. Vorläufig möchte ich die notwendigen Mittel lieber durch freiwillige Gaben als durch Zwang aufbringen.« Er hielt inne. »Falls das scheitert, dann werde ich strengere Maßnahmen in Erwägung ziehen. Wie stehen die Arbeiten an der Festung?«

»Sämtliche Steinmetze und Zimmerleute innerhalb der *Ciutat*, von Sant-Vicens und Sant-Miquel und aus den Dörfern im Norden sind herbeigerufen worden. Es wurde schon damit begonnen, das Chorgestühl in der Kathedrale und im Refektorium der Priester abzubauen.«

Trencavel grinste. »Das wird Berenger de Rochefort nicht gefallen !«

»Der Bischof wird es hinnehmen müssen«, knurrte

Pelletier. »Wir brauchen alles Holz, das wir in kürzester Zeit auftreiben können, um möglichst bald mit dem Bau der *ambans* und *cade-falcs* anfangen zu können. Und die schnellste Holzquelle sind nun einmal sein Palast und das Kloster.«

Raymond-Roger hob die Hände in gespielter Kapitulation. »Ich zweifle Eure Entscheidung nicht an«, sagte er lachend. »Unsere Brustwehren und Wehrgänge sind wichtiger als die Behaglichkeit des Bischofs! Sagt mir, Bertrand, ist Pierre-Roger de Cabaret bereits eingetroffen?«

»Noch nicht, *Messire*, doch er wird stündlich erwartet.«

»Sendet ihn sogleich zu mir, wenn er kommt, Bertrand. Wenn möglich, möchte ich das Gespräch mit den Consuln verschieben, bis er hier ist. Sie haben Hochachtung vor ihm. Schon irgendeine Botschaft von Termenes oder Foix?«

»Noch nicht, *Messire*.«

Einige Zeit später stand Pelletier auf dem Cour d'Honneur, die Hände in die Hüften gestemmt, und sah erfreut, wie rasch die Arbeit voranschritt. Es wurde gesägt und gehämmert, rumpelnde Karren lieferten Holz, Nägel und Teer an, in der Schmiede loderte fauchend das Feuer.

Aus den Augenwinkeln bemerkte er Alaïs, die über den Hof auf ihn zugerannt kam. Er runzelte die Stirn.

»Wieso habt Ihr Oriane hinter mir hergeschickt, um mich zu holen?«, wollte sie wissen, als sie bei ihm war.

Er blickte verwirrt. »Oriane? Dich von wo zu holen?«

»Ich habe eine Freundin besucht, Esclarmonde de Servian, im südlichen Viertel der *Ciutat*. Plötzlich tauchte Oriane mit zwei Soldaten auf und hat gesagt, Ihr hättet sie geschickt, damit sie mich zurück ins Château bringt.« Sie betrachtete prüfend das Gesicht ihres Vaters, sah aber nur Verblüffung. »Sagt sie die Wahrheit?«

»Ich habe Oriane gar nicht gesehen.«

»Dann habt Ihr auch noch nicht, wie Ihr mir

versprochen habt, mit ihr über ihr Verhalten während Eurer Abwesenheit geredet?»

»Ich bin noch nicht dazu gekommen.«

»Ich flehe Euch an, unterschätzt sie nicht. Sie weiß etwas, etwas, das Euch schaden könnte, da bin ich mir ganz sicher.«

Pelletiers lief rot an. »Ich dulde nicht, dass du deine Schwester beschuldigst. Das muss ein ... «

»Das Holzbrett mit dem Labyrinth gehört Esclarmonde«, platzte sie heraus.

Er verstummte jäh, als hätte sie ihn geohrfeigt. »Was? Was soll das heißen?«

»Simeon hat es der Frau mitgegeben, die das zweite Buch abgeholt hat.«

»Das kann nicht sein«, sagte er mit solcher Inbrunst, dass Alaïs einen Schritt zurückwich.

»Esclarmonde ist die dritte Hüterin«, beeilte sie sich zu sagen, bevor er sie unterbrechen konnte. »Die Schwester in Carcassona, von der Harif geschrieben hat. Sie wusste auch von dem *merel*.« »Und Esclarmonde hat gesagt, dass sie eine Hüterin ist?«, fragte er. »Denn wenn sie das getan hat, dann ...«

»Ich hab sie nicht direkt gefragt«, entgegnete Alaïs mit Nachdruck und fügte dann hinzu: »Es ergibt Sinn, *Paire*. Sie ist genau die Art von Mensch, die Harif aussuchen würde.« Sie überlegte kurz. »Was wisst Ihr über Esclarmonde?«

»Ich kenne ihren Ruf als weise Frau. Und ich habe Grund, ihr für die Liebe und Aufmerksamkeit dankbar zu sein, die sie dir entgegenbringt. Sie hat einen Enkel, sagst du?« »Einen Enkel, ja. Sajhë. Er ist elf. Esclarmonde stammt aus Ser- vian, *Messire*. Sie kam nach Carcassona, als Sajhë noch ganz klein war. Das passt zeitlich alles zu dem, was Simeon erzählt hat.«

»Intendant Pelletier.«

Beide wandten sich um und sahen einen Diener auf sie

zugeeilt kommen.

»*Messire*, Vicomte Trencavel bittet Euch, sogleich in seine Gemächer zu kommen. Pierre-Roger de Cabaret ist eingetroffen.« »Wo ist François?«

»Das weiß ich nicht, *Messire*.«

Pelletier starrte ihn finster an. »Sag meinem Herrn, dass ich ihm umgehend zu Diensten bin«, stieß er schroff hervor. »Und dann such François und schick ihn zu mir. Der Mann ist nie da, wo er sein sollte.« Abrupt wandte er sich wieder Alaïs zu.

»Sprecht doch wenigstens mit Esclarmonde«, flehte sie. »Hört Euch an, was sie zu sagen hat. Ich kann ihr etwas von Euch aus- richten.«

Er zögerte, dann gab er nach. »Wenn Simeon hier ist, werde ich mir anhören, was deine weise Frau zu sagen hat.«

Pelletier stieg die Treppe hinauf. Oben angekommen, blieb er stehen.

»Noch eines, Alaïs. Woher wusste Oriane, wo sie dich finden kann?«

»Sie muss mir von Sant-Nasari gefolgt sein, obwohl ...« Sie stockte, weil ihr klar wurde, dass Oriane gar nicht die Zeit gehabt hätte, sich zunächst zwei Soldaten als Eskorte zu suchen und dann so schnell bei Esclarmonde aufzutauchen. »Ich weiß es nicht«, gestand sie. »Aber ich bin sicher, dass ...«

Doch Pelletier war schon weg. Alaïs ging über den Hof und stellte erleichtert fest, dass Oriane nirgends zu sehen war. Plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen.

Was, *wenn sie zurückgegangen ist?*

Alaïs raffte ihre Gewänder und rannte los.

Sobald sie um die Ecke in Esclarmondes Straße einbog, sah Alaïs, dass ihre Furcht berechtigt gewesen war. Die Fensterläden hingen schief in den Angeln, und die Tür war einfach aus dem Rahmen gerissen worden.

»Esclarmonde«, rief sie. »Seid Ihr da?«

Alaïs trat ins Haus. Die Möbel waren umgekippt, die Stuhllehnen gesplittert wie gebrochene Knochen. Der Inhalt der Truhe lag achtlos auf der Erde verstreut, und die Reste des Feuers waren durchwühlt worden, sodass weiche graue Ascheflocken den Boden bedeckten.

Sie stieg ein paar Sprossen die Leiter hinauf. Alles war zerfetzt, Stroh, Bettzeug und Federn lagen auf den Holzlatten des Schlafbereichs. Die Spuren von Piken und Schwertern, die sich durch den Stoff gebohrt hatten, waren deutlich zu erkennen.

In Esclarmondes Behandlungszimmer war die Verwüstung am größten. Der Vorhang war von der Decke gerissen worden, die Scherben zerschmetterter Krüge und Schalen lagen in Lachen von verschütteten Flüssigkeiten und Arzneien, braun und weiß und dunkelrot. Kräuter, Blüten und Blätter waren regelrecht in den Erdboden hineingetrampelt worden.

War Esclarmonde hier gewesen, als die Soldaten zurückkehrten? Alaïs stürzte wieder nach draußen, hoffte, jemanden zu finden, der ihr erzählen konnte, was passiert war. Überall auf der Straße waren die Türen verschlossen und die Fenster verrammelt. »Dame Alaïs.«

Zuerst glaubte sie, sich getäuscht zu haben. »Dame Alaïs.«

»Sajhë?«, flüsterte sie. »Sajhë? Wo steckst du?«

»Hier oben.«

Alaïs trat aus dem Schatten des Hauses und blickte nach oben. In der Dämmerung konnte sie nur einen dunkelblonden Haarschopf und zwei bernsteinfarbene Augen erkennen, die unter den schrägen Dachtraufen des Hauses hervorspähten.

»Sajhë«, sagte sie erleichtert. »Komm da runter. Du brichst dir noch den Hals!« »Keine Sorge«, erwiderte er grinsend. »Ich klettere oft hier rauf. Ich kann mich auch übers Dach ins Chateau Comtal und wieder rausschleichen.«

»Mag sein, aber mir wird schwindelig davon. Komm herunter.« Alaïs hielt den Atem an, als Sajhë sich mit Schwung von der Dachkante baumeln und dann vor ihr auf den Boden fallen ließ. »Was ist passiert? Wo ist Esclarmonde?«

»*Menina* ist in Sicherheit. Sie hat gesagt, ich soll hier auf Euch warten. Sie wusste, dass Ihr kommen würdet.«

Alaïs warf einen Blick über die Schulter und zog den Jungen in den Schutz eines Hauseingangs. »Was ist passiert?«, wiederholte sie drängend.

Sajhë blickte unglücklich nach unten auf seine Füße. »Die Soldaten sind zurückgekommen. Ich hab das meiste durchs Fenster gehört. *Menina* hatte sich gedacht, dass sie zurückkommen, sobald Eure Schwester Euch zum Château gebracht hat, deshalb haben wir, gleich als Ihr fort wart, alles Wichtige zusammengepackt und uns im Keller versteckt.« Er atmete tief durch. »Sie waren sehr schnell. Wir haben gehört, wie sie von Tür zu Tür gegangen sind und die Nachbarn nach uns ausgefragt haben. Und ich konnte sie über uns herumtrampeln hören, der Boden hat gezittert, aber die Falltür haben sie nicht gefunden. Ich hatte Angst.« Er brach ab, und alles Schelmische war aus seiner Stimme verschwunden. »Sie haben *Meninas* Töpfe zerbrochen. Ihre ganzen Arzneien.«

»Ich weiß«, sagte sie sanft. »Ich habe es gesehen.«

»Die haben gar nicht mehr aufgehört herumzuschreien. Sie haben gesagt, sie wären auf der Suche nach Häretikern, aber sie haben gelogen, glaube ich. Sie haben nämlich nicht die üblichen Fragen gestellt.«

Alaïs hob sein Kinn leicht mit den Fingerspitzen, sodass er sie ansah. »Ich muss dich etwas sehr Wichtiges fragen, Sajhë. Waren das dieselben Soldaten, die vorher hier waren? Hast du sie gesehen?«

»Nein, hab ich nicht.«

»Ist nicht schlimm«, sagte sie rasch, als sie merkte, dass er den Tränen nahe war. »Du bist sehr mutig gewesen. Du

warst bestimmt ein großer Trost für Esclarmonde.« Sie zögerte. »War noch jemand bei ihnen?«

»Ich glaube nicht«, sagte er niedergeschlagen. »Ich hab sie nicht aufhalten können.«

Alaïs legte die Arme um ihn, als ihm die erste Träne über die Wange lief.

»Nicht weinen, es wird alles wieder gut. Sei nicht traurig. Du hast getan, was du tun konntest, Sajhë. Keiner von uns hätte mehr tun können.«

Er nickte.

»Wo ist Esclarmonde jetzt?«

»In einem Haus in Sant-Miquel«, schluchzte er. »Sie sagt, wir sollen da warten, bis Ihr uns sagt, dass Intendant Pelletier kommt.« Alaïs horchte auf. »Hat Esclarmonde das wirklich gesagt, Sajhë?«, fragte sie nach. »Dass sie auf eine Nachricht von meinem Vater wartet?«

Sajhë sah sie ratlos an. »Stimmt das denn nicht?«

»Doch, doch, ich kann mir nur nicht vorstellen, wie ...« Alaïs sprach den Satz nicht zu Ende. »Mach dir keine Gedanken. Das ist unwichtig.« Sie wischte ihm das Gesicht mit ihrem Tuch ab. »Brav. So ist es gut. Mein Vater möchte mit Esclarmonde sprechen, aber er wartet auf die Ankunft eines weiteren ... eines Freundes, der aus Besiers unterwegs hierher ist.«

Sajhë nickte. »Simeon.«

Alaïs sah ihn verblüfft an. »Ja«, sagte sie und musste lächeln. »Simeon. Sag, Sajhë, gibt es eigentlich irgendetwas, was du nicht weißt?«

Er brachte ein Grinsen zu Wege. »Nicht viel.«

»Richte Esclarmonde aus, dass ich meinem Vater erzählen werde, was geschehen ist, aber sag ihr, es ist besser, wenn sie - ihr beide - vorläufig in Sant-Miquel bleibt.«

Er überraschte sie, indem er ihre Hand nahm. »Sagt es Ihr selbst«, schlug er vor. »Sie wird froh sein, Euch zu sehen. Und Ihr könntet noch ein bisschen miteinander

reden. *Menina* hat gesagt, Ihr musstet fort, bevor Ihr Euer Gespräch beendet hattet.«

Alaïs blickte nach unten in seine bernsteinfarbenen Augen, die vor Begeisterung strahlten. »Kommt Ihr?«

Sie lachte. »Dir zuliebe, Sajhë? Natürlich. Aber nicht jetzt. Es ist zu gefährlich. Vielleicht beobachten sie das Haus. Ich werde euch Nachricht schicken.«

Sajhë nickte. »*Deman al vespre*«, sagte er und war gleich darauf verschwunden.

Kapitel 37

Jehan Congost hatte seine Frau kaum gesehen, seit er aus Montpellier zurück war. Oriane hatte ihn nicht willkommen geheißen, wie es sich geziemte, hatte keinerlei Achtung vor der Mühsal und den Demütigungen gezeigt, die er erdulden musste. Außerdem hatte er ihr sündhaftes Verhalten in ihrem Gemach kurz vor seinem Aufbruch nicht vergessen.

Er schimpfte vor sich hin, während er über den Hof hastete und den Wohnbereich betrat. Pelletiers Diener François kam ihm entgegen. Congost hielt ihn für unzuverlässig und eingebildet, jemand, der ständig überall herumschlich und alles seinem Herrn und Meister berichtete. Es gab keinerlei Grund dafür, warum er um diese Tageszeit hier im Wohnbereich war. François verneigte sich vor ihm. »*Ecrivain*.«

Congost schenkte ihm keine Beachtung.

Als er seine Wohnräume erreichte, hatte Congost sich inzwischen in selbstgerechte Wut hineingesteigert. Es war an der Zeit, Oriane eine Lektion zu erteilen. Er konnte nicht zulassen, dass ein derartig dreister und vorsätzlicher Ungehorsam ungestraft blieb. Ohne anzuklopfen, stieß er die Tür auf.

»Oriane! Wo seid Ihr? Kommt her.«

Das Zimmer war leer. Aus Zorn, sie nicht vorzufinden, fegte er alles vom Tisch. Schüsseln zerbrachen, Kerzenhalter polterten auf den Boden. Er marschierte zum Kleiderschrank und zog alles heraus, dann riss er die Decken vom Bett, die Wäsche mit ihrer Wollust darauf.

Erbost ließ sich Congost auf einen Stuhl sinken und betrachtete sein Werk. Zerfetzte Stoffe, zersprungene Schüsseln, Kerzen. Daran war Oriane schuld, mit ihrem verwerflichen Verhalten. Er ging los, um Guirande zu finden, die das Durcheinander auf- räumen sollte, und sann dabei über Möglichkeiten nach, wie er sein

widerspenstiges Weib gefügig machen könnte.

Die Luft war feucht und drückend, als Guilhem aus dem Badehaus kam und Guirande erblickte, die auf ihn wartete. Ihr Mund war zu einem leichten Lächeln verzogen.

Seine Stimmung verschlechterte sich. »Was ist denn?«

Sie kicherte und sah ihn unter langen dunklen Wimpern hinweg an.

»Was ist?«, sagte er barsch. »Wenn du was zu sagen hast, dann sag es, ansonsten lass mich in Ruhe.«

Guirande beugte sich vor und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Er richtete sich auf. »Was will sie?«

»Das kann ich nicht sagen, *Messire*. Meine Herrin vertraut mir ihre Wünsche nicht an.«

»Du bist eine schlechte Lügnerin, Guirande.«

»Habt Ihr eine Nachricht für sie?«

Er zögerte. »Sag deiner Herrin, dass ich gleich komme.« Er drückte ihr eine Münze in die Hand. »Und halt den Mund.«

Er sah ihr nach, dann ging er in die Mitte des Hofes und setzte sich unter die Ulme. Er musste nicht hingehen. Warum sich dieser Versuchung aussetzen? Es war zu gefährlich. *Sie* war zu gefährlich.

Er hatte es nie so weit kommen lassen wollen. Eine Winternacht, nackte Haut in Pelze gehüllt, sein Blut erhitzt vom Glühwein und der Freude der Jagd. Eine Art Wahnsinn war über ihn gekommen. Er war betört worden.

Am nächsten Morgen war er mit Gewissensbissen erwacht und hatte sich geschworen, dass es nie wieder passieren würde. In den ersten Monaten nach seiner Heirat hatte er den Schwur gehalten. Dann war wieder so eine Nacht gekommen, dann eine dritte und eine vierte. Sie überwältigte ihn, nahm seine Sinne gefangen.

Jetzt, angesichts der derzeitigen Lage, war ihm noch mehr daran gelegen, die Affäre geheim zu halten. Aber er musste sich vorsehen. Es war wichtig, die Sache gut zu

Ende zu bringen. Er würde diese Verabredung nur einhalten, um ihr zu sagen, dass sie sich nicht mehr treffen durften.

Er stand auf und ging zum Obstgarten, ehe ihn der Mut verließ. An dem kleinen Tor blieb er stehen, eine Hand schon am Riegel, und rang mit sich. Dann sah er sie unter der Weide stehen, eine schattenhafte Gestalt im schwächer werdenden Licht. Das Herz pochte ihm laut in der Brust. Sie sah aus wie ein dunkler Engel, das offene Haar, in der Dämmerung glänzend tiefschwarz, fiel ihr lockig über den Rücken.

Guilhem atmete tief durch. Er sollte umkehren. Doch plötzlich, als hätte sie seine Unschlüssigkeit gespürt, drehte Oriane sich um, und er fühlte die Macht ihres Blickes, der ihn zu ihr zog. Er befahl seinem *ecuyer*, Wache zu halten, dann trat er durch die Pforte auf das weiche Gras und ging auf sie zu.

»Ich fürchtete schon, Ihr würdet nicht kommen«, sagte sie, als er bei ihr war.

»Ich kann nicht lange bleiben.«

Er spürte ihre warmen Fingerspitzen über seine Hand streichen, dann ihre Hand sacht auf seinem Unterarm.

»Dann verzeiht, dass ich Euch belästige«, raunte sie und schmiegte sich an ihn.

»Man wird uns sehen«, zischte er und wollte sich von ihr lösen. Oriane neigte den Kopf, und er roch ihren Duft, versuchte das Begehren zu missachten, das sich in ihm rührte. »Warum sprecht Ihr so barsch mit mir?«, sagte sie flehend. »Es ist niemand hier, der uns sehen könnte. Euer *ecuyer* bewacht das Tor. Außerdem sind heute Nacht alle viel zu beschäftigt, um auf uns zu achten.«

»So beschäftigt sind sie auch wieder nicht, dass sie gar nichts mehr bemerken«, widersprach er. »Alle halten Augen und Ohren auf. Hoffen auf irgendwas, das sie zu ihrem Vorteil nutzen können.«

»Was für garstige Gedanken«, murmelte sie und

streichelte sein Haar. »Vergesst die anderen. Denkt hier und jetzt nur noch an mich.« Oriane war ihm jetzt so nahe, dass er ihren Herzschlag durch den dünnen Stoff des Gewandes spürte. »Warum seid Ihr so kalt? Habe ich irgendetwas Kränkendes gesagt?«

Er merkte, wie sein Wille erlahmte, je heißer sein Blut wurde. »Oriane, was wir tun, ist Sünde. Das wisst Ihr. Wir hintergehen Euren Mann und meine Frau mit unserer unheiligen ...« »Liebe?«, schlug sie vor und lachte, ein lieblicher, heller Klang, der ihm das Herz stocken ließ. »Liebe ist keine Sünde, sie ist eine Tugend, die das Schlechte gut und das Gute besser macht. Ihr wisst doch, was die Troubadoure singen.«

Unwillkürlich hatte er ihr schönes Gesicht in beide Hände genommen.

»Aber das ist nur Dichtung. Die Wahrheit unserer Gelübde ist etwas ganz anderes. Oder wollt Ihr mich unbedingt missverstehen?« Er holte tief Luft. »Ich will damit sagen, dass wir uns nicht mehr treffen dürfen.«

Er merkte, wie sie in seinen Armen erstarrte. »Wollt Ihr mich nicht mehr?«, flüsterte sie. Ihr offenes, volles Haar war über ihr Gesicht gefallen und verbarg es vor ihm.

»Nicht«, sagte er, doch sein Widerstand wurde schwächer.

»Was kann ich tun, um Euch meine Liebe zu beweisen?«, fragte sie mit so zittriger, so leiser Stimme, dass er sie kaum verstand. »Wenn ich Euer Missfallen erregt habe, *Messire*, dann sagt es mir.«

Er schob seine Finger zwischen ihre. »Ihr habt nichts falsch gemacht. Ihr seid wunderschön, Oriane, Ihr seid ...« Er verstummte, fand nicht mehr die richtigen Worte. Die Fibel an Orianes Mantel löste sich, der weiche, schimmernde Stoff glitt von ihren Schultern und sammelte sich wie Wasser um ihre Füße. Sie sah so verletzlich aus, so hilflos, dass er sie am liebsten in die Arme geschlossen hätte.

»Nein«, stammelte er. »Ich kann nicht ...«

Guilhem versuchte Alaïs' Gesicht heraufzubeschwören, stellte sich ihren ruhigen Blick vor, wenn sie ihn ansah, ihr vertrauensvolles Lächeln. Er, so ungewöhnlich das für einen Mann seines Ranges und Ansehens auch war, glaubte an sein Ehegelübde. Er wollte sie nicht betrügen. In den ersten Tagen ihrer Ehe hatte er sie in der Stille des Gemachs mitunter beim Schlafen beobachtet, und in diesen Augenblicken war ihm klar geworden, dass er durch ihre Liebe ein besserer Mensch war - ein besserer Mensch *werden* könnte.

Er wollte sich losreißen. Doch jetzt klang ihm nur noch Orianes Stimme in den Ohren, zusammen mit dem gehässigen Gerede am Hof, dass Alaïs ihn zum Narren gemacht habe, indem sie ihm nach Beziers gefolgt war. Das Rauschen in seinem Kopf schwoll an, übertönte Alaïs' helle Stimme. Ihr Bild wurde schwächer, blasser. Sie entfernte sich von ihm und ließ ihn allein mit dieser Versuchung.

»Ich bete Euch an«, flüsterte Oriane und schob eine Hand zwischen seine Beine. Trotz aller guten Vorsätze schloss er die Augen, konnte ihrer leise raunenden Stimme nicht widerstehen. Sie war wie der Wind in den Bäumen. »Seit Ihr aus Besiers zurück seid, habe ich Euch kaum gesehen.« Guilhem wollte etwas sagen, aber seine Kehle war wie ausgetrocknet. »Es heißt, Vicomte Trencavel schätzt Euch von all seinen *chevaliers* am meisten«, sagte sie.

Guilhem konnte die Worte nicht mehr voneinander unterscheiden. Sein Blut pulsierte zu laut, zu wuchtig in seinem Kopf, überflutete jedes andere Geräusch und Gefühl.

Er sank mit ihr zusammen auf die Erde.

»Sagt mir, was zwischen dem Vicomte und seinem Onkel geschehen ist«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Sagt mir, was in Besiers geschehen ist.«

Guilhem stockte der Atem, als sie die Beine um ihn schlang und ihn an sich presste. »Sagt mir, wieso sich Euer Glück gewendet hat.«

»Das darf ich niemandem erzählen«, keuchte er und spürte nur noch die Bewegung ihres Körpers unter sich.

Oriane biss ihm in die Lippe. »Mir könnt Ihr es getrost erzählen.«

Er rief ihren Namen, ohne sich noch darum zu scheren, wer sie vielleicht belauschte oder beobachtete. Und er sah nicht den befriedigten Ausdruck in ihren grünen Augen und auch nicht die Spuren von Blut - seinem Blut - auf ihren Lippen.

Pelletier ließ den Blick schweifen, verärgert, weil er weder Oriane noch Alaïs an der abendlichen Tafel sah.

Trotz der Vorbereitungen, die überall um sie herum im Gange waren, herrschte eine gewisse Feststimmung im Großen Saal, weil Vicomte Trencavel und sein Gefolge sicher heimgekehrt waren.

Das Treffen mit den Consuln war gut verlaufen. Pelletier zweifelte nicht daran, dass sie die notwendigen Gelder aufbringen würden. Außerdem trafen stündlich Boten von den *châteaux* ein, die Carcassonne am nächsten lagen. Bislang hatte noch jeder Vasall seinen Treueschwur bestätigt und Männer und Geld versprochen.

Sobald Vicomte Trencavel und Dame Agnès sich zurückgezogen hatten, entschuldigte sich Pelletier und ging nach draußen, um frische Luft zu schnappen. Seine Unentschlossenheit lastete erneut schwer auf ihm.

Euer Bruder erwartet Euch in Besièrs, Eure Schwester in Car- cassona.

Dank eines glücklichen Geschicks hatte er Simeon und das zweite Buch schneller gefunden, als er es für möglich gehalten hätte. Und jetzt schien auch das dritte Buch ganz in der Nähe zu sein, falls Alaïs' Vermutung richtig war.

Pelletiers Hand wanderte in seine Tasche, wo Simeons Buch neben seinem Herzen ruhte.

Alaïs wurde durch ein lautes Klappern geweckt, als der Fensterladen gegen die Mauer schlug.

Sie fuhr hoch. Ihr Herz raste. InFraum war sie wieder in dem Wald vor Coursan gewesen, die Hände gefesselt, und hatte versucht, die grobe Kapuze abzuschütteln.

Sie nahm eines der Kissen, das vom Schlaf noch warm war, und drückte es sich an die Brust. Noch immer duftete das Bett nach Guilhem, obwohl es schon über eine Woche her war, seit er zuletzt seinen Kopf neben ihren gebettet hatte.

Wieder knallte der Fensterladen gegen die Mauer. Der Wind fegte um die Türme und pfiff über das Dach. Das Letzte, woran sie sich erinnerte, war, dass sie Rixende gebeten hatte, ihr etwas zu essen zu bringen.

Rixende klopfte an die Tür und trat schüchtern ein.

»Verzeiht, Herrin. Ich wollte Euch nicht wecken, aber er hat darauf bestanden.«

»Guilhem?«, fragte sie rasch.

Rixende schüttelte den Kopf. »Euer Vater. Er bittet Euch, zu ihm ans östliche Wachhaus zu kommen.«

»Jetzt? Aber es ist doch gewiss schon nach zwölf?«

»Es hat noch nicht Mitternacht geschlagen, Herrin.«

»Warum hat er dich geschickt und nicht François?«

»Das weiß ich nicht, Herrin.«

Alaïs warf sich ihren Mantel um die Schultern, wies Rixende an, in ihrem Gemach Wache zu halten, und hastete nach unten. Der Donner grollte noch über den Bergen, als sie über den Hof zu ihrem Vater lief.

»Wo gehen wir hin?«, rief sie gegen den Wind, als er sich wortlos umwandte und durch das Osttor ging.

»Nach Sant-Nasari«, sagte er. »Wo das *Buch der Wörter* versteckt ist.«

Oriane lag ausgestreckt wie eine Katze auf ihrem Bett und lauschte auf den Wind. Guirande hatte gute Arbeit geleistet; das Zimmer war wieder aufgeräumt, und ihrer Beschreibung nach musste die Verwüstung erheblich gewesen sein. Oriane wusste nicht, was ihren Gemahl zu so einem Wutanfall getrieben hatte. Und es war ihr auch völlig gleichgültig.

Alle Männer - Höflinge, Schreiber, *chevaliers*, Priester - waren im Grunde gleich. Trotz all ihrem hochtrabenden Gerede von Ehre konnte Oriane ihren Willen brechen wie einen Zweig im Winter. Der erste Verrat war der schwerste. Danach musste sie immer wieder staunen, wie leicht Geheimnisse über treulose Lippen kamen, wie sehr ihre Taten alles widerlegten, was ihnen doch angeblich so lieb und teuer war.

Sie hatte mehr erfahren, als sie erhofft hatte. Das Widersinnige dabei war, dass Guilhem gar nicht die Bedeutung dessen ermessen konnte, was er ihr heute Abend erzählt hatte. Sie hatte von Anfang an den Verdacht gehabt, dass Alaïs ihrem Vater nach Be- ziers gefolgt war. Jetzt wusste sie es. Sie wusste außerdem ein wenig von dem, was am Vorabend seiner Abreise zwischen den beiden vorgegangen war.

Der einzige Grund, warum Oriane sich um Alaïs' Pflege gekümmert hatte, war die Hoffnung gewesen, ihre Schwester dazu bringen zu können, das Vertrauen ihres Vaters zu verraten, doch das war gescheitert. Nur eines war auffällig gewesen, nämlich Alaïs' Kummer darüber, dass ein Holzbrett aus ihrem Zimmer verschwunden war. Sie hatte es im Schlaf gemurmelt, als sie sich unruhig hin und her wälzte. Bis jetzt war es ihr trotz aller Bemühungen nicht gelungen, das Brett wiederzufinden.

Oriane reckte die Arme über den Kopf. Nicht in ihren kühnsten Träumen hätte sie es für möglich gehalten, dass ihr Vater etwas so Machtvolles und Einflussreiches besaß, dass manche ein Königreich dafür hergeben würden. Sie

musste nur noch Geduld haben.

Nach dem, was Guilhem ihr heute erzählt hatte, konnte sie sich denken, dass das Holzbrett nicht so wichtig war, wie sie angenommen hatte. Wenn sie nur mehr Zeit gehabt hätten, dann hätte sie ihm auch noch den Namen des Mannes entlockt, den ihr Vater in Béziers getroffen hatte. *Falls* er den Namen wusste. Oriane setzte sich auf. François würde es wissen. Sie klatschte in die Hände.

»Bring das hier zu François«, sagte sie zu Guirande, die sogleich ins Zimmer getreten war. »Aber pass auf, dass dich niemand sieht.«

Kapitel 38

Die Nacht hatte sich über das Lager der Kreuzfahrer gesenkt. Guy d'Evreux wischte sich die fettigen Hände an dem Tuch ab, das ihm ein ängstlicher Diener hinhielt. Er leerte seinen Becher und spähte zu dem Abt von Citeaux am Kopfende der Tafel hinüber, um zu sehen, ob er schon so weit war aufzustehen.

Er war es nicht.

Blasiert und selbstgefällig hatte sich der Abt in seinen weißen Roben zwischen dem Herzog von Burgund und dem Comte von Nevers platziert. Das ständige Gerangel der beiden samt ihren Anhängern um die besten Plätze hatte schon begonnen, noch ehe das Kreuzheer Lyon verließ.

Ihr eisiger Gesichtsausdruck verriet, das Arnald-Amalric sie wieder einmal peinigte. Häresie, Höllenfeuer, die Gefahren der Landessprache, alles Themen, mit denen er ein Publikum stundenlang quälen konnte.

Evreux hatte vor keinem von ihnen Achtung. Er hielt ihre Ambitionen für jämmerlich - ein paar Goldmünzen, Wein und Huren, ein paar Schlachten und dann ruhmbedeckt zurück nach Hause, nachdem sie ihre vierzig Tage gedient hatten. Lediglich de Montfort, der etwas weiter entfernt an der Tafel saß, schien zuzuhören. In seinen Augen brannte ein unangenehmer Eifer, dem nur der Fanatismus des Abtes gleichkam.

Evreux kannte de Montfort nur dem Namen nach, obwohl sie praktisch Nachbarn waren. Evreux hatte nördlich von Chartres Land mit einem guten Jagdrevier geerbt. Durch eine geschickte Heiratspolitik in Verbindung mit harten Steuern war der Reichtum der Familie in den letzten fünfzig Jahren stetig gewachsen. Er hatte keine Brüder, die ihm den Titel streitig machen könnten, und keine nennenswerten Schulden.

Das Gebiet von de Montfort lag bei Paris, keine zwei Tagesritte von Evreux' Anwesen. Es war bekannt, dass de

Montfort das Kreuz auf eine persönliche Bitte des Herzogs von Burgund hin genommen hatte, aber sein Ehrgeiz war ebenso sprichwörtlich wie seine Frömmigkeit und sein Mut. Er hatte an den Feldzügen in Syrien und Palästina teilgenommen und war einer der wenigen Kreuzfahrer gewesen, die sich geweigert hatten, während des Vierten Kreuzzuges ins Heilige Land an der Belagerung der christlichen Stadt Zara teilzunehmen.

De Montfort war zwar inzwischen über vierzig, aber noch immer stark wie ein Ochse. Launisch und verschlossen wie er war, erwiesen ihm seine Männer eine ungewöhnliche Treue, wohingegen ihm viele Barone mit Argwohn begegneten, weil sie ihn für verschlagen und krankhaft ehrgeizig hielten. Evreux verabscheute ihn, so wie er all jene verabscheute, die ihre Taten zum Werk Gottes erklärten.

Evreux hatte das Kreuz nur aus einem einzigen Grund genommen. Sobald er sein Ziel erreicht hatte, würde er nach Chartres zurückkehren, und zwar mit den Büchern, hinter denen er schon sein halbes Leben lang herjagte. Er hatte keineswegs die Absicht, auf dem Altar des Glaubens anderer zu sterben.

»Was ist?«, knurrte er den Diener an, der dicht neben ihn getreten war.

»Ein Bote für Euch, Herr.«

Evreux blickte auf. »Wo ist er?«, fragte er schneidend.

»Er wartet vor dem Lager. Er wollte seinen Namen nicht nennen.«

»Aus Carcassonne?«

»Das wollte er nicht sagen, Herr.«

Mit einer kurzen Verbeugung Richtung Kopfende der Tafel entschuldigte sich Evreux und schlich davon. Sein blasses Gesicht

war gerötet. Er schritt rasch zwischen den Zelten und Tieren hindurch zu der Lichtung am östlichen Rand des Lagers. Zunächst konnte er nur eine undeutliche Gestalt

im Dunkeln zwischen den Bäumen ausmachen. Als er näher kam, erkannte er den Mann als den Diener eines Spitzels in Beziers.

»Und?«, fragte er mit vor Enttäuschung harter Stimme.

Der Bote fiel auf die Knie. »Wir haben ihre Leichen in einem Wald vor Coursan gefunden.«

Evreux' graue Augen verengten sich. »Coursan? Sie sollten doch Trencavel und seine Männer verfolgen. Was hatten sie in Coursan zu schaffen?«

»Das kann ich nicht sagen, Herr«, stammelte der Mann.

Auf ein Zeichen von Evreux hin traten zwei seiner Männer hinter den Bäumen hervor, die Hand ruhig auf dem Schwertgriff. »Was habt ihr sonst noch gefunden?«

»Nichts, Herr. Wappenröcke, Waffen, Pferde, sogar die Pfeile, die sie getötet haben ... alles weg. Die Leichen waren entkleidet worden. Man hatte alles mitgenommen.«

»Ist bekannt, wer es war?«

Die Diener machten einen Schritt zurück. »Im *castellum* reden alle nur von Amiel de Coursans Tapferkeit, und nicht darüber, wer die Männer waren. Es war auch eine Frau dabei, die Tochter des Intendanten von Vicomte Trencavel. Alaïs ist ihr Name.«

»War sie allein unterwegs?«

»Das weiß ich nicht Herr, aber de Coursan hat sie persönlich nach Besiers begleitet. Dort hat sie sich im jüdischen Viertel mit ihrem Vater getroffen. Die beiden haben einige Zeit im Haus eines Juden verbracht.«

Evreux stutzte. »Was du nicht sagst«, murmelte er, und ein Lächeln verzog seine dünnen Lippen. »Und wie heißt der Jude?«

»Seinen Namen hat man mir nicht genannt, Herr.«

»Hat er sich dem Exodus nach Carcassona angeschlossen?«

»Ja, Herr.«

Evreux war erleichtert, obwohl er es nicht zeigte. Er befeuerte den Dolch an seinem Gürtel. »Wer weiß sonst

noch davon?» »Niemand, Herr, das schwöre ich. Ich habe es niemandem erzählt.«

Evreux stach ohne Vorwarnung zu, stieß den Dolch tief in die Kehle des Boten. Die Augen des Mannes weiteten sich vor Entsetzen, und er begann zu röcheln, während seine letzten Atemzüge aus der Wunde zischten und ein roter Blutstrahl auf die Erde vor ihm spritzte. Der Bote sackte auf die Knie, versuchte panisch, die Klinge aus seiner Kehle zu reißen, wobei er sich die Hände aufschnitt, und kippte schließlich nach vorn.

Einen Augenblick lang zuckte der Körper heftig auf der blutgetränkten Erde, bis ihn schließlich ein letztes Schaudern durchlief und er reglos liegen blieb.

Evreux' Gesicht war völlig ausdruckslos. Er streckte eine Hand aus, Innenfläche nach oben, und wartete, bis einer seiner Soldaten ihm den Dolch wiedergab. Er wischte die Klinge an einem Zipfel der Tunika des Toten ab und schob sie zurück in die Scheide.

»Lasst ihn verschwinden«, sagte Evreux und stieß mit der Stiefelspitze gegen die Leiche. »Ich will, dass dieser Jude gefunden wird. Ich will wissen, ob er noch unterwegs ist oder schon in Car- cassona. Habt ihr eine Beschreibung von ihm?«

Der Soldat nickte.

»Gut. Stört mich heute nicht mehr, es sei denn, es gibt Neuigkeiten von dort.«

Kapitel 39

Carcassonne

Mittwoch, 6. Juli 2005

Alice schwamm zwanzig Bahnen im Swimmingpool des Hotels und frühstückte dann auf der Terrasse, wobei sie zusah, wie die Sonnenstrahlen über die Baumwipfel schlichen. Um halb zehn stand sie in der Schlange vor dem Chateau Comtal und wartete auf den Einlass. Sie bezahlte und bekam eine Broschüre über die Geschichte des Schlosses.

An zwei Stellen der Brustwehr waren hölzerne Aussichtsplattformen errichtet worden, rechts vom Tor und rund um den hufeisenförmigen Tour des Casernes herum, wie der Ausguck an einem Schiffsmast.

Als sie durch die eindrucksvolle, aus Metall und Holz gefertigte Doppeltür des östlichen Wachhauses trat, senkte sich eine seltsame Ruhe über sie.

Der Cour d'Honneur lag größtenteils im Schatten. Schon jetzt waren viele Besucher wie sie hier, schlenderten umher, lasen und sahen sich um. Zur Zeit der Trencavels hatte eine Ulme in der Mitte des Hofes gestanden, unter der drei Generationen von Vicomtes Recht gesprochen hatten. Die Ulme war nicht mehr da, ersetzt durch zwei vollkommen harmonische Platanen, die nun ihre Schatten auf die Westmauer des Hofes warfen, als die Sonne über die zinnenbewehrte Mauer gegenüber lugte.

Die hinterste nördliche Ecke des Cour d'Honneur lag bereits in der prallen Sonne. Ein paar Tauben nisteten über den leeren Türeingängen und in Mauer spalten und auf den verlassenen Bögen des Tour du Major und des Tour du Degré. Ein Erinnerungsblitz - das Gefühl einer groben Holzleiter, die Sprossen mit Stricken festgebunden, wie ein Lausbub von Stockwerk zu Stockwerk klettern.

Alice blickte auf, versuchte im Kopf das, was sie vor

Augen hatte, von der körperlichen Empfindung in ihren Fingerspitzen zu trennen.

Es gab wenig zu sehen.

Und dann überkam sie ein fürchterliches Gefühl des Verlustes. Trauer legte sich wie eine Faust um ihr Herz.

Hier hat er gelegen. Hier hat sie um ihn geweint.

Alice blickte nach unten. Zwei erhabene Bronzelinien auf der Erde markierten die Stelle, wo einmal ein Gebäude gewesen war, mit einer in den Boden eingelassenen Schrifttafel. Sie ging in die Hocke und las, dass sich hier einmal die Kapelle des Chateau Comtal befunden hatte, die der Sainte-Marie geweiht war. *Santa-Maria.*

Nichts war geblieben.

Alice schüttelte den Kopf, aufgewühlt von der Macht ihrer Gefühle. Die Welt, die vor achthundert Jahren bestanden hatte, unter diesem hohen Himmel des Südens, existierte noch immer, nur unter der Oberfläche. Sie hatte das starke Gefühl, dass jemand dicht hinter ihr stand, als ob sich die Grenze zwischen ihrer Gegenwart und der Vergangenheit eines anderen Menschen auflöste.

Sie schloss die Augen, sperrte die modernen Farben und Formen und Klänge aus, stellte sich die Menschen vor, die hier gelebt hatten, gab ihren Stimmen Raum, zu ihr zu sprechen.

Hier hatte man einmal gut leben können. Flackernde rote Kerzen auf einem Altar, blühender Weißdorn, Hände bei der Trauung vereint.

Die Stimmen anderer Besucher holten Alice zurück in die Gegenwart, und die Vergangenheit verklang, als sie ihren Rundgang fortsetzte. Jetzt war sie im Innern des Châteaus, sie sah die hölzernen Galerien entlang der Brustwehre, die nach hinten hin offen waren. In den Mauern waren wieder diese kleinen, tiefen, viereckigen Löcher, die ihr schon am Vorabend bei ihrem Gang über die *Lices* aufgefallen waren. Der Broschüre entnahm sie, dass in ihnen die Balken gesteckt hatten, von denen die

oberen Stockwerke getragen worden waren.

Alice schaute auf die Uhr und stellte erfreut fest, dass sie noch Zeit hatte, sich das Museum anzusehen, ehe sie zu ihrem Termin musste. Die Räume aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die einzigen, die noch von den ursprünglichen Bauten erhalten waren, beherbergten eine Sammlung von steinernen Altären, Säulen, Kragsteinen, Brunnen und Gräbern aus römischer Zeit bis ins 15. Jahrhundert.

Sie schlenderte herum, war aber nicht sonderlich gefesselt. Die mächtigen Empfindungen, die sie im Hof übermannt hatten, waren verschwunden, doch sie spürte seitdem eine leichte Unruhe. Sie folgte den Pfeilen durch die Räume, bis sie im Runden Zimmer ankam, das trotz des Namens rechteckig war.

Die Nackenhaare sträubten sich ihr. Der Raum hatte eine Tonnengewölbedecke, und auf den beiden Längswänden waren die Überreste eines Freskos zu sehen, das eine Schlachtszene zeigte. Das dazugehörige Schild klärte sie darüber auf, dass Bernard Aton Trencavel, der am Ersten Kreuzzug teilgenommen und in Spanien gegen die Mauren gekämpft hatte, das Fresko Ende des 11. Jahrhunderts in Auftrag gegeben hatte. Unter den Fabeltieren und Vögeln, die das Fries bevölkerten, waren ein Leopard, ein Zebu, ein Schwan, ein Stier und etwas, das aussah wie ein Kamel.

Alice bewunderte die himmelblaue Decke, verblasst und rissig, aber noch immer schön. Auf dem Wandbild zu ihrer Linken kämpften zwei *chevaliers* gegeneinander. Der schwarz gekleidete hielt einen runden Schild und war dazu verdammt, für alle Zeit unter der Lanze des anderen zu fallen. Auf der Wand gegenüber spielte sich ein Kampf zwischen acht Sarazenen und christlichen Rittern ab. Sie war besser erhalten und vollständiger, und Alice trat näher, um sich das Ganze genauer anzusehen. In der Mitte drangen zwei Kämpfer aufeinander ein, der eine auf einem

ockerfarbenen Pferd, der andere, der christliche Ritter, saß auf einem weißen Pferd und hielt einen mandelförmigen Schild. Ohne nachzudenken, hob Alice die Hand, um das Bild zu berühren. Die Aufseherin schnalzte missbilligend mit der Zunge und schüttelte den Kopf.

Als Letztes, bevor sie das Schloss verließ, besichtigte sie einen kleinen Garten, der vom Haupthof abging, der Cour du Midi. Die Gebäude drum herum waren verfallen, nur die hohen Bogenfenster hielten die Erinnerung wach. Grüne Efeuranken und andere Pflanzen wanden sich durch die hohlen Säulen und Risse in den Mauern. Über allem lag ein Hauch von vergangener Pracht.

Als sie nach einem Rundgang wieder in die Sonne zurückkehrte, war Alice nicht mehr von einem Gefühl der Trauer erfüllt, sondern der Reue.

Die Straßen der Cité waren noch belebter, als Alice aus dem Chateau Comtal kam.

Sie hatte noch immer ein wenig Zeit bis zu ihrem Termin bei der Anwältin, daher ging sie in die entgegengesetzte Richtung als am Abend zuvor und gelangte zur Place Saint-Nazaire, die von der Basilika beherrscht wurde. Zunächst jedoch verweilte ihr Blick auf der Fin-de-Siècle-Fassade des Hôtel de la Cité, die dezent und eindrucksvoll zugleich war. Von Efeu umrankt, mit schmiedeeisernen Toren, Bogenfenstern mit Bleiglas und mit tiefroten Markisen von der Farbe reifer Kirschen, roch es förmlich nach Geld.

Während Alice davor stand, glitten die Türen auf und gewährten ihr einen Blick auf die holzvertäfelten und mit Teppichen behängten Wände. Eine Frau kam heraus. Groß, mit hohen Wangenknochen und makellos geschnittenem schwarzen Haar, das von einer goldgeränderten Sonnenbrille aus dem Gesicht gehalten wurde. Ihre blassbraune, ärmellose Bluse und die

passende Hose schienen zu schimmern und das Licht zu spiegeln, wenn sie sich bewegte. Sie trug einen goldenen Armreif am Handgelenk und eine eng anliegende Kette um den Hals, und sie sah aus wie eine ägyptische Prinzessin.

Alice war sicher, dass sie die Frau schon einmal gesehen hatte. In einer Illustrierten oder irgendeinem Film. Oder vielleicht im Fernsehen?

Die Frau stieg in einen Wagen. Alice sah dem Auto nach, bis es verschwunden war, dann ging sie zum Portal der Basilika. Eine Bettlerin stand davor, eine Hand ausgestreckt. Alice kramte in ihrer Tasche, drückte der Frau eine Münze in die Hand und wollte dann hineingehen.

Als ihre Hand schon an der Tür war, erstarrte sie. Es kam ihr vor, als stünde sie in einem Tunnel aus kalter Luft.

Sei nicht albern.

Alice versuchte sich einen Ruck zu geben, entschlossen, derlei irrationalen Gefühlen nicht nachzugeben. Doch das gleiche Grauen, das sie in Saint-Etienne in Toulouse erfasst hatte, hielt sie zurück.

Sie entschuldigte sich bei den Leuten hinter ihr, trat zur Seite und sank auf einen schattigen Steinsims neben dem Nordportal. *Was zum Teufel ist bloß mit mir los?*

Ihre Eltern hatten sie beten gelehrt. Als sie alt genug war, um sich zu fragen, warum es das Böse in der Welt gibt, und feststellte, dass die Kirche ihr keine hinreichende Antwort geben konnte, hatte sie sich das Beten selbst wieder abgewöhnt. Aber sie erinnerte sich noch an das Gefühl von Sinnhaftigkeit, das die Religion vermitteln kann. Die Gewissheit, die Aussicht auf Erlösung, die irgendwo jenseits der Wolken liegt, das war ihr nie ganz abhanden gekommen. Wenn sie Zeit hatte, hielt sie es mit Philip Larkin und ging in eine Kirche. Sie fühlte sich in Kirchen geborgen. Sie weckten in ihr ein Gefühl von Geschichte, von einer gemeinsamen Vergangenheit, die

durch die Architektur, die Fenster, das Chorgestühl zu ihr sprach.

Aber hier nicht.

In diesen katholischen Kathedralen des Midi empfand sie nicht Frieden, sondern Bedrohung. Der Geruch von Bosheit und Hass schien aus diesen Steinen zu sickern. Sie blickte hinauf zu den scheußlichen Fratzen, die auf sie niedergrinsten, sah ihre entstellten Mäuler, verzerrt und höhnisch.

Rasch stand Alice auf und verließ den Platz. Immer wieder blickte sie sich um, sagte sich, dass sie sich das bloß einbildete, und doch wurde sie das Gefühl nicht los, dass jemand ihr folgte.

Das ist reine Einbildung.

Auch als sie die Cité verließ und die Rue Trivalle hinab zur Unterstadt ging, blieb sie nervös. Sosehr sie auch versuchte, sich zu beruhigen, sie war sicher, dass sie verfolgt wurde.

Die Kanzlei von Daniel Delagarde lag in der Rue George Brassens. Das Messingschild an der Wand glänzte im Sonnenlicht. Alice war etwas zu früh für ihren Termin und nahm sich daher die Zeit, die Namen zu studieren, bevor sie hineinging. Karen Fleury war eine von nur zwei Frauen in der Kanzlei.

Alice stieg die grauen Steinstufen hoch, öffnete die Glastür und betrat einen gefliesten Empfangsbereich. Hinter einem auf Hochglanz polierten Mahagonitisch saß eine Sekretärin, bei der Alice sich anmeldete und die sie ins Wartezimmer schickte. Die Stille war bedrückend. Ein etwas bäurisch aussehender Mann Ende fünfzig nickte ihr zu, als sie eintrat. Ausgaben von *Paris Match*, *Immo Média* und ein paar alte Vogwe-Exemplare lagen ordentlich gestapelt auf dem niedrigen Tisch in der Mitte des Raumes. Auf einem weißen Kaminsims stand eine vergoldete Uhr

und im Kamin selbst eine eckige Glasvase mit Sonnenblumen.

Alice setzte sich in einen schwarzen Ledersessel direkt am Fenster und tat so, als würde sie lesen.

»Ms. Tanner? Karen Fleury. Schön, dass Sie da sind.«

Alice stand auf und fand die Frau auf Anhieb sympathisch. Ms. Fleury war Mitte dreißig, trug einen strengen schwarzen Hosenanzug mit weißer Bluse und strahlte Kompetenz aus. Ihre gepflegten blonden Haare waren kurz geschnitten. Um den Hals hatte sie ein Goldkettchen mit Kreuz.

»Meine Beerdigungsgarderobe«, sagte sie, als sie Alice' Blick bemerkte. »Sehr heiß bei diesem Wetter.«

»Kann ich mir vorstellen.«

Sie hielt für Alice die Tür auf. »Sollen wir?«

»Wie lange arbeiten Sie schon hier?«, fragte Alice, als sie durch ein zunehmend unelegant wirkendes Wirrwarr von Gängen marschierten.

»Wir sind vor zwei Jahren hierher gezogen. Mein Mann ist Franzose. Hier in der Gegend lassen sich jede Menge Engländer nieder, die alle juristische Beratung brauchen. Ich kann mich also über mangelnde Arbeit nicht beklagen.«

Karen führte sie in ein kleines Büro im rückwärtigen Teil des Gebäudes.

»Wunderbar, dass Sie persönlich herkommen konnten«, sagte sie und forderte Alice mit einer Handbewegung auf, Platz zu nehmen. »Ich hatte gedacht, wir müssten das meiste telefonisch regeln.«

»Das hat sich so ergeben. Kurz nachdem ich Ihren Brief bekommen hatte, hat mich eine Freundin, die in der Nähe von Foix arbeitet, eingeladen, sie zu besuchen. Die Gelegenheit wollte ich mir nicht entgehen lassen.« Sie stockte. »Und außerdem, angesichts der Größe und Art des Erbes hatte ich irgendwie das Gefühl, dass ich wenigstens herkommen musste.«

Karen lächelte. »Nun, aus meiner Sicht vereinfacht es die

Dinge und beschleunigt das Ganze auch.« Sie nahm einen braunen Umschlag. »Nach dem, was Sie mir am Telefon erzählt haben, wissen Sie anscheinend nicht viel über Ihre Tante.«

Alice verzog das Gesicht. »Ehrlich gesagt, ich hatte noch nie von ihr gehört. Ich hatte keine Ahnung, dass Dad überhaupt lebende Verwandte hatte, ganz zu schweigen eine Halbschwester. Ich hab immer gedacht, meine Eltern wären beide Einzelkinder gewesen. Bei irgendwelchen Weihnachts- oder Geburtstagsfeiern waren jedenfalls nie Tanten oder Onkel dabei.«

Karen warf einen Blick auf ihre Notizen. »Sie haben Ihre Eltern vor einigen Jahren verloren.«

»Sie starben bei einem Autounfall, als ich siebzehn war«, sagte Alice. »Im Mai 1993. Kurz vor meiner Abschlussprüfung.«

»Wie furchtbar.«

Alice nickte. Mehr gab es dazu nicht zu sagen.

»Sie haben keine Geschwister?«

»Nein. Meine Eltern haben zu spät mit Kinderkriegen angefangen. Sie waren beide schon relativ alt, als ich zur Welt kam. Über vierzig.«

Karen nickte. »Nun, unter den gegebenen Umständen, denke ich, ist es am besten, wenn ich kurz alles zusammenfasse, was ich hier in den Unterlagen über den Besitz Ihrer Tante und ihr Testament habe. Wenn wir hier fertig sind, können Sie sich das Haus ja ansehen, wenn Sie möchten. Es ist in Salleles d'Aude, einem kleinen Ort gut eine Autostunde von hier entfernt.«

»Einverstanden.«

»Also, was ich hier habe«, begann Karen und klopfte auf die Akte, »ist ziemlich trockenes Zeug, Namen und Daten und so weiter. Im Haus selbst können Sie sich anhand der privaten Papiere und der persönlichen Sachen bestimmt ein besseres Bild davon machen, was Ihre Tante für ein Mensch war. Schauen Sie sich in Ruhe alles an und

entscheiden Sie dann, ob *wir* das Haus räumen lassen sollen oder ob Sie das lieber selbst erledigen möchten. Wie lange bleiben Sie?»

»Eigentlich bis Sonntag, aber ich überlege, ob ich nicht noch länger bleibe. Ich muss nicht unbedingt schon zurück.«

Karen nickte und überflog dabei ihre Notizen.

»Also, fangen wir an. Grace Alice Tanner war die Halbschwester Ihres Vaters. Sie wurde 1912 in London geboren, als jüngstes und einziges überlebendes Kind von fünf. Zwei andere Mädchen starben im Säuglingsalter, und die beiden Jungen fielen im Ersten Weltkrieg. Ihre Mutter verstarb« - sie hielt inne und fuhr mit dem Finger über die Seite, bis sie fündig wurde - »1928 nach langer Krankheit, und die Familie brach auseinander. Grace verließ damals das Elternhaus, und ihr Vater zog aus der Gegend weg und heiratete später erneut. Aus dieser Ehe ging nur ein Kind hervor, Ihr Vater, der im Jahr nach der Hochzeit zur Welt kam. Soweit ich das anhand der Unterlagen beurteilen kann, scheint es von da an wenig oder gar keinen Kontakt zwischen Miss Tanner und ihrem Vater - also Ihrem Großvater - gegeben zu haben.«

»Ich wusste das alles nicht, aber halten Sie es für wahrscheinlich, dass mein Vater von der Existenz seiner Halbschwester wusste?»

»Keine Ahnung. Aber ich würde vermuten, dass er es nicht wusste.«

»Aber Grace wusste eindeutig von ihm.«

»Ja, obwohl ich auch nicht weiß, wie und wann sie es herausgefunden hat. Noch wichtiger ist jedoch, dass sie von Ihnen wusste. 1993, nach dem Tod Ihrer Eltern, hat sie nämlich ihr Testament geändert und Sie als Alleinerbin eingesetzt. Damals lebte sie schon eine ganze Weile in Frankreich.«

Alice runzelte die Stirn. »Wenn sie von mir wusste und auch, was mit meinen Eltern passiert war, dann verstehe

ich nicht, warum sie keinen Kontakt zu mir aufgenommen hat.«

Karen zuckte die Achseln. »Vielleicht hat sie gedacht, es wäre Ihnen nicht recht. Wir wissen ja nicht, was zu dem Bruch in der Familie geführt hat, und womöglich hat sie gedacht, Ihr Vater hätte schlecht von ihr gesprochen und Sie wären ihr gegenüber voreingenommen. Aus Angst vor Zurückweisung — was nicht selten berechtigt ist - melden die Betroffenen sich dann lieber nicht. Ist der Kontakt erst einmal abgebrochen, ist es oft sehr schwierig, den Schaden zu beheben.«

»Sie haben das Testament wohl nicht aufgesetzt?«

Karen lächelte. »Nein, das war weit vor meiner Zeit. Aber ich habe mit dem Kollegen gesprochen, der das gemacht hat. Er ist jetzt im Ruhestand, aber er erinnert sich an Ihre Tante. Sie war sehr sachlich, ohne viel Getue oder Gefühlsduselei. Sie wusste ganz genau, was sie wollte, und zwar, dass alles an Sie gehen soll.«

»Dann wissen Sie auch nicht, wie es gekommen ist, dass sie hier in Frankreich gelebt hat?«

»Leider nein.« Sie hielt kurz inne. »Aus unserer Sicht ist die Sachlage ziemlich klar. Also, wie gesagt, ich halte es für das Beste, wenn Sie sich das Haus einfach ansehen. Vielleicht finden Sie ja so etwas mehr über sie heraus. Und wenn Sie ein paar Tage länger bleiben, können wir uns Ende der Woche noch einmal treffen. Morgen und Freitag bin ich im Gericht, aber wenn es Ihnen recht ist, können wir gerne für Samstagmorgen einen Termin machen.« Sie stand auf und streckte Alice die Hand entgegen. »Geben Sie doch meiner Sekretärin Bescheid, wenn Sie sich entschieden haben.«

»Ich würde auch gerne ihr Grab besuchen, wo ich schon hier bin.«

»Selbstverständlich. Ich lasse Ihnen die entsprechenden Angaben heraussuchen. Wenn ich mich recht entsinne, waren die Umstände ein wenig ungewöhnlich.« Sie gingen

aus dem Zimmer, und Karen blieb am Schreibtisch ihrer Sekretärin stehen. »Dominique, *tu peux me trouver le numéro du lot de cimetière de Madame Tanner? La cimetière de la Cité. Merci.*«

»Inwiefern ungewöhnlich?«

»Madame Tanner wurde nicht in Sallèles d'Aude beigesetzt, sondern hier in Carcassonne, auf dem Friedhof vor den Mauern der Cité, im Familiengrab einer Freundin.« Karen nahm ein Blatt von ihrer Sekretärin entgegen und überflog es kurz. »Genau, jetzt fällt's mir wieder ein. Jeanne Giraud, eine Einheimische, obwohl irgendwie nichts darauf hindeutete, dass die beiden Frauen sich überhaupt gekannt hatten. Ich habe hier Madame Girauds Anschrift und die Angaben, wo sich die Grabstätte befindet.«

»Vielen Dank. Ich melde mich.«

»Dominique bringt Sie zum Ausgang«, lächelte Karen. »Sagen Sie mir Bescheid, wie es weitergehen soll.«

Kapitel 40

Ariege

Paul Authié hatte erwartet, dass Marie-Cecile die Fahrt in die Ariege nutzen würde, um das Gespräch vom Vorabend fortzusetzen oder ihm Fragen zu dem Bericht zu stellen. Doch abgesehen von einigen wenigen Kommentaren sagte sie gar nichts. In der Enge des Wagens war ihm ihre körperliche Präsenz überaus bewusst. Ihr Parfüm stieg ihm in die Nase, der Duft ihrer Haut. Heute trug sie eine blassbraune, ärmellose Bluse und dazu eine passende Hose. Eine Sonnenbrille verbarg ihre Augen, und die Lippen und Fingernägel trugen das gleiche Rotbraun. Authié rückte die Manschetten seines Hemdes zurecht und sah dabei unauffällig auf die Uhr. Wenn er rund zwei Stunden an der Ausgrabungsstätte veranschlagte und dann die Rückfahrt dazurechnete, würden sie wohl erst am frühen Abend wieder in Carcassonne sein. Sehr frustrierend, das Ganze.

»Irgendwelche Neuigkeiten von O'Donnell?«, fragte sie.

Authié erschrak, denn er hatte genau den gleichen Gedanken gehabt. »Bislang nicht.«

»Was ist mit dem Polizisten?«, fragte sie und sah ihn an.

»Kein Problem mehr.«

»Seit wann?«

»Heute in aller Frühe.«

»Hat er noch was sagen können?«

Authié schüttelte den Kopf.

»Hauptsache, es lässt sich nichts zu Ihnen zurückverfolgen, Paul.«

»Keine Sorge.«

Sie schwieg einen Moment, dann fragte sie: »Und die Engländerin?«

»Sie ist seit gestern Abend in Carcassonne. Ich lasse sie beschatten.«

»Denken Sie nicht, dass sie nach Toulouse gefahren sein

könnte, um den Ring oder das Buch dort zu deponieren?»

»Sie könnte die Sachen höchstens jemandem gegeben haben, der schon im Hotel wohnte, ansonsten nein. Sie hatte keinen Besuch. Sie hat mit niemandem gesprochen, weder auf der Straße noch in der Bibliothek.«

Kurz nach ein Uhr waren sie am Pic de Soularac. Eine Holzpalisade war um den Parkplatz herum errichtet worden. Das Tor war mit einem Vorhängeschloss gesichert. Wie vereinbart, war niemand da, der ihre Ankunft hätte melden müssen.

Authié öffnete das Tor und fuhr hindurch. Nach den Aktivitäten von Montagnachmittag war das Ausgrabungsgelände unnatürlich still. Über allem hing eine Atmosphäre der Verlassenheit. Die Bretterverschalung des Zelt, die ordentlich etikettierten Reihen mit Töpfen und Schalen und Werkzeug.

»Wo ist der Eingang?«

Authié zeigte nach oben, wo noch immer das Absperband im Wind flatterte.

Er nahm eine Taschenlampe aus dem Handschuhfach. Schweigend kletterten sie in der drückenden Nachmittagshitze den unteren Hang hinauf. Authié zeigte auf den Felsen, der noch immer an derselben Stelle lag, wie der Kopf eines gestürzten Götzenbildes, und ging dann die letzten Meter zur Höhle voraus. »Ich möchte gerne allein hineingehen«, sagte sie, als sie oben waren.

Er war irritiert, ließ es sich aber nicht anmerken. Immerhin war er sicher, dass sie nichts in der Kammer würde finden können. Er selbst hatte die Höhle Zentimeter für Zentimeter durchkämmt. Er reichte ihr die Taschenlampe.

»Wie Sie wünschen«, sagte er.

Authié sah zu, wie sie in den Tunnel trat, sah den Lichtstrahl schwächer werden, als er sich entfernte, bis er

schließlich gänzlich verschwunden war.

Er ging ein Stück vom Eingang weg, bis er außer Hörweite war. Allein schon in der Nähe der Höhle zu sein machte ihn wütend. Seine Hand griff nach dem Kruzifix um seinen Hals, wie nach einem Talisman, um das Böse dieses Ortes abzuwehren.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes«, sagte er und bekreuzigte sich. Authié wartete ab, bis er wieder normal atmen konnte, und rief dann in seinem Büro an.

»Haben Sie was für mich?«

Während er zuhörte, breitete sich Befriedigung auf seinem Gesicht aus. »Im Hotel? Haben sie miteinander gesprochen?« Er lauschte auf die Antwort. »Gut. Dranbleiben und abwarten, was sie macht.«

Er lächelte und beendete die Verbindung. Noch etwas, was in seinen Fragenkatalog für O'Donnell gehörte.

Seine Sekretärin hatte erstaunlich wenig über Baillard herausgefunden. Er war in keinem Grundbuch eingetragen; hatte kein Auto, keinen Pass, kein Telefon, nichts, was irgendwie im System registriert worden wäre. Selbst seine *numéro de sécurité sociale* fehlte. Offiziell schien er gar nicht zu existieren. Er war ein Mann ohne Vergangenheit.

Authié kam der Gedanke, dass Baillard ein Exmitglied der *Noublesso Véritable* sein könnte. Sein Alter, seine Herkunft, sein Interesse an der Geschichte der Katharer und sein Wissen über Hieroglyphen rückten ihn in die Nähe der Labyrinth-Trilogie. Authié wusste, dass da eine Verbindung bestand. Es ging nur darum, sie zu finden. Er hätte die Höhle jetzt schon zerstört, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, wenn die Bücher schon in seinem Besitz gewesen waren. Er war Gottes Werkzeug, durch das eine viertausendjährige Häresie endlich vom Angesicht der Erde verschwinden würde. Erst wenn diese heidnischen Pergamente wieder in der Kammer waren, würde er

handeln. Dann würde er alles und jeden dem Feuer übergeben.

Der Gedanke, dass ihm nur zwei Tage blieben, um das Buch zu finden, spornte ihn wieder an. Seine grauen Augen brannten vor Überzeugung, als er erneut zu seinem Handy griff.

»Morgen Vormittag«, sagte er. »Haltet sie bereit.«

Audric Baillard hörte nur das Klacken von Jeannes braunen Schuhen auf dem grauen Linoleum, als sie schweigend durch das Krankenhaus in Foix gingen.

Alles andere war weiß. Seine Kleidung, kreidefarben, die Uniformen der Sanitäter, ihre Schuhe mit den Gummisohlen, die Wände, die Karten, die Klemmbretter. Inspektor Noubel sah zerknittert und zerzaust aus und wirkte in der sterilen Umgebung fehl am Platze. Er machte den Eindruck, als hätte er seit Tagen nicht mehr die Kleidung gewechselt.

Eine Krankenschwester schob ein Wägelchen den Gang hinunter auf sie zu, und die Räder quietschten unangenehm in die Stille hinein. Sie traten beiseite, um Platz zu machen, und die Schwester bedankte sich mit einem leichten Nicken.

Baillard merkte, dass man Jeanne mit besonderer Rücksichtnahme behandelte. Das Mitgefühl war zweifellos echt, aber man machte sich auch Sorgen, ob sie den Schock verkraften würde. Er lächelte grimmig. Die jungen Leute vergaßen immer, dass Jeannes Generation mehr gesehen und erlebt hatte als sie. Krieg, Besatzung, Résistance. Sie hatten gekämpft und getötet und gesehen, wie ihre Freunde starben. Sie waren zäh. Es gab nichts, was sie noch in Erstaunen versetzen konnte, außer vielleicht die Unverwüstlichkeit des menschlichen Geistes.

Noubel blieb vor einer großen weißen Tür stehen. Er stieß sie auf und ließ ihnen dann den Vortritt. Kühle Luft

und der durchdringende Geruch von Desinfektionsmittel schlug ihnen entgegen. Baillard nahm den Hut ab und hielt ihn sich vor die Brust. Die Apparate schwiegen jetzt. In dem Raum stand ein einziges Bett, und die Gestalt darin war mit einem Laken bedeckt, das an den Seiten schief herabhing.

»Sie haben alles Menschenmögliche getan«, murmelte Noubel.

»Ist mein Enkel ermordet worden, Inspektor?«, fragte Jeanne.

Es war das erste Mal, dass sie sprach, seit sie gleich nach ihrer Ankunft im Krankenhaus erfahren hatten, dass sie zu spät gekommen waren.

Baillard sah, dass die Finger des Inspektors nervös zuckten.

»Das kann ich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht sagen, Madame Giraud, aber ...«

»Ermitteln Sie in der Richtung, Inspektor, ja oder nein?«

»Ja.«

»Danke«, sagte sie in unverändertem Tonfall. »Das wollte ich nur wissen.«

»Wenn Sie mich nicht mehr brauchen«, sagte Noubel und bewegte sich zur Tür, »lasse ich Sie jetzt allein, damit Sie Abschied nehmen können. Ich bin bei Madame Claudette im Zimmer für die Angehörigen, falls noch irgendwas sein sollte.«

Der Tür schloss sich mit einem lauten Klick. Jeanne trat an das Bett. Ihr Gesicht war grau und ihr Mund verkniffen, doch sie hielt sich so gerade wie eh und je.

Sie schlug das Laken zurück. Die Stille des Todes drang ins Zimmer. Baillard fiel auf, wie jung Yves aussah. Die Haut war sehr weiß und glatt, ganz ohne Falten. Er hatte einen Verband um den Kopf, unter dem schwarze Haarsträhnen hervorlugten. Die Hände mit den roten, aufgeschürften Knöcheln waren auf der Brust gefaltet, wie bei einem jungen Pharao.

Baillard betrachtete Jeanne, die sich vorbeugte und ihren Enkelsohn auf die Stirn küsste. Dann zog sie ihm das Laken mit ruhiger Hand wieder über das Gesicht und wandte sich ab.

»Sollen wir?«, sagte sie und hakte sich bei Baillard ein.

Sie gingen zurück auf den leeren Flur. Baillard schaute nach rechts und links und führte Jeanne zu einer Reihe billiger Plastikstühle, die an die Wand geschraubt waren. Die Stille war bedrückend. Instinktiv sprachen sie leiser, obwohl niemand in der Nähe war, der sie hätte hören können.

»Ich habe mir schon seit einer ganzen Weile Sorgen um ihn gemacht, Audric«, sagt sie. »Er hatte sich verändert. War verschlossen, ängstlich geworden.«

»Hast du ihn gefragt, was los war?«

Sie nickte. »Er hat behauptet, es wäre nichts. Nur Stress, Überarbeitung.«

Audric legte eine Hand auf ihren Arm. »Er hat dich geliebt, Jeanne. Vielleicht war ja wirklich nichts. Vielleicht aber doch.« Er hielt inne. »Wenn Yves tatsächlich in irgendeine unlautere Sache verwickelt war, dann passte das nicht zu ihm. Dann hat ihn sein Gewissen belastet. Und am Ende, als es drauf ankam, hat er das Richtige getan. Er hat dir den Ring geschickt, ungeachtet der Folgen.«

»Inspektor Noubel hat mich nach dem Ring gefragt. Er wollte wissen, ob ich am Montag noch mit Yves gesprochen hatte.«

»Was hast du geantwortet?«

»Die Wahrheit. Dass ich nicht mehr mit ihm gesprochen hatte.« Audric seufzte erleichtert auf.

»Du glaubst, dass Yves dafür bezahlt wurde, Informationen weiterzugeben, nicht wahr, Audric?« Sie sprach zögerlich, aber mit fester Stimme. »Sag es mir. Ich möchte die Wahrheit wissen.« Er hob die Hände. »Wie soll ich die Wahrheit sagen, wenn ich sie nicht kenne?«

»Dann sag mir, was du *vermutest*. Das Nichtwissen« - sie stockte -, »etwas Schlimmeres gibt es nicht.«

Baillard dachte an den Augenblick, als der Felsen vor den Eingang der Höhle fiel und die beiden einschloss. Nicht zu wissen, was ihr widerfahren war. Das Tosen der Flammen, die brüllenden Soldaten. Halb vergessene Orte und Bilder. Nicht zu wissen, ob sie lebte oder tot war.

»*Es vertat*«, sagte er leise. »Das Nichtwissen ist unerträglich.« Er seufzte erneut. »Also gut. Ich glaube tatsächlich, dass Yves dafür bezahlt wurde, Informationen zu liefern - ja -, vor allem über die Trilogie, aber wahrscheinlich auch über andere Dinge. Ich könnte mir denken, dass es zu Anfang ganz harmlos war - hier und da mal ein Telefonanruf, ein Tipp, wo eine bestimmte Person sich aufhalten könnte, wer mit wem geredet hat - aber wahrscheinlich haben sie schon bald mehr von ihm verlangt, als er geben wollte.«

»Du sagst >sie<. Dann weißt du also, wer dahinter steckt?«

»Pure Spekulation, mehr nicht«, sagte er rasch. »Die Menschheit ändert sich nicht, Jeanne. Oberflächlich betrachtet, scheinen wir verändert. Wir entwickeln uns, erfinden neue Regeln, neue Maßstäbe. Jede Generation baut neue Werte auf und legt alte ab, ist stolz auf ihre Kultur, ihre Weisheit. Wir scheinen wenig gemeinsam zu haben mit denjenigen, die uns vorausgegangen sind.« Er klopfte sich auf die Brust. »Doch unter diesen fleischlichen Hüllen schlägt das menschliche Herz noch genauso wie immer. Gier, der Wunsch nach Macht, die Angst vor dem Tod, diese Gefühle ändern sich nicht.« Seine Stimme wurde weicher. »Und auch die Dinge, die das Leben schön machen, ändern sich nicht. Liebe, Mut, die Bereitschaft, das eigene Leben für seine Überzeugungen zu opfern, Güte.«

»Wird es je enden?«

Baillard zögerte. »Ich bete darum.«

Über ihnen an der Wand zeigte eine Uhr das Verstreichen der Zeit an. Am hinteren Ende des Ganges waren kurz gedämpfte Stimmen zu hören, Schritte, das Quietschen von Gummisohlen auf dem Linoleumboden. Dann wurde es wieder ruhig.

»Du wirst also nicht zur Polizei gehen?«, sagte Jeanne schließlich.

»Ich glaube, das wäre unklug.«

»Misstraust du Inspektor Noubel?«

»*Benleu*.« Vielleicht. »Hat die Polizei dir Yves' persönliche Habe ausgehändigt? Die Sachen, die er anhatte, als er eingeliefert wurde, den Inhalt seiner Taschen?«

»Seine Sachen waren ... hinüber. Inspektor Noubel hat gesagt, in den Taschen hatte er nur sein Portemonnaie und seine Schlüssel.«

»Sonst nichts? Keine *carte d'identité*, keine Papiere, kein Handy? Findet er das nicht seltsam?«

»Er hat nichts weiter dazu gesagt«, antwortete sie.

»Und seine Wohnung. Haben sie da irgendetwas gefunden? Unterlagen?«

Jeanne zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht.« Ihr fiel etwas ein. »Ich habe einen von seinen Kollegen gebeten, mir aufzuschreiben, wer alles am Montagnachmittag an der Ausgrabungsstätte war.«

Sie reichte Baillard einen Zettel mit Namen darauf. »Aber die Liste ist nicht vollständig.«

Er warf einen Blick darauf. »Und was ist das?«, erkundigte er sich und zeigte auf den Namen eines Hotels.

Jeanne sah auf den Zettel. »Du wolltest doch wissen, wo die Engländerin wohnt.« Sie stockte. »Wenigstens ist das die Adresse in Carcassonne, die sie dem Inspektor genannt hat.«

»Dr. Alice Tanner«, flüsterte er tonlos. Nach so langer Zeit war sie zu ihm gekommen. »Dann werde ich meinen Brief an diese Anschrift schicken.«

»Ich könnte ihn für dich abgeben, wenn ich wieder nach

Hause fahre.«

»Nein«, sagte er scharf. Jeanne sah ihn erstaunt an. »Entschuldige«, bat er rasch. »Danke für dein Angebot, aber ... ich glaube, es wäre nicht gut, wenn du nach Hause fährst. Zumindest vorläufig.«

»Warum denn das nicht?«

»Sie werden bald herausgefunden haben, dass Yves dir den Ring geschickt hat. Vielleicht wissen sie es auch schon. Bitte, bleibe bei Freunden. Fahr mit Claudette irgendwohin, egal, wo. Zu Hause bist du nicht sicher.«

Zu seiner Verwunderung erhob sie keine Einwände. »Seit wir hier angekommen sind, hast du die ganze Zeit über die Schulter geschaut.«

Baillard lächelte. Er hatte geglaubt, seine Nervosität vor ihr versteckt halten zu können.

»Und was ist mit dir, Audric?«

»Bei mir ist das etwas anderes«, sagte er. »Auf diesen Moment habe ich gewartet, schon seit ... jedenfalls länger, als ich sagen kann, Jeanne. So soll es sein, wohl oder übel.«

Jeanne schwieg einen Moment.

»Wer ist sie, Audric?«, sagte sie leise. »Diese junge Engländerin? Warum ist sie dir so wichtig?«

Er lächelte, aber er konnte nicht antworten.

»Wo willst du von hier aus hin?«, fragte sie schließlich.

Baillard schnappte nach Luft. Das Bild seines Dorfes stand ihm plötzlich vor Augen, so wie es einmal gewesen war.

»Oustäou«, antwortete er ruhig. »Ich werde heimkehren. *A la perfin*.« Endlich.

Kapitel 41

Shelagh hatte sich an die Dunkelheit gewöhnt.

Sie wurde in einem Stall oder einer Art Verschlag festgehalten. Es roch beißend nach Kot, Urin, Stroh, und dann war da noch ein widerwärtig süßlicher Gestank; wie von verdorbenem Fleisch. Ein weißer Lichtstreifen fiel unter der Tür durch, aber sie konnte nicht sagen, ob es später Nachmittag oder früher Morgen war. Sie wusste nicht einmal mehr, welcher Tag heute war.

Der Strick um ihre Beine scheuerte und reizte die wunde, aufgeschürfte Haut an den Knöcheln. Ihre Handgelenke waren gefesselt, und sie war an einen Metallring in der Wand gebunden. Shelagh bewegte sich, suchte nach einer etwas bequemerem Position. Insekten krabbelten ihr über Hände und Gesicht. Sie war überall gestochen worden. Auch die Handgelenke waren von dem Strick wund gescheuert, und die Schultern waren steif, weil sie die Arme schon so lange auf dem Rücken hatte. In den Ecken des Verschlages raschelten Mäuse oder Ratten im Stroh, aber sie hatte sich an sie gewöhnt, so wie sie auch die Schmerzen schon nicht mehr wahrnahm.

Wenn sie doch nur Alice angerufen hätte. Ein weiterer Fehler. Shelagh fragte sich, ob Alice es weiter versucht oder aufgegeben hatte. Falls sie das Team im Ausgrabungshaus angerufen und erfahren hatte, dass sie vermisst wurde, hatte sie doch bestimmt gemerkt, dass irgendwas nicht stimmte, oder? Und was war mit Yves? Brayling hatte die Polizei verständigt...

Shelagh spürte, wie ihr Tränen in die Augen schossen. Wahrscheinlicher war, dass noch niemand ihr Verschwinden bemerkt hatte. Etliche Kollegen hatten angekündigt, ein paar Tage wegzufahren, bis sich die Situation geklärt hatte. Sie gingen vielleicht davon aus, dass sie das Gleiche getan hatte.

Sie hatte längst keinen Hunger mehr, aber sie war

durstig. Sie hatte das Gefühl, als hätte sie ein Stück Schmirgelpapier verschluckt. Das bisschen Wasser, was sie ihr gegeben hatten, war weg, und sie leckte sich immer und immer wieder über die rissigen Lippen. Sie versuchte sich zu erinnern, wie lange ein normaler, gesunder Mensch ohne Wasser überleben konnte. Einen Tag? Eine Woche?

Shelagh hörte Kies knirschen. Ihr Herz verkrampfte sich, und Adrenalin schoss ihr durch den Körper, wie jedes Mal, wenn sie draußen ein Geräusch vernahm. Bis jetzt war noch niemand hereingekommen.

Sie zog sich in eine sitzende Position hoch, als das Vorhängeschloss geöffnet wurde. Ein schweres Klirren ertönte, als eine Kette herabfiel, sich in dumpf rasselnden Spiralen zusammenrollte, dann das Geräusch der Tür, die in den Angeln bebte. Shelagh drehte das Gesicht weg, als blendendes Sonnenlicht in die Finsternis der Hütte fiel und ein dunkler, stämmiger Mann sich unter den Türsturz duckte. Trotz der Hitze trug er eine Jacke, und seine Augen waren hinter einer Sonnenbrille verborgen. Instinktiv drückte Shelagh sich rückwärts gegen die Wand, schämte sich über den festen Knoten aus Angst in der Magengrube. Der Mann durchquerte die Hütte mit zwei Schritten. Er packte den Strick und zerrte sie auf die Beine. Dann zog er ein Messer aus der Tasche.

Shelagh zuckte zusammen, wollte zurückweichen. »Non«, flüsterte sie. »Bitte nicht.« Sie hasste den flehenden Tonfall ihrer Stimme, konnte ihn aber nicht verhindern. Panik hatte ihr allen Stolz genommen.

Er lächelte, als er ihr die Klinge dicht an den Hals hielt und dabei schlechte gelbe Raucherzähne zeigte. Er griff hinter sie und durchtrennte den Strick, mit dem sie an die Wand gefesselt war, dann riss er daran und zerrte sie vorwärts. So schwach und desorientiert, wie sie war, verlor Shelagh das Gleichgewicht und fiel schwer auf die Knie.

»Ich kann nicht gehen. Sie müssen mich losbinden.« Sie blickte auf ihre Füße. »*Mes pieds.*«

Der Mann zögerte einen Moment, dann durchsägte er die dickeren Fesseln um ihre Fußknöchel, als würde er Fleisch tranchieren.

»*Leve-toi. Vite!*« Er hob einen Arm, als wollte er sie schlagen, riss aber nur wieder an dem Strick und zog sie näher zu sich. »*Vite.*« Ihre Beine waren steif, doch sie war zu verängstigt, um sich zu widersetzen. Die Haut an ihren Fußknöcheln war wund und roh und spannte bei jedem Schritt, sodass ihr der Schmerz bis in die Waden hochschoss.

Als sie ins Licht hinaustaumelte, schwankte der Boden unter ihren Füßen. Die Sonne war erbarmungslos. Sie spürte sie auf der Netzhaut brennen. Die Luft war heiß und feucht. Sie schien über dem Hof und den Gebäuden zu hocken wie ein boshafter Buddha.

Während sie sich von ihrem improvisierten Kerker entfernte, einem von mehreren leeren Tierverschlägen, wie sie jetzt sehen konnte, zwang Shelagh sich, die Augen offen zu halten, weil ihr bewusst wurde, dass das vielleicht ihre einzige Chance war herauszufinden, wohin man sie gebracht hatte. Und wer *sie* waren, fügte sie in Gedanken hinzu. Denn da war sie sich trotz allem nicht sicher.

Es hatte schon im März angefangen. Er war charmant gewesen, hatte ihr geschmeichelt und sich fast dafür entschuldigt, sie wegen so einer Kleinigkeit zu belästigen. Er arbeitete für jemanden, der ungenannt bleiben wollte, so hatte er erklärt. Und er hatte sie nur darum gebeten, einen Anruf zu tätigen. Es ging um Informationen, mehr nicht. Er war bereit, ein hübsches Sümmchen dafür zu bezahlen. Kurz darauf änderte er die Abmachung: die Hälfte für die Informationen, den Rest bei Lieferung. Im Rückblick wusste Shelagh schon nicht mehr, wann sie die ersten Zweifel beschlichen hatten.

Der Kunde passte nicht in das normale Profil des leichtgläubigen Amateursammlers, der bereit war, überhöhte Preise zu zahlen, ohne irgendwelche Fragen zu

stellen. Zum einen hörte er sich jung an. Üblicherweise waren diese Leute so was wie mittelalterliche Schatzjäger, abergläubisch, leicht zu beeindrucken, einfältig, besessen. Er dagegen war nichts davon. Schon allein deshalb hätten bei ihr sämtliche Alarmglocken angehen müssen.

Im Nachhinein war ihr schleierhaft, dass sie sich nie gefragt hatte, wieso er bereit war, so viel Mühe auf sich zu nehmen, wenn der Ring und das Buch tatsächlich nur einen sentimentalen Wert hatten.

Moralische Bedenken wegen des Diebstahls und Verkaufs von Fundstücken hatte Shelagh seit Jahren nicht mehr. Sie hatte zur Genüge unter altmodischen Museen und elitären akademischen Institutionen zu leiden gehabt und glaubte inzwischen, dass es für die Schätze der Vergangenheit geeignetere Hüter gab. Sie nahm das Geld, und die Leute bekamen, was sie haben wollten. Alle waren zufrieden. Was danach passierte, war nicht Shelaghs Problem.

Im Grunde, so gestand sie sich ein, hatte sie es schon lange vor dem zweiten Telefonanruf mit der Angst zu tun bekommen, auf jeden Fall Wochen bevor sie Alice eingeladen hatte, sich ihr am Pic de Soularac anzuschließen. Und als dann Yves Biau Kontakt zu ihr aufgenommen hatte und sie sich gegenseitig ihre Geschichte erzählt hatten ... Ihre Brust schnürte sich noch fester zu.

Wenn Alice irgendwas zustieß, dann war das ihre Schuld.

Sie erreichten das Bauernhaus, ein mittelgroßes Gebäude umgeben von baufälligen Nebengebäuden, einer Garage und einem Weinschuppen. Von den Fensterläden und der Vordertür blätterte der Lack ab, und die dunklen Fenster waren nur leere Höhlen. Zwei Autos parkten davor, ansonsten wirkte alles völlig verlassen.

Ringsherum hatte sie einen freien Blick auf Berge und Täler. Wenigstens war sie noch in den Pyrenäen. Aus

irgendeinem Grund gab ihr das Hoffnung.

Die Tür stand auf, als würden sie erwartet. Drinnen war es kühl und auf den ersten Blick menschenleer. Alles war mit dickem Staub bedeckt. Es sah aus, als wäre das Haus einst ein Hotel oder eine *auberge* gewesen. Geradeaus war eine Rezeption, und dahinter an der Wand befand sich eine Reihe leerer Haken, als hätten früher dort die Zimmerschlüssel gehangen.

Er zerrte an dem Strick, damit sie weiterging. Aus der Nähe roch er nach Schweiß, billigem Aftershave und kaltem Tabakrauch. Shelagh hörte Stimmen aus, einem Zimmer links von sich. Die Tür stand einen Spalt offen. Sie riskierte einen Seitenblick und sah einen Mann, der vor einem Fenster stand, mit dem Rücken zu ihr. Lederschuhe und helle Sommerhose.

Sie wurde die Treppe hinaufgestoßen, dann einen Flur entlang und eine schmale, niedrige Treppe hoch auf einen stickigen Speicher, der fast die gesamte Grundfläche des Hauses einnahm. Vor einer Metalltür blieben sie stehen.

Der Mann öffnete die Riegel und stieß Shelagh so heftig ins Kreuz, dass sie nach vorn fiel. Sie schlug hart auf, prallte mit dem Ellbogen auf den Boden, während er die Tür hinter ihr zuknallte. Shelagh stand auf und warf sich trotz der Schmerzen gegen die metallverstärkte Tür, schrie und hämmerte mit den Fäusten, ohne jedoch etwas auszurichten.

Schließlich gab sie auf, drehte sich um und sah sich den Raum genauer an. Vor der hinteren Wand lag eine Matratze mit einer ordentlich gefalteten Decke darauf.

Gegenüber der Tür war ein kleines Fenster, von innen mit Metallstangen gesichert. Steifbeinig ging Shelagh durch das Zimmer und stellte fest, dass sie jetzt auf der rückwärtigen Seite des Hauses war. Die Stangen waren solide und rührten sich nicht, als sie daran rüttelte. Außerdem ging es auf der anderen Seite des Fensters steil abwärts.

In der Ecke war ein kleines Handwaschbecken, und daneben stand ein Eimer. Sie erleichterte sich und drehte mit einiger Mühe den Wasserhahn auf. Die Rohre spuckten und husteten wie ein Kettenraucher, aber nach einigen Fehlstarts kam doch ein dünnes Rinnsal Wasser. Shelagh legte die hohlen Hände darunter und trank und trank, bis sie fast Bauchschmerzen bekam. Dann wusch sie sich, so gut es ging, betupfte die wunden und blutverkrusteten Stellen an Hand- und Fußgelenken.

Kurz darauf brachte ihr der Mann etwas zu essen. Mehr als sonst.

»Warum bin ich hier?«

Er stellte das Tablett in der Mitte des Raumes ab.

»Warum haben Sie mich hergebracht? *Pourquoi je suis là?*«

»*Il te le dira.*«

»Wer will denn mit mir sprechen?«

Er zeigte auf das Essen. »*Mange.*«

»Wer?«, wiederholte sie. »Sagen Sie es mir doch.«

Er stieß das Tablett mit der Fußspitze an. »Essen.«

Als er gegangen war, machte sich Shelagh über das Essen her. Sie aß restlos alles, sogar das Gehäuse des Apfels, trat dann wieder ans Fenster. Die Sonne stand hell über dem Bergkamm und färbte die Welt blendend weiß.

In der Ferne hörte sie das Geräusch eines Wagens, der sich langsam dem Bauernhof näherte.

Kapitel 42

Sallèles d'Aude

Karens Wegbeschreibung war gut. Eine Stunde nach ihrer Abfahrt aus Carcassonne erreichte Alice die Außenbezirke von Narbonne. Sie folgte den Schildern Richtung Cuxac d'Aude und Capestang auf einer hübschen Straße, die von hohem Bambus und wilden, im Wind wippenden Gräsern gesäumt wurde. Dahinter erstreckten sich fruchtbare grüne Felder. Die Gegend sah ganz anders aus als die Berge der Ariege und die Garrigue der Corbieres.

Es war fast zwei Uhr, als Alice Sallèles d'Aude erreichte. Sie parkte unter den Linden und Schirmkiefern am Rande des Canal du Midi, ganz in der Nähe der Schleuse, und ging dann zu Fuß durch hübsche Sträßchen, bis sie in der Rue des Burgues war. Grace Tanners zweistöckiges Haus stand an der Ecke der Straße und hatte keinen Vorgarten. Ein traumhaft schöner Rosenstock mit leuchtend roten, schweren Blüten umrahmte die altertümliche Holztür und die großen braunen Fensterläden. Das Schloss klemmte, und Alice musste mit dem dicken Messingschlüssel hin und her wackeln, bis sie ihn schließlich drehen konnte. Sie stieß einmal kräftig gegen die Tür und half mit dem Fuß nach. Mit einem Quietschen schabte die Tür über die schwarz-weißen Fliesen und die Werbeprospekte und Broschüren, die gleich dahinter auf dem Boden lagen.

Sie kam direkt in den einzigen Raum im Erdgeschoss, der links einen Küchenbereich und rechts einen Wohnbereich hatte. Es war kalt und feucht, und der wehmütige Geruch eines verlassenen Hauses lag in der Luft. Die kühle Luft strich ihr wie eine Katze um die nackten Beine. Alice betätigte den Lichtschalter, doch der Strom war abgestellt. Nachdem sie die Prospekte und Wurfsendungen aufgehoben und auf den Tisch gelegt hatte, beugte sie sich über die Spüle, öffnete das Fenster

und kämpfte mit dem verzierten Schnappriegel, um die Fensterläden zu öffnen.

Ein Wasserkocher und eine Grillpfanne, die in Augenhöhe über dem altmodischen Herd hing, waren die einzigen Konzessionen ihrer Tante an den Komfort einer modernen Küche. Das Abtropfgitter war leer und die Spüle sauber. Nur ein paar alte kochtrockene Schwämme klemmten hinter dem Wasserhahn. Alice durchquerte den Raum, öffnete das große Fenster im Wohnbereich und stieß die Fensterläden zurück. Sofort flutete das Sonnenlicht herein und verwandelte den Raum. Sie lehnte sich hinaus, atmete den Duft der Rosen ein und genoss einen Moment lang das entspannende Gefühl der warmen Sommerluft, das ihre Beklommenheit vertrieb. Sie kam sich vor wie ein Eindringling, der ungebeten im Leben eines anderen herumschnüffelte.

Vor dem Kamin standen zwei Holzessel mit hoher Rückenlehne. Der Kamin selbst war aus grauem Stein, und auf dem Sims standen ein paar eingestaubte Porzellanfiguren. Die verkohlten Überreste eines längst erkalteten Feuers lagen auf dem Rost. Alice stieß mit der Fußspitze dagegen, und die Reste fielen in sich zusammen, was eine Wolke feine graue Asche aufwirbeln ließ, die sich über alles legte.

An der Wand neben dem Kamin hing ein Ölgemälde von einem Steinhaus mit einem rot gedeckten, schrägen Dach und Feldern voller Sonnenblumen und Weinstöcken drum herum. Alice entzifferte die Unterschrift, die in die untere rechte Ecke gekritzelt war: *BAILLARD*.

Ein Esstisch, vier Stühle und eine Anrichte nahmen den hinteren Teil des Raumes ein. Alice öffnete die Schubladen und Türen und entdeckte Untersetzer und Tischsets, die mit Bildern französischer Kathedralen geschmückt waren, einen Stapel Leinenservietten und einen Kasten mit Silberbesteck, das laut klapperte, als sie die Schublade wieder zuschob. Das gute Porzellan - Servierteller,

Milchkännchen, Dessertschalen und eine Sauciere - war auf den Regalbrettern darunter verstaut.

In der hinteren Ecke des Raumes waren zwei Türen. Hinter der einen verbarg sich eine Besenkammer - Bügelbrett, Kehrblech mit Handfeger, Besen, ein paar Kleiderhaken und jede Menge ineinander gestopfte Plastiktüten von *Géant*. Die zweite verbarg die Treppe.

Alice' Sandalen klatschten auf den Holzstufen, als sie in die Dunkelheit hinaufstieg. Oben angekommen, war geradeaus ein rosa gefliestes, funktionales Badezimmer mit einem vertrockneten Seifenstück in der Seifenschale und einem brettharten Handtuch an dem Haken neben dem sachlichen Spiegel.

Grace Tanners Schlafzimmer war linker Hand. Das schmale Bett war mit Laken und Wolldecke und einem dicken Federbett gemacht. Auf dem Mahagoninachtschränkchen stand eine alte Flasche Magnesiummilch mit weiß verkrustetem Verschluss, und daneben lag eine Biographie über Eleonore von Aquitanien von Alison Weir.

Der Anblick des altmodischen Lesezeichens zwischen den Seiten ging Alice ans Herz. Sie konnte sich vorstellen, wie Grace vor dem Einschlafen das Lesezeichen ins Buch schob und dann das Licht ausknipste. Aber sie hatte nicht mehr die Zeit gehabt, es zu Ende zu lesen, sondern war vorher gestorben. Alice fühlte sich seltsam gerührt und legte das Buch zur Seite. Sie würde es mitnehmen und ihm ein neues Zuhause geben.

In der Schublade des Nachttisches lagen ein Säckchen mit Lavendelblüten, dessen lila Verschlussband schon ganz ausgebleicht war, ein ärztliches Rezept und eine Packung frische Taschentücher. Auf dem Regalbrett darunter waren Bücher aufgereiht. Alice ging in die Hocke und legte den Kopf schräg, um die Buchrücken zu lesen. Sie hatte noch nie der Versuchung widerstehen können nachzusehen, was andere Leute im Regal stehen hatten.

Es war so ziemlich das, was sie erwartet hatte. Der eine oder andere Roman von Mary Stewart und Joanna Trollope, also leichte Unterhaltungslektüre, eine Buchclubausgabe von *Die Leute von Peyton Place* und ein dünnes Bändchen über die Katharer. Der Name des Autors war in Großbuchstaben abgedruckt: A. S. BAILLARD. Alice zog die Augenbrauen hoch. Derselbe, der das Bild im Wohnzimmer gemalt hatte? Gleich darunter stand der Name der Übersetzerin: J. GIRAUD.

Alice zog das Buch heraus und las auf der Rückseite, dass von dem Autor auch eine Übersetzung vom Evangelium des Johannes ins Okzitanische erschienen war. Des Weiteren hatte er mehrere Bücher über das alte Ägypten und eine preisgekrönte Biographie über Jean-François Champollion verfasst, den Forscher, dem es im 19. Jahrhundert gelungen war, das Rätsel der Hieroglyphen zu lösen.

In Alice' Kopf blitzte ein Gedanke auf. Die Bibliothek in Toulouse, wo die Karten und Grafiken und Illustrationen vor ihren Augen auf dem Bildschirm flimmerten. Schon wieder Ägypten. Vorn auf dem Umschlag von Baillards Buch war das Foto einer Burgruine zu sehen, eingehüllt in rötlichen Nebel und gefährlich dicht am Rand einer Steilwand. Von Ansichtskarten und aus Reiseführern wusste Alice, dass es sich um Montségur handelte. Sie schlug es auf. Die Seiten klappten von selbst ein wenig hinter der Mitte auf, wo eine kleine Karte hineingeschoben worden war. Alice begann zu lesen:

Die Festungszitadelle von Montségur liegt hoch oben auf einem Berg und ist vom Dorf Montségur in gut einer Stunde zu Fuß erreichbar. Sie ist oft von Wolken verdeckt, und drei Seiten der Burg sind regelrecht aus dem Berg herausgeschlagen. Es handelt sich um eine außergewöhnliche natürliche Festung. Das, was wir heute dort sehen, stammt

nicht aus dem 13. Jahrhundert, sondern aus jüngeren

Besatzungskriegen. Und doch fühlen sich Besucher durch die dort herrschende Atmosphäre stets an die tragische Vergangenheit der Festung erinnert.

Zahllose Legenden ranken sich um Montsegur - den sicheren Berg. Manche halten ihn für einen Sonnentempel, andere glauben, dass er die Vorlage für Wagners Munsalvaesche, den Sicherem Berg oder Gralsberg in seinem größten Werk Parsifal, geliefert hat. Wieder andere sind überzeugt, dass er der letzte Ruheort des Grals war. Es wurde spekuliert, dass die Katharer nicht nur die Hüter des Kelches Christi, sondern auch vieler anderer Schätze aus dem Tempel Salomos in Jerusalem waren. Vielleicht hüteten sie aber auch das Gold der Westgoten und andere Reichtümer aus nicht näher benannten Quellen.

Es wird zwar angenommen, dass der sagenhafte Schatz der Katharer im Januar 1244 aus der belagerten Zitadelle hinausgeschmuggelt wurde, kurz vor ihrem endgültigen Fall, doch der Schatz wurde nie gefunden. Gerüchte, dass dieser kostbarste aller Gegenstände verloren gegangen ist, sind unrichtig.

Alice las die zu dem Sternchen gehörende Anmerkung unten auf der Seite. Statt einer Fußnote fand sie ein Zitat aus dem Evangelium Johannes', Kapitel acht, Vers zweiunddreißig: *Und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.*

Sie runzelte die Stirn. Was sollte das mit dem Text zu tun haben? Sie legte Baillards Buch zu den anderen, die sie mitnehmen wollte, und ging dann in das gegenüberliegende Schlafzimmer.

Hier stand eine alte Singer-Nähmaschine, die in diesem französischen Haus mit den dicken Mauern unpassend englisch wirkte. Ihre Mutter hatte früher genau so eine gehabt und stundenlang darauf genäht, was das ganze

Haus mit dem beruhigenden Stampfen und Rattern der Nadel erfüllt hatte.

Alice strich mit der Hand über die staubige Maschine. Sie sah völlig intakt aus. Als sie nacheinander die kleinen Schubfächer öffnete, fand sie Garnspulen, Näh- und Stecknadeln, Bänder und Spitzenborten, eine Karte mit altmodischen silbernen Druckknöpfen und ein Kästchen mit einer bunten Knopfsammlung. Sie wandte sich dem Eichenschreibtisch vor dem Fenster zu, von dem aus man in einen kleinen Garten hinter dem Haus blickte. Die oberen beiden Schubladen waren mit Tapete ausgeschlagen, aber völlig leer. Die dritte war verschlossen, doch der Schlüssel steckte.

Unter Anwendung von Kraft und Rütteln mit dem Schlüssel konnte Alice die Schublade schließlich öffnen. Darin war ein Schuhkarton. Sie nahm ihn heraus und stellte ihn auf die Schreibtischplatte.

Alles in dem Karton war sauberlich sortiert. Ein Packen Fotos war mit einer Kordel zusammengebunden. Darauf lag ein einzelner Brief. Er war in schwarzer, dünner Schrift an *Mme Tanner* adressiert und in Carcassonne am 16. März 2005 abgestempelt worden. Das Wort *PRIORITAIRE* war mit einem roten Stempel quer auf dem Umschlag aufgedruckt. Im Absender auf der Rückseite war keine Adresse angegeben, nur ein Name in derselben schrägen Schrift: *Expéditeur Audric S. Baillard*.

Alice schob die Finger in den Umschlag und zog ein einzelnes Blatt aus dickem, cremefarbenem Papier heraus. Es gab kein Datum, keine Anrede, keine Erklärung, nur ein Gedicht, wiederum in derselben Handschrift.

Bona nuèit, bona nuèit...

Braves amies, pica mièja-nuèit Cal finir velhada Ejós la flassada

Eine schwache Erinnerung kräuselte die Oberfläche ihres Unbewussten, wie ein längst vergessenes Lied. Die Wörter, die in die oberste Stufe in der Höhle eingeschlagen waren. Es war dieselbe Sprache, das könnte sie schwören, und ihr Unbewusstes stellte die Verbindung her, die ihr Verstand nicht herstellen konnte.

Alice lehnte sich gegen das Bett. Sechzehnter März, wenige Tage vor dem Tod ihrer Tante. Hatte sie den Umschlag noch selbst in den Karton gelegt, oder war das jemand anderem überlassen worden? Vielleicht Baillard?

Alice legte das Gedicht beiseite und löste die Kordel um die Fotos.

Es waren insgesamt zehn, alle schwarzweiß und chronologisch sortiert. Auf der Rückseite stand jeweils mit Bleistift in Großbuchstaben, wann und wo sie aufgenommen worden waren. Das erste Foto war die Porträtaufnahme eines ernsten kleinen Jungen in Schuluniform. Sein Haar war akkurat gescheitelt und flach gekämmt. Alice drehte es um. *FREDERICK WILLIAM TANNER, SEPTEMBER 1937*, stand da. Diesmal eine andere Handschrift.

Alice' Herz schlug einen Purzelbaum. Das gleiche Foto von ihrem Dad hatte auf dem Kaminsims zu Hause gestanden, neben dem Hochzeitsfoto ihrer Eltern und einem Porträt von ihr selbst mit sechs Jahren in einem gesmokten Partykleidchen mit Puffärmeln. Sie fuhr mit den Fingern über die Konturen des Gesichts. Das Foto war ein anrührender Beweis dafür, dass Grace tatsächlich von der Existenz ihres kleinen Bruders gewusst hatte, auch wenn sie sich nie begegnet waren.

Alice legte es beiseite und nahm das nächste zur Hand, ging sie dann nacheinander durch. Das früheste Foto, auf dem ihre Tante zu sehen war, war erstaunlich jungen Datums, aufgenommen auf einem Sommerfest im Juli 1958.

Eine gewisse Familienähnlichkeit war unübersehbar. Wie Alice war auch Grace eine zierliche Frau mit zarten, fast elfenhaften Gesichtszügen, obwohl ihr Haar glatt und grau gestrahnt und unschmeichelhaft kurz geschnitten war. Grace blickte direkt in die Kamera, hielt dabei ihre Handtasche fest vor sich wie eine Schranke.

Das letzte Foto war erneut eine Aufnahme von Grace, wie sie, einige Jahre älter, neben einem älteren Herrn stand. Alice zog die Stirn kraus. Er erinnerte sie an jemanden. Sie drehte das Foto ein wenig, damit das Licht anders darauf fiel.

Die beiden standen vor einer alten Steinmauer. Ihre Haltung wirkte etwas steif, als würden sie einander nicht gut kennen. Ihrer Kleidung nach zu schließen, war es später Frühling oder Sommer. Grace trug ein kurzärmeliges Sommerkleid, das in der Taille gerafft war. Ihr Begleiter war groß und wirkte sehr schlank in seinem hellen Sommeranzug. Der Schatten seines Panamahutes verdunkelte das Gesicht, doch die fleckigen, faltigen Hände verrieten sein Alter.

Auf der Mauer hinter ihnen war ein Stück von einem französischen Straßenschild zu erkennen. Alice blickte angestrengt auf die winzigen Buchstaben, und es gelang ihr, die Worte Rue des Trois Degrés zu entziffern. Auf der Rückseite stand in dünner Schrift, wohl von Baillard geschrieben: *GTe AB, junh 1993, Chartres*.

Schon wieder Chartres. Grace Tanner und Audric Baillard, das musste er sein. Und 1993, das Jahr, in dem ihre Eltern gestorben waren.

Sie legte auch dieses Foto aus der Hand und nahm schließlich den letzten Gegenstand aus dem Karton, ein kleines altes Buch. Das schwarze Leder war rissig und wurde von einer matt angelaufenen Messingschnalle zusammengehalten. Obendrauf waren in erhabener Goldprägung die Worte *HOLY BIBLE* zu lesen.

Nach etlichen Versuchen gelang es Alice, die Bibel zu

öffnen. Auf den ersten Blick sah sie aus wie eine ganz normale King- James-Ausgabe. Erst als sie sie bereits zu drei Vierteln durchgeblättert hatte, stellte sie fest, dass jemand ein Loch in die hauchdünnen Seiten geschnitten hatte und so ein flacher, rechteckiger Hohlraum von rund zehn Zentimetern Länge und knapp acht Zentimetern Breite entstanden war - ein Versteck.

Darin lagen fest zusammengefaltet mehrere Papierbögen, die Alice vorsichtig herausnahm. Eine helle Scheibe, etwa so groß wie eine Ein-Euro-Münze, fiel heraus und landete in ihrem Schoß. Sie war flach und sehr dünn und bestand nicht aus Metall, sondern aus Stein. Erstaunt nahm sie sie in die Hand. Es waren zwei Buchstaben eingraviert. *NS*. Himmelsrichtungen? Namensinitialen? Eine Art Währung?

Alice drehte die Scheibe um. Auf der anderen Seite war ein Labyrinth eingraviert, und es war in jeglicher Hinsicht identisch mit dem Labyrinth auf der Unterseite des Ringes und an der Wand in der Höhle.

Der gesunde Menschenverstand sagte ihr, dass es für diese Übereinstimmung eine vollkommen logische Erklärung geben musste, obwohl ihr beim besten Willen keine einfiel. Unsicher blickte sie auf die Blätter Papier, in denen die Scheibe gesteckt hatte. Sie hatte Angst vor dem, was sie darin entdecken könnte, war aber auch zu neugierig, um sie ungeöffnet zu lassen.

Du kannst jetzt nicht auf hören.

Alice faltete die Seiten auseinander und unterdrückte einen Seufzer der Erleichterung. Es war nur ein Stammbaum. Auf dem ersten Blatt stand die Überschrift *ARBRE GENEALOGIQUE*. Die Tinte war verblasst und stellenweise schwer zu lesen, doch gewisse Worte hoben sich ab. Die meisten Namen waren schwarz, aber einer in der zweiten Reihe, *Alaïs PELLETIER-du MAS (1192-)* war mit roter Tinte geschrieben. Den Namen gleich daneben konnte Alice nicht entziffern, doch in der Zeile darunter und ein wenig nach rechts versetzt stand ein anderer

Name, *Sajhë de SERVIAN*, in grüner Tinte.

Neben beiden Namen war ein kleines, zartes Motiv in Gold gestaltet. Alice griff nach der Steinscheibe und legte sie mit dem Muster nach oben neben das Symbol auf dem Blatt. Sie waren identisch.

Sie blätterte Seite um Seite weiter, bis sie zum letzten Blatt kam. Dort fand sie einen Eintrag für Grace, deren Todesdatum mit einer andersfarbigen Tinte eingefügt war. Darunter und wieder seitlich versetzt standen Alice' Eltern.

Der letzte Eintrag galt ihr. *Alice Helena (1976-)*, geschrieben in roter Tinte. Und daneben das Labyrinthsymbol.

Alice zog die Knie an, stützte das Kinn darauf und schlang die Arme um die Beine. Irgendwann wusste sie nicht mehr, wie lange sie schon in diesem stillen, verlassenen Zimmer saß. Doch schließlich verstand sie. Die Vergangenheit griff nach ihr und erhob Anspruch auf sie. Ob sie das nun wollte oder nicht.

Kapitel 43

Carcassonne

Die Fahrt von Salleles d'Aude zurück nach Carcassonne verging wie im Rausch. Als Alice ankam, war die Lobby des Hotels mit Neuankömmlingen überfüllt, deshalb nahm sie sich selbst ihren Zimmerschlüssel vom Haken und ging nach oben, ohne jemandem Bescheid zu sagen.

Als sie die Tür aufschließen wollte, bemerkte sie, dass sie nur angelehnt war.

Alice zögerte. Sie legte den Schuhkarton und die Bücher auf dem Boden ab und stieß dann vorsichtig die Tür ein Stück weiter auf. »Allo? Hallo?«

Sie blickte sich rasch im Zimmer um. Es sah alles so aus, wie sie es verlassen hatte. Trotzdem war Alice mulmig zu Mute, als sie über die abgestellten Sachen trat und argwöhnisch einen Schritt in den Raum machte. Sie blieb stehen. Ein Geruch nach Vanille und kaltem Zigarettenrauch drang ihr in die Nase.

Plötzlich nahm sie eine Bewegung hinter der Tür wahr. Ihr Herz machte einen Satz. Sie fuhr herum und sah gerade noch ein graues Jackett und schwarzes Haar im Spiegel, ehe sie einen harten Stoß gegen die Brust bekam und nach hinten fiel. Mit dem Kopf knallte sie gegen die Spiegeltür des Kleiderschranks, in dem die Drahtkleiderbügel an der Stange schepperten wie Murmeln auf einem Blechdach.

Ihr Gesichtsfeld wurde an den Rändern unscharf. Das Zimmer tanzte, war nicht mehr klar zu sehen. Alice blinzelte. Sie hörte den Eindringling über den Hotelflur davonlaufen. *Hinterher. Schnell.*

Alice kam taumelnd wieder auf die Beine und nahm die Verfolgung auf. Sie rannte die Treppe hinunter in die Lobby, wo eine große italienische Reisegruppe ihr den Weg versperrte. Panisch suchte sie die überfüllte Lobby ab und sah so eben noch, wie der Mann durch den Seiteneingang

verschwand.

Sie drängte sich durch den Wald aus Menschen und Gepäck, stieg über Koffer und Reisetaschen und sprang endlich nach draußen. Der Flüchtige war schon fast am Ende der Einfahrt. Alice bot ihre letzten Kräfte auf und rannte ihm nach, aber er war zu schnell.

Als sie die Hauptstraße erreichte, war von ihm nichts mehr zu sehen. Er war in dem Gewimmel der Touristen verschwunden, die von der Cité herunterkamen. Alice stützte die Hände auf die Knie und rang nach Atem. Dann richtete sie sich wieder auf und betastete ihren Hinterkopf, an dem sich bereits eine Beule bildete. Mit einem letzten Blick auf die Straße wandte Alice sich ab und ging zurück zur Rezeption. Unter Entschuldigungen schob sie sich an der Wartenden vorbei bis ganz nach vorn.

»Pardon, mais vous l'avez vu?«

Die junge Frau am Empfang wirkte entnervt. »Ich habe gleich Zeit für Sie, sobald ich mit dem Herrn hier fertig bin«, sagte sie. »So lange kann ich leider nicht warten«, sagte Alice. »Es war jemand in meinem Zimmer. Der ist hier vorbeigelaufen. Vor einer Minute.«

»Bitte, Madame, wenn Sie nur noch einen Moment Geduld hätten ...«

Alice hob die Stimme, sodass alle sie hören konnten. *»Il y avait quelqu'un dans ma chambre. Un voleur.«*

Schlagartig wurde es ruhig in der überfüllten Lobby. Die junge Frau machte große Augen, rutschte von ihrem Hocker und verschwand. Sekunden später erschien der Besitzer des Hotels und dirigierte Alice aus der Haupthalle heraus.

»Um was für ein Problem handelt es sich, Madame?«, fragte er leise.

Alice erklärte es ihm.

»Die Tür ist nicht aufgebrochen worden«, sagte er mit einem prüfenden Blick auf das Schloss, nachdem er sie hinaufbegleitet hatte.

Während der Hotelbesitzer von der Tür aus zusah, kontrollierte Alice, ob irgendetwas fehlte. Zu ihrer Verwunderung war dem nicht so. Ihr Pass lag noch immer unten im Kleiderschrank, wenn auch nicht mehr an derselben Stelle. Das Gleiche galt für den Inhalt ihres Rucksacks. Nichts fehlte, aber alles war irgendwie am falschen Platz. Was als Beweis für einen Einbruch wenig zählte.

Alice sah im Badezimmer nach. Und da endlich wurde sie fündig. »*Monsieur, s'il vous plaît*«, rief sie und zeigte auf das Waschbecken. »*Regardez.*«

Es roch stark nach Lavendel, denn die parfümierte Seife war in Stücke gebrochen worden. Auch ihre Zahnpastatube war aufgeschnitten und der Inhalt komplett herausgequetscht worden. »*Voilà. Comme je vous ai dit.*« Wie ich's Ihnen gesagt habe.

Er blickte besorgt, aber skeptisch drein. Ob Madame wünschte, dass er die Polizei rief? Er würde die anderen Gäste fragen, ob ihnen irgendetwas aufgefallen war, selbstverständlich, aber da anscheinend nichts fehlte ... ? Er sprach den Satz nicht zu Ende. Plötzlich traf sie die Erkenntnis wie ein Schock. Das war kein wahlloser Einbruch. Jemand hatte etwas ganz Bestimmtes gesucht, etwas, das man bei ihr vermutete.

Wer wusste alles, dass sie hier war? Noubel, Paul Authié, Karen Fleury und ihre Mitarbeiter, Shelagh. Sonst niemand, soweit sie wusste.

»Nein«, sagte sie rasch. »Keine Polizei. Es ist ja nichts weggekommen. Aber ich will ein anderes Zimmer haben.« Er wandte ein, das Hotel sei voll, lenkte aber ein, als er den Ausdruck auf ihrem Gesicht sah.

»Ich will sehen, was ich tun kann.«

Zwanzig Minuten später war Alice in einen anderen Teil des Hotels umquartiert worden.

Sie war nervös. Zum zweiten oder dritten Mal vergewisserte sie sich, dass Tür und Fenster verschlossen

waren. Sie setzte sich aufs Bett, umgeben von ihren Sachen, und überlegte, was sie tun sollte. Sie stand auf, ging in dem kleinen Zimmer auf und ab, setzte sich wieder, stand erneut auf. Sie war noch immer unsicher, ob sie nicht doch in ein anderes Hotel umziehen sollte. Was, *wenn er heute Nacht zurückkommt?*

Ein Klingeln ertönte. Alice zuckte zusammen, doch dann merkte sie, dass es nur ihr Handy war, das in ihrer Jackentasche steckte. »Allo, oui?«

Es war eine Wohltat, Stephens Stimme zu hören. Er war einer von Shelaghs Kollegen bei der Ausgrabung. »Hi, Steve. Nein, tut mir Leid. Ich hatte das Handy nicht mit und hab die Mailbox noch nicht abgehört. Was ist denn los?«

Er erzählte ihr, dass die Ausgrabung geschlossen würde, und Alice erblasste.

»Aber wieso denn? Was hat Brayling denn für eine Begründung genannt?«

»Er hat gesagt, es läge nicht in seiner Hand.«

»Nur wegen der Skelette?«

»Das hat die Polizei nicht gesagt.«

Ihr Herz pochte. »War die Polizei dabei, als Brayling die Entscheidung bekannt gegeben hat?«, fragte sie.

»Ja, aber die waren auch wegen Shelagh da«, sagte er und stockte dann. »Alice, ich wollte fragen, ob du nach deiner Abfahrt noch irgendwas von ihr gehört hast?«

»Kein Wort mehr seit Montag. Ich habe gestern öfter versucht sie zu erreichen, aber sie ruft einfach nicht zurück. Warum?« Während sie auf Stephens Antwort wartete, merkte Alice, dass sie aufgestanden war.

»Sie ist irgendwie untergetaucht«, sagte er schließlich. »Brayling deutet ihr Verschwinden ziemlich negativ. Er hegt den

Verdacht, dass sie irgendwas von der Ausgrabung hat mitgehen lassen.«

»So was würde Shelagh niemals machen«, rief sie.

»Ausgeschlossen. Sie gehört nicht zu der Sorte Mensch, die ...«

Doch noch während sie sprach, musste sie plötzlich an Shelaghs wütendes weißes Gesicht denken. Sie kam sich treulos vor, aber auf einmal war sie sich ihrer Sache nicht mehr so sicher. »Glaubt die Polizei das auch?«, erkundigte sie sich.

»Keine Ahnung. Das ist alles ein bisschen seltsam«, sagte er unsicher. »Einer von den Polizisten, die vor Ort waren, ist letzten Montag in Foix bei einem Unfall mit Fahrerflucht ums Leben gekommen«, sprach er weiter. »Das stand in der Zeitung. Anscheinend kannten er und Shelagh sich.«

Alice sank aufs Bett. »Entschuldige, Steve, aber ich komm da nicht mehr ganz mit. Sucht denn jemand nach ihr? Unternimmt denn überhaupt jemand irgendetwas?«

»Mir ist da ein Gedanke gekommen«, sagt er zögernd. »Ich würde es ja selbst machen, aber ich fahre morgen in aller Frühe nach Hause. Hat ja doch keinen Sinn mehr, hier rumzuhängen.«

»Was ist dir für ein Gedanke gekommen?«

»Ich weiß, dass Shelagh vor Beginn der Ausgrabung Bekannte in Chartres besucht hat. Wäre ja möglich, dass sie vielleicht wieder dahin gefahren ist und einfach vergessen hat, uns anderen Bescheid zu sagen.«

Ein bisschen abwegig, fand Alice, aber immer noch besser als nichts.

»Ich hab da angerufen. Ein junger Mann hat sich gemeldet und behauptet, er hätte Shelaghs Namen noch nie gehört, aber es war die Nummer, die sie mir gegeben hatte. Ich hatte sie in meinem Handy gespeichert.«

Alice nahm sich etwas zu schreiben. »Gib mir die Nummer. Ich kann's ja auch mal probieren«, sagte sie mit gezücktem Stift. Ihre Hand erstarrte.

»Entschuldige, Steve.« Ihre Stimme klang hohl, als spräche sie aus weiter Ferne. »Wiederhol das noch einmal.«

»Die Nummer ist 02 68 72 31 26«, sagte er erneut. »Gibst

du mir Bescheid, wenn du irgendwas rausgefunden hast?»

Das war die Nummer, die Biau ihr gegeben hatte.

»Ich kümmere mich darum«, sagte sie, ohne recht zu wissen, was sie da eigentlich sagte. »Und ich melde mich bei dir.«

Alice wusste, dass sie Noubel anrufen sollte. Dass sie ihm von dem Nichtdiebstahl und von ihrer Begegnung mit Biau erzählen sollte, aber sie zögerte. Sie war nicht sicher, ob sie Noubel trauen konnte. Er hatte schließlich nichts unternommen, um Authié in die Schranken zu weisen.

Sie griff in ihren Rucksack und holte die Straßenkarte von Frankreich heraus. *Das ist doch verrückt. Die Fahrt dauert mindestens acht Stunden.*

Irgendetwas nagte in ihrem Unterbewusstsein. Sie nahm sich noch einmal die Notizen vor, die sie in der Bibliothek gemacht hatte.

In dem Wust von Texten über die Kathedrale in Chartres hatte sie auch einen Hinweis auf den Heiligen Gral entdeckt. Auch dort gab es ein Labyrinth. Alice fand den Absatz, nach dem sie suchte. Sie las ihn zweimal durch, um auch sicher zu sein, dass sie nichts falsch verstanden hatte, dann zog sie den Stuhl unter dem Hotelschreibtisch hervor, setzte sich mit Audric Baillards Buch hin und schlug es an der markierten Stelle auf.

Wieder andere sind überzeugt, dass er der letzte Ruheort des Grals war. Es wurde spekuliert, dass die Katharer nicht nur die Hüter des Kelches Christi...

Der Katharerschatz wurde aus Montsegur herausgeschmuggelt. Zum Pic de Soularac? Alice schlug die Karte vorn im Buch auf. Von Montsegur zu den Sabarthès-Bergen war es nicht weit. War der Schatz dort versteckt worden?

Was verbindet Chartres mit Carcassonne?

In der Ferne hörte sie erstes Donnergrollen. Das Zimmer war jetzt in ein eigenartiges orangefarbenes Licht getaucht, das von den Straßenlampen draußen kam und von den tief hängenden Nachtwolken reflektiert wurde. Wind war aufgekommen, klapperte an den Fensterläden und wirbelte Papierabfälle über den Parkplatz.

Als Alice die Vorhänge zuzog, fielen die ersten schweren Regentropfen, klatschten wie schwarze Tintenflecke auf die Fensterbank. Sie wäre am liebsten sofort aufgebrochen. Aber es war schon spät, und sie wollte bei dem Gewitter nicht mit dem Auto unterwegs sein.

Sie vergewisserte sich ein letztes Mal, dass Tür und Fenster fest verschlossen waren, dann stellte sie sich den Wecker und legte sich völlig angezogen ins Bett, um auf den Morgen zu warten.

Zuerst war alles wie immer. Vertraut, friedlich. Sie schwebte in der weißen, schwerelosen Welt, klar und still. Dann kam ein Ruck, als hätte sich die Falltür unter dem Galgen geöffnet, und sie fiel durch den offenen Himmel nach unten, auf die bewaldeten Berge zu, die ihr immer schneller entgegenkamen.

Sie wusste, wo sie war. Am Montsegur im Frühsommer.

Alice landete im Laufschrift, sobald ihre Füße den Boden berührten, stolperte einen steilen, holprigen Waldpfad entlang, zwischen zwei hohen Baumreihen hindurch. Die Bäume waren dicht und groß und ragten hoch über ihr auf. Sie griff nach Zweigen, um sich abzubremesen, doch ihre Hände glitten einfach hindurch, und kleine Blättchen blieben büschelweise an den Händen hängen, wie Haare aus einer Bürste, und färbten ihre Fingerspitzen grün.

Der Pfad unter ihren Füßen war abschüssig. Alice spürte das Knirschen von Steinen und Geröll, das die weiche Erde, das Moos und die Zweige von weiter oben am Berg

verdrängt hatte.

Aber es gab kein einziges Geräusch. Kein Vogel sang, keine Stimme rief, nichts, nur ihr eigener hechelnder Atem.

Der Pfad schlängelte und wand sich, führte sie mal in die eine, mal in die andere Richtung, bis sie schließlich um die Biegung kam und die lautlose Feuerwand sah, die ihr den Weg versperrte. Sie hob die Hände vors Gesicht, um sich vor den lodernden, zischenden, orangeroten und gelben Flammen zu schützen, die in der Luft züngelten und wirbelten wie Schilfgras im Wasser eines Flusses.

Jetzt veränderte sich der Traum. Statt der Vielzahl von Gesichtern, die in den Flammen Gestalt annahmen, war es diesmal nur eines, eine junge Frau mit einem gütigen und zugleich auch energischen Gesichtsausdruck, die die Arme ausstreckte und Alice das Buch aus der Hand nahm.

Sie sang mit einer Stimme wie gesponnenes Silber.

»Bona nueit, bona nueit.«

Diesmal fassten keine kalten Finger nach ihren Knöcheln oder fesselten sie an die Erde. Das Feuer verlangte nicht mehr nach ihr. Dann schraubte sie sich in die Luft wie eine Rauchfahne, die dünnen, starken Arme der Frau umfingen sie, hielten sie fest. Sie war in Sicherheit.

»Braves amics, pica mieja-nueit.«

Alice lächelte, als sie zusammen immer höher und höher dem Licht entgegenstrebten und die Welt weit hinter sich ließen.

Kapitel 44

Carcassona

JULHET 1209

Alaïs wurde früh vom Sägen und Hämmern unten im Hof geweckt und stand auf. Sie schaute aus dem Fenster auf die hölzernen Galerien und Wehrgänge, die an die Mauern des Chateau Comtal gebaut wurden.

Das beeindruckende Holzgerüst nahm rasch Gestalt an. Wie ein überdachter Laufsteg am Himmel, war es ein hervorragender Ausguck, von dem aus die Bogenschützen einen Pfeilhagel auf den Feind niederprasseln lassen konnten, sollte der unwahrscheinliche Fall eintreten, dass die Mauern der Cité selbst überwunden wurden.

Sie kleidete sich rasch an und lief nach unten in den Hof. Die Feuer in der Schmiede tosten. Allenthalben sangen Hammer und Amboss, weil Waffen geschärft und gerichtet wurden; Sappeure riefen einander kurze, bellende Anweisungen zu, während die Winden, Seile und Gegengewichte der *pèireras*, der Ballistas, bereitgemacht wurden.

Alaïs sah Guilhem vor dem Stall stehen. Ihr Herz zog sich zusammen. *Nehmt mich wahr.* Er drehte sich nicht um und sah auch nicht auf. Alaïs hob die Hand und wollte seinen Namen rufen, doch dann verließ sie der Mut, und sie ließ den Arm wieder sinken. Sie würde sich nicht selbst demütigen, indem sie um seine Zuneigung bettelte, wenn er nicht gewillt war, sie zu geben.

Die Geschäftigkeit im Innern des Château Comtal setzte sich

auch in der Cité fort. Auf dem Hauptplatz wurden Steine aus den Corbières aufgetürmt, griffbereit, um die Ballistas und Katapulte zu bestücken. Beißender Uringestank drang aus der Gerberei, wo Tierhäute vorbereitet wurden, um die Galerien gegen Feuer zu schützen. Eine unaufhörliche

Prozession von Karren rollte durch die Porte Narbonnaise und brachte Nahrungsmittel für die Cité: Pökelfleisch aus La Piège und dem Lauragais, Wein aus Carcassès, Gerste und Weizen aus den Ebenen, Bohnen und Linsen von den Gemüsefeldern von Sant-Miquel und Sant- Vicens.

Hinter all der Betriebsamkeit war ein Gefühl von Stolz und Entschlossenheit spürbar. Nur die düsteren Wolken aus schwarzem Rauch über dem Fluss und dem Marschland im Nordwesten - wo auf Befehl von Vicomte Trencavel die Mühlen verbrannt worden waren und die Ernte vernichtet - erinnerten daran, wie unmittelbar und real die Gefahr war.

Alaïs wartete an dem vereinbarten Treffpunkt auf Sajhë. In ihrem Kopf überschlugen sich die Fragen, die sie Esclarmonde stellen wollte, unsterblich wie die Vögel am Fluss. Als Sajhë schließlich kam, war sie sprachlos vor gespannter Erwartung.

Sie folgte ihm durch namenlose Straßen in den Vorort Sant- Miquel, wo sie schließlich vor einer niedrigen Tür, die sich ganz nah an der Außenmauer befand, stehen blieben. Das Geräusch der Männer, die Gräben anlegten, damit der Feind sich nicht unter die Mauern hindurchgraben konnte, war sehr laut. Sajhë musste fast schreien, damit sie ihn verstand.

»*Menina* wartet drinnen«, sagte er mit plötzlich ernster Miene. »Kommst du nicht mit hinein?«

»Sie hat gesagt, ich soll Euch herbringen und dann zurück zum Chateau laufen und Intendant Pelletier holen.«

»Er müsste im Cour d'Honneur sein«, sagte sie.

»Gut.« Das Lächeln kehrte auf sein Gesicht zurück. »Bis später dann.«

Alaïs stieß die Tür auf und rief in freudiger Erwartung Esclarmondes Namen, dann blieb sie wie angewurzelt stehen. In dem Dämmerlicht konnte sie eine zweite Gestalt auf einem Stuhl in der Ecke sitzen sehen.

»Kommt herein, kommt herein«, sagte Esclarmonde mit

einem Lächeln in der Stimme. »Ich glaube, Ihr habt Simeon bereits kennen gelernt.«

Alaïs war verblüfft. »Simeon? So schnell?«, rief sie erfreut, lief zu ihm und ergriff seine Hände. »Was habt Ihr für Neuigkeiten? Seit wann seid Ihr in Carcassona? Wo wohnt Ihr?«

Simeon stieß ein tiefes, volles Lachen aus. »So viele Fragen! Was für eine Eile, alles möglichst schnell zu erfahren! Bertrand hat gesagt, dass Ihr schon als Kind unablässig Fragen gestellt habt!« Alaïs bestätigte das mit einem Lächeln. Sie schob sich auf die Bank am Tisch, nahm den Becher Wein, den Esclarmonde ihr anbot, und hörte zu, während Simeon weiter mit Esclarmonde sprach. Die Nähe und Ungezwungenheit zwischen ihnen war bereits deutlich spürbar.

Er konnte vorzüglich erzählen, verknüpfte Episoden aus seinem Leben in Chartres und Beziers mit Erinnerungen an sein Leben im Heiligen Land. Die Zeit verging wie im Fluge, während er die Berge Judäas im Frühling beschrieb, ihnen von den Ebenen von Sephal erzählte, die mit Lilien, gelben und lila Iris und rosa blühenden Mandelbäumen bedeckt waren wie mit einem Teppich, der sich bis zum Ende der Welt erstreckte. Alaïs lauschte gebannt.

Die Schatten wurden länger. Und allmählich veränderte sich die Atmosphäre, ohne dass es Alaïs richtig wahrnahm. Sie spürte nur ein nervöses Flattern im Magen, eine angespannte Erwartung. Sie fragte sich, ob Guilhem oder ihr Vater am Vorabend einer Schlacht dieses Gefühl empfanden. Als ob die Zeit aufgehoben wäre.

Sie schaute zu Esclarmonde hinüber, die die Hände im Schoß gefaltet hatte und eine heitere Gelassenheit verströmte.

»Mein Vater kommt bestimmt bald«, sagte sie, weil sie sich dafür verantwortlich fühlte, dass er noch immer nicht da war. »Er hat mir sein Wort gegeben.«

»Das wissen wir«, sagte Simeon und tätschelte ihre

Hand. Seine Haut war trocken wie Pergament.

»Aber sehr viel länger können wir vielleicht nicht warten«, sagte Esclarmonde mit einem Blick auf die Tür, die unerbittlich geschlossen blieb. »Die Besitzer dieses Hauses werden bald zurückkommen.«

Alaïs bemerkte, dass die beiden einen Blick wechselten. Sie hielt die Anspannung nicht länger aus und beugte sich vor. »Esclarmonde, gestern habt Ihr meine Frage nicht beantwortet.« Sie war selbst erstaunt, wie ruhig sie klang. »Seid Ihr auch eine Hüterin? Ist das Buch, das mein Vater sucht, in Eurem Gewahrsam?«

Einen Moment lang schienen ihre Worte zwischen ihnen in der Luft zu schweben, niemandem zugehörig. Dann lachte Simeon zu Alaïs' Überraschung leise auf.

»Was hat Euer Vater Euch über die *Noublesso* erzählt?«, fragte er mit einem Funkeln in den dunklen Augen.

»Dass es immer fünf Hüter gab, die geschworen hatten, die Bücher der Labyrinth-Trilogie zu schützen«, sagte sie kühn. »Hat er auch erklärt, warum gerade fünf?«

Alaïs schüttelte den Kopf.

»Der *Navigataire*, der Oberste, soll stets von vier Eingeweihten unterstützt werden. Gemeinsam repräsentieren sie die fünf Enden des menschlichen Körpers und die Macht der Zahl fünf. Jeder Hüter wird aufgrund seiner Tapferkeit, Entschlossenheit und Treue ausgewählt. Christen, Sarazenen, Juden, entscheidend ist unsere Seele, nicht das Blut oder die Geburt oder die Rasse. Darin spiegelt sich außerdem die Art des Geheimnisses wieder, das zu schützen wir geschworen haben und das zu jedem und keinem Glauben gehört.« Er lächelte. »Die *Noublesso de los Seres* besteht seit über zweitausend Jahren - wenn auch nicht immer unter diesem Namen und bis heute ist es ihre Aufgabe, das Geheimnis zu wahren und zu beschützen. Manchmal haben wir versteckt gelebt, zu anderen Zeiten sind wir ganz offen aufgetreten.«

Alaïs wandte sich an Esclarmonde. »Mein Vater will nicht akzeptieren, dass Ihr eine Hüterin seid. Er kann es einfach nicht glauben.«

»Es läuft seinen Erwartungen zuwider.«

»Das war bei Bertrand schon immer so«, schmunzelte Simeon. »Er konnte ja auch nicht davon ausgehen, dass einer der Hüter eine Frau ist«, versuchte Alaïs ihren Vater zu verteidigen.

»In früheren Zeiten war das weniger ungewöhnlich«, sagte Simeon. »Ägypten, Assyrien, Rom, Babylon, diese alten Kulturen, von denen Ihr bestimmt schon gehört habt, achteten die Frau höher, als wir das heute tun, in diesen finsternen Zeiten.«

Alaïs dachte kurz nach. »Meint Ihr, Harif hat Recht mit seiner Annahme, dass die Bücher in den Bergen sicherer aufgehoben sind?«, fragte sie.

Simeon hob beide Hände. »Wir sollten uns nicht anmaßen, das, was sein wird oder nicht sein wird, Vorhersagen zu können. Unsere Aufgabe ist es, die Bücher einfach nur zu behüten und vor Schaden zu schützen. Dafür zu sorgen, dass sie bereit sind, wenn sie gebraucht werden.«

»Und deshalb hat Harif Euren Vater ausgewählt, die Bücher wegzubringen, und nicht einen von uns«, schaltete Esclarmonde sich ein. »Seine Position macht ihn zum geeigneteren *envoi*. Er kann Männer und Pferde aufbieten, er kann ungehinderter reisen als wir.«

Alaïs zögerte, wollte ihrem Vater nicht in den Rücken fallen. »Er möchte den Vicomte nicht allein lassen. Er ist hin- und hergerissen zwischen seinen alten und seinen neuen Pflichten.«

»Derlei Widersprüche kennen wir alle«, sagte Simeon. »Wir alle haben schon schwere Entscheidungen treffen müssen, welcher Weg der beste sei. Bertrand kann von Glück sagen, dass er so lange Zeit hier leben konnte, ohne diese Entscheidung fällen zu müssen.« Er nahm ihre

Hände in seine. »Bertrand darf nicht warten. Alaïs. Ihr müsst ihn darin bestärken, seine Aufgabe zu erfüllen. Dass Carcassona noch nie eingenommen wurde, bedeutet nicht, dass es nicht eingenommen werden kann.«

Alaïs spürte die Augen von beiden auf sich. Sie stand auf und ging hinüber zur Feuerstelle. Ihr Herz raste, als ein Gedanke in ihr Gestalt annahm.

»Darf ein anderer an seiner statt handeln?«, fragte sie mit ruhiger Stimme.

Esclarmonde verstand sofort. »Ich glaube nicht, dass Euer Vater das erlauben würde. Ihr seid ihm zu teuer.«

Alaïs drehte sich um und blickte sie beide an. »Vor seinem Aufbruch nach Montpelhier war er der Meinung, dass ich der Aufgabe gewachsen bin. Im Grunde hat er mir die Erlaubnis schon gegeben.«

Simeon nickte. »Das stimmt, aber die Situation verändert sich täglich. Je näher die Franzosen dem Gebiet von Vicomte Trencavel kommen, desto gefährlicher wird die Lage auf den Straßen, Tag für Tag, das habe ich selbst beobachtet. Es wird nicht mehr lange dauern, dann ist es zu riskant, überhaupt noch zu reisen.« Alaïs blieb hartnäckig. »Aber ich müsste ja in die entgegengesetzte Richtung«, wandte sie ein und blickte von einem zum anderen. »Und Ihr habt meine Frage nicht beantwortet. Falls die Traditionen der *Noblesse* es nicht untersagen, dass ich meinem Vater diese Last von den Schultern nehme, dann biete ich meine Dienste an seiner statt an. Ich bin durchaus in der Lage, mich zu verteidigen. Ich bin eine vortreffliche Reiterin, im Umgang mit Schwert und Bogen geübt. Niemand würde je vermuten, dass ich ...« Simeon hob die Hand. »Ihr missdeutet unser Zögern, mein Kind. Ich zweifle keineswegs an Eurem Mut oder Eurer Entschlossenheit.«

»Dann gebt mir Euren Segen.«

Simeon seufzte und drehte sich zu Esclarmonde um. »Schwester, was meint Ihr? Natürlich nur, falls Bertrand

einwilligt.« »Ich flehe Euch an, Esclarmonde«, bettelte Alaïs, »unterstützt meine Bitte. Ich kenne meinen Vater.«

»Ich kann nichts versprechen«, sagte die alte Frau schließlich, »aber ich werde mich Euch nicht in den Weg stellen.« Ein Lächeln breitete sich auf Alaïs' Gesicht aus. »Aber Ihr müsst seiner Entscheidung folgen«, sprach Esclarmonde weiter. »Wenn er seine Erlaubnis nicht geben will, müsst Ihr es hinnehmen.«

Er kann nicht nein sagen. Ich lasse ihn nicht nein sagen.

»Ich werde ihm gehorchen, natürlich«, sagte sie.

Die Tür ging auf, und Sjahë platzte ins Zimmer, gefolgt von Bertrand Pelletier.

Er umarmte Alaïs, begrüßte Simeon mit großer Freude und Zuneigung und verneigte sich dann höflich vor Esclarmonde. Alaïs und Sjahë holten Wein und Brot, während Simeon erklärte, was sie bislang besprochen hatten.

Zu Alaïs' Verblüffung hörte ihr Vater ihm schweigend und ohne irgendwelche Zwischenbemerkungen zu. Sjahë lauschte zunächst mit großen Augen, wurde aber rasch müde und lehnte sich schläfrig gegen seine Großmutter. Alaïs beteiligte sich nicht an dem Gespräch, wohl wissend, dass Simeon und Esclarmonde ihre Sache besser vertreten würden als sie selbst, doch hin und wieder schielte sie zu ihrem Vater hinüber.

Sein Gesicht war grau und zerfurcht, und er wirkte erschöpft. Sie sah ihm an, dass er nicht wusste, was er tun sollte.

Endlich war alles gesagt. In dem kleinen Raum entstand eine gespannte Stille. Alle warteten, unsicher, wie die Entscheidung ausfallen würde.

Alaïs räusperte sich. »Nun, *Paire*. Wie lautet Eure Entscheidung? Gebt Ihr mir die Erlaubnis?«

Pelletier seufzte. »Ich möchte dich nicht in Gefahr

bringen.«

Ihr Mut sank. »Das weiß ich, und ich bin dankbar für Eure Liebe. Aber ich möchte helfen. Und ich kann es.«

»Ich habe einen Vorschlag, der Euch beide zufrieden stellen könnte«, sagte Esclarmonde leise. »Erlaubt Alaïs, mit der Trilogie aufzubrechen, aber nur ein Stück des Weges zu reisen, sagen wir, bis Limoux. Ich habe dort Freunde, wo sie sicher Unterkommen kann. Wenn Eure Arbeit hier getan ist und der Vicomte Euch entbehren kann, folgt Ihr ihr nach und reist mit ihr gemeinsam weiter in die Berge.«

Pelletier blickte finster. »Darin sehe ich keinerlei Nutzen. Der Irrsinn, in diesen unruhigen Zeiten überhaupt eine Reise zu unternehmen, erregt Aufmerksamkeit, und das wollen wir doch unter allen Umständen vermeiden. Außerdem kann ich nicht sagen, wie lange mich meine Pflichten in Carcassona festhalten werden.«

Alaïs' Augen funkelten. »Das ist leicht. Ich könnte bekannt geben lassen, dass ich ein Gelübde erfülle, das ich aus Anlass meiner Hochzeit abgegeben habe«, sagte sie und überlegte weiter, während sie sprach. »Ich könnte sagen, dass ich dem Abt von Sant-Hilaire ein Geschenk machen möchte. Von dort ist es nur ein Katzensprung bis Limoux.«

»Diese plötzliche Anwandlung von Frömmigkeit wird niemanden überzeugen«, sagte Pelletier mit einem unvermuteten Anflug von Humor, »vor allem nicht deinen Gemahl.«

Simeon hob einen Finger. »Die Idee ist ausgezeichnet, Bertrand. Eine Pilgerfahrt in dieser Zeit würde bei niemandem Misstrauen wecken. Außerdem ist Alaïs die Tochter des Intendanten von Carcassona. Keiner würde es wagen, ihre Absichten anzuzweifeln.«

Pelletier rutschte auf seinem Stuhl hin und her, und seine Miene war trotzig und hart. »Ich bin noch immer der Auffassung, dass die Trilogie hier, innerhalb der *Ciutat*, am

besten aufgehoben wäre. Harif kann die derzeitige Situation nicht so abschätzen, wie wir das können. Carcassona wird nicht eingenommen werden.«

»Alle Städte, wie stark, wie unbeugsam sie auch sind, können fallen. Das weißt du. Die Anweisungen des *Navigataires* lauten, die Bücher zu ihm in die Berge zu bringen.« Er fixierte Pelletier mit seinen dunklen Augen. »Ich verstehe, dass du den Vicomte Trencavel in dieser schweren Zeit nicht im Stich lassen willst. Das hast du gesagt, wir akzeptieren es. Aus dir spricht dein Gewissen, wohl oder übel.« Er hielt kurz inne. »Dennoch, wenn du nicht gehst, dann muss es jemand anderer für dich tun.«

Alaïs sah, wie ihr Vater sich quälte, seine widersprüchlichen Gefühle miteinander in Einklang zu bringen. Gerührt streckte sie die Hand aus und legte sie auf seine. Er sagte nichts, aber er dankte ihr für die Geste, indem er den Druck kurz erwiderte. »*Aquo es vostre*«, sagte sie leise. Lasst mich das für Euch tun. Pelletier stieß einen langen, tiefen Seufzer aus. »Du bringst dich in große Gefahr, *Filha*.« Alaïs nickte. »Und du möchtest es trotzdem tun?«

»Es ist eine Ehre, Euch auf diese Weise zu dienen.«

Simeon legte Pelletier eine Hand auf die Schulter. »Sie ist tapfer, deine Tochter. Standhaft. Wie du, mein alter Freund.«

Alaïs wagte kaum zu atmen.

»Mein Herz ist dagegen«, sagte Pelletier schließlich. »Mein Kopf jedoch sagt etwas anderes, also ...« Er hielt inne, als graute ihm vor dem, was er jetzt sagen würde. »Wenn dein Gemahl und Dame Agnès dir die Erlaubnis geben - und wenn Esclarmonde als Anstandsdame mitreist -, dann erlaube ich es.«

Alaïs beugte sich über den Tisch und küsste ihren Vater auf den Mund.

»Du hast weise entschieden«, sagte Simeon strahlend.

»Wie viele Männer könnt Ihr für uns entbehren,

Intendant Pelletier?«, fragte Esclarmonde.

»Vier Bewaffnete, höchstens sechs.«

»Und wie bald können alle Vorbereitungen getroffen sein?« »Innerhalb einer Woche«, entgegnete Pelletier. »Zu schnelles Handeln würde Verdacht erregen. Ich muss die Erlaubnis von Dame Agnès einholen und du von deinem Gemahl, Alaïs.« Sie öffnete den Mund, um zu sagen, dass Guilhem ihre Abwesenheit wohl kaum bemerken würde, überlegte es sich dann aber anders. »Wenn dein Plan gelingen soll, *Filha*, müssen wir die Etikette einhalten.« Jede Spur von Unentschlossenheit war aus seinem Gesicht und seiner Haltung gewichen, als er aufstand, um sich zu verabschieden. »Alaïs, kehre ins Chateau Comtal zurück und suche François. Berichte ihm von unserem Vorhaben, in knappen Worten, und sage ihm, er soll sofort zu mir kommen.« »Kommt Ihr nicht mit?«

»Ich komme gleich nach.«

»Wohl denn. Soll ich Esclarmondes Buch mitnehmen?« Pelletier lächelte gequält. »Da Esclarmonde dich begleiten wird, Alaïs, bin ich sicher, dass das Buch noch ein Weilchen länger bei ihr in guten Händen ist.«

»Ich wollte damit nicht sagen ...«

Pelletier klopfte auf den Beutel unter seinem Mantel. »Aber Simeons Buch wirst du mitnehmen.« Er griff unter den Mantel und holte das Schafslederfutteral hervor, das Alaïs in Besièrs kurz gesehen hatte, als Simeon es ihrem Vater gegeben hatte. »Bring es ins Château. Nähe es in deinen Reisemantel ein. Das *Buch der Wörter* werde ich später holen.«

Alaïs nahm das Buch und schob es in ihren Beutel, dann hob sie die Augen und sah ihren Vater an. »Ich danke Euch, *Paire*, für Euer Vertrauen in mich.«

Pelletier wurde rot. Sajahë sprang hastig auf. »Ich pass auf, dass Dame Alaïs sicher nach Hause kommt«, sagte er. Alle lachten. »Tu das, *gentilöme*«, sagte Pelletier und klopfte ihm auf den Rücken. »All unsere Hoffnungen ruhen auf

ihren Schultern.«

»Ich sehe deine guten Eigenschaften in ihr«, sagte Simeon, als sie zu dem Tor gingen, das aus Sant-Miquel ins jüdische Viertel dahinter führte. »Sie ist mutig, hartnäckig, treu. Sie gibt nicht leicht auf. Hat deine älteste Tochter auch so viel von dir?«

»Oriane kommt mehr nach ihrer Mutter«, sagte er knapp. »Sie hat Marguerites Aussehen und ihr Temperament.«

»Das ist häufig so. Manchmal ähnelt ein Kind dem einen Elternteil, manchmal dem anderen.« Simeon zögerte. »Sie ist mit dem *escrivain* von Vicomte Trencavel verheiratet?«

Pelletier seufzte. »Es ist keine glückliche Ehe. Congost ist nicht mehr jung und hat kein Verständnis für sie. Aber er ist immerhin ein angesehener Mann am Hof.«

Sie gingen schweigend einige Schritte weiter. »Wenn sie Marguerites Aussehen hat, muss sie schön sein.«

»Oriane hat Liebreiz und Anmut und findet viel Bewunderung. Viele Männer würden gern um ihre Gunst werben. Und einige machen keinen Hehl daraus.«

»Deine Töchter sind dir gewiss ein großer Trost.«

Pelletier warf Simeon einen Blick zu. »Alaïs, ja.« Er stockte. »Ich muss sagen, die Schuld liegt bei mir, aber ich finde Orianes Gesellschaft weniger ... Ich versuche, gerecht zu sein, aber leider haben sie nicht viel füreinander übrig.«

»Wie schade«, murmelte Simeon.

Sie waren am Tor angekommen. Pelletier blieb stehen.

»Ich wünschte, ich könnte dich überreden, in der *Ciutat* zu wohnen. Oder wenigstens in Sant-Miquel. Wenn unsere Feinde da sind, kann ich dich außerhalb der Mauern nicht beschützen und ...«

Simeon legte eine Hand auf Pelletiers Arm. »Du machst dir zu viele Sorgen, mein Freund. Meine Rolle ist jetzt vorbei. Ich habe dir das Buch gegeben, das mir anvertraut war. Auch die anderen beiden Bücher sind innerhalb dieser Mauern. Du hast Esclarmonde und Alaïs, um dir zu helfen. Was soll da noch jemand von mir wollen?« Er

betrachtete seinen Freund aus dunkel glimmenden Augen. »Mein Platz ist bei meinem Volk.«

In Simeons Tonfall schwang etwas mit, das Pelletier beunruhigte. »Ich bin nicht bereit, diesen Abschied als etwas Endgültiges zu betrachten«, sagte er heftig. »Ehe der Monat vorüber ist, trinken wir beide wieder gemeinsam unseren Wein, denke an meine Worte.«

»Nicht deinen Worten misstraue ich, mein Freund, sondern den Schwertern der Franzosen.«

»Ich wette, im nächsten Frühjahr ist das alles längst vorüber. Dann sind die Franzosen mit eingekniffenem Schwanz wieder nach Hause gehumpelt, der Comte von Toulouse sucht sich neue Verbündete, und du und ich, wir sitzen am Feuer und schwelgen in Erinnerungen an unsere verlorene Jugend.«

»*Pas a pas, se war luenh*«, sagte Simeon und umarmte ihn. »Und grüße Harif herzlich von mir. Sag ihm, dass ich noch immer auf die Schachpartie warte, die er mir vor dreißig Jahren versprochen hat!«

Pelletier hob zum Abschied die Hand, als Simeon durch das Tor schritt, ohne sich noch einmal umzusehen.

»Intendant Pelletier!«

Pelletier schaute weiter auf die Menschenmenge, die sich Richtung Fluss bewegte, aber er konnte Simeon nicht mehr entdecken.

»*Messire!*«, wiederholte der Bote atemlos und mit erhitztem Gesicht.

»Was ist denn?«

»Ihr werdet an der Porte Narbonnaise gebraucht, *Messire*.«

Kapitel 45

Alaïs stieß die Tür zu ihrem Gemach auf und lief hinein.
»Guilhem?«

Obwohl sie allein sein wollte und auch nicht mit ihrem Gemahl gerechnet hatte, war sie doch enttäuscht, den Raum leer vorzufinden.

Alaïs verschloss die Tür, nahm ihren Beutel vom Gürtel, legte ihn auf den Tisch und zog das Buch aus der schützenden Hülle. Es war etwa so groß wie der Psalter einer Dame. Die äußeren Holzdeckel waren mit Leder überzogen, ganz schlicht und an den Ecken ein wenig abgegriffen.

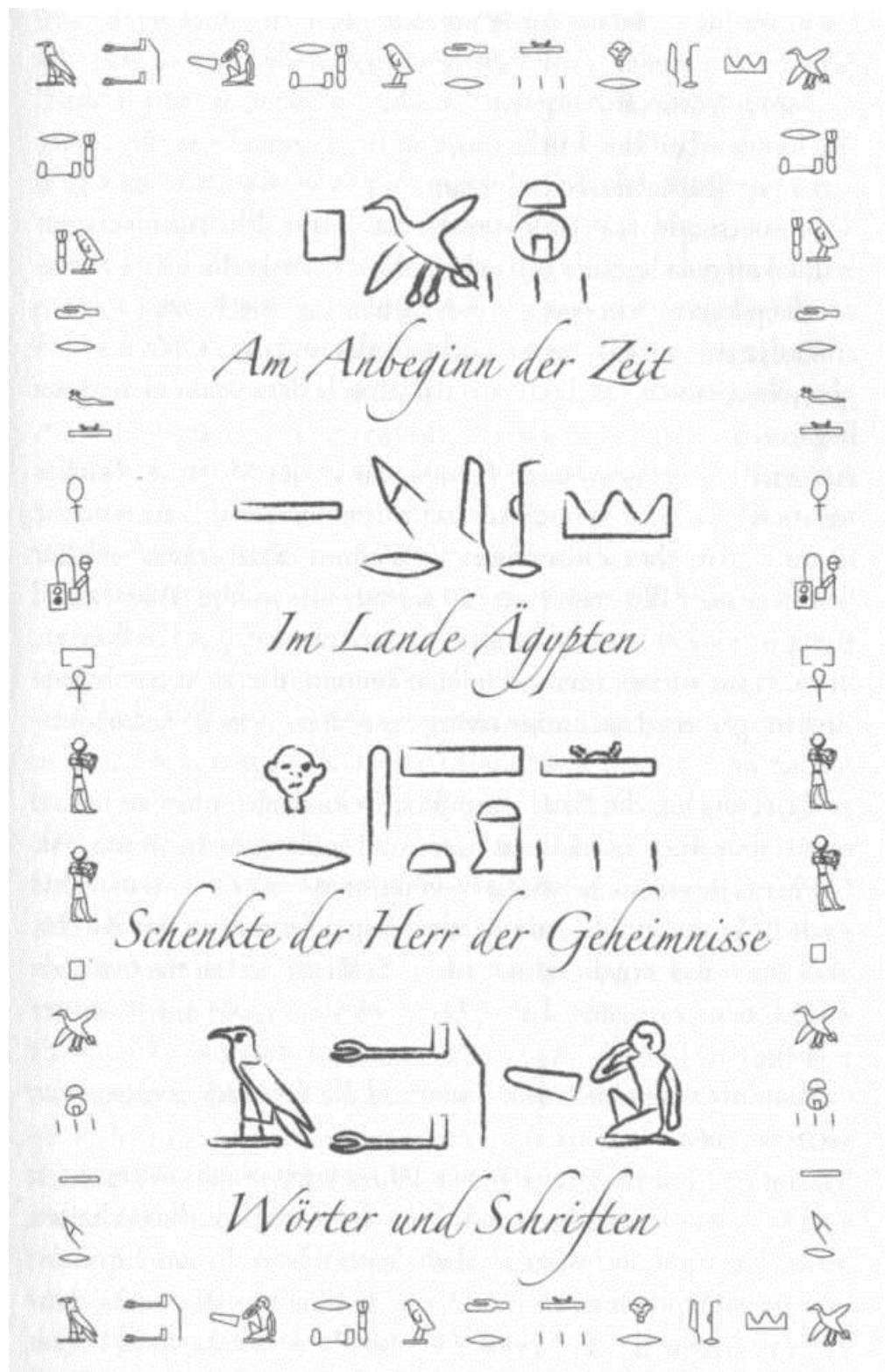
Alaïs löste die Lederbänder und ließ das Buch in ihren Händen aufklappen, wie ein Schmetterling, der seine Flügel ausbreitet. Die ersten Seiten waren leer, bis auf ein kleines Labyrinth aus Blattgold in der Mitte, das auf dem dicken cremefarbenen Pergament glitzerte wie ein Edelstein. Es war nicht größer als das Muster auf dem Ring ihres Vaters oder auf dem *merel*, der so kurz in ihrem Besitz gewesen war.

Sie blätterte die Seite um. Ihr Blick fiel auf vier schwarze Schriftzeilen mit eleganten und kunstvollen Buchstaben.

Die Ränder der Seite waren rundum mit Bildern und Symbolen verziert, ein sich wiederholendes Muster wie eine Zierstickerei um den Saum eines Mantels. Vögel, Tiere, Gestalten mit langen Armen und spitzen Fingern.

Alaïs stockte der Atem.

Das sind die Gesichter und Gestalten aus meinen Träumen.



Langsam blätterte sie die Seiten um. Jede war mit schwarzen Schriftzeilen bedeckt, und die jeweilige Rückseite war leer. Sie erkannte Wörter in Simeons Sprache, verstand sie jedoch nicht. Der größte Teil des Buches war in ihrer Sprache geschrieben. Der erste Buchstabe jeder neuen Seite war rot, blau oder gelb illuminiert und mit Gold umrandet. Keine Illustrationen

am Rand, keine weiteren Buchstaben, die im fortlaufenden Text irgendwie hervorgehoben worden wären, und die Wörter folgten einander mit nur wenigen Lücken oder sonstigen Markierungen, die deutlich machten, wo das eine endete und das nächste begann.

Alaïs nahm das Pergament heraus, das in der Mitte des Buches versteckt war. Es war dicker und dunkler als die Seiten, die es umgaben, eher Ziegenhaut als Vellum. Statt irgendwelcher Symbole oder Illustrationen sah sie hier nur wenige Wörter und Reihen von Zahlen und Maßen. Es sah aus wie eine Art Karte. Sie konnte winzig kleine Pfeile erkennen, die in verschiedene Richtungen zeigten. Einige wenige waren golden, doch die meisten schwarz.

Alaïs versuchte die Seite von oben links nach unten rechts zu lesen, aber das ergab keinen Sinn, und sie kam nicht weiter. Als Nächstes versuchte sie die Seite von unten nach oben, von rechts nach links zu entziffern, wie ein Bleiglasfenster in der Kirche, aber auch das ergab keinen Sinn. Schließlich las sie nur jede zweite oder nur jede dritte Zeile, verstand aber noch immer nichts.

Schau durch die sichtbaren Bilder auf die darunter verborgenen Geheimnisse.

Sie überlegte angestrengt. Jedem Hüter nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen. Esclarmonde hatte die Fähigkeit, Krankheiten zu lindern und zu heilen, deshalb hatte Harif ihr das *Buch der Arzneien* anvertraut. Simeon hatte das uralte jüdische Zahlensystem studiert, daher bekam er das *Buch der Zahlen*. Dieses Buch.

Was hatte Harif veranlasst, ihren Vater als Hüter für das *Buch der Wörter* zu erwählen?

Tief in Gedanken versunken entzündete Alaïs die Lampe und ging zu ihrem Nachttisch. Sie nahm ein Stück Pergament, Tinte und Feder. Bertrand Pelletier war der Überzeugung gewesen, dass seine Töchter lesen und schreiben lernen sollten, nachdem er selbst den Wert dieser Fertigkeiten im Heiligen Land schätzen gelernt

hatte. Oriane machte sich nur etwas aus Fähigkeiten, die für eine Dame am Hof angemessen waren - tanzen, singen, sticken und die Jagd mit dem Falken. Schreiben, so wurde sie nicht müde zu betonen, war etwas für alte Männer und Priester. Alaïs dagegen hatte die Gelegenheit mit beiden Händen ergriffen. Sie hatte schnell gelernt, und obwohl sie nur selten dazu kam, ihr Können anzuwenden, war es ihr sehr wichtig.

Alaïs breitete ihre Schreibutensilien auf dem Tisch aus. Sie verstand das Pergament zwar nicht und machte sich auch keine Hoffnungen, der erlesenen Kunstfertigkeit, den Farben und dem Stil gleichzukommen. Aber sie konnte zumindest eine Abschrift anfertigen, solange sich ihr die Möglichkeit bot.

Sie brauchte eine ganze Weile, aber schließlich war sie fertig und ließ das Pergament zum Trocknen auf dem Tisch liegen. Dann fiel ihr ein, dass ihr Vater jeden Augenblick mit dem *Buch der Wörter* ins Chateau Comtal zurückkehren könnte, und sie machte sich daran, das Buch so zu verbergen, wie ihr Vater es vorgeschlagen hatte.

Ihr roter Lieblingsmantel eignete sich nicht dafür. Der Stoff war zu fein, und der Saum würde ausbeulen. Stattdessen entschied sie sich für einen schweren braunen Mantel. Es war ein Kleidungsstück für die Jagd im Winter, aber daran war nun einmal nichts zu ändern. Mit geschickten Fingern löste Alaïs die vordere *passementerie*, bis der Spalt breit genug war, um das Buch hineinzuschieben. Dann nahm sie den Faden, den Sajhë ihr auf dem Markt geschenkt hatte und der haargenau zur Farbe des Stoffes passte, und nähte das Buch im Rückenteil sicher fest.

Alaïs hielt den Mantel hoch und warf ihn sich um die Schultern. Er war zwar ungleich, aber wenn sie auch noch das Buch ihres Vaters eingenäht hatte, würde nichts mehr auffallen.

Jetzt blieb nur noch eines zu tun. Sie legte den Mantel über den Stuhl und ging zum Tisch zurück, um nachzusehen, ob die Tinte getrocknet war. Ihr war bewusst, dass sie jeden Moment überrascht werden konnte, als sie das Pergament zusammenfaltete und es in ein Lavendelsäckchen schob. Sie nähte die Öffnung zu, damit niemand zufällig auf das Pergament stoßen konnte, und legte das Säckchen unter ihr Kopfkissen.

Zufrieden mit ihrer Arbeit sah Alaïs sich um und räumte ihr Nähzeug zusammen.

Es klopfte an der Tür. Alaïs öffnete sie rasch, erwartete, ihren Vater zu sehen. Stattdessen stand Guilhem auf der Schwelle und wusste nicht, ob er willkommen war. Das vertraute, schwache Lächeln, der Kleinjungenblick.

»Darf ich hereinkommen?«, fragte er leise.

Am liebsten hätte sie die Arme um ihn geschlungen. Doch die Vorsicht hielt sie zurück. Es war zu viel gesagt worden und zu wenig verziehen.

»Darf ich?«

»Es ist auch Euer Gemach«, sagte sie leichthin. »Ich kann Euch den Eintritt nicht verwehren.«

»So förmlich«, sagte er und schloss die Tür hinter sich. »Ich wünschte, Ihr würdet mich aus Freude, nicht aus Pflicht hereinlassen.«

»Ich bin ...« Sie zögerte, verlor ein wenig die Fassung, weil ein fast schmerzhaftes Verlangen sie überkam. »Ich bin froh, Euch zu sehen.«

»Ihr seht müde aus«, sagte er und hob die Hand, um ihr Gesicht zu streicheln.

Wie leicht es wäre, es einfach geschehen zu lassen. Sich ganz in seine Hände zu geben.

Sie schloss die Augen, fühlte schon fast seine Finger über ihre Haut gleiten. Eine Liebkosung, hauchzart und so natürlich wie Atmen. Alaïs stellte sich vor, wie sie sich

gegen ihn sinken ließ, von ihm umfasst und gehalten wurde. Seine Gegenwart machte sie schwindelig, machte sie schwach.

Ich kann nicht. Darf nicht.

Alaïs zwang sich, die Augen zu öffnen, und trat einen Schritt zurück. »Nicht«, flüsterte sie. »Bitte nicht.«

Guilhem nahm ihre Hand und hielt sie zwischen seinen. Alaïs sah ihm an, dass er nervös war.

»Schon bald ... falls Gott nicht einschreitet, werden wir ihnen entgegentreten. Und wenn die Zeit gekommen ist, werden Al- zeu, Thierry, die anderen, wir alle hinausreiten. Und vielleicht nicht zurückkehren.«

»Ja«, sagte sie leise und wünschte, dass sich wieder ein wenig Leben in seinem Gesicht zeigen würde.

»Seit unserer Rückkehr aus Besiers habe ich mich Euch gegenüber schlecht verhalten, Alaïs, ohne Grund oder Rechtfertigung. Es tut mir Leid, und ich bin hier, weil ich Euch um Verzeihung bitten will. Zu oft bin ich eifersüchtig, und aus Eifersucht sage - tue - ich Dinge, die ich bedauere.«

Alaïs hielt seinem Blick stand, war sich ihrer Gefühle unsicher, traute ihrer eigenen Stimme nicht.

Guilhem trat näher. »Aber Ihr seid nicht ungehalten, mich zu sehen.«

Sie lächelte. »Ihr habt Euch so lange von mir fern gehalten, Guilhem, dass ich kaum weiß, was ich empfinde.«

»Wünscht Ihr, dass ich Euch allein lasse?«

Alaïs merkte, wie ihr die Tränen kamen, und das gab ihr den Mut, ihm zu widerstehen. Sie wollte nicht, dass er sie weinen sah.

»Ich glaube, das wäre besser.« Sie griff in den Halsausschnitt ihres Gewandes und zog ein Tüchlein heraus, das sie ihm in die Hand drückte. »Es ist noch Zeit, zwischen uns alles wieder ins Lot zu bringen.« »Zeit ist das Einzige, was wir nicht haben, Alaïs«, sagte er sanft. »Aber,

so Gott und die Franzosen es erlauben, werde ich morgen wiederkommen.«

Alaïs dachte an die Bücher und an die Verantwortung, die auf ihren Schultern ruhte. Dass sie schon bald aufbrechen würde. *Vielleicht sehe ich ihn nie wieder.* Es zerriss ihr das Herz. Sie zögerte und umarmte ihn dann so wild, als wollte sie seine Umrisse auf ihren Körper stempeln.

Und dann ließ sie ihn so unvermittelt wieder los, wie sie ihn an sich gezogen hatte.

»Wir sind alle in Gottes Hand«, sagte sie. »Und jetzt geht bitte, Guilhem.«

»Morgen?«

»Wir werden sehen.«

Alaïs stand da wie eine Statue, die Hände fest vor dem Körper gefaltet, um das Zittern zu unterdrücken, bis die Tür sich geschlossen hatte und Guilhem fort war. Dann ging sie nachdenklich zurück zu dem Tisch und fragte sich, was ihn wohl veranlasst hatte, zu ihr zu kommen. Liebe? Reue? Oder etwas ganz anderes?

Kapitel 46

Simeon blickte zum Himmel hinauf. Graue Wolken jagten dahin und verhüllten die Sonne. Er war schon ein gutes Stück von der Cité entfernt und wollte seine Unterkunft erreichen, ehe das Unwetter losbrach.

Sobald er den Saum des Waldes erreicht hatte, der das Flachland vor Carcassonne vom Fluss trennte, verlangsamte er seinen Schritt. Er war außer Atem, zu alt, umso weite Strecken noch zu Fuß zu bewältigen. Er stützte sich schwer auf seinen Stab und lockerte den Halsausschnitt seines Gewandes. Es war jetzt nicht mehr weit. Esther hatte bestimmt eine warme Mahlzeit vorbereitet, vielleicht ein wenig Wein. Der Gedanke machte ihm Mut. Vielleicht hatte Bertrand Pelletier doch Recht? Vielleicht war das alles im Frühjahr schon vorbei.

Simeon bemerkte die beiden Männer nicht, die hinter ihm auf den Pfad traten. Er sah nicht den erhobenen Arm, die Keule, die auf seinen Kopf niedersauste, bis er den Schlag spürte und Dunkelheit ihn umfing.

Als Pelletier an der Porte Narbonnaise eintraf, hatte sich bereits eine gaffende Menschenmenge versammelt.

»Lasst mich durch«, rief er und bahnte sich mit den Ellbogen einen Weg bis ganz nach vorn. Er sah einen Mann auf allen vieren auf dem Boden. Aus einer Wunde an seiner Stirn tropfte Blut.

Zwei Bewaffnete standen neben ihm, die Speere auf seinen Hals gerichtet. Der Mann war offenbar Musikant. Sein Tamburin war durchlöchert, und seine Pfeife war in der Mitte zerbrochen und beiseite geworfen worden, wie Knochen bei einem Festmahl. »Beim Sant Foy, was geht hier vor?«, wollte Pelletier wissen. »Was hat der Mann angestellt?«

»Er ist nicht stehen geblieben, als wir ihn dazu

aufgefordert haben«, erwiderte der ältere der beiden Soldaten. Sein Gesicht war ein Mosaik von Narben und alten Verletzungen. »Er hat keine Befugnis.«

Pelletier ging neben dem Musikanten in die Hocke.

»Ich bin Bertrand Pelletier, der Haushofmeister des Vicomte. Was wollt Ihr in Carcassona?«

Die Augen des Mannes flackerten auf. »Intendant Pelletier?«, stammelte er und umklammerte Pelletiers Arm.

»Der bin ich. Sprecht, mein Freund.«

»*Besièrs es presa.*« Béziers ist gefallen.

Eine Frau, die ganz in der Nähe stand, unterdrückte einen Aufschrei und schlug die Hände vor den Mund.

Bis ins Mark getroffen, richtete Pelletier sich wieder auf.

»Ihr da«, befahl er, »holt Verstärkung, die euch hier ablöst, und helft mir, den Mann ins Chateau zu bringen. Wenn er dank eurer groben Behandlung nicht so bald wieder sprechen kann, könnt ihr was erleben.« Pelletier drehte sich zu den Gaffern um. »Hört auf meine Worte«, rief er. »Kein Bürger soll von dem sprechen, was er hier soeben gesehen hat. Ob es wahr oder falsch ist, werden wir früh genug erfahren.«

Als sie das Chateau Comtal erreichten, ordnete Pelletier an, den Musikanten in die Küche zu bringen, wo seine Wunden versorgt wurden, während er selbst zu Vicomte Trencavel eilte, um ihm die Neuigkeit zu überbringen. Kurz darauf wurde der durch süßen Wein und Honig gestärkte Musikant in den *donjon* geführt.

Er war blass, aber gefasst. Da Pelletier fürchtete, dass die Beine des Mannes unter ihm nachgeben könnten, befahl er, ihm einen

Hocker zu bringen, damit er seine Geschichte im Sitzen erzählen konnte.

»Nennt uns Euren Namen, *amic*«, sagte er.

»Pierre de Murviel, *Messire.*«

Vicomte Trencavel saß in der Mitte, seine Verbündeten im Halbkreis um ihn herum.

»*Benvenguda*, Pierre de Murviel«, sagte er. »Ihr habt Neuigkeiten für uns.«

De Murviel saß kerzengerade da, die Hände auf die Knie gelegt, und sein Gesicht war weiß wie Milch, als er sich räusperte und anfang zu sprechen. Er war in Beziers geboren, obwohl er die letzten Jahre an den Höfen von Navarre und Aragon verbracht hatte. Er war Musikant und hatte sein Handwerk von Raimon de Miravalh höchstselbst erlernt, dem besten Troubadour des Midi. Und aufgrund dessen hatte er auch eine Einladung vom Suzerän von Beziers erhalten. Da sich ihm so die Gelegenheit bot, seine Familie wiederzusehen, hatte er die Einladung angenommen und war in die Heimat zurückgekehrt.

Seine Stimme war so leise, dass die Zuhörer ihn nur mit Mühe verstehen konnten.

»Erzählt uns von Besiers«, sagte Trencavel. »Und lasst keine Einzelheit aus.«

»Die französische Armee traf am Tag vor dem Fest von Santa Maria Magdalena vor den Mauern der Stadt ein und schlug ihr Lager am linken Ufer des Orb auf. Dem Fluss am nächsten waren die Pilger und Söldner, Bettler und Elenden, ein zerlumpter Pöbelhaufen, barfüßig und nur mit Beinkleidern und Hemden bekleidet. Weiter weg wehten die Farben des Adels und der Kirchenmänner als grünes und goldenes und rotes Gewimmel über ihren Zelten. Sie errichteten Fahnenmasten und fällten Bäume, um Gatter für ihre Tiere zu bauen.«

»Wer wurde als Unterhändler entsandt?«

»Der Bischof von Besiers, Renaud de Montpeyroux.«

»Man sagt, er ist ein Verräter, *Messire*«, sagte Pelletier, der sich

vorgebeugt hatte und dem Vicomte ins Ohr flüsterte, »dass er bereits das Kreuz genommen hat.«

»Bischof Montpeyroux kehrte mit einer Liste angeblicher

Häretiker zurück, die von den päpstlichen Legaten aufgesetzt worden war. Ich weiß nicht, wie viele auf dem Pergament standen, *Messire*, doch gewiss Hunderte. Unter den Namen waren einige der einflussreichsten, wohlhabendsten, edelsten Bürger von Besièrs, ebenso wie Anhänger des neuen Glaubens und solche, denen vorgeworfen wurde, *Bons Chrétiens* zu sein. Wenn die Consuln diese Häretiker ausliefern würden, dann bliebe Besièrs verschont. Wenn nicht ... « Er ließ den Satz unbeendet.

»Wie lautete die Antwort der Consuln?«, fragte Pelletier. Es war der erste Prüfstein dafür, ob das Bündnis gegen die Franzosen halten würde oder nicht.

»Dass sie sich lieber in Salzlauge ertränken lassen würden, als ihre Mitbürger auszuliefern oder zu verraten.«

Trencavel stieß einen kaum hörbaren Seufzer aus.

»Daraufhin verließ der Bischof die Stadt und nahm nur eine kleine Anzahl katholischer Priester mit. Der Kommandant unserer Garnison, Bernard de Servian, begann, die Verteidigung zu organisieren.«

Er hielt inne und schluckte trocken. Selbst Congost, der über sein Pergament gebeugt saß, blickte auf.

»Der Morgen des zweiundzwanzigsten Juli dämmerte ruhig herauf. Es war heiß, schon bei Sonnenaufgang. Eine kleine Schar Kreuzfahrer, Männer aus dem Tross, nicht mal reguläre Soldaten, ging zum Fluss, unmittelbar unterhalb der Festungsanlagen im Süden der Stadt. Sie wurden von den Mauern herab beobachtet. Es fielen gegenseitige Beleidigungen. Einer der *routiers* spazierte auf die Brücke, prahlte und fluchte. Das erzürnte unsere jungen Männer auf den Mauern derart, dass sie sich mit Lanzen und Keulen bewaffneten und sogar irgendwo eine Trommel und ein Banner auftrieben. Fest entschlossen, dem Franzosen eine Lehre zu erteilen, öffneten sie das Tor und stürmten den Hang hinunter, bevor irgendwer recht wusste, was geschah. Lauthals brüllend fielen sie über den

routier her und töteten ihn. Seinen Leichnam warfen sie von der Brücke in den Fluss.«

Pelletier schielte zu Vicomte Trencavel hinüber. Sein Gesicht war weiß.

»Die Menschen in der Stadt riefen den jungen Burschen von den Mauern aus zu, sie sollten zurückkommen, aber sie strotzten vor Selbstbewusstsein und wollten nicht hören. Durch den Lärm war der Hauptmann der Söldner aufmerksam geworden, der *Roi*, wie die Franzosen ihn nennen. Als er das Tor offen sah, gab er den Befehl zum Angriff. Endlich begriffen die jungen Männer die Gefahr, aber es war zu spät. Die *routiers* erschlugen sie auf der Stelle. Die wenigen, die es zurück schafften, wollten noch das Tor schließen, doch die *routiers* waren zu schnell, zu gut bewaffnet. Sie eroberten das Tor und hielten es offen.

Im Nu stürmten die Franzosen daraufhin die Mauern mit Spitzhacken, Breithacken und Sturmleitern. Bernard de Servian konnte den Ansturm nicht abwehren, es ging alles zu schnell.

Die Söldner hielten das Tor.

Sobald die Kreuzfahrer in der Stadt waren, begann das Gemetzel. Überall lagen Körper herum, tot und verstümmelt, wir wateten knietief durch Blut. Kinder wurden aus den Armen ihrer Mütter geschnitten und auf Speer- und Schwertspitzen aufgespießt. Köpfe wurden von Rümpfen geschlagen und auf die Zinnen gesteckt, wo die Krähen an ihnen herumpicken konnten, damit es so aussah, als würden blutige Fratzen, wie die an den Kathedralen, auf unsere Niederlage herabglotzen, nur diesmal aus Fleisch und Blut, nicht aus Stein. Sie schlachteten alle ab, auf die sie stießen, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht.«

Vicomte Trencavel konnte nicht länger schweigen. »Aber wieso haben die Legaten oder die französischen Edelleute das Gemetzel nicht beendet? Wussten sie nichts davon?«

De Murviel hob den Kopf. »Sie wussten es, *Messire*.«

»Aber ein Massaker an Unschuldigen geht gegen alle Ehre, alle Regeln des Krieges«, sagte Pierre-Roger de Cabaret. »Ich kann nicht glauben, dass der Abt von Cîteaux bei all seinem Eifer und Hass auf die Häresie das Abschlachten christlicher Frauen und Kinder im Zustand der Sünde billigen würde.«

»Es heißt, der Abt wurde gefragt, wie man denn die guten Katholiken von den Häretikern unterscheiden könne. >*Tuez- les tous. Dieu reconnaîtra les siens*<«, sagte de Murviel tonlos. »>Tötet sie alle. Gott wird die Seinen schon erkennen.< Zumindest geht das Gerücht, dass er das gesagt hat.«

Trencavel und de Cabaret wechselten einen Blick.

»Weiter«, befahl Pelletier grimmig. »Erzählt Eure Geschichte zu Ende.«

»Die großen Glocken von Besièrs läuteten Alarm. Frauen und Kinder flüchteten sich in die Kirche von Sant-Jude und die Kirche Santa Maria Magdalena in der Oberstadt, Tausende von Menschen, zusammengedrängt wie in einem Pferch. Die katholischen Priester legten den Ornat an und sangen das Requiem, doch die Kreuzfahrer brachen die Türen auf und erschlugen sie alle.«

Seine Stimme zitterte. »Innerhalb von wenigen kurzen Stunden war unsere gesamte Stadt in ein Schlachthaus verwandelt worden. Dann begannen die Plünderungen. Unsere schönen Häuser wurden raffgierig und barbarisch ausgeraubt. Erst jetzt versuchten die französischen Edelleute, jedoch aus Habgier, nicht aus Gewissensbissen, die *routiers* zu zügeln. Die wiederum wurden wütend, weil sie ihrer wohlverdienten Beute beraubt werden sollten, daher steckten sie die Stadt in Brand, damit niemand noch irgendeinen Nutzen aus ihr ziehen konnte. Die Holzhütten der Armenviertel brannten wie Zunder. Die hölzernen Dachbalken der Kathedrale fingen Feuer und stürzten herab, begruben all jene, die darin Schutz gesucht hatten. Die Flammen wüteten so wild, dass die Kathedrale in der

Mitte einbrach.«

»Sagt mir nur eines, *amic*. Wie viele haben überlebt?«, fragte der Vicomte.

Der Musikant ließ den Kopf hängen. »Niemand, *Messire*. Bis auf uns wenige, die wir aus der Stadt fliehen konnten. Alle anderen sind tot.«

»Zwanzigtausend an nur einem einzigen Morgen abgeschlachtet?«, stammelte Raymond-Roger entsetzt. »Wie kann das sein?« Niemand sagte etwas. Es gab keine Worte, die dem angemessen gewesen wären.

Trencavel hob den Kopf und blickte auf den Musikanten herab. »Ihr habt Dinge gesehen, die kein Mensch sehen sollte, Pierre de Murviel. Ihr habt Tapferkeit und Mut bewiesen, indem Ihr uns diese Nachricht brachtet. Carcassona steht in Eurer Schuld, und ich werde dafür sorgen, dass Ihr reich belohnt werdet.« Er hielt inne. »Ehe Ihr Euch verabschiedet, möchte ich Euch noch eine weitere Frage stellen. Hat sich mein Onkel, Raymond, Comte von Toulouse, an der Plünderung der Stadt beteiligt?«

»Das glaube ich nicht, *Messire*. Es wurde gemunkelt, dass er im französischen Lager geblieben ist.«

Trencavel warf Pelletier einen Blick zu. »Immerhin etwas.« »Und seid Ihr auf Eurem Weg nach Carcassona irgendwem begegnet?«, fragte Pelletier. »Hat sich die Neuigkeit von dem Massaker schon verbreitet?«

»Das weiß ich nicht, *Messire*. Ich habe mich fern der Hauptstraßen gehalten, bin den alten Pfaden durch die Gorges de Lagrasse gefolgt. Aber ich habe keine Soldaten gesehen.«

Vicomte Trencavel blickte seine Consuln an, für den Fall, dass sie noch Fragen hatten, aber keiner ergriff das Wort.

»Nun denn«, sagte er und wandte sich wieder dem Musikanten zu. »Ihr könnt gehen. Und nochmals, seid unseres Dankes gewiss.«

Sobald der Mann hinausgeführt worden war, drehte sich Trencavel zu Pelletier um.

»Wieso haben wir keine Nachricht erhalten? Kaum zu glauben, dass nicht wenigstens Gerüchte bis zu uns gedrungen sind. Seit dem Massaker sind schon vier Tage vergangen.«

»Falls de Murviels Geschichte stimmt, ist ja kaum noch einer übrig, der die Nachricht hätte überbringen können«, gab de Cabaret finster zu bedenken.

»Dennoch«, sagte Trencavel und tat den Einwand mit einer Handbewegung ab. »Sendet sogleich frische Reiter aus, so viele, wie wir entbehren können. Wir müssen wissen, ob das Kreuzheer noch vor Besiers ist oder schon nach Osten zieht. Ihr Sieg wird ihren Vormarsch beschleunigen.«

Alle verneigten sich, als er aufstand.

»Die Consuln sollen die Unglücksbotschaft in der ganzen *Ciutat* bekannt machen. Ich begeben mich in die *capela* Sant-Maria. Schickt auch meine Gemahlin dorthin.«

Pelletier hatte das Gefühl, als würden seine Beine in einer Rüstung stecken, als er die Treppe zu den Wohnräumen hinaufstieg. Irgendetwas schien seine Brust einzuengen, ein Gurt oder eine Klemme, sodass er nicht frei atmen konnte.

Alaïs erwartete ihn vor seiner Tür.

»Habt Ihr das Buch mitgebracht?«, fragte sie eifrig, doch deT Ausdruck in seinem Gesicht ließ sie erstarren. »Was ist denn? Ist etwas geschehen?«

»Ich war nicht in Sant-Nasari, *Filha*. Es gibt Neuigkeiten.« Pelletier ließ sich schwer auf einen Stuhl sinken.

»Was für Neuigkeiten?« Er hörte die böse Vorahnung in ihrer Stimme.

»Besiers ist gefallen«, sagte er. »Vor drei, vier Tagen.

Niemand hat überlebt.«

Alaïs taumelte zur Bank. »Alle tot?«, sagte sie entsetzt. »Auch die Frauen und Kinder?«

»Jetzt stehen wir am Rand des Verderbens«, sagte er. »Wenn sie fähig sind, Unschuldigen derart Grässliches anzutun ...«

Sie setzte sich neben ihn. »Was wird jetzt geschehen?«, fragte sie.

Soweit er zurückdenken konnte, hatte Pelletier noch nie so viel Furcht in der Stimme seiner Tochter gehört. »Wir können nur abwarten«, antwortete er.

»Aber das ändert doch nichts an dem, was wir vereinbart haben«, sagte sie vorsichtig. »Ihr werdet mir erlauben, die Trilogie in Sicherheit zu bringen.«

»Die Lage hat sich geändert.«

Ein Ausdruck wilder Entschlossenheit trat auf ihr Gesicht. »Mit Verlaub, *Faire*, jetzt gibt es nur noch mehr Gründe, uns ziehen zu lassen. Wenn wir es nicht tun, werden die Bücher in der *Ciutat* eingeschlossen. Das kann Euer Wille nicht sein.« Sie hielt inne. Er antwortete nicht. »Nach all den Opfern, die Ihr und Simeon und Esclarmonde gebracht habt, all den Jahren der Geheimhaltung, nach allem, was ihr zum Schutz der Bücher auf euch genommen habt, dürft Ihr nicht am Ende scheitern.«

»Was in Besiers geschehen ist, wird hier nicht geschehen«, sagte er mit Nachdruck. »Carcassona kann einer Belagerung widerstehen. Es *wird* ihr widerstehen. Die Bücher sind hier viel sicherer.«

Alaïs nahm seine Hand.

»Ich flehe Euch an, nehmt Euer gegebenes Wort nicht zurück.« »*Arest*, Alaïs«, fuhr er auf. »Wir wissen nicht, wo sich das Heer im Augenblick befindet. Die Tragödie, die Besiers ereilt hat, ist bereits keine Neuigkeit mehr. Mehrere Tage sind seitdem vergangen, auch wenn wir erst jetzt davon erfahren. Eine Vorhut könnte schon jetzt in

Reichweite der *Ciutat* sein. Wenn ich dich gehen ließe, wäre das so, als würde ich dein Todesurteil unterschreiben.«

»Aber ...«

»Ich verbiete es dir. Es ist zu gefährlich.«

»Ich bin bereit, das Risiko auf mich zu nehmen.«

»Nein, Alaïs«, schrie er sie an, als die Angst sein aufbrausendes Temperament in Wallung brachte. »Ich werde dich nicht opfern. Die Pflicht liegt bei mir, nicht bei dir.«

»Dann kommt mit mir«, rief sie. »Noch heute Nacht. Wir nehmen die Bücher und brechen auf, jetzt, solange noch die Möglichkeit besteht.«

»Es ist zu gefährlich«, wiederholte er halsstarrig.

»Denkt Ihr, ich wüsste das nicht? Ja, vielleicht beendet die Spitze eines französischen Schwertes unsere Reise. Aber wir haben es wenigstens versucht, und so zu sterben ist besser, als uns von der Angst vor einer ungewissen Zukunft den Mut rauben zu lassen!«

Zu ihrem Erstaunen, und auch zu ihrem Ärger, lächelte er. »Dein Kampfgeist gereicht dir zur Ehre, *Filha*«, sagte er, obwohl er niedergeschlagen klang. »Doch die Bücher verbleiben in der *Ciutat*.«

Alaïs starrte ihn entgeistert an, dann sprang sie auf und rannte aus dem Zimmer.

Kapitel 47

Besiers

Nach ihrem unerwarteten Sieg bei Beziars blieben die Kreuzfahrer noch drei Tage auf den fruchtbaren Wiesen und reichen Feldern, die die Stadt umgaben. Einen so großen Preis mit so wenigen Verlusten errungen zu haben war ein Wunder. Gott hätte ihnen kein deutlicheres Zeichen für die Gerechtigkeit ihrer Sache geben können.

Oberhalb von ihnen lagen die rauchenden Ruinen der ehemals prächtigen Stadt. Graue Ascheflocken wirbelten in das unbeteiligte Blau des Sommerhimmels auf und wurden vom Wind über das besiegte Land geweht. Von Zeit zu Zeit war das unverkennbare Geräusch von einstürzenden Mauern und Balken zu hören. Am folgenden Morgen brach das Kreuzheer das Lager ab und zog über offenes Land gen Süden auf die römische Stadt Narbonne zu. An der Spitze des Zuges und flankiert von den päpstlichen Legaten ritt der Abt von Citeaux, dessen Macht durch die verheerende Niederlage der Stadt, die es gewagt hatte, der Häresie Zuflucht zu gewähren, vorübergehend gestärkt worden war. Jedes weiße oder goldene Kreuz auf den Rücken der Krieger Gottes schien wie feinstes Tuch zu schimmern. Jedes Kruzifix schien die Strahlen der leuchtenden Sonne einzufangen.

Das siegreiche Heer wand sich wie eine Schlange durch die Landschaft, die geprägt war von Salzpflanzen, Tümpeln und weiten Flächen mit gelbem Buschwerk, gepeitscht von dem erbarmungslosen Wind, der vom Golfe du Lion herauflegte. Am Wegesrand wuchsen wilder Wein sowie Oliven- und Mandelbäume.

Ein solches Gebiet hatten die französischen Soldaten, die das extreme Klima des Südens nicht kannten und nicht gewohnt waren, noch nie gesehen. Sie bekreuzigten sich und nahmen es als Beweis dafür, dass sie wahrhaftig in ein von Gott verlassenes Land vorgedrungen waren.

Am 25. Juli traf eine Abordnung unter Führung des Erzbischofs von Narbonne und des Vicomte der Stadt die Kreuzfahrer bei Capestang.

Narbonne war ein reicher Handelshafen an der Mittelmeerküste, wenngleich das Zentrum der Stadt etwas weiter im Landesinnern lag. Die Gerüchte von den Gräueln, die sich in Beziers zugetragen hatten, waren den Vertretern von Kirche und Staat noch frisch im Gedächtnis, und um Narbonne vor dem gleichen Schicksal zu bewahren, waren sie bereit, ihre Unabhängigkeit und Ehre aufzugeben. Vor Zeugen fielen Erzbischof und Vicomte von Narbonne vor dem Abt auf die Knie und unterwarfen sich der Kirche ohne jede Einschränkung. Sie versprachen, sämtliche bekannten Häretiker an die Legaten auszuliefern, allen Besitz in den Händen von Katharern und Juden zu konfiszieren und sogar Steuern auf ihre Habe zu zahlen, um den Kreuzzug zu unterstützen.

Binnen weniger Stunden waren alle Bedingungen ausgehandelt. Narbonne würde verschont bleiben. Noch nie war eine Kriegskasse mit so leichter Hand errungen worden.

Falls der Abt und seine Legaten über die Schnelligkeit verblüfft waren, mit der die Narbonnais auf ihre Geburtsrechte verzichteten, so ließen sie es sich nicht anmerken. Falls die Männer, die unter den zinnoberroten Farben des Comte von Toulouse marschierten, sich wegen des mangelnden Mutes ihrer Landsleute schämten, so sprachen sie es nicht aus.

Es erging Befehl, die Marschrichtung zu ändern. Sie würden vor Narbonne übernachten und dann am Morgen Richtung Olonzac weiterziehen. Danach waren es nur noch wenige Tagesmärsche bis Carcassonne selbst.

Am folgenden Tag ergab sich das befestigte

Bergstädtchen Azil- le, indem es den Invasoren weit seine Tore öffnete. Mehrere Familien, die als Häretiker denunziert worden waren, wurden auf dem Marktplatz in der Mitte des Ortes auf einem rasch errichteten Scheiterhaufen verbrannt. Der schwarze Rauch wand sich durch die engen, steilen Gassen und glitt über die dicken Schutzmauern des Städtchens hinaus in das weite Land.

Die kleinen Châteaux und Dörfer ergaben sich der Reihe nach ohne einen einzigen Schwerthieb. Der Nachbarort La Redorte folgte dem Beispiel Azilles genauso wie die meisten Weiler dazwischen. Andere *places fortes* wurden verlassen vorgefunden. Das Kreuzheer bediente sich nach Herzenslust aus den prallen Kornkammern und gut gefüllten Obstlagern und zog weiter. Der spärliche Widerstand, auf den das Heer traf, wurde brutal und rasch niedergeschlagen. Der furchterregende Ruf des Heeres verbreitete sich unaufhaltsam wie ein böser Schatten, der sich dunkel vor ihnen ausstreckte. Stück für Stück wurde das alte Band zwischen den Menschen des östlichen Languedoc und der Trencavel-Dynastie zerrissen.

Am Tag vor dem Fest von Saint-Nazaire, fünf Tage nach dem Sieg über Béziers, erreichte die Vorhut zwei Tage vor dem Hauptheer Trèbes.

Im Verlauf des Nachmittags wurde die Luft immer schwüler. Das diesige Licht wich einem bedrohlichen Grau. Donner grollte am Himmel, gefolgt von einem heftigen Blitzschlag. Als die Kreuzfahrer durch die unbewachten und offenen Tore der Stadt ritten, fielen die ersten Regentropfen.

Die Straßen waren schaurig verlassen. Alle Bewohner waren verschwunden, hatten sich wie Gespenster oder Geister davongestohlen.

Der endlos weite Himmel war lilaschwarz gefärbt, und am Horizont jagten zerfetzte Wolken dahin. Als das

Unwetter losbrach und über Tiefland fegte, das die Stadt umgab, krachte und toste der Donner über ihren Köpfen, als würde das Firmament selbst zerbersten.

Die Pferde tänzelten unsicher auf dem nassen Pflaster. Jede Gasse, jeder Durchgang verwandelte sich in einen Bach. Der Regen prasselte erbarmungslos auf Schilde und Helme. Ratten huschten zu den Kirchenstufen, suchten Rettung vor den rauschenden Sturzbächen. Der Turm wurde vom Blitz getroffen, fing aber nicht Feuer.

Die Soldaten aus dem Norden fielen auf die Knie, bekreuzigten sich und beteten zu Gott, er möge sie verschonen. Das flache Land um Chartres, die Felder von Burgund und das Waldland der Champagne kannten solche Gewalten nicht.

So schnell wie es gekommen war, zog das Unwetter wieder weiter, eine grollende Bestie. Die Luft wurde angenehm frisch. Die Kreuzfahrer hörten, wie das Kloster in der Nähe zum Dank für seine Erlösung die Glocken läutete. Sie nahmen das als Zeichen dafür, dass das Schlimmste überstanden war, und machten sich an die Arbeit. Die Knappen suchten einen sicheren Weideplatz für die Pferde, Diener packten die Habe ihrer Herren aus und sammelten trockenes Feuerholz.

Allmählich nahm das Lager Gestalt an.

Die Dämmerung brach herein. Der Himmel war ein Mosaik aus Rosa- und Blautönen. Als sich die letzten Reste dahintreibender weißer Wolken verflüchtigten, konnten die Männer aus dem Norden den ersten Blick auf die Dächer und Türme von Carcassonne werfen, das sich unverhofft am Horizont zeigte.

Die Cité schien förmlich aus dem Land herauszuwachsen, eine steinerne Festung am Himmel, die in Erhabenheit auf die Welt der Menschen herabblickte. Nichts von allem, was ihnen erzählt worden war, hatte die Kreuzfahrer auf diesen ersten Anblick der Stadt vorbereitet, die zu erobern sie gekommen waren. Es gab

keine Worte, die ihrer Herrlichkeit gerecht wurden.

Sie war prachtvoll, Ehrfurcht gebietend. Uneinnehmbar.

Kapitel 48

Trebes

Als er wieder zur Besinnung kam, war Simeon nicht mehr im Wald, sondern in einer Art Stall. Er erinnerte sich dumpf, lange transportiert worden zu sein. Die Rippen schmerzten ihm von der Bewegung des Pferdes.

Der Geruch war fürchterlich, eine Mischung aus Schweiß, Ziege, feuchtem Stroh und etwas, das er nicht recht benennen konnte. Etwas Widerwärtiges, wie vermodernde Blumen. An der Wand hingen mehrere Zugeschirre, und eine Heugabel lehnte in der Ecke neben der kaum schulterhohen Tür. An die gegenüberliegende Wand waren fünf oder sechs Metallringe zum Anbinden von Tieren angebracht.

Simeon blickte nach unten. Die Kapuze, die sie ihm über den Kopf gestülpt hatten, lag neben ihm auf dem Boden. Er war an Händen und Füßen gefesselt.

Er hustete, versuchte, die rauen Fäden des Kapuzenstoffs auszuspucken, und hievte sich in eine sitzende Position. Obwohl er sich völlig steif und zerschlagen fühlte, schob er sich langsam rückwärts über den Boden Richtung Tür. Es dauerte eine Weile, doch als er schließlich an Schultern und Rücken etwas Festes spürte, war das eine ungeheure Wohltat. Behutsam richtete er sich auf, wobei er mit dem Kopf beinahe gegen das Dach gestoßen wäre. Er warf sich gegen die Tür. Das Holz bog sich ächzend, aber die Tür war von außen verriegelt und ließ sich nicht öffnen. Simeon überlegte, ob er noch in der Nähe von Carcassonne oder schon weiter weg war. Er erinnerte sich vage, von einem Pferd durch den Wald und dann über flaches Land getragen worden zu sein. Er kannte sich zwar nicht gut in der Gegend aus, aber er vermutete, dass er irgendwo in der Umgebung von Trebes sein musste.

Durch den schmalen Spalt zwischen Tür und Boden

drang ein dämmriger Lichtschein. Es konnte also noch nicht ganz Nacht sein. Wenn er angestrengt lauschte, hörte er in der Nähe Stimmengemurmel, vermutlich von den Männern, die ihn entführt hatten.

Sie warteten auf jemanden. Der Gedanke durchlief ihn kalt, denn es war der Beweis dafür, obgleich er den kaum noch brauchte, dass er nicht zufällig überfallen worden war.

Simeon robbte sich weg von der Tür bis zur hinteren Wand des Stalls. Die Zeit verging, und er döste ein, sank zur Seite, schreckte auf und glitt dann wieder in den Schlaf.

Gegen Morgen weckte ihn das Geräusch einer lauten Stimme. Schlagartig war jeder Nerv seines Körpers angespannt. Er hörte, wie Männer hastig aufsprangen, dann ein Poltern, als der schwere Holzbalken von der Tür entfernt wurde.

Drei schattenhafte Gestalten erschienen im Türrahmen, ihre Silhouetten hoben sich scharf gegen das helle Sonnenlicht ab. Simeon blinzelte, konnte aber kaum etwas erkennen.

»*Où est-il?*« Wo ist er?

Es war eine gebildete nordfranzösische Stimme, kalt und herrisch. Eine kurze Pause entstand. Dann entdeckten sie Simeon, der blinzelnd im Schatten saß. »Schafft ihn her.«

Simeon hatte kaum Zeit, sich den Anführer anzusehen, als er auch schon an den Armen gepackt und vor dem Franzosen auf die Knie geworfen wurde.

Langsam hob Simeon den Blick. Der Mann hatte ein grausames, schmales Gesicht und ausdruckslose, steingraue Augen. Seine Tunika und die Beinkleider waren von guter Qualität und nach nordfranzösischer Art geschnitten, lieferten aber keinerlei Hinweis auf seinen Rang oder seinen Stand.

»Wo ist es?«, fragte er.

Simeon hob den Kopf. »Was meint Ihr?«, erwiderte er auf

Jiddisch.

Der Tritt traf ihn unvorbereitet. Er spürte eine Rippe brechen und kippte zur Seite. Grobe Hände schoben sich unter seine Arme und richteten ihn wieder auf.

»Ich weiß, wer du bist, Jude«, sagte der Mann. »Es hat keinen Sinn, irgendwelche Spielchen mit mir zu spielen. Ich frage dich noch einmal. Wo ist das Buch?«

Simeon hob erneut den Kopf und schwieg.

Diesmal traf der Mann ihn ins Gesicht. Schmerz explodierte in Simeons Kopf, seine Lippen platzten auf, und Zähne brachen ihm im Kiefer. Blut und Speichel brannten ihm auf der Zunge und in der Kehle.

»Ich habe dich wie ein Tier gejagt, Jude«, sagte der Mann. »Den ganzen Weg von Chartres nach Besiers bis hierher. Ich habe deine Spur verfolgt wie die Fährte eines Tieres. Du hast mich viel Zeit gekostet. Und allmählich verliere ich die Geduld.« Er trat einen Schritt näher, sodass Simeon den Hass in den grauen, toten Augen sehen konnte. »Also, wo ist das Buch? Hast du es Pelletier gegeben? *C'est ça?*«

Zwei Gedanken kamen Simeon gleichzeitig in den Sinn. Erstens, dass er sich selbst nicht würde retten können. Zweitens, dass er seine Freunde schützen musste. Das stand noch immer in seiner Macht. Seine Augen waren schon fast zugeschwollen, und Blut sammelte sich unter dem Lidrand.

»Ich habe das Recht, den Namen meines Anklägers zu erfahren«, brachte er mühsam mit seinem zertrümmerten Mund hervor. »Ich möchte für Euch beten.«

Die Augen des Mannes verengten sich. »Es reicht, sag mir, wo du das Buch versteckt hast.«

Er schüttelte den Kopf.

Simeon wurde auf die Beine gezerrt. Sie rissen ihm die Kleidung vom Leib und warfen ihn bäuchlings über einen Karren. Einer hielt ihm die Hände fest, ein anderer die Beine, sodass sein Rücken offen dalag war. Simeon hörte

das Zischen von Leder durch die Luft, ehe der Riemen auf seine nackte Haut traf. Vor Schmerzen zuckte sein Körper zusammen. »Wo ist es?« Simeon schloss die Augen, als der Riemen erneut durch die Luft peitschte. »Ist es schon in Carcassona?. Oder hast du es woanders versteckt, Jude?« Der Mann brüllte im Takt der Schläge. »Du wirst es mir sagen. Du. Oder die anderen.«

Blut strömte aus den aufgeplatzten Striemen auf seinem Rücken. Simeon begann, nach Sitte seiner Väter zu beten, uralte, heilige Worte, in die Dunkelheit hineingeschleudert, um seinen Geist gegen den Schmerz zu wappnen.

»*Oú- est - le - livre?*«, stieß der Mann mit jedem Schlag hervor. Es war das Letzte, was Simeon vernahm, ehe die Dunkelheit sich weitete und ihn umschloss.

Kapitel 49

Carcassona

Die Vorhut der Kreuzfahrer nahm die Straße von Trebes und gelangte am Festtag von Saint-Nazaire in Sichtweite von Carcassonne. Die Wachen auf dem Tour Pinte entzündeten die Feuer. Die Glocken läuteten Alarm.

Am Abend des darauffolgenden Tages war das französische Lager auf der anderen Seite des Flusses bereits zu einer zweiten Stadt aus mächtigen Zelten und Pavillons gewachsen, mit Fahnen und goldenen Kreuzen, die in der Sonne glänzten. Adelige aus dem Norden, gaskonische Söldner, Soldaten aus Chartres und Burgund und Paris, Sappeure, Langbogenschützen, Priester und Tross.

Als die Vesperglocken schlugen, bestieg Vicomte Trencavel in Begleitung von Pierre-Roger de Cabaret, Bertrand Pelletier und einigen anderen die Brustwehr. Rauchfahnen stiegen in der Ferne auf. Der Fluss war ein silbriges Band.

»Es sind so unglaublich viele.«

»Nicht mehr, als wir erwartet haben, *Messire*«, entgegnete Pelletier.

»Was glaubt Ihr, wie lange wird es dauern, bis das Hauptheer eintrifft?«

»Schwer zu sagen«, antwortete Pelletier. »Eine so große Streitmacht kommt nur langsam voran. Die Hitze wird sie zusätzlich bremsen.«

»Bremsen, ja«, sagte Trencavel. »Aufhalten, nein.«

»Wir sind bereit, *Messire*. Die *Ciutat* ist mit Vorräten eingedeckt. Die *hourds* sind fertig und schützen die Mauern gegen die französischen Sappeure. Alle gefährdeten Stellen und Schwachpunkte sind ausgebessert und gesichert worden. Sämtliche Türme sind bemannt.« Pelletier machte eine ausladende Handbewegung. »Die Taue, die die Mühlen im Fluss an Ort und Stelle hielten,

sind gekappt worden, das Getreide wurde niedergebrannt. Die Franzosen werden wenig finden, um sich zu ernähren.«

Mit blitzenden Augen wandte sich Trencavel plötzlich de Cabaret zu.

»Wir sollten unsere Pferde satteln und einen Ausfall machen. Noch ehe die Sonne untergeht. Wir nehmen vierhundert unserer besten Männer, die besonders gut mit Lanze und Schwert umgehen, und verjagen die Franzosen von unserem Ufer. Wir überrumpeln sie. Was haltet Ihr davon?«

Pelletier konnte den Wunsch, einen Erstschlag zu führen, gut verstehen. Aber er wusste auch, dass das ein überaus törichter Schritt wäre.

»Auf der Ebene stehen Bataillone, *Messire*, *routiers*, kleine Kontingente der Vorhut.«

Auch Pierre-Roger de Cabaret mahnte zur Umsicht. »Opfert Eure Männer nicht, Raymond.«

»Aber mit einem Überraschungsangriff ...«

»Wir sind auf eine Belagerung vorbereitet, *Messire*, nicht auf eine offene Feldschlacht. Die Garnison ist stark. Die tapfersten, erfahrensten *chevaliers* sind da und warten auf die Gelegenheit, sich beweisen zu können.«

»Aber?«, seufzte Trencavel.

»Ihr würdet sie sinnlos opfern«, sagte er eindringlich.

»Euer Volk vertraut Euch, liebt Euch«, sagte Pelletier. »Sie werden ihr Leben für Euch geben, wenn es sein muss. Aber wir sollten warten. Bis sie zuerst angreifen.«

»Ich fürchte, dass mein Stolz uns in diese Lage gebracht hat«, sagte Trencavel leise. »Irgendwie hatte ich nicht erwartet, dass es so weit kommen würde, und so bald.« Er lächelte. »Bertrand, wisst Ihr noch, wie meine Mutter das Château immer mit Gesang und Tanz erfüllte? Die größten Troubadoure und Spielmänner kamen, um für sie aufzuspielen. Aiméric de Pegulham, Arnaut de Carcassès, sogar Guilhem Fabre und Bernat Alanham aus Narbonne. Immer haben wir gefeiert und geschmaust.«

»Ich habe gehört, dass es der schönste Hof im Pays d'Oc war.« Er legte eine Hand auf die Schulter seines Herrn. »Und so wird es wieder sein.«

Die Glocken verstummten. Aller Augen waren auf Vicomte Tren- cavel gerichtet.

Als er sprach, hörte Pelletier mit Stolz, dass aller Selbstzweifel aus der Stimme seines Herrn verschwunden war. Er war nicht mehr ein Junge, der in Erinnerungen an seine Kindheit schwelgte, sondern ein Heerführer am Vorabend einer Schlacht. »Lasst die Nebenpforten schließen und die Tore verriegeln, Bertrand, und bestellt den Kommandeur der Garnison in den *donjon*. Wir werden bereit sein, wenn die Franzosen kommen.« »Vielleicht solltet Ihr auch Verstärkung nach Sant-Vicens entsenden, *Messire*«, schlug de Cabaret vor. »Wenn sie angreifen, dann von dort. Und wir können es uns nicht leisten, den Zugang zum Fluss zu verlieren.«

Trencavel nickte.

Pelletier blieb noch eine Weile, nachdem die anderen gegangen waren, und starrte auf das Land hinaus, als wollte er sich dieses Bild einprägen.

Die Mauern von Sant-Vicens im Norden waren niedrig und nur spärlich von Türmen bewacht. Falls die Invasoren dort eindringen, konnten sie sich im Schutz der Häuser bis auf Schussweite den Mauern der Cité nähern. Der südliche Vorort, Sant-Miquel, würde länger standhalten.

Es stimmte, Carcassonne war auf eine Belagerung vorbereitet. Die Vorratslager waren voll mit Brot, Käse, Bohnen, und reichlich Ziegen würden die Milch liefern. Aber es waren zu viele Menschen innerhalb der Mauern, und Pelletier machte sich Sorgen um die Wasserversorgung. Er ließ an jedem Brunnen eine Wache postieren, die das Wasser rationierte.

Als er aus dem Tour Pinte trat und auf den Hof

hinausging, kehrten Pelletiers Gedanken erneut zu Simeon zurück. Zweimal hatte er François ins jüdische *quartier* geschickt, um Erkundigungen einzuziehen, doch er war beide Male unverrichteter Dinge zurückgekehrt, und Pelletier wurde von Tag zu Tag nervöser.

Er sah sich rasch auf dem Hof um und kam zu dem Schluss, dass man ein paar Stunden ohne ihn auskam.

Er ging zu den Stallungen.

Pelletier schlug den direktesten Weg über die Ebene und durch den Wald ein, obwohl ihm bewusst war, dass das Lager des Kreuzheers nicht allzu weit entfernt war.

Im jüdischen Viertel waren viele Menschen auf den Straßen, doch die Stimmung war unnatürlich ruhig und bedrückt. In jedem Gesicht, jung oder alt, standen Angst und Besorgnis. Alle wussten, dass der Kampf bald beginnen würde. Als Pelletier durch die schmalen Gassen ritt, blickten Frauen und Kinder mit ängstlich forschenden Augen zu ihm auf, suchten nach Hoffnung in seinem Gesicht. Er konnte ihnen keine geben.

Niemand hatte irgendetwas von Simeon gehört. Er fand die Unterkunft recht schnell, aber die Tür war verriegelt. Er stieg ab und klopfte an die Tür gegenüber.

»Ich suche einen Mann namens Simeon«, sagte er, als eine furchtsame Frau an die Tür kam. »Kennt Ihr ihn?«

Sie nickte. »Er ist mit den anderen aus Besièrs gekommen.« »Könnt Ihr Euch erinnern, wann Ihr ihn zuletzt gesehen habt?« »Vor einigen Tagen, bevor wir die schreckliche Nachricht über Besièrs gehört haben, ist er nach Carcassona gegangen. Ein Mann hatte ihn aufgesucht.«

Pelletier runzelte die Stirn. »Was für ein Mann?« »Ein höher gestellter Diener. Rote Haare«, sagte sie und zog die Nase kraus. »Simeon schien ihn zu kennen.«

Pelletier war sprachlos. Die Beschreibung passte auf

François, aber wie konnte das sein ? Er hatte berichtet, dass er Simeon nicht gefunden habe.

»Soll das heißen, dass Simeon aus Carcassona nicht zurückgekommen ist?«

»Wenn er bei Verstand ist, wird er dort geblieben sein. Da ist er sicherer als hier.«

»Könnte er nicht doch zurückgekommen sein, und Ihr habt ihn nur nicht gesehen?«, fragte er verzweifelt. »Vielleicht habt Ihr geschlafen und seine Rückkehr nicht mitbekommen.«

»Nein, nein, *Messire*«, entgegnete sie und deutete auf das Haus auf der anderen Straßenseite. »Ihr seht es ja selbst. *Vuèg*.« Leer.

Kapitel 50

Oriane lief auf Zehenspitzen über den Gang zum Zimmer ihrer Schwester.

»Alaïs!« Ihre Dienerin Guirande war zwar sicher, dass ihre Schwester mal wieder bei ihrem Vater war, aber Oriane wollte vorsichtig sein. »Sörre?«

Als keine Antwort kam, öffnete Oriane die Tür und trat ein. Mit der Geschicklichkeit einer Diebin durchsuchte sie rasch Alaïs' Habe. Flaschen, Krüge und Schüsseln, den Kleiderschrank, Schubladen mit Gewändern und Parfüms und wohlriechenden Kräutern. Oriane klopfte die Kissen ab und fand ein Lavendelsäckchen, das sie nicht interessierte. Dann sah sie unter dem Bett nach. Da war nichts zu sehen außer toten Insekten und Spinnweben.

Als sie sich wieder umwandte und den Blick durchs Zimmer gleiten ließ, fiel ihr ein schwerer brauner Jagdmantel auf, der über der Lehne von Alaïs' Nähstuhl hing. Auf dem Tisch lag ihr Nähzeug. Oriane durchfuhr ein aufgeregtes Kribbeln. Warum ein Wintermantel in dieser Jahreszeit? Warum flickte Alaïs ihre Kleidung selbst?

Sie hob ihn auf und spürte sofort, dass etwas nicht stimmte. Der Mantel hing ungleichmäßig herab. Oriane hob eine Ecke an und sah, dass etwas in den Saum eingenäht worden war.

Rasch trennte sie die Stiche auf, schob die Finger hinein und zog einen kleinen, rechteckigen Gegenstand hervor, der in Leinen eingeschlagen war.

Sie wollte gerade nachsehen, was es war, als ein Geräusch draußen auf dem Gang sie aufschreckte. Blitzschnell verbarg Oriane das Päckchen unter ihrem Gewand und legte den Mantel zurück auf die Stuhllehne.

Eine Hand legte sich schwer auf ihre Schulter. Oriane fuhr zusammen.

»Was zum Teufel macht Ihr hier?«, sagte er.

»Guilhem?«, keuchte sie und fasste sich mit der Hand an

den Hals. »Ihr habt mich erschreckt.«

»Was tut Ihr im Gemach meiner Frau, Oriane?«

Oriane hob das Kinn. »Dieselbe Frage könnte ich Euch stellen.« In dem dunkler werdenden Raum sah sie, dass seine Miene sich verfinsterte, und wusste, dass der Hieb gesessen hatte.

»Ich habe ein Recht, hier zu sein, Ihr dagegen nicht...« Er blickte zu dem Mantel hinüber, dann wieder in ihr Gesicht.

»Was macht Ihr hier?«

Sie hielt seinem Blick stand. »Nichts, was Euch etwas angehe.« Guilhem trat die Tür mit dem Absatz zu.

»Ihr vergesst Euch«, zischte er und packte ihr Handgelenk. »Seid kein Narr, Guilhem«, sagte sie mit leiser Stimme. »Öffnet die Tür. Es wäre für uns beide schlecht, wenn jemand hereinkommt und uns hier gemeinsam antrifft.«

»Spielt keine Spielchen mit mir, Oriane. Ich bin nicht dazu aufgelegt. Und ich lasse Euch erst gehen, wenn Ihr mir verraten habt, was Ihr hier wollt. Hat er Euch hergeschickt?«

Oriane sah ihn ehrlich verwirrt an. »Ich weiß nicht, wovon Ihr redet, Guilhem, ich gebe Euch mein Wort.«

Seine Finger gruben sich tief in ihre Haut. »Habt Ihr gedacht, ich würde es nicht merken, e? Ich habe Euch zusammen gesehen, Oriane.«

Erleichterung durchströmte sie. Jetzt verstand sie den Grund für seinen Zorn. Falls Guilhem ihren Begleiter nicht erkannt hatte, konnte sie das Missverständnis zu ihrem Vorteil nutzen.

»Lasst mich los«, sagte sie und versuchte sich seinem Griff zu entwinden. »Erinnert Euch, *Messire*, Ihr wart es, der gesagt hat, wir könnten uns nicht mehr sehen.« Sie warf das schwarze Haar zurück und funkelte ihn aus blitzenden Augen an. »Wenn ich also beschließe, mir anderswo Trost zu suchen, was geht es Euch an? Ihr habt kein Anrecht auf mich.«

»Wer ist er?«

Oriane überlegte fieberhaft. Sie brauchte einen Namen, der ihm glaubhaft erschien. »Zuerst müsst Ihr mir versprechen, nichts Unbesonnenes zu tun«, flehte sie, um Zeit zu schinden.

»Im Augenblick, hohe Dame, seid Ihr nicht in der Lage, Bedingungen zu stellen.«

»Dann lasst uns wenigstens woanders hingehen, in mein Gemach, den Hof, irgendwohin, nur hier weg. Wenn Alaïs kommt...«

Sie konnte ihm am Gesicht ablesen, dass sie seinen wunden Punkt getroffen hatte. Seine größte Angst war nun, dass Alaïs seine Untreue entdecken könnte.

»Also gut«, sagte er barsch. Er riss die Tür mit der freien Hand auf und zerrte sie dann über den Gang. Als sie ihr Gemach erreichten, war Orianes Geistesgegenwart bereits zurückgekehrt. »Und nun sprecht«, befahl er.

Den Blick unverwandt auf den Boden gerichtet, gestand Oriane, dass sie die Aufmerksamkeiten eines neuen Freiers angenommen hatte. Er war der Sohn eines Verbündeten des Vicomte und hatte sie schon lange verehrt.

»Ist das die Wahrheit?«, fragte Guilhem.

»Ich schwöre es, bei meinem Leben«, flüsterte sie und blickte durch tränennasse Wimpern hindurch zu ihm auf.

Er war noch immer argwöhnisch, aber jetzt lag ein Anflug von Unschlüssigkeit in seinen Augen.

»Damit ist noch immer nicht beantwortet, warum Ihr im Zimmer meiner Gemahlin wart.«

»Nur um Euren Ruf zu bewahren«, sagte sie. »Um etwas, das Euch gehört, an seinen rechtmäßigen Platz zurückzubringen.« »Was soll das sein?«

»Mein Mann hat in meinem Gemach die Scheibenfibél eines Männermantels gefunden.« Sie deutete die Form mit den Händen an. »Etwa so groß, aus Kupfer und Silber gemacht.«

»Eine solche Fibel habe ich verloren«, gab er zu.

»Jehan war fest entschlossen, ihren Besitzer zu finden und seinen Namen bekannt zu machen. Da ich wusste, dass es Eure war, hielt ich es für das Sicherste, sie in Euer Gemach zurückzubringen.«

Guilhem runzelte die Stirn. »Warum habt Ihr sie mir nicht einfach gegeben?«

»Ihr geht mir aus dem Weg, *Messire*«, sagte sie sanft. »Ich wusste nicht, wann ich Euch sehen würde und ob überhaupt. Außerdem, wenn man uns gemeinsam bemerkt hätte, wäre das möglicherweise der Beweis gewesen, dass einmal etwas zwischen uns war. Mag sein, dass Ihr mein Handeln für töricht haltet. Aber zweifelt nicht an den guten Absichten dahinter.«

Oriane sah ihm an, dass er nicht überzeugt war, aber andererseits davor zurückschreckte, die Sache weiterzuverfolgen. Seine Hand glitt zu dem Messer an seinem Gürtel.

»Wenn Ihr Alaïs davon auch nur ein Wörtchen erzählt«, sagte er, »werde ich Euch töten, Oriane. Das schwöre ich bei Gott.« »Von mir wird sie nichts erfahren«, sagt sie und lächelte dann. »Es sei denn, mir bleibt keine andere Wahl. Ich muss mich schließlich selbst schützen. Und ...« Sie hielt inne. Guilhem holte tief Luft. »Und der Zufall will es«, fuhr sie fort, »dass ich Euch um einen Gefallen bitten möchte.«

Seine Augen wurden schmal. »Und wenn mir nicht danach ist?« »Ich möchte doch nur wissen, ob unser Vater Alaïs irgendetwas Wertvolles zur Aufbewahrung gegeben hat, mehr nicht.«

»Ich soll meine eigene Frau ausspionieren?«, sagte er und hob fassungslos die Stimme. »Ich werde nichts dergleichen tun, Oriane, und Ihr werdet nichts tun, was sie aufregen könnte, haben wir uns verstanden?«

»*Ich* sie aufregen? Eure Furcht vor Entdeckung weckt Eure Ritterlichkeit. Ihr wart es doch, der sie in all den Nächten betrogen

hat, die Ihr bei mir lagt, Guilhem. Ich will nur etwas in Erfahrung bringen. Und ich werde herausfinden, was ich wissen will, mit oder ohne Eure Hilfe. Wenn Ihr mir jedoch Schwierigkeiten macht...« Sie ließ die Drohung unausgesprochen im Raum stehen.

»Das würdet Ihr nicht wagen.«

»Es wäre eine Kleinigkeit, Alaïs zu erzählen, was wir alles zusammen getan haben, ihr die Dinge zu gestehen, die Ihr mir zugeflüstert habt, die Geschenke, die Ihr mir machtet. Sie würde mir glauben, Guilhem. Weil Euch zu viel von Eurer Seele ins Gesicht geschrieben steht.«

Angewidert von ihr, von sich selbst, riss Guilhem die Tür auf. »Fahrt zur Hölle, Oriane«, sagte er und stürmte davon.

Oriane lächelte. Sie hatte ihn in der Falle.

Den ganzen Nachmittag suchte Alaïs nach ihrem Vater. Niemand hatte ihn gesehen. Sie war in der Cité gewesen, in der Hoffnung, wenigstens mit Esclarmonde reden zu können. Aber sie und Sajahé hatten Sant-Miquel verlassen und waren offenbar noch nicht wieder nach Hause zurückgekehrt.

Schließlich ging Alaïs erschöpft und sorgenvoll allein in ihr Zimmer. Sie konnte sich nicht schlafen legen. Sie war zu nervös, zu angespannt. Sie entzündete eine Lampe und setzte sich an den Tisch.

Die Glocken hatten schon eins geschlagen, als sie hörte, wie die Tür aufging und jemand hereinkam. Sie hob den Kopf von den Armen und blickte verschlafen in die Dunkelheit.

»Rixende?«, flüsterte sie. »Bist du das?«

»Nein, ich bin nicht Rixende«, sagte er.

»Guilhem?«

Er trat ins Licht und lächelte, als wäre er nicht sicher, ob er auch willkommen war. »Verzeiht mir. Ich versprach, Euch nicht zu behelligen, ich weiß, aber ... darf ich?«

Alaïs setzte sich auf.

»Ich war in der Kapelle«, sagte er. »Ich habe gebetet, aber ich glaube nicht, dass meine Worte erhört wurden.«

Guilhem setzte sich ans Fußende des Bettes. Nach kurzem Zögern ging sie zu ihm. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. »Kommt«, flüsterte sie. »Ich helfe Euch.«

Sie zog ihm die Stiefel aus und half ihm mit Schulterharnisch und Gürtel. Leder und Schnalle fielen scheppernd zu Boden. »Was glaubt Vicomte Trencavel, was geschehen wird?«, fragte sie.

Guilhem ließ sich aufs Bett zurücksinken und schloss die Augen. »Dass das Kreuzheer zuerst Sant-Vicens, dann Sant-Miquel angreifen wird, um möglichst nahe an die Mauern der *Ciutat* zu kommen.«

Alaïs setzte sich neben ihn und strich ihm das Haar aus dem Gesicht. Als sie seine Haut unter ihren Fingern spürte, durchlief sie ein Schaudern.

»Ihr solltet schlafen, *Messire*. Für die kommende Schlacht braucht Ihr Eure ganze Kraft.«

Träge öffnete er die Augen und lächelte zu ihr hoch. »Ihr könntet mir helfen, Ruhe zu finden.«

Alaïs lächelte und griff nach einer Rosmarintinktur, die sie auf ihrem Nachttisch stehen hatte. Sie kniete sich neben ihn und massierte ihm die kühlende Flüssigkeit in die Schläfen ein.

»Als ich heute nach meinem Vater gesucht habe, bin ich zum Zimmer meiner Schwester gegangen. Ich glaube, es war jemand bei ihr.«

»Wahrscheinlich Congost«, sagte er abwehrend.

»Das glaube ich nicht. Er und die anderen Schreiber schlafen derzeit im Tour Pinte, für den Fall, dass der Vicomte sie braucht.« Sie zögerte. »Ich habe Lachen gehört.«

Guilhem legte ihr einen Finger an den Mund, um ihr Einhalt zu gebieten. »Genug von Oriane«, flüsterte er, schob seine Hände um ihre Taille und zog sie an sich. Sie

konnte den Wein auf seinen Lippen schmecken. »Ihr duftet nach Kamille und Honig«, sagte er. Er griff nach oben und löste ihr Haar, sodass es wie ein Wasserfall um ihr Gesicht fiel.

»*Mon cor.*«

Bei seiner Berührung, seine Haut an ihrer, so unerwartet und vertraut, richteten sich die Härchen in ihrem Nacken auf. Ruhig, behutsam, ohne seine braunen Augen von ihrem Gesicht zu lösen, streifte Guilhem ihr das Gewand von den Schultern und dann hinunter zur Taille. Alaïs bewegte sich, und der Stoff rutschte vom Bett auf den Boden, wie ein Winterfell, das nicht mehr gebraucht wird.

Guilhem hob die Decke, um sie hineinschlüpfen zu lassen, schloss sie in die Arme und legte sie neben sich auf Kissen, die noch die Erinnerung an ihn in sich bargen. Er beugte sich über sie. Jetzt konnte Alaïs seinen Atem spüren, der über ihre Haut strich wie ein sanfter Sommerwind. Seine Lippen tanzten, seine Zunge kreiste, glitt über ihre Brüste. Alaïs keuchte auf, als er ihre Brustwarze in den Mund nahm, sie leckte, saugte.

Guilhem hob den Kopf und lächelte sie sanft an.

Dann, ohne den Blick von ihr zu nehmen, senkte er seinen Körper zwischen ihre nackten Beine. Alaïs starrte in seine braunen Augen, unerschrocken, ernst.

»*Mon cor*«, sagte er erneut.

Sanft schob sich Guilhem in sie hinein, behutsam, bis sie ihn ganz aufgenommen hatte. Einen Moment lang blieb er ganz ruhig liegen, von ihr umschlossen, als ruhe er sich aus.

Alaïs fühlte sich stark und mächtig, als könnte sie in diesem Augenblick alles Erdenkliche tun, alles Erdenkliche sein. Eine berauschende, schwere Wärme durchdrang ihre Glieder, erfüllte sie, nahm ihr den Verstand. In ihrem Kopf war nur noch das Geräusch ihres pulsierenden Blutes. Sie hatte keinerlei Zeit- oder Raumgefühl mehr. Es gab nur noch Guilhem und die flackernden Schatten der Lampe.

Langsam begann er, sich zu bewegen.

»Alaïs.« Das Wort drang zwischen seinen Lippen hervor.

Sie legte ihre Hände auf seinen Rücken, die Finger weit gespreizt, sternförmig. Sie spürte seine Kraft, die muskulösen, sonnengebräunten Arme und festen Schenkel, das weiche Haar auf seiner Brust, das über ihren Körper strich. Seine Zunge fuhr zwischen ihre Lippen, heiß und nass und hungrig.

Er atmete schneller, lauter, angetrieben von Verlangen, von Begehren. Alaïs umklammerte ihn, als Guilhem laut ihren Namen schrie. Er erbebte und wurde dann ruhig.

Allmählich verebbte das Tosen in ihrem Kopf, bis nichts mehr zu hören war außer der ruhigen Stille des Zimmers.

Später, nachdem sie viel geredet und einander in der Dunkelheit Versprechen zugeflüstert hatten, sanken sie in Schlaf. Das Öl in der Lampe brannte aus. Die Flamme flackerte und erstarb. Alaïs und Guilhem merkten es nicht. Sie nahmen weder den silbernen Gang des Mondes über den Himmel wahr noch das bläuliche Morgenlicht, das sich ins Fenster schlich. Sie spürten nichts außer einander, als sie sich schlafend in den Armen lagen, eine Frau und ihr Mann, die wieder Geliebte geworden waren. Versöhnt. In Frieden.

Kapitel 51

Carcassonne

Donnerstag, 7. Juli 2005

Alice erwachte, wenige Sekunden ehe der Wecker klingelte, und merkte, dass sie quer auf dem Bett in einem Wust von Unterlagen und Papieren lag.

Der Stammbaum lag vor ihr, zusammen mit ihren Notizen aus der Bibliothek in Toulouse. Sie musste grinsen. Ganz wie in ihrer Studienzeit, als sie ständig am Schreibtisch eingeschlafen war. Aber sie fühlte sich nicht schlecht deswegen. Trotz des Einbruchs vom Vortag war sie heute Morgen guter Dinge. Zufrieden, vielleicht sogar glücklich.

Alice reckte sich herzhaft, dann stand sie auf, um das Fenster und die Läden zu öffnen. Der Himmel war mit hellen Lichtstreifen und flachen weißen Wolken durchsetzt. Die Hänge der Cité lagen im Schatten, und auf dem Gras unterhalb der Mauern schimmerte Morgentau. Über den kleinen und großen Türmen war der Himmel blau wie ein Ballen Seide. Zaunkönige und Lerchen sangen einander über die Dächer hinweg etwas vor. Überall waren Spuren des Unwetters zu sehen. Abfall, der gegen Geländer geweht worden war, aufgeweichte und umgekippte Kartons auf der Rückseite des Hotels, Zeitungen, die sich am Fuße der Straßenlampen auf dem Parkplatz türmten.

Alice war nicht ganz wohl bei dem Gedanken, Carcassonne zu verlassen, als ob ihre Abreise etwas in Gang setzen würde. Aber sie musste etwas tun, und im Augenblick war Chartres ihre einzige Spur zu Shelagh.

Es war ein guter Tag für eine Reise.

Als sie ihre Papiere zusammenpackte, gestand sie sich ein, dass sie außerdem ganz vernünftig reagierte. Sie wollte nicht wie ein Opfer einfach nur dasitzen und darauf warten, dass der Eindringling vom Vorabend zurückkehrte.

Sie erklärte der Frau am Empfang, dass sie bis zum nächsten Tag verreisen würde, ihr Zimmer aber behalten wolle.

»Sie werden von einer Dame erwartet, Madame«, sagte die junge Frau und zeigte in die Lobby. »Ich wollte Sie gerade an- rufen.«

»Ach ja?« Alice schaute sich um. »Hat sie gesagt, was sie will?« Die Frau hinter der Rezeption schüttelte den Kopf.

»Okay. Danke.«

»Und das hier ist heute Morgen für Sie gekommen«, sagte die Frau und reichte ihr einen Brief. Alice sah auf den Poststempel. Gestern in Foix. Die Adresse in Blockschrift. Sie wollte ihn gerade öffnen, als sie von der Frau angesprochen wurde, die auf sie gewartet hatte.

»Dr. Tanner?«, fragte sie. Sie wirkte nervös.

Alice schob den Brief in die Jackentasche. Sie würde ihn später lesen. »Ja?«

»Ich habe eine Nachricht von Audric Baillard für Sie. Er bittet Sie, sich auf dem Friedhof mit ihm zu treffen.«

Die Frau kam ihr irgendwie bekannt vor, doch Alice wusste nicht, woher.

»Kennen wir uns?«, fragte sie.

Die Frau zögerte. »Von Daniel Delagarde«, stieß sie hastig hervor. »*Notaires*.«

Alice betrachtete sie genauer. Sie konnte sich nicht erinnern, sie gestern gesehen zu haben, aber die Kanzlei hatte viele Mitarbeiter.

»Monsieur Baillard erwartet Sie an der Grabstätte Giraud-Biau.«

»Aha?«, fragte Alice. »Warum ist er denn nicht selbst gekommen?«

»Ich muss jetzt gehen.«

Und schon lief die Frau davon und ließ Alice, die verblüfft hinter ihr herblickte, einfach stehen. Sie drehte sich zu der jungen Frau am Empfang um, die mit den

Schultern zuckte.

Alice sah auf die Uhr. Eigentlich wollte sie möglichst früh los. Sie hatte eine lange Fahrt vor sich. Andererseits, zehn Minuten machten auch keinen großen Unterschied.

»*A demain*«, sagte sie zu der Empfangsdame, doch die hatte sich bereits wieder ihren sonstigen Tätigkeiten zugewandt.

Alice ging zu ihrem Auto, um den Rucksack loszuwerden, und eilte dann ein wenig gereizt über die Straße zum Friedhof.

Die Atmosphäre änderte sich schlagartig, als Alice durch das hohe Metalltor trat. Die frühmorgendliche Geschäftigkeit der erwachenden Cité wurde von Stille verdrängt.

Rechts von ihr war ein niedriges, weiß getünchtes Gebäude. An der Außenseite hing eine Reihe von schwarzgrünen Gießkannen an Haken. Alice spähte durchs Fenster und sah eine alte Jacke über eine Stuhllehne geworfen und eine aufgeschlagene Zeitung auf dem Tisch, als wäre jemand gerade erst aufgestanden.

Alice ging langsam den mittleren Weg zwischen den Gräbern hindurch und wurde plötzlich kribbelig. Sie fand die Atmosphäre bedrückend. Graue Grabsteine, mit Skulpturen oder Reliefs, weiße Porzellankameen und schwarze Granitinschriften mit den Geburts- und Todesdaten, Ruhestätten, von einheimischen Familien *à perpétuité* gekauft, um ihrer Geschichte Dauer zu verleihen. Fotos von jungen Verstorbenen neben den Bildern der alten. Auf vielen Gräbern lagen Blumen, manche echt und welk, andere aus Seide, Plastik oder Porzellan.

Alice folgte der Wegbeschreibung, die Karen Fleury ihr gegeben hatte, und fand die Grabstätte Giraud-Biau ohne Schwierigkeiten. Es war ein großes, flaches Grab fast am Ende des Mittelweges und wurde von einem steinernen

Engel mit ausgebreiteten Armen und angelegten Schwingen bewacht.

Sie sah sich um. Keine Spur von Baillard.

Alice fuhr mit dem Finger über die Grabplatte. Hier lag der größte Teil der Familie von Jeanne Giraud, einer Frau, von der sie lediglich wusste, dass sie eine Verbindung zwischen Audric Baillard und Grace darstellte. Erst jetzt, als sie auf die eingemeißelten Namen dieser Familie blickte, wurde Alice klar, wie überaus ungewöhnlich es doch war, dass ihre Tante hier die letzte Ruhe gefunden hatte.

Ein Geräusch auf dem Querweg ließ sie aufhorchen. Sie sah sich um und erwartete, den älteren Herrn von dem Foto auf sich zukommen zu sehen.

»Dr. Tanner?«

Es waren zwei Männer, beide in leichten Sommeranzügen, beide dunkelhaarig und die Augen hinter Sonnenbrillen versteckt.

»Ja?«

Der Kleinere von beiden zeigte ihr kurz eine Dienstmarke. »Polizei. Wie müssen Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Alice' Magen zog sich zusammen. »In welcher Angelegenheit?«

»Es wird nicht lange dauern, Madame.«

»Können Sie sich ausweisen?«

Er griff in die Innentasche seines Jacketts und holte einen Ausweis mit Foto heraus.

Alice konnte nicht beurteilen, ob der Ausweis echt oder gefälscht war. Doch die Pistole im Halfter unter der Jacke sah verdammt echt aus. Ihr Puls begann zu rasen.

Alice tat so, als studierte sie den Ausweis genau, sah sich aber dabei unauffällig auf dem Friedhof um. Weit und breit war niemand zu sehen. Die Wege erstreckten sich menschenleer in alle Richtungen.

»Worum geht es denn?«, fragte sie mit bemüht ruhiger

Stimme. »Wenn Sie bitte mitkommen würden.«

Am hellichten Tage können sie dir nichts tun.

Zu spät wurde Alice klar, wieso ihr die Frau, die ihr die Nachricht ausgerichtet hatte, bekannt vorgekommen war. Sie sah dem Mann ähnlich, den sie gestern Abend kurz in ihrem Zimmer gesehen hatte. *Diesem Mann.*

Aus den Augenwinkeln bemerkte Alice eine Betontreppe, die zu einem frisch angelegten Teil des Friedhofs hinunterführte. Und dahinter war ein Tor.

Der Mann fasste ihren Arm. *»Maintenant, Dr. Tan...«*

Alice warf sich nach vorn, stürmte los wie eine Sprinterin aus dem Startblock und überrumpelte die Männer. Sie reagierten mit Verzögerung. Ein lauter Ruf erscholl, doch sie war schon die Treppe hinunter und rannte durch das Tor hinaus auf den Chemin des Anglais.

Ein Auto, das den Berg heraufgekeucht kam, machte eine Vollbremsung. Alice blieb nicht stehen. Sie schwang sich über ein wackeliges Gartentor und hastete weiter zwischen Reihen von Weinstöcken hindurch, stolperte über die furchige Erde. Sie spürte die Männer in ihrem Rücken, die allmählich aufholten. Das Blut dröhnte ihr in den Ohren, die Muskeln in ihren Beinen waren angespannt wie Klaviersaiten, aber sie lief weiter.

Am Ende des Weinfeldes war ein engmaschiger Zaun, zu hoch, um einfach drüberzuspringen. Alice sah sich hektisch um, entdeckte ein Stück weiter ein Loch. Sie rannte hin, warf sich auf die Erde und kroch unter dem Zaun durch. Spitze Steine und Kiesel gruben sich ihr in Ellbogen und Knie. Als sie halb unter dem Zaun durch war, verfang sich ihre Jacke an den losen Drahtenden und hielt sie so fest wie ein Fliege im Spinnennetz. Alice zog und zerrte und konnte sich schließlich mit einem Ruck losreißen, wobei ein Fetzen blauer Baumwollstoff am Draht hängen blieb.

Jetzt war sie in einer Art Schrebergarten gelandet. Lange Reihen mit hohen Bambusgestellen, an denen Auberginen,

Zucchini und Stangenbohnen reiften, boten ihr Deckung. Geduckt lief Alice im Zickzack zwischen den Beeten hindurch, wollte zu den schützenden Gartenhäuschen. Als sie um die Ecke bog, warf sich ihr ein riesiger Mastiff an einer schweren Eisenkette entgegen, bellte wütend und schnappte mit seinen gefährlichen Fängen nach ihr. Sie unterdrückte einen Aufschrei und sprang zurück.

Durch den Haupteingang zu den Gärten kam sie geradewegs auf die viel befahrene Hauptstraße am Fuße des Berges. Sobald sie auf dem Bürgersteig war, erlaubte sie sich einen Blick zurück. Hinter ihr war alles leer und ruhig. Sie hatten die Verfolgung aufgegeben.

Alice beugte sich vor und stützte die Hände auf die Knie. Sie keuchte vor Erschöpfung und Erleichterung und wartete ab, bis das Zittern in Armen und Beinen aufhörte. Ihr Verstand lief bereits wieder auf Hochtouren.

Was *machst du jetzt?* Die Männer würden zum Hotel gehen und dort auf sie warten. Dorthin konnte sie also nicht mehr zurück. Sie tastete in ihrer Hosentasche und merkte erleichtert, dass sie die Wagenschlüssel nicht bei der panischen Flucht verloren hatte. Ihr Rucksack lag unter dem Vordersitz im Auto.

Du musst Noubel anrufen.

Sie sah den Zettel mit Noubels Telefonnummer vor ihrem geistigen Auge — in ihrem Rucksack unter dem Autositz, zusammen mit allem anderen. Alice klopfte sich den Schmutz von der Kleidung. Ihre Jeans war verdreckt und an einem Knie eingerissen. Ihre einzige Chance war die, zurück zum Auto zu gehen und zu hoffen, dass die Männer ihr dort nicht auflauerten.

Alice eilte die Rue Barbacane entlang und senkte jedes Mal den Kopf, wenn ein Auto vorbeifuhr. An der Kirche nahm sie eine Abkürzung nach rechts durch eine kleine Straße, die Rue de La Gaffe hieß.

Wer hatte die Männer geschickt?

Sie ging sehr schnell und hielt sich möglichst im

Schatten. Es war schwer zu sagen, wo ein Haus endete und das nächste begann. Plötzlich spürte Alice ein Prickeln im Nacken. Sie blieb stehen, blickte nach rechts auf ein hübsches Haus mit gelben Mauern und rechnete fest damit, dort jemand in der Tür stehen zu sehen, der sie beobachtete. Aber die Tür war zu und die Fensterläden geschlossen. Nach kurzem Zögern ging Alice weiter.

Ist die Fahrt nach Chartres wirklich eine gute Idee?

Aber die Bestätigung, dass sie in Gefahr war - dass sie sich das Ganze nicht bloß einbildete -, bestärkte sie nur in ihrem Entschluss. Je länger sie darüber nachdachte, desto sicherer war sie, dass Authié hinter allem steckte. Er glaubte, dass sie den Ring gestohlen hatte. Und er war offensichtlich fest entschlossen, ihn zurückzubekommen.

Ruf Noubel an.

Wieder schlug sie ihren eigenen Rat in den Wind. Bislang hatte der Inspektor nichts unternommen. Ein Polizist war tot, Shelagh vermisst. Da verließ sie sich doch lieber auf sich selbst.

Alice hatte die Stufen erreicht, die von der Rue Trivalle zum hinteren Rand des Parkplatzes hinaufführten. Falls ihre Verfolger ihr hier auflauerten, dann wahrscheinlich eher an der Einfahrt.

Die Stufen waren steil, und eine hohe Mauer versperrte ihr die Sicht. Von oben jedoch war die Treppe gut einzusehen. Falls sie da waren, würde Alice es erst merken, wenn es zu spät war. *Lässt sich nur auf eine Weise feststellen.*

Alice holte tief Luft und rannte die Stufen hoch, das Adrenalin in ihren Adern trieb die Beine zur Höchstleistung an. Oben angekommen, blieb sie stehen und sah sich um. Ein paar Busse und Pkws standen herum, aber nur wenige Menschen waren zu sehen. Der Wagen stand noch da, wo sie ihn abgestellt hatte. Geduckt lief sie zwischen den Parkreihen hindurch. Ihr zitterten die Hände, als sie sich auf den Fahrersitz schob. Noch immer

rechnete sie damit, dass die Männer jeden Moment vor ihr auftauchen würden. Noch hallten ihr ihre Stimmen, ihre Rufe in den Ohren. Kaum saß sie im Wagen, verriegelte sie die Türen und rammte den Schlüssel ins Zündschloss.

Ihre Augen huschten in alle Richtungen, und sie hatte die Hände so fest ums Lenkrad gelegt, dass die Handknöchel weiß wurden; trotzdem wartete sie ab, bis ein Campingwagen vom Parkplatz rollte und der Wärter die Sperrschranke hob. Sofort gab sie Gas und brauste viel zu schnell über den Asphalt auf die Ausfahrt zu. Der Wärter schrie irgendwas und sprang zur Seite, doch Alice achtete nicht auf ihn.

Sie fuhr einfach weiter.

Kapitel 52

Foix

Audric Baillard saß zusammen mit Jeanne auf einer Bank am Bahnsteig in Foix und wartete auf den Zug nach Andorra.

»In zehn Minuten«, sagte Jeanne mit Blick auf die Uhr. »Es ist noch nicht zu spät. Du könntest es dir anders überlegen und mitkommen.«

Er lächelte ob ihrer Hartnäckigkeit. »Du weißt, dass ich das nicht kann.«

Sie winkte ungehalten ab. »Du hast ihrer Geschichte dreißig Jahre deines Lebens gewidmet, Audric. Alaïs, ihre Schwester, ihr Vater, ihr Mann - du hast dein Leben in ihrer Gesellschaft verbracht.« Ihre Stimme wurde weicher. »Aber was ist mit den Lebenden?«

»Ihr Leben ist mein Leben, Jeanne«, sagte er mit stiller Würde. »Worte sind unsere einzige Waffe gegen die Lügen der Geschichte. Wir müssen die Wahrheit bezeugen. Wenn wir das nicht tun, sterben unsere Lieben ein zweites Mal.« Er hielt inne. »Ich werde keinen Frieden finden, solange ich nicht weiß, wie das Ende war.«

»Nach achthundert Jahren? Vielleicht ist die Wahrheit zu tief verborgen.« Jeanne zögerte. »Und vielleicht ist es ja auch besser so. Manche Geheimnisse bleiben besser im Verborgenen.« Baillard blickte geradeaus in die Berge. »Es tut mir Leid, dass ich Kummer in dein Leben gebracht habe, das weißt du.«

»Das habe ich nicht gemeint, Audric.«

»Aber die Wahrheit herauszufinden und niederzuschreiben«, sprach er weiter, als hätte sie nichts gesagt, »nur dafür lebe ich, Jeanne.«

»Wahrheit! Und was ist mit denjenigen, die du bekämpfst, Audric? Was suchen diese Menschen? Die Wahrheit? Das bezweifle ich.«

»Nein«, gab er schließlich zu. »Ich glaube nicht, dass es

ihnen darum geht.«

»Worum dann?«, fragte sie ungeduldig. »Ich reise ab, wie du es mir geraten hast. Es besteht also kein Grund mehr, es mir nicht zu sagen.«

Noch immer zögerte er.

Jeanne ließ nicht locker. »Sind die *Noublesso Véritable* und die *Noublesso de los Seres* bloß zwei unterschiedliche Namen für ein und dieselbe Organisation?«

»Nein!« Das Wort drang schärfer aus seinem Mund, als er beabsichtigt hatte. »Nein.«

»Was denn dann?«

Audric seufzte. »Die *Noublesso de los Seres* war die Gemeinschaft der rechtmäßigen Hüter der Gralspergamente. Diese Rolle haben sie über Tausende von Jahren hinweg ausgefüllt. Bis die Pergamente schließlich getrennt wurden.« Er schwieg kurz, suchte nach den richtigen Worten. »Die *Noublesso Véritable* entstand dagegen erst vor einhundertfünfzig Jahren, als die Schrift der Pergamente erstmals wieder verstanden wurde. Der Name *Véritable* - was so viel heißen soll wie wahre oder echte Hüter - war ein bewusster Versuch, der Organisation den Anschein von Legitimation zu geben.«

»Dann gibt es die *Noublesso de los Seres* also nicht mehr?« Audric schüttelte den Kopf. »Nachdem die Trilogie getrennt worden war, bestand kein Grund mehr für die Existenz der Hüter.« Jeanne runzelte die Stirn. »Aber haben sie denn versucht, die verlorenen Pergamente zurückzubekommen?«

»Zunächst ja«, bestätigte er, »aber es ist ihnen nicht gelungen. Und im Laufe der Zeit wurde es immer unvernünftiger, weiter zu suchen, weil man fürchtete, das eine noch verbliebene Pergament bei der Suche nach den anderen zu gefährden. Da niemand mehr die Texte lesen konnte, ließ sich das Geheimnis nicht lösen. Nur einer ...« Baillard stockte. Er spürte Jeanne's Blick auf sich. »Der einzige Mensch, der in der Lage war, die Pergamente zu

lesen, entschied sich dafür, sein Wissen nicht weiterzugeben.«

»Und was änderte sich dann?«

»Lange Zeit gar nichts. Doch dann segelte Napoleon 1798 nach Ägypten und nahm nicht nur Soldaten mit, sondern auch Wissenschaftler und Gelehrte. Sie entdeckten die Überreste der alten Kulturen, die vor Tausenden von Jahren in diesem Land geherrscht hatten. Zahllose Altertümer, Altartische, Steine, wurden nach Frankreich gebracht. Von dem Augenblick an war es nur noch eine Frage der Zeit, bis die alten Sprachen - die demotische Schrift, die Keilschrift, die Hieroglyphen - enträtselt wurden. Wie du weißt, war es Jean-Francois Champollion, der als Erster erkannte, dass die Hieroglyphen nicht bloß als Symbole oder Schriftzeichen zu verstehen waren, sondern als phonetische Umschrift. 1822 schaffte er es, salopp ausgedrückt, den Code zu knacken. Für die alten Ägypter kam die Gabe der Schrift direkt von den Göttern - ja, das Wort Hieroglyphen selbst bedeutet >göttliche Sprachen«

»Aber wenn die Gralspergamente in der Sprache der alten Ägypter verfasst sind ...« Sie beendete den Satz nicht. »Also, Audric, wenn ich dich richtig verstehe ...« Sie schüttelte den Kopf. »Dass es so einen Geheimbund wie die *Noublesso* gegeben hat, ja. Auch dass man glaubte, die Trilogie berge ein uraltes Geheimnis, wieder ja. Aber der Rest? Das ist doch unvorstellbar!« Audric lächelte. »Aber wie könnte man ein Geheimnis besser schützen, als es hinter einem anderen Rätsel zu verbergen? Sich mächtige Symbole oder die Ideen anderer anzueignen und sie aufzunehmen ist die Überlebensstrategie von Zivilisationen.« »Wie meinst du das?«

»Menschen suchen nach der Wahrheit. Und wenn sie glauben, sie gefunden zu haben, hören sie auf, weil sie gar nicht auf den Gedanken kommen, dass darunter etwas noch Erstaunlicheres liegt. Die Geschichte ist voll von religiösen, rituellen, sozialen Zeichen, die einer

Gesellschaft gestohlen wurden, um beim Aufbau einer anderen zu helfen. Zum Beispiel der Tag, an dem die Christen die Geburt des Jesus von Nazareth feiern, der fünfundzwanzigste Dezember, ist in Wahrheit das Fest des Sol Invictus sowie das der Wintersonnenwende. Das christliche Kreuz ist in Wahrheit ein altes ägyptisches Symbol, das Anch, das von Kaiser Konstantin übernommen und modifiziert wurde. *In hoc signo vinces* - in diesem Zeichen wirst du siegen -, Worte, die er angeblich vernahm, als er ein Kreuzsymbol am Himmel erblickte. Und vor nicht allzu langer Zeit haben die Nationalsozialisten das Hakenkreuz als Symbol für ihre Bewegung missbraucht. Dabei ist es ursprünglich das hinduistische Symbol der Wiedergeburt.«

»Das Labyrinth«, sagte sie, als hätte sie plötzlich verstanden. *»L'antica simbol del Miegjorn.«* Das alte Symbol des Midi. Jeanne schwieg nachdenklich, die Hände im Schoß gefaltet, die Füße verschränkt. »Und was geschieht jetzt?«, fragte sie schließlich.

»Nach der Entdeckung der Höhle ist es nur noch eine Frage der Zeit, Jeanne«, sagte er. »Ich bin nicht der Einzige, der das weiß.« »Aber während des Krieges haben schon die Nazis in den Sabarthes-Bergen Ausgrabungen gemacht«, sagte sie. »Ihre Gralssucher wussten von den Gerüchten, dass der Katharerschatz irgendwo in den Bergen vergraben sein sollte. Jahrelang haben sie jede Stätte von möglichem esoterischem Interesse untersucht. Wenn die Höhle so bedeutsam ist, wieso wurde sie dann nicht schon vor sechzig Jahren entdeckt?«

»Weil wir dafür gesorgt haben.«

»Du warst da?«, fragte sie mit vor Verblüffung scharfer Stimme. Baillard lächelte. »Es gibt Konflikte innerhalb der *Noublesso Véritable*«, erklärte er, ohne ihre Frage zu beantworten. »Der Kopf der Organisation ist eine Frau namens Marie-Cécile de l'Oradore. Sie glaubt an den Gral und möchte ihn besitzen. Sie glaubt an die Gralssuche.« Er

zögerte kurz. »Es gibt jedoch noch jemanden in der Organisation, dessen Motive anders gelagert sind.« Sein Gesicht wurde ernst.

»Du musst mit Inspektor Noubel sprechen«, sagte Jeanne beschwörend.

»Aber was ist, wenn er auch für sie arbeitet, was durchaus sein könnte? Das Risiko ist zu groß.«

Ein schriller Signalton gellte durch den ruhigen Bahnhof. Beide sahen sie zu dem Zug hinüber, der mit quietschenden Bremsen einfuhr. Das Gespräch war beendet.

»Es gefällt mir nicht, dich jetzt hier allein zu lassen, Audric.« »Ich weiß«, sagte er und nahm ihre Hand, um ihr beim Einsteigen zu helfen. »Aber so soll es nun einmal enden.«

»Enden?«

Sie öffnete das Zugfenster und streckte den Arm aus, um seine Hand zu nehmen. »Bitte pass auf dich auf. Setz nicht zu viel aufs Spiel.«

Auf dem gesamten Bahnsteig wurden schwere Türen zugeworfen, und der Zug fuhr ab, zuerst langsam, dann immer schneller, bis er schließlich in den Falten der Berge verschwand.

Kapitel 53

Ariege

Shelagh spürte, dass jemand im Raum war.

Sie versuchte den Kopf zu heben. Ihr war schlecht. Ihr Mund war trocken, und in ihrem Kopf pochte es dumpf, wie das monotone Brummen einer Klimaanlage. Sie konnte sich nicht bewegen. Es dauerte ein paar Sekunden, bis sie begriffen hatte, dass sie jetzt auf einem Stuhl saß, die Arme fest auf den Rücken gebunden und die Fußknöchel an die Holzbeine geschnallt. Jemand bewegte sich, denn die nackten Fußbodenbretter knarrten.

»Wer ist da?«

Ihre Handflächen waren klebrig vor Angst. Schweiß rann ihr über den Rücken. Shelagh zwang die Augen auf, konnte aber noch immer nichts sehen. Sie geriet in Panik, warf den Kopf hin und her, blinzelte, versuchte das Licht zurückzuholen, bis sie merkte, dass man ihr wieder die Kapuze übergezogen hatte. Sie roch nach Erde und Schimmel.

War sie noch in dem Bauernhaus? Sie erinnerte sich an die Nadel, die Überraschung der raschen Spritze. Derselbe Mann, der ihr etwas zu essen gebracht hatte. Bestimmt würde bald jemand kommen und sie befreien. Oder?

»Wer ist da?« Es kam keine Antwort, obwohl sie jemanden in der Nähe spürte. Der widerwärtige Geruch von Aftershave und Zigaretten lag in der Luft. »Was wollen Sie?«

Die Tür öffnete sich. Schritte. Shelagh spürte, wie sich die Atmosphäre veränderte. Ihr Selbsterhaltungsinstinkt übernahm die Führung, und einen Moment lang versuchte sie verzweifelt, sich zu befreien. Doch der Strick zog sich nur noch fester zu und verstärkte schmerzhaft den Druck auf ihren Schultern.

Die Tür schloss sich mit einem bedrohlichen, schweren Schlag. Sie erstarrte. Einen Moment lang herrschte Stille,

dann das Geräusch von jemandem, der immer näher auf sie zukam. Shelagh machte sich ganz klein auf ihrem Stuhl. Er blieb direkt vor ihr stehen. Sie spürte, wie sich ihr ganzer Körper zusammenzog, als zögen Tausende von winzigen Drähten an ihrer Haut. Wie ein Raubtier, das seine Beute umkreist, ging er ein paarmal um den Stuhl herum, dann ließ er seine Hände auf ihre Schultern fallen.

»Wer sind Sie? Bitte nehmen Sie mir doch wenigstens die Kapuze ab.«

»Wir müssen uns noch einmal unterhalten, Dr. O'Donnell.« Eine Stimme, die sie kannte, kalt und präzise, ging ihr durch und durch, messerscharf. Jetzt wusste sie, dass es der Mann war, den sie erwartet hatte. Den sie gefürchtet hatte.

Plötzlich riss er den Stuhl nach hinten.

Shelagh schrie auf, stürzte machtlos in den leeren Raum. Aber sie schlug nicht auf. Zentimeter vor dem Boden fing er sie ab, so- dass sie fast flach auf dem Rücken lag, den Kopf im Nacken, die Füße in der Luft.

»Sie sind nicht gerade in der Position, irgendetwas zu erbitten, Dr. O'Donnell.«

Er hielt sie, wie es ihr vorkam, schier endlos lange so. Dann riss er den Stuhl urplötzlich wieder nach oben. Shelaghs Kopf schnellte durch die Wucht nach vorn. Sie verlor die Orientierung wie ein Kind beim Blindekuhspiel.

»Für wen arbeiten Sie, Dr. O'Donnell?«

»Ich krieg keine Luft«, flüsterte sie.

Er übergang das. Sie hörte ihn mit den Fingern schnippen und dann das Geräusch, wie ein zweiter Stuhl vor sie gestellt wurde. Er setzte sich und zog sie dicht an sich heran, sodass seine Knie gegen ihre Oberschenkel drückten.

»Fangen wir noch einmal am Montagnachmittag an. Warum haben Sie Ihre Freundin ausgerechnet an der Stelle der Ausgrabungsstätte arbeiten lassen?«

»Alice hat nichts damit zu tun«, rief sie. »Ich hab sie

nicht dorthin geschickt, sie ist einfach von allein hingegangen. Ich wusste es nicht einmal. Es war einfach ein Zufall. Sie weiß gar nichts.« »Dann erzählen Sie mir, was Sie wissen, Shelagh.« Aus seinem Munde klang ihr Name wie eine Drohung.

»Ich weiß gar nichts«, rief sie. »Ich hab Ihnen am Montag alles gesagt, was ich weiß, ich schwöre.«

Der Schlag kam aus dem Nichts, traf ihre rechte Wange und schleuderte ihren Kopf nach hinten. Shelagh schmeckte Blut im Mund. Es lief ihr über die Zunge und dann die Kehle hinab. »Hat Ihre Freundin den Ring gestohlen?«, fragte er seelenruhig. »Nein, nein, bestimmt nicht, ich gebe Ihnen mein Wort.«

Er wurde lauter. »Wer dann? Sie? Sie waren als Einzige lange genug in der Nähe der Skelette. Das hat Dr. Tanner mir erzählt.« »Warum hätte ich ihn denn nehmen sollen? Er hat keinerlei Wert für mich.«

»Warum sind Sie so sicher, dass Dr. Tanner ihn nicht genommen hat?«

»So was würde sie nicht tun. Ganz sicher nicht«, rief sie. »Es waren viele Leute in der Höhle. Und jeder von ihnen hätte ihn nehmen können. Dr. Brayling, die Polizei ...« Shelagh verstummte abrupt.

»Ganz recht, die Polizei«, sagte er. Sie hielt den Atem an. »Von denen hätte jeder den Ring nehmen können. Yves Biau, zum Beispiel.«

Shelagh erstarrte. Sie hörte ihn ein- und ausatmen, ruhig und ohne Hast. Er wusste es.

»Der Ring war nicht da.«

Er seufzte. »Hat Biau Ihnen den Ring gegeben? Um ihn dann weiterzuleiten?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, brachte sie heraus.

Er schlug erneut zu, diesmal mit der Faust, nicht mit der flachen Hand. Blut spritzte ihr aus der Nase und lief am Kinn herab. »Eines verstehe ich nicht«, sagte er, als wäre nichts passiert. »Wieso hat er Ihnen nicht auch das

Buch gegeben, Dr. O'Donnell?»

»Er hat mir gar nichts gegeben«, würgte sie hervor.

»Dr. Brayling sagt, Sie haben das Ausgrabungshaus am Montagabend verlassen, und Sie hatten eine Reisetasche dabei.«

»Er lügt.«

»Für wen arbeiten Sie?«, fragte er sanft, freundlich. »Dann lassen wir Sie in Ruhe. Wenn Ihre Freundin nichts mit der Sache zu tun hat, besteht kein Grund, warum ihr etwas zustoßen sollte.«

»Sie hat nichts damit zu tun«, wimmerte Shelagh. »Alice weiß gar nichts ...«

Shelagh zuckte zusammen, als er ihr eine Hand an die Kehle legte und sie zunächst streichelte, wie eine zynische Liebkosung. Dann begann er zuzudrücken, fester und fester, bis sie das Gefühl hatte, als schlosse sich ein Eisenring um ihren Hals. Sie warf sich hin und her, versuchte nach Luft zu schnappen, aber er war zu stark.

»Haben Sie und Biau beide für sie gearbeitet?«, fragte er.

Genau in dem Moment, als sie spürte, dass sie das Bewusstsein verlor, ließ er los. Er begann, an den Knöpfen ihrer Bluse zu nesteln, einen nach dem anderen zu öffnen.

»Was machen Sie da?«, flüsterte sie und zuckte dann zusammen, als sie seine kalte, klinische Berührung auf der Haut spürte. »Kein Mensch sucht nach Ihnen.« Ein Klicken war zu hören, dann roch Shelagh Feuerzeugbenzin. »Es wird niemand kommen.«

»Bitte, tun Sie mir nicht weh ...«

»Haben Sie und Biau zusammengearbeitet?«

Sie nickte.

»Für Madame de l'Oradore?«

Sie nickte erneut. »Ihr Sohn«, brachte sie heraus. »Francois- Baptiste. Ich hab nur mit ihm gesprochen ...«

Sie spürte die Flamme nahe an ihrer Haut.

»Und was ist mit dem Buch?«

»Ich hab's nicht gefunden. Yves auch nicht.«

Sie spürte, dass er reagierte, dann zog er die Hand zurück. »Warum ist Biau dann nach Foix gefahren? Sie wissen doch, dass er in Dr. Tanners Hotel war?«

Shelagh wollte den Kopf schütteln, aber sogleich tobte eine neue Schmerzwelle durch ihren Körper.

»Er hat ihr irgendwas gegeben.«

»Es kann nicht das Buch gewesen sein«, stammelte sie.

Bevor sie weitersprechen konnte, wurde die Tür geöffnet, und sie hörte gedämpfte Stimmen von draußen. Dann drang ihr die Geruchsmischung von Aftershave und Schweiß in die Nase. »Wie sollte die Übergabe des Buches an Madame de l'Oradore stattfinden?«

»Francois-Baptiste.« Das Sprechen tat weh. »Ein Treffen mit ihm am Pic de - Ich hatte eine Nummer, die ich anrufen sollte.« Sie wich zurück, als sie seine Hand auf der Brust spürte.

»Bitte nicht ...«

»Sehen Sie, wie einfacher alles ist, wenn Sie kooperieren? Also, Sie werden diesen Anruf gleich für mich tätigen.«

Entsetzt versuchte Shelagh den Kopf zu schütteln. »Wenn sie herausfinden, dass ich Ihnen das erzählt habe, bringen sie mich um.« »Und ich bringe Sie und Mademoiselle Tanner um, wenn Sie es nicht tun«, sagte er ruhig. »Die Entscheidung liegt bei Ihnen.« Shelagh konnte nicht wissen, ob er Alice hatte oder nicht. Ob sie in Sicherheit war oder auch hier irgendwo.

»Er erwartet, dass Sie ihn anrufen, wenn Sie das Buch haben, ja?«

Sie hatte nicht mehr den Mut zu lügen. Sie nickte. »Es geht ihnen weniger um den Ring als vielmehr um eine kleine Stein- scheibe, etwa so groß wie der Ring.«

Entsetzt begriff Shelagh, dass sie ihm gerade das Einzige erzählt hatte, was er noch nicht wusste.

»Wofür ist die Scheibe?«, fragte er.

»Ich weiß nicht.«

Shelagh hörte sich selbst aufschreien, als die Flamme über ihre Haut züngelte.

»Wofür - ist - sie?«, wiederholte er. Seine Stimme war völlig emotionslos. Shelagh war eiskalt. Ein grässlicher Geruch von verbranntem Fleisch stieg auf, süß und widerlich.

Sie konnte die einzelnen Wörter nicht mehr unterscheiden, als der Schmerz sie davontrug. Sie taumelte, fiel. Sie spürte, wie ihr Hals nachgab.

»Die kippt uns weg. Runter mit der Kapuze.«

Der Stoff wurde hochgerissen, kratzte über die Wunden und aufgeplatzte Haut.

»Passt in den Ring ...«

Ihre Stimme klang, als spräche sie unter Wasser. »Wie ein Schlüssel. Zum Labyrinth ...«

»Wer weiß sonst noch davon?« Er brüllte sie an, aber sie wusste, dass er sie jetzt nicht mehr erreichen konnte. Das Kinn fiel ihr auf die Brust. Er riss ihren Kopf wieder hoch. Ein Auge war zugeschwollen, doch das andere öffnete sich flackernd. Sie sah bloß eine verschwommene Masse Gesichter, die in ihr Blickfeld schwebten und wieder hinaus. »Sie weiß ja nicht ...«

»Wer?«, fragte er. »Madame de l'Oradore? Jeanne Giraud?« »Alice«, flüsterte sie.

Kapitel 54

Chartres

Am späten Nachmittag kam Alice in Chartres an.

Sie suchte sich ein Hotel, kaufte dann einen Stadtplan und ging geradewegs zu der Adresse, die sie über die Auskunft in Erfahrung gebracht hatte. Erstaunt betrachtete Alice das elegante Haus mit dem glänzenden Türklopfer und dem Briefschlitz aus Messing und den geschmackvollen Pflanzen in den Blumenkästen und Kübeln rechts und links von der Treppe. Alice konnte sich nicht vorstellen, dass Shelagh hier gewohnt hatte.

Und was zum Teufel sagst du, wenn einer aufmacht?

Alice atmete tief durch, ging dann die Stufen hinauf und klingelte. Es kam niemand. Sie wartete, trat ein paar Schritte zurück und blickte zu den Fenstern hoch, versuchte es dann erneut. Sie nahm ihr Handy und wählte die Telefonnummer. Sekunden später hörte sie drinnen ein Telefon läuten.

Es war das richtige Haus, immerhin.

Sie war enttäuscht, aber, wenn sie ehrlich war, auch erleichtert. Die Konfrontation, falls es denn auf eine hinauslief, konnte ruhig noch warten.

Der Platz vor der Kathedrale wimmelte nur so von Kamera schwenkenden Touristen und Fremdenführern, die Fähnchen oder bunte Regenschirme in die Luft reckten. Ordentliche Deutsche, verklemmte Engländer, modische Italiener, stille Japaner, begeisterte Amerikaner. Und alle Kinder sahen gelangweilt aus. Irgendwann während der langen Fahrt nach Norden hatte Alice den Gedanken aufgegeben, dass sie dem Labyrinth in Chartres irgendetwas Aufschlussreiches entreißen könnte. Dass es mit der Höhle am Pic de Soularac, mit Grace, mit ihr persönlich zu tun hatte, war einfach offensichtlich - zu

offensichtlich. Irgendwie hatte sie den Verdacht, auf eine falsche Fährte gelockt worden zu sein.

Trotzdem kaufte Alice sich eine Karte für eine Führung, die in fünf Minuten vor der Kirche beginnen sollte. Die Fremdenführerin war eine energische Frau mittleren Alters mit überheblicher Ausstrahlung und durchdringender Stimme.

»Für unser zeitgenössisches Auge sind Kathedralen graue, himmelstürmende Bauten der Anbetung und des Glaubens. Im Mittelalter jedoch waren sie ungemein farbenfroh, etwa vergleichbar mit Hindu-Tempeln in Indien oder Thailand. In Chartres wie auch sonst überall waren die Statuen und Tympana, die die prächtigen Portale zierten, vielfarbig gestaltet.« Die Fremdenführerin deutete mit ihrem Schirm auf die Fassade. »Wenn Sie genau hinsehen, können Sie noch immer hellrote, blaue und gelbe Farbreste in den Ritzen der Statuen erkennen.«

Um Alice herum nickten alle pflichtschuldig.

»Im Jahre 1194«, fuhr die Frau fort, »zerstörte eine Feuersbrunst den größten Teil der Stadt Chartres einschließlich der Kathedrale. Zunächst glaubte man, dass auch die heiligste Reliquie der Kathedrale, die *Sancta Camisia* - die Tunika, die Maria bei der Geburt Jesu getragen haben soll -, vernichtet worden war. Doch nach drei Tagen fand man sie wieder, Mönche hatten sie in der Krypta versteckt. Für die Menschen war das ein Wunder, ein Zeichen, dass die Kathedrale wieder aufgebaut werden sollte. Der heutige Bau wurde 1223 fertiggestellt und 1260 als Kathedrale Unserer Lieben Frau geweiht. Es handelt sich somit um die erste Kathedrale in Frankreich, die der Jungfrau Maria gewidmet wurde.«

Alice hörte nur mit halbem Ohr zu, bis sie zur Nordfassade des Gebäudes kamen. Die Fremdenführerin zeigte auf die unheimliche steinerne Prozession alttestamentarischer Könige und

Königinnen, die über dem Nordportal eingemeißelt

worden waren.

Ein nervöses Kribbeln erfasste Alice.

»Hier sehen Sie die bedeutsamsten alttestamentarischen Darstellungen der Kathedrale«, sagte die Fremdenführerin und winkte die Leute näher heran. »Auf der Säule dort befindet sich eine Skulptur, die nach weit verbreiteter Ansicht zeigt, wie Menelik, der Sohn Salomos und der Königin von Saba, die Bundeslade aus Jerusalem fortschafft, obwohl die Geschichte von Menelik nach historischen Erkenntnissen erst im 15. Jahrhundert nach Europa gelangte. Und hier« - sie senkte den Arm ein wenig - »sehen Sie ein weiteres Rätsel. Wer von Ihnen gute Augen hat, kann vielleicht die lateinische Inschrift *HIC AMITITUR ARCHA CEDERIS* erkennen.« Sie ließ den Blick reihum wandern und lächelte selbstgefällig. »Die Lateiner unter Ihnen werden erkannt haben, dass die Inschrift keinen Sinn ergibt. In einigen Reiseführern steht, *ARCHA CEDERIS* bedeute >Du wirst durch die Lade wirken<, und sie übersetzen die gesamte Inschrift mit: >Hier nehmen die Dinge ihren Lauf: Du wirst durch die Lade wirken.< Wenn sich jedoch hinter *AMITITUR* eigentlich *AMI- CITUR* versteckt und *CEDERIS* eine Verfälschung von *FOEDERIS* ist, wie manche Kommentatoren glauben, dann könnte die Inschrift heißen: Hier ist die Bundeslade verhüllt.«

Sie sah ihre Zuhörer an. »Dieses Portal ist einer der Gründe, warum sich so viele Mythen und Legenden um die Kathedrale ranken. Ungewöhnlich ist, dass die Namen der Baumeister der Kathedrale nicht bekannt sind. Es wird vermutet, dass aus irgendeinem Grund keine Aufzeichnungen gemacht wurden und die Namen schlicht und ergreifend in Vergessenheit geraten sind. Das Fehlen solcher Informationen wird allerdings von Leuten mit einer, sagen wir, eher *finsternen* Phantasie anders gedeutet. Das hartnäckigste Gerücht lautet, die >Armen Ritter Christi vom Tempel Salomonis<, also die Templer, hätten die Kathedrale errichtet, und zwar als verschlüsseltes steinernes

Buch, ein riesenhaftes Rätsel, das nur von Eingeweihten verstanden werden konnte. Viele glaubten, unter dem Labyrinth seien die Gebeine von Maria Magdalena begraben. Oder sogar der Heilige Gral.«

»Hat schon mal jemand nachgesehen?«, warf Alice ein und bereute die Frage, kaum dass sie sie ausgesprochen hatte. Missbilligende Augen richteten sich auf sie wie ein Scheinwerferstrahl. Die Fremdenführerin zog die Augenbrauen hoch. »Selbstverständlich. Und mehr als einmal. Aber es wird die meisten von Ihnen wohl kaum überraschen, dass man nichts gefunden hat. Alles reiner Mythos.« Sie hielt inne. »Folgen Sie mir jetzt bitte ins Innere.«

Betreten ging Alice mit der Gruppe zum Westportal und stellte sich in die Schlange vor dem Eingang. Kaum eingetreten, sprachen alle leise, denn der typische Duft von Stein und Weihrauch entfaltete sogleich seinen Zauber. In den Seitenkapellen und am Haupteingang leuchteten flackernde Reihen von Opferkerzen in der Dunkelheit.

Alice machte sich auf irgendeine Reaktion gefasst, auf Visionen der Vergangenheit, so wie sie es in Toulouse und Carcassonne erlebt hatte. Aber sie spürte nichts, und nach einer Weile entspannte sie sich und genoss den Rundgang. Aufgrund ihrer Recherchen wusste sie, dass die Kathedrale von Chartres angeblich die schönsten Glasfenster der Welt besaß, aber auf die Leuchtkraft war sie dann doch nicht vorbereitet. Die Fenster mit Darstellungen alltäglicher und biblischer Szenen durchfluteten die Kirche mit einem Kaleidoskop schimmernder Farben. Die Rosetten, das Fenster mit der Blauen Jungfrau, das Noah-Fenster, das die Sintflut und die Tiere zeigte, die paarweise in die Arche trotteten. Alice wanderte umher und versuchte sich vorzustellen, wie das alles ausgesehen haben mochte, als die Wände mit Fresken und kostbaren Teppichen, mit golddurchwirkten orientalischen Stoffen und seidenen Bannern geschmückt waren. Für mittelalterliche Augen

musste der Gegensatz zwischen der Pracht des Gottestempels und der Welt außerhalb davon überwältigend gewesen sein. Der eindeutige Beweis für Gottes Herrlichkeit auf Erden.

»Und schließlich«, sagte die Fremdenführerin, »kommen wir zu dem berühmten, in den Boden eingelegten Labyrinth mit seinen elf Umgängen. Es wurde im Jahre 1200 fertiggestellt und ist das größte in Europa. Das ursprüngliche Mittelstück ist längst verschwunden, doch der Rest ist gut erhalten. Christen im Mittelalter bot es die Möglichkeit zu einer spirituellen Pilgerfahrt, statt extra nach Jerusalem zu reisen. Daher wurden Bodenlabyrinth - anders als die Labyrinth an den Wänden von Kirchen und Kathedralen - häufig als der *chemin de Jérusalem* bezeichnet, also als Weg nach Jerusalem. Die Pilger schritten das Labyrinth bis zur Mitte ab, manchmal mehrmals, was eine wachsende Einsicht oder größere Nähe zu Gott symbolisierte. Büsser absolvierten den Gang auf den Knien, was mitunter mehrere Tage dauerte.«

Mit klopfendem Herzen schob sich Alice unauffällig nach vorn und gestand sich erst jetzt ein, dass sie diesen Moment hinausgeschoben hatte.

Der Augenblick ist gekommen.

Sie holte tief Luft. Die Stuhlreihen auf beiden Seiten des Kirchenschiffes, die mit Blick auf den Altar für die Abendandacht aufgestellt worden waren, zerstörten die Symmetrie. Dennoch, und obwohl sie aufgrund ihrer Recherchen wusste, welche Maße das Labyrinth hatte, war sie von der Größe überwältigt. Es beherrschte die gesamte Kathedrale.

Langsam begann Alice, wie alle anderen auch, das Labyrinth abzugehen, hin und her in sich verengenden und dann wieder weitenden Kreisen, bis sie schließlich nach schier endlosen Umwegen im Zentrum anlangte.

Sie verspürte nichts. Keinen Schauer, der ihr über den Rücken lief, keinen Augenblick der Erleuchtung oder

inneren Wandlung. Nichts. Sie ging in die Hocke und berührte den Boden. Der Stein war glatt und kühl, aber er sprach nicht zu ihr.

Alice lächelte gequält. *Was hast du denn erwartet?*

Sie musste nicht einmal ihre Zeichnung von dem Labyrinth in der Höhle aus dem Rucksack holen, um zu wissen, dass es hier nicht das Geringste gab, das etwas mit ihr zu tun hatte. Alice verabschiedete sich knapp von ihrer Gruppe und ging zum Ausgang.

Nach der sengenden Hitze des Midi war die sanfte Sonne des Nordens eine Wohltat, und Alice erkundete in der nächsten Stunde den malerischen historischen Stadtkern, wobei sie auch die Straße suchen wollte, wo Grace und Audric Baillard für das Foto posiert hatten.

Aber die Straße war nicht in ihrem Stadtplan verzeichnet. Vielleicht lag sie außerhalb des Bereichs, den der Stadtplan abdeckte. Die meisten Straßen waren nach dem Handwerk oder Gewerbe benannt, das früher dort ausgeübt wurde: Uhrmacher, Gerber, Stallmeister und vor allem Buchhändler, die von Chartres' Bedeutung als wichtiges Zentrum für Papierherstellung und Buchbinderei im Frankreich des 12. und 13. Jahrhunderts zeugten. Aber keine Rue des Trois Degrés.

Schließlich kam Alice wieder dort an, wo sie losgegangen war, vor dem Westportal der Kathedrale. Sie setzte sich auf die Stufen. Sogleich fiel ihr Blick auf die Straßenecke genau gegenüber. Sie sprang auf und lief hin, um das Schild an der Hauswand zu lesen: *RUE DE L'ETROIT DEGRE, DITE AUSSI RUE DES TROIS DEGRES (DES TROIS MARCHES)*.

Die Straße war umbenannt worden. Lächelnd machte Alice einen Schritt nach hinten, um besser sehen zu können, und stieß mit einem Mann zusammen, der in eine Zeitung vertieft war. »*Pardon*«, sagte sie und trat beiseite.

»Nein, ich muss mich entschuldigen«, sagte er mit einem angenehmen amerikanischen Ostküstenakzent. »Es war meine Schuld. Ich hab gar nicht auf den Weg geachtet. Haben Sie sich wehgetan?«

»Nichts passiert.«

Zu ihrer Verwunderung starrte er sie aufmerksam an.

»Ist was ... ?«

»Alice, hab ich Recht?«

»Ja?«, sagte sie argwöhnisch.

»Alice, natürlich. Hi«, sagte er und fuhr sich mit den Fingern durch den struppigen braunen Haarschopf. »Das gibt's nicht!«

»Tut mir Leid, aber ich ...«

»William Franklin«, sagte er und streckte die Hand aus. »Will. Wir sind uns vierundneunzig oder fünfundneunzig in London begegnet. Auf einer Party. Du warst mit einem Typen zusammen, wie hieß er noch ... Oliver. Stimmt's? Ich war auf Besuch bei meinem Cousin.«

Alice erinnerte sich vage an einen Abend in einer engen Wohnung, die mit Olivers Freunden von der Uni überfüllt war. Sie meinte, sich dunkel an einen jungen Amerikaner zu erinnern, charmant, gut aussehend, obwohl sie damals noch bis über beide Ohren verliebt gewesen war und für niemanden sonst Augen hatte.

War er das?

»Du hast ein gutes Gedächtnis«, sagte sie und schüttelte seine Hand. »Ist lange her.«

»Du hast dich nicht sehr verändert«, sagte er lächelnd. »Und, wie geht's Oliver?«

Alice verzog das Gesicht. »Wir sind nicht mehr zusammen.«

»Das tut mir Leid«, sagte er. Es entstand eine kleine Pause, dann sagte er: »Wer ist das auf dem Foto?«

Alice blickte nach unten. Sie hatte vergessen, dass sie es noch in der Hand hielt.

»Meine Tante. Ich hab das in ihren Sachen gefunden,

und da ich schon einmal hier bin, hab ich gedacht, ich schau mal, ob ich die Stelle finde, wo es aufgenommen wurde.« Sie grinste. »War schwieriger, als ich gedacht hatte.«

Will sah ihr über die Schulter. »Und der Mann?«

»Ein Bekannter. Ein Schriftsteller.«

Wieder entstand eine Pause, als wollten sie beide das Gespräch in Gang halten, ohne recht zu wissen, was sie sagen sollten. Will blickte wieder auf das Bild.

»Sie sieht nett aus.«

»Nett? Ich finde, sie sieht ziemlich resolut aus, obwohl ich nicht weiß, ob das stimmt. Ich habe sie nie kennen gelernt.«

»Im Ernst? Und wieso trägst du dann ein Foto von ihr mit dir herum?«

Alice schob das Foto zurück in den Rucksack. »Das ist eine lange Geschichte.«

»Ich liebe lange Geschichten«, grinste er. »Hör mal ...« Er zögerte. »Hättest du Lust auf einen Kaffee oder so? Falls du nichts Wichtigeres vorhast.«

Alice war überrascht, aber sie hatte den gleichen Gedanken gehabt.

»Ist das deine Masche, um irgendwelche Frauen aufzugabeln?«

»Nicht irgendwelche«, sagte er. »Lässt du dich denn von irgendwelchen Männern aufgabeln?«

Alice hatte das Gefühl, als würde sie von irgendwo hoch oben zuschauen, wie ein Mann und eine Frau, die so aussah wie sie, in eine altmodische *patisserie* gingen, in der Kuchen und Torten in langen Glasvitrinen ausgestellt waren.

Was mache ich hier eigentlich?

Bilder, Gerüche, Klänge. Die Kellner, die zwischen den Tischen umhereilten, das bittere Aroma des gerösteten Kaffees, das Zischen der Milch in der Maschine, das

Klappern von Gabeln auf Tellern, alles war ungeheuer intensiv.

Vor allem Will selbst, wie er lächelte, wie er den Kopf hielt, wie sich seine Finger zu dem Silberkettchen um seinen Hals bewegten, wenn er redete.

Sie hatten sich draußen einen Tisch gesucht. Über den Hausdächern lugte der Turm der Kathedrale hervor. Sobald sie Platz

genommen hatten, wurden beide ein wenig verlegen und fingen gleichzeitig an zu reden. Alice lachte, Will entschuldigte sich. Vorsichtig, behutsam begannen sie, einander zu erzählen, wie ihr Leben verlaufen war, seit sie sich vor zehn Jahren zuletzt gesehen hatten.

»Du warst ja völlig in deine Lektüre versunken«, sagte sie und drehte die Zeitung um, damit sie die Schlagzeile lesen konnte. »Ich meine vorhin, als du um die Ecke geschossen kamst.«

Will grinste. »Ja, tut mir echt Leid«, entschuldigte er sich erneut. »Normalerweise ist das Lokalblatt nicht so spannend. Ein Mann ist hier mitten in der Stadt tot aus dem Fluss gefischt worden. Er hatte eine Stichverletzung im Rücken, Hände und Füße waren gefesselt, und die beim lokalen Radiosender drehen vollends durch. Die denken doch tatsächlich, es war ein Ritualmord. Und jetzt stellen sie eine Verbindung her zu einem hiesigen Journalisten, der an einer Story über religiöse Geheimgesellschaften gearbeitet hat und letzte Woche verschwunden ist.«

Das Lächeln auf Alice' Gesicht verschwand. »Darf ich mal sehen?«, sagte sie und griff nach der Zeitung.

»Klar.«

Ihre Beklommenheit wuchs, als sie die Namensliste las. *Noublesso Véritable*. Der Name kam ihr irgendwie bekannt vor. »Alles in Ordnung?«, fragte Will. Alice sah auf und bemerkte, dass er sie betrachtete.

»Entschuldige«, sagte sie. »Ich war in Gedanken ganz weit weg. Aber ich bin vor kurzem auf etwas Ähnliches

gestoßen. Und die Übereinstimmung hat mich ein bisschen erschreckt.« »Übereinstimmung? Klingt spannend.«

»Auch das ist eine lange Geschichte.«

»Ich hab's nicht eilig«, sagte Will, stützte die Ellbogen auf den Tisch und lächelte ihr aufmunternd zu.

Nachdem sie nun schon so lange in ihren Gedanken gefangen war, spürte Alice das Bedürfnis, endlich mit jemandem zu sprechen. Und eigentlich kannte sie ihn ja auch.

Erzähl ihm nur, was du willst.

»Tja, es ist gut möglich, dass sich das alles ziemlich konfus anhört«, begann sie. »Also, vor ein paar Monaten erfuhr ich aus heiterem Himmel, dass eine Tante, von der ich nie im Leben gehört hatte, gestorben war und mir ihren ganzen Besitz hinterlassen hatte, darunter auch ein Haus in Frankreich.«

»Die Dame auf dem Foto.«

Sie nickte. »Sie hieß Grace Tanner. Ich hatte ohnehin vor, nach Frankreich zu reisen, um eine Freundin zu besuchen, die in den Pyrenäen bei einer Ausgrabung mitarbeitete, daher beschloss ich, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.« Sie stockte. »Bei der Ausgrabung, bei der ich mitgeholfen habe, sind dann ein paar Dinge geschehen ... Ich will dich nicht mit den Einzelheiten langweilen, aber wie es aussah ... Ach, egal.« Sie atmete einmal tief durch. »Gestern war ich erst bei der Anwältin, die den Nachlass regelt, und danach im Haus meiner Tante, und da habe ich ein paar Sachen gefunden ... unter anderem ein eingraviertes Muster, das ich auch bei der Ausgrabung entdeckt hatte.« Sie geriet ins Stottern, fand nicht die richtigen Worte. »Dann war da auch noch ein Buch, von einem Autor namens Audric Baillard, der, und da bin ich mir fast hundertprozentig sicher, der Mann auf dem Foto ist.«

»Lebt er noch?«

»Soweit ich weiß, ja. Ich habe ihn noch nicht ausfindig

machen können.«

»Was für eine Beziehung hatte er zu deiner Tante?«

»Ich weiß es nicht. Das wird er mir hoffentlich sagen können. Er ist meine einzige Verbindung zu ihr. Und zu anderen Dingen.« *Zum Labyrinth, dem Stammbaum, meinem Traum.*

Als sie den Blick hob, sah sie, dass Will zwar verwirrt schien, aber ganz bei der Sache war. »Ich kann nicht behaupten, dass ich jetzt klüger bin«, sagte er grinsend.

»Ich kann's eben nicht so gut erklären«, räumte sie ein. »Reden wir über was anderes, etwas, das nicht so kompliziert ist. Du hast mir noch gar nicht verraten, was du eigentlich in Chartres machst.«

»Was jeder Amerikaner in Frankreich macht. Ich versuche zu schreiben.«

Alice lächelte. »Passiert das nicht eher in Paris?«

»Da hab ich angefangen, aber ich fand es irgendwie zu, na ja, unpersönlich, wenn du verstehst, was ich meine. Meine Eltern haben hier Bekannte. Die Stadt gefällt mir. Und da bin ich eben hier hängen geblieben.«

Alice nickte und dachte, er würde noch mehr dazu sagen. Statt- dessen kam er noch einmal auf das vorherige Thema zu sprechen. »Dieses Muster, das du vorhin erwähnt hast«, sagte er beiläufig. »Das du bei der Ausgrabung und dann im Haus deiner Tante gefunden hast, was war das für eines?«

Sie zögerte. »Ein Labyrinth«, sagte sie und zeigte ihm die Skizze. »Dann bist du deshalb nach Chartres gekommen? Um dir das in der Kathedrale anzusehen?«

»Es ist nicht ganz das gleiche ...« Sie hielt inne, plötzlich auf der Hut. »Auch deshalb, aber vor allem weil ich auf der Suche nach einer Freundin bin. Shelagh. Sie ... könnte in Chartres sein.« Alice kramte den Zettel mit der Adresse aus ihrer Tasche und reichte ihn Will über den Tisch. »Ich bin schon dort gewesen, aber es war keiner da. Also habe ich beschlossen, zuerst meine touristische Pflicht zu erfüllen

und es später noch einmal zu versuchen.«

Erschrocken sah Alice, dass Will ganz blass wurde. Er wirkte völlig verdattert.

»Ist was?«, fragte sie.

»Wieso glaubst du, dass deine Freundin da wohnt?«, erkundigte er sich gepresst.

»Na ja, genau weiß ich es nicht«, sagte sie, noch immer ganz verwirrt über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war.

»Ist das die Freundin von der Ausgrabung?«

Sie nickte.

»Und sie hat das Labyrinth-Muster auch gesehen? So wie du?« »Ich denke doch, obwohl sie nichts dazu gesagt hat. Sie war eher auf etwas fixiert, das ich gefunden hatte, das ...« Alice brach ab, als Will unvermittelt aufsprang.

»Was ist denn?«, fragte sie, beunruhigt über seinen Gesichtsausdruck, als er ihre Hand nahm.

»Komm mit. Ich muss dir was zeigen.«

»Wohin laufen wir eigentlich?«, fragte sie erneut, während sie neben ihm herhastete.

Dann bogen sie um die Ecke, und Alice sah, dass sie am anderen Ende der Rue du Cheval Blanc waren. Will marschierte auf das Haus zu und sprang die Stufen zur Haustür hinauf.

»Bist du verrückt geworden? Was ist, wenn einer nach Hause kommt?«

»Da kommt keiner.«

»Aber woher willst du das wissen?«

Verwundert sah Alice, wie Will einen Schlüssel aus der Tasche zog und die Tür aufschloss. »Schnell. Bevor uns einer sieht.« »Du hast einen Schlüssel«, sagte sie fassungslos. »Wie wär's, wenn du mir mal erzählst, was zum Teufel hier eigentlich los ist?«

Will kam die Stufen heruntergelaufen und packte ihre

Hand. »Da drin ist eine Version deines Labyrinths«, zischte er. »Okay? Kommst du jetzt endlich?«

Und wenn das schon wieder eine Falle ist?

Nach allem, was passiert war, wäre es der reinste Wahnsinn, ihm zu folgen. Ein viel zu großes Risiko. Kein Mensch wusste, dass sie hier war. Doch die Neugier war stärker als der gesunde Menschenverstand. Alice blickte in Wills Gesicht, eifrig und ängstlich zugleich.

Sie beschloss, ihm eine Chance zu geben und ihm zu vertrauen.

Kapitel 55

Alice betrat eine elegante Eingangshalle, eigentlich eher ein Museum als ein Privathaus. Will ging schnurstracks zu einem Wandteppich gegenüber der Haustür und zog ihn ein Stück von der Wand.

»Was machst du denn da?«

Sie lief zu ihm und sah einen kleinen Messinggriff, der in die Wandtäfelung eingelassen war. Will rüttelte und zerrte daran, dann drehte er sich frustriert um.

»Verdammter Mist. Von der anderen Seite abgeschlossen.«

»Ist das eine Tür?«

»Ja.«

»Und das Labyrinth, das du gesehen hast, ist dahinter?«

Will nickte. »Erst geht's eine Treppe runter und dann einen Gang entlang, der in eine merkwürdige Kammer führt. Ägyptische Symbole an den Wänden, eine Art Sarkophag mit einem Labyrinth drauf, genauso eines, wie du's beschrieben hast. Und dann ...« Er brach abrupt ab. »Diese Geschichte in der Zeitung. Und dass deine Freundin diese Adresse hier hatte ...«

»Aber das sind alles nur Vermutungen«, sagte sie.

Will ließ die Ecke des Wandteppichs los und ging zielstrebig zu einer Tür auf der anderen Seite der Eingangshalle. Nach kurzem Zögern folgte Alice ihm.

»Was hast du vor?«, zischelte sie, als Will die Tür öffnete.

Als sie die Bibliothek betraten, war es wie eine Reise in die Vergangenheit. Es war ein gediegener Raum mit der Atmosphäre eines Herrenclubs. Die Fensterläden waren zum Teil geschlossen, und gelbe Lichtbalken fielen über den Teppich wie goldene Stoffstreifen. Eine Aura von Beständigkeit lag in der Luft, ein Geruch nach Altem und Politur.

Auf drei Seiten des Raumes reichten Regale vom Boden bis zur Decke, und verschiebbare Leitern ermöglichten den

Zugriff bis ins oberste Regal. Will wusste genau, was er suchte. In einer Vitrine standen Bildbände über Chartres Seite an Seite mit Büchern über die Architektur und Sozialgeschichte der Stadt. Mit einem Auge auf die Tür, sah Alice atemlos zu, wie Will ein Buch mit einem erhabenen geprägten Familienwappen auf dem Deckel herausnahm und es zum Tisch trug. Sie spähte ihm über die Schulter, während er die Seiten umblätterte. Hochglanzfarbfotos, alte Stadtkarten von Chartres und Zeichnungen huschten vorüber, bis Will das Kapitel fand, das er suchte.

»Was ist das für ein Buch?«

»Über das Haus der de l'Oradore. *Dieses Haus*«, sagte er. »Die Familie wohnt hier seit Hunderten von Jahren, seit seiner Erbauung. Es gibt Grundrisspläne und Aufrisszeichnungen von jedem Stockwerk.«

Will blätterte hastig weiter, bis er die gesuchte Seite gefunden hatte. »Da«, sagte er und drehte das Buch herum, sodass sie besser sehen konnte. »Ist es das?«

Alice stockte der Atem. »Mein Gott«, flüsterte sie.

Es war eine perfekte Zeichnung ihres Labyrinths.

Das Geräusch der Haustür, die ins Schloss fiel, ließ sie beide zusammenfahren.

»Will, die Tür! Wir haben sie offen gelassen!«

Sie hörte gedämpfte Stimmen in der Halle, ein Mann und eine Frau.

»Die kommen hierher«, zischte sie.

Will schob ihr das Buch in die Hände. »Schnell«, flüsterte er und zeigte auf ein großes Dreisitzersofa unter dem Fenster. »Ich mach das schon.«

Alice schnappte sich ihren Rucksack, rannte zum Sofa und kroch in den Spalt zwischen Rückenlehne und Wand. Es roch durchdringend nach rissigem Leder und altem Zigarrenrauch, und der Staub kitzelte ihr in der Nase. Sie hörte, wie Will die Vitrine klappernd schloss und dann in

die Mitte des Raumes trat, als sich auch schon die Tür quietschend öffnete.

»*Qu'est-ce que tu fais là?*«

Als Alice leicht den Kopf neigte, konnte sie die Spiegelung der beiden Männer in der Glastür der Vitrine sehen. Der Neuankömmling war jung und groß, hatte etwa die gleiche Statur wie Will, nur erheblich knochiger. Schwarzes lockiges Haar, hohe Stirn und eine Patriziernase. Sie runzelte die Stirn. Er erinnerte sie an irgendwen.

»Francois-Baptiste. Hi«, sagte Will. Selbst Alice fand, dass seine Heiterkeit falsch klang.

»Was zum Teufel machst du hier?«, wiederholte der andere. Will hielt die Illustrierte hoch, die er vom Tisch genommen hatte. »Wollte mir nur was zu lesen holen.«

Francois-Baptiste warf einen Blick auf das Titelblatt und stieß ein kurzes Lachen aus.

»Das ist ja wohl kaum dein Geschmack.«

»Du würdest dich wundern.«

Der junge Mann machte einen Schritt auf Will zu. »Bald bist du hier weg«, sagte er mit leiser, gehässiger Stimme. »Bald hat sie die Nase voll von dir und schmeißt dich raus, wie alle anderen. Du hast nicht einmal gewusst, dass sie verreisen wollte, oder?« »Was zwischen deiner Mutter und mir vorgeht, hat dich nicht zu interessieren, wenn du mich also entschuldigst ...« François-Baptiste stellte sich ihm in den Weg. »Warum so eilig?«

»Provozier mich nicht, François-Baptiste, ich warne dich.« François-Baptiste legte Will eine Hand auf die Brust, um ihn aufzuhalten.

Will stieß seinen Arm weg. »Fass mich nicht an.«

»Und was willst du dagegen tun?«

»*Ça suffit.*«

Beide Männer fuhren herum. Alice versuchte etwas von der Frau zu erkennen, aber sie war noch nicht weit genug im Zimmer. »Was ist hier los?«, wollte sie wissen. »Warum

zankt ihr euch wie kleine Jungs? François-Baptiste? William?»

»Rien, maman. Je lui demandais ...«

Will blickte verblüfft, als ihm klar wurde, wer da zusammen mit François-Baptiste ins Haus gekommen war. »Marie-Cécile. Ich hatte keine Ahnung ...« Er zauderte. »Ich hab dich nicht so früh zurückerwartet.«

Die Frau trat weiter ins Zimmer, und jetzt konnte Alice ihr Gesicht sehen.

Das kann nicht sein.

Heute trug sie einen knielangen ockerfarbenen Rock mit passendem Blazer und war eleganter gekleidet als beim letzten Mal, als Alice sie gesehen hatte. Das Haar war nicht mit einem Tuch zurückgebunden, sondern fiel ihr locker ums Gesicht.

Aber ein Irrtum war ausgeschlossen. Es war dieselbe Frau, die Alice vor dem Hôtel de la Cité in Carcassonne gesehen hatte. Das war Marie-Cécile de l'Oradore.

Sie blickte von Mutter zu Sohn. Die Ähnlichkeit war unübersehbar. Das gleiche Profil, das gleiche herrische Auftreten. Der Grund für François-Baptistes Feindseligkeit zwischen ihm und Will war durchaus erklärlich.

»Aber weißt du, was, mein Sohn hat nicht Unrecht«, sagte Marie-Cécile gerade. »Was machst du hier drin?«

»Ich hab ... ich wollte mal was anderes lesen. Es war ... einsam hier, ohne dich.«

Alice verzog das Gesicht. Er klang alles andere als überzeugend. »Einsam?«, wiederholte sie. »Dein Gesicht sagt aber etwas ganz anderes, Will.«

Marie-Cécile beugte sich vor und küsste Will auf den Mund. Alice spürte die Verlegenheit in den Raum dringen. Es war unangenehm intim. Sie sah, dass Will die Hände zu Fäusten geballt hatte.

Er will nicht, dass ich das mitkriege.

Der Gedanke, so verwirrend er auch war, schoss ihr in Sekundenschnelle durch den Kopf.

Marie-Cécile ließ ihn los, mit einem Anflug von Genugtuung im Gesicht.

»Wir unterhalten uns später, Will. Aber jetzt müssen François- Baptiste und ich leider ein paar geschäftliche Dinge klären. *Désolée*. Wenn du uns also bitte allein lassen würdest.«

»Hier?«

Zu schnell. Zu offensichtlich.

Marie-Céciles Augen verengten sich. »Warum nicht hier?« »Nur so«, sagte er hastig.

» *Maman. Il est déjà six heures.*«

»*J'arrive*«, sagte sie, während sie Will weiter misstrauisch fixierte. »*Mais, je ne ...*«

»*Va le chercher*«, fauchte sie. Hol es.

Alice hörte François-Baptiste aus dem Zimmer stürmen, dann sah sie, wie Marie-Cécile Will die Arme um die Taille legte und ihn an sich zog. Ihre Fingernägel leuchteten rot auf dem Weiß seines T-Shirts. Sie wollte wegschauen, konnte aber den Blick nicht losreißen.

»*Tiens*«, sagte Marie-Cécile. »*A bientôt.*«

»Kommst du bald?«, fragte Will. Alice hörte die Panik in seiner Stimme, weil ihm klar war, dass er sie hier in der Falle zurücklassen musste.

»*Toute à l'heure.*« Später.

Alice konnte nichts tun. Musste hilflos mit anhören, wie sich Wills Schritte entfernten.

Die beiden Männer passierten einander an der Tür.

»Da«, sagte François-Baptiste und gab seiner Mutter eine Ausgabe von der Zeitung, in die Will zuvor so versunken gewesen war.

»Wie sind die so schnell an die Story gekommen?«

»Keine Ahnung«, sagte er verdrossen. »Authié, vermute ich.« Alice erstarrte. *Derselbe Authié?*

»Meinst du wirklich, François-Baptiste?«, fragte Marie-

Cécile. »Naja, irgendwer muss ihnen den Tipp gegeben haben. Die Polizei hat am Dienstag Taucher in die Eure geschickt, genau an die richtige Stelle. Die wussten, wonach sie suchen. Überleg doch mal. Wer hat denn zuerst behauptet, dass es in Chartres eine undichte Stelle gibt? Authié. Hat er je Beweise dafür vorgelegt, dass Tavernier mit dem Journalisten gesprochen hat?« »Tavernier?«

»Der Mann im Fluss«, sagte er beißend.

»Ach ja, natürlich.« Marie-Cécile zündete sich eine Zigarette an. »Der Artikel erwähnt die *Noublesso Véritable* mit Namen.« »Authié selbst könnte ihn verraten haben.«

»Solange es nichts gibt, was Tavernier mit diesem Haus in Verbindung bringt, ist alles in Ordnung«, sagte sie mit gelangweiltem Unterton. »Da gibt es doch nichts, oder?«

»Ich habe alles so gemacht, wie du gesagt hast.«

»Und hast du auch für Samstag alles vorbereitet?«

»Ja«, bestätigte er, »obwohl ich nicht weiß, warum wir uns ohne den Ring oder das Buch eigentlich die Mühe machen.«

Ein Lächeln huschte über Marie-Céciles rote Lippen. »Tja, weißt du, deshalb brauchen wir Authié ja noch, trotz deines offensichtlichen Misstrauens ihm gegenüber«, sagte sie glattzüngig. »Er sagt, dass er, oh Wunder, den Ring gefunden hat.«

»Warum, verdammt, hast du mir das nicht schon früher gesagt?«, fragte er wütend.

»Ich sag's dir jetzt«, stellte sie bloß fest. »Er behauptet, seine Männer hätten ihn gestern Abend im Hotelzimmer der Engländerin in Carcassonne gefunden.«

Alice merkte, wie ihre Haut eiskalt wurde. *Das kann nicht sein.* »Glaubst du, er lügt?«

»Sei kein Idiot, François-Baptiste«, blaffte sie ihn an. »Natürlich lügt er. Wenn Dr. Tanner ihn an sich genommen hätte, dann hätte Authié nicht vier Tage gebraucht, um ihn sich zu beschaffen. Außerdem habe ich seine Wohnung

und sein Büro durchsuchen lassen.«

»Dann ...«

Sie schnitt ihm das Wort ab. »Wenn - *wenn* - Authié ihn tatsächlich hat, dann entweder von Biaux Großmutter oder aber er hatte ihn schon von Anfang an. Möglicherweise hat er ihn selbst in der Höhle eingesteckt.«

»Warum hätte er das tun sollen?«

Das Telefon klingelte, aufdringlich, laut. Alice blieb fast das Herz stehen.

Francois-Baptiste sah seine Mutter an.

»Geh ran«, sagte sie.

Er tat wie geheißen. »*Oui*.«

Vor lauter Angst, sich zu verraten, wagte Alice kaum Luft zu holen.

»*Oui, je comprends. Attends*.«

Er legte eine Hand auf die Sprechmuschel. »Das ist O'Donnell. Sie sagt, sie hat das Buch.«

»Frag sie, warum sie sich nicht gemeldet hat.«

Er nickte. »Wo haben Sie denn seit Montag gesteckt?« Er lauschte. »Weiß sonst noch jemand, dass Sie es haben?« Wieder lauschte er. »Gut. *A vingt-deux heures. Demain soir*.«

Er legte den Hörer wieder auf die Gabel.

»Bist du sicher, dass sie es war?«

»Es war ihre Stimme. Und sie wusste, was vereinbart war.«

»Er hat bestimmt mitgehört.«

»Was meinst du?«, fragte er unsicher. »Wer denn?« »Himmelherrgott, was denkst du denn?«, fauchte sie. »Authié natürlich.«

»Ich ...«

»Shelagh O'Donnell ist tagelang wie vom Erdboden verschluckt. Und sobald ich wieder in Chartres bin und ihm nicht mehr in die

Quere kommen kann, taucht O'Donnell wieder auf! Zuerst der Ring, dann das Buch.«

Endlich fuhr Francois-Baptiste aus der Haut. »Aber gerade eben hast du ihn praktisch noch in Schutz genommen«, schrie er sie an. »Als ob ich voreilige Schlüsse gezogen hätte. Wenn du weißt, dass er gegen uns arbeitet, warum hast du es mir dann nicht erzählt, anstatt zuzulassen, dass ich mich zum Narren mache. Oder genauer gesagt, warum hinderst du ihn nicht daran ? Hast du dich überhaupt schon einmal gefragt, warum er die Bücher unbedingt haben will? Was er damit vorhat? Sie an den Meistbietenden versteigern?«

»Ich weiß ganz genau, warum er die Bücher haben will«, sagte sie mit unterkühlter Stimme.

»Warum machst du das immer? Dauernd demütigst du mich!« »Das Gespräch ist beendet«, sagte sie. »Wir reisen morgen ab. Dann sind wir rechtzeitig für dein Treffen mit O'Donnell da, und ich habe genügend Zeit, mich vorzubereiten. Die Zeremonie beginnt dann wie geplant um Mitternacht.«

»Du willst, dass ich mich mit ihr treffe?«, fragte er ungläubig. »Aber natürlich«, sagte sie. Zum ersten Mal hörte Alice so etwas wie Emotion in der Stimme der Frau. »»Ich will das Buch, Francois-Baptiste.«

»Und wenn er es nicht hat?«

»Ich glaube nicht, dass er sich dann so viel Mühe machen würde.« Alice hörte, wie Francois-Baptiste durch den Raum ging und die Tür öffnete.

»Und was ist mit ihm?«, sagte er, wieder mit etwas Leidenschaft in der Stimme. »Du kannst ihn nicht hier lassen und ihn ...«

»Überlass Will ruhig mir. Auch um ihn brauchst du dich nicht zu kümmern.«

Will hatte sich in der kleinen Kammer im Durchgang zur Küche versteckt.

Der Raum war eng und roch nach Ledermänteln, alten

Stiefeln und gewachsenen Jacken, war aber vortrefflich geeignet, um die Türen zur Bibliothek und zum Arbeitszimmer zu beobachten. Er sah François-Baptiste herauskommen und ins Arbeitszimmer gehen, wenige Augenblicke später gefolgt von Marie-Cécile. Will wartete, bis die schwere Tür zufiel, schlüpfte dann sofort aus seinem Versteck und lief durch die Halle in die Bibliothek.

»Alice«, flüsterte er. »Schnell. Du musst hier weg.« Ein leises Geräusch ertönte, und dann tauchte sie auf. »Es tut mir so Leid«, sagte er. »Das ist alles meine Schuld. Alles in Ordnung?«

Sie nickte, wenngleich sie totenblass aussah.

Will griff nach ihrer Hand, doch sie weigerte sich mitzukommen.

»Was hat das alles zu bedeuten, Will? Du wohnst hier. Du kennst diese Leute, und trotzdem bist du bereit, alles aufs Spiel zu setzen, um einer Fremden zu helfen. Das ergibt doch keinen Sinn.«

Ihm lag auf der Zunge, dass sie für ihn keine Fremde war, aber er konnte sich bremsen.

»Ich ...«

Er wusste nicht, was er sagen sollte. Das Zimmer um ihn herum schien sich aufzulösen. Will sah nur noch Alice' herzförmiges Gesicht und ihre entschlossenen braunen Augen, die in sein tiefstes Inneres zu blicken schienen.

»Warum hast du mir nicht erzählt, dass du ... dass du und sie ... ? Dass du hier lebst?«

Er konnte ihrem Blick nicht standhalten. Alice starrte ihn noch einen Moment länger an, dann ging sie rasch durch den Raum und hinaus in die Halle, ließ ihn einfach stehen.

Er eilte ihr nach. »Was willst du jetzt machen?«, fragte er verzweifelt.

»Nun, ich habe gerade erfahren, welche Verbindung Shelagh zu diesem Haus hat«, sagte sie. »Sie arbeitet für diese Leute.« »Diese Leute?«, fragte er verblüfft, als er ihr

die Haustür aufhielt, damit sie hinausschlüpfen konnte. »Was soll das denn heißen?«

»Aber sie ist nicht hier. Madame de l'Oradore und ihr Sohn suchen sie auch. Nach dem, was ich gehört habe, vermute ich, dass sie irgendwo bei Foix festgehalten wird.«

Auf der untersten Stufe der Treppe drehte Alice sich plötzlich erschreckt um.

»Will, ich hab meinen Rucksack in der Bibliothek vergessen«, sagte sie entsetzt. »Hinter dem Sofa, zusammen mit dem Buch.« Plötzlich überkam Will der unbändige Wunsch, sie zu küssen. Der Zeitpunkt hätte schlechter nicht sein können, sie waren in etwas verstrickt, was er nicht verstand, und Alice hatte kein wirkliches Vertrauen zu ihm. Und doch erschien es ihm wie das einzig Richtige.

Ohne zu überlegen, hob Will den Arm und wollte die Hand an ihre Wange legen. Ihm war, als wüsste er genau, wie weich und kühl ihre Haut sich anfühlen würde, als hätte er diese Geste schon zahllose Male gemacht. Doch dann fiel ihm wieder ein, wie sie sich ihm im Café entzogen hatte, und er hielt inne, seine Hand nur Millimeter von ihrer Wange entfernt.

»Verzeih mir«, sagte er, als könnte Alice seine Gedanken lesen. Sie blickte ihn an, und ein flüchtiges Lächeln huschte über ihr angespanntes und nervöses Gesicht. »Ich wollte dir nicht zu nahe treten«, stotterte er. »Es ...«

»Es ist nicht wichtig«, sagte sie, aber ihre Stimme klang sanft. Will seufzte erleichtert auf. Er wusste, dass das nicht stimmte. Es war wichtiger als alles auf der Welt, aber zumindest war sie ihm nicht böse.

»Will«, sagte sie, diesmal ein wenig schärfer. »Mein Rucksack. Da ist alles drin. Alle meine Unterlagen und Notizen.«

»Ja, klar«, sagte er sofort. »Entschuldige. Ich hol ihn und bring ihn dir ins Hotel.« Er versuchte sich zu konzentrieren. »Wo wohnst du?«

»Hotel Petit Monarque. Am Place des Epars.« »Alles klar«,

sagte er und sprang die Stufen hinauf. »In dreißig Minuten bin ich da.«

Will drehte sich noch einmal um und sah ihr nach, bis sie um die Ecke verschwunden war, dann trat er ins Haus. Unter der Tür zum Arbeitszimmer war Licht zu sehen.

Plötzlich öffnete sich die Tür, und Will sprang dahinter, drückte den Rücken gegen die Wand. Francois-Baptiste kam heraus und ging Richtung Küche. Will hörte, wie die Tür zum Durchgang aufschwang und wieder zufiel, dann nichts mehr.

Will drückte das Gesicht an den Türspalt, spähte hindurch und sah Marie-Cecile. Sie saß an ihrem Schreibtisch und betrachtete etwas, etwas, das glänzte und das Licht einfiel, wenn sie es bewegte.

Als Marie-Cecile aufstand und eines der Gemälde an der Wand hinter ihr abnahm, vergaß Will, was er eigentlich vorhatte. Es war Marie-Ceciles Lieblingsgemälde. Sie hatte ihm einmal alles darüber erzählt, ganz am Anfang ihrer Beziehung. Es war ein goldenes Ölbild mit leuchtenden Farbtupfen, das französische Soldaten darstellte, wie sie die umgestürzten Säulen und Palastruinen des Alten Ägyptens bestaunen. »Blick auf das Sandmeer der Zeit - 1799«, das wusste er noch. Aber mehr auch nicht.

In der Wand hinter dem Bild war eine kleine schwarze Metalltür eingelassen und daneben ein elektronisches Tastenfeld. Sie tippte sechs Zahlen ein. Ein helles Klicken ertönte, und der Safe öffnete sich. Marie-Cecile nahm zwei schwarze Päckchen heraus und legte sie behutsam auf den Schreibtisch. Als sie die Päckchen öffnete, versuchte Will angestrengt, etwas zu erkennen.

Er war so konzentriert, dass er die Schritte hinter sich nicht wahrnahm.

»Keine Bewegung.«

»Francois-Baptiste, ich ...«

Will spürte die kalte Mündung einer Pistole, die ihm in

die Rippen gepresst wurde.

»Und halt die Hände so, dass ich sie sehen kann.«

Er wollte sich umdrehen, doch Francois-Baptiste packte ihn im Nacken und rammte ihm das Gesicht gegen die Wand. *»Qu'est-ce qui se passe?«*, rief Marie-Cécile.

Francois-Baptiste versetzte ihm noch einen Schlag.

»Je m'en occupe«, sagte er. Ich habe alles im Griff.

Alice sah wieder auf die Uhr.

Er kommt nicht.

Sie stand an der Rezeption des Hotels und starrte auf die Glastür, als könnte sie Will aus dem Nichts herbeizaubern. Fast eine Stunde war vergangen, seit sie die Rue du Cheval Blanc verlassen hatte. Sie wusste nicht, was sie machen sollte. Portemonnaie, Handy und Autoschlüssel hatte sie in der Jackentasche. Alles andere war im Rucksack. Ihr Name, ihre Anschrift.

Egal. Mach, dass du wegstommst.

Je länger sie wartete, desto stärker zweifelte sie an Wills Motiven. Die Tatsache, dass er so plötzlich und unerwartet aufgetaucht war. Wieder und wieder ging Alice den Ablauf der Ereignisse durch.

War es wirklich purer Zufall, dass sie sich über den Weg gelaufen waren? Sie hatte keiner Menschenseele erzählt, wohin sie wollte.

Aber warum kommt er dann nicht?

Inzwischen war es halb neun, und Alice beschloss, nicht länger zu warten. Sie erklärte an der Rezeption, dass sie nun doch kein Zimmer brauchen würde, hinterließ eine kurze Nachricht an Will zusammen mit ihrer Handy-Nummer, für den Fall, dass er doch noch kam, und ging zum Auto.

Als sie ihre Jacke auf den Beifahrersitz warf, fiel ihr Blick auf den Umschlag, der aus der Tasche lugte. Es war der Brief, den man ihr im Hotel gegeben und den sie

komplett vergessen hatte. Sie zog ihn heraus und legte ihn aufs Armaturenbrett. Sie würde ihn lesen, wenn sie irgendwo Rast machte.

Es wurde dunkel, als sie wieder Richtung Süden fuhr. Die Scheinwerfer der entgegenkommenden Autos blendeten sie. Bäume und Büsche hoben sich gespenstisch aus der Finsternis. Orléans, Poitiers, Bordeaux, die Schilder zischten vorbei. Eingesponnen in ihre eigene Welt, Stunde um Stunde, kaute Alice immer wieder dieselben Fragen durch. Und jedes Mal fiel ihr eine andere Antwort ein.

Warum? Um Informationen zu bekommen! Und die hatte sie ihnen ja nun geradezu auf einem silbernen Tablett serviert. All ihre Notizen, ihre Zeichnungen, das Foto von Grâce Tanner und Baillard.

Er hatte ihr die Kammer mit dem Labyrinth zeigen wollen. Gesehen hatte sie nichts. Bloß eine Abbildung in einem Buch. Alice schüttelte den Kopf. Sie wollte es einfach nicht glauben. Warum hatte er ihr geholfen, aus dem Haus zu kommen? Weil er das bekommen hatte, was er wollte, besser gesagt, was Madame de l'Oradore wollte.

Damit sie dich verfolgen können.

Kapitel 56

Carcassona

Agost 1209

Am Montag, dem 3. August, griffen die Franzosen im Morgengrauen Sant-Vicens an.

Alaïs hastete die Leitern des Tour du Major hinauf, um das Geschehen zusammen mit ihrem Vater von den Zinnen aus zu beobachten. Sie hielt im Gedränge nach Guilhem Ausschau, konnte ihn aber nicht entdecken.

Plötzlich hörte sie über das Schwertergeklirr und Kampfgeschrei der auf die niedrigen Schutzmauern einstürmenden Soldaten hinweg Gesang vom Graveta-Berg herab über die Ebene hallen.

»Venz creator spiritus.

Ment es tuorum visita!«

»Die Priester«, sagte Alaïs entsetzt. »Sie singen zu Gott, während sie versuchen, uns niederzumetzeln.«

Die ersten Brände brachen in Sant-Vicens aus. Rauch ringelte sich in die Luft, und hinter den niedrigen Mauern stoben Mensch und Tier in Panik auseinander. Greifhaken wurden schneller über die Brustwehr geschleudert, als die Verteidiger sie wegschlagen konnten. Dutzende von Sturmleitern wurden an die Mauern gelehnt. Die Soldaten traten sie weg, zündeten sie an, doch manche blieben, wo sie waren. Französische Fußtruppen schwärmten herbei wie Ameisen. Je mehr zurückgeschlagen wurden, so schien es, desto mehr kamen nach.

Am Fuße der Festungsanlage wurden auf beiden Seiten Verletzte und Tote übereinander gestapelt, wie Feuerholz.

Mit jeder Stunde, die verging, wuchs die Zahl der Opfer.

Die Kreuzfahrer brachten ein Katapult in Stellung und nahmen die Festung unter Beschuss. Die Erschütterungen ließen Sant-Vicens bis in die Grundfesten erbeben, erbarmungslos und unnachgiebig hagelten Pfeile und Geschosse herab.

Die ersten Mauern stürzten ein.

»Sie sind durch«, schrie Alaïs. »Sie haben die Verteidigung durchbrochen ! «

Vicomte Trencavel und seine Männer waren bereit. Schwerter und Streitäxte schwingend, ritten sie zu zweit oder dritt nebeneinander gegen die Belagerer an. Die mächtigen Hufe der Streittrösser trampelten alles nieder, was sich ihnen entgegenstellte. Unter ihren schweren Hufeisen zerplatzten Schädel wie Nusschalen, und Gliedmaßen wurden zu einer einzigen Masse von Haut und Blut und Knochen zermalmt. Straße für Straße tobte der Kampf durch den Vorort, näherte sich unaufhaltsam den Mauern der eigentlichen Cité. Alaïs sah eine Flut entsetzter Bewohner durch die Porte de Rodez in die Cité flüchten, um der brutalen Schlacht zu entkommen. Die Alten, die Gebrechlichen, Frauen und Kinder. Jeder körperlich gesunde Mann war bewaffnet und kämpfte Seite an Seite mit den Soldaten der Garnison. Die meisten wurden auf der Stelle erschlagen, denn ihre Keulen konnten gegen die Schwerter der Kreuzfahrer nichts ausrichten. Die Verteidiger kämpften tapfer, aber sie waren eins zu zehn in der Unterzahl. Wie eine heranbrausende Flutwelle, die sich am Ufer bricht, stürmten die Kreuzfahrer durch die Festungsanlagen und rissen Teile der Mauern ein.

Trencavel und seine *chevaliers* versuchten verzweifelt, den Zugang zum Fluss zu halten, doch es war hoffnungslos. Der Vicomte ließ zum Rückzug blasen.

Das Jubelgeschrei der Franzosen gellte ihnen in den Ohren, als die schweren Tore der Porte de Rodez geöffnet wurden, um die

Überlebenden zurück in die Cité zu lassen. Während Trencavel seine besiegten Männer durch die Straßen ins Château Comtal zurückführte, starrte Alaïs entsetzt auf die Verwüstung und Zerstörung, die sich ihr darbot. Sie hatte den Tod schon oft gesehen, aber nicht in diesem gewaltigen Ausmaß, und sie fühlte sich wie beschmutzt von der Wirklichkeit des Krieges, seiner sinnlosen Vernichtungskraft.

Und betrogen. Jetzt erkannte sie, wie verlogen die *chansons de gestes* waren, die sie als Kind so geliebt hatte. Der Krieg war nicht heldenhaft. Er brachte nur den Tod.

Alaïs stieg von den Zinnen herab in den Hof und ging zu den anderen Frauen, die am Tor warteten, betete, dass Guilhem unter den Rückkehrern sein würde.

Sei unverletzt.

Endlich hörte sie Hufe über die Brücke poltern. Alaïs entdeckte ihn sofort, und Erleichterung durchfuhr sie. Sein Gesicht und seine Rüstung waren mit Blut und Asche besudelt, seine Augen spiegelten die Wildheit der Schlacht, aber er war unversehrt. »Euer Gemahl hat kühn gekämpft, Dame Alaïs«, sagte Vicomte Trencavel, als er sie bemerkte. »Er hat den Feinden große Verluste zugefügt und vielen Kameraden das Leben gerettet. Wir sind dankbar für sein Geschick und seinen Mut.« Alaïs wurde rot. »Sagt mir, wo ist Euer Vater?«

Sie zeigte zur nordöstlichen Ecke des Hofes. »Wir haben die Schlacht von den *ambans* aus beobachtet, *Messire*.«

Guilhem war abgestiegen und reichte seinem *écuyer* die Zügel. Alaïs trat schüchtern zu ihm, unsicher, wie er sie begrüßen würde. »*Messire*.«

Er nahm ihre blasse weiße Hand und führte sie an seine Lippen. »Thierry ist schwer verwundet«, sagte er mit tonloser Stimme. »Sie bringen ihn gerade her.«

»*Messire*, das tut mir Leid.«

»Wir waren wie Brüder«, fuhr er fort. »Zusammen mit Alzeu.

Vom Alter her liegen wir nur knapp einen Monat auseinander. Wir sind immer füreinander eingetreten, haben gearbeitet, um unsere Kettenhemden und Schwerter zu bezahlen. Wir wurden am selben Osterfest zum Ritter geschlagen.«

»Ich weiß«, sagte sie leise und zog seinen Kopf zu ihrem herunter. »Kommt, lasst mich Euch helfen, dann werde ich sehen, was ich für Thierry tun kann.«

Sie sah Tränen in seinen Augen glitzern. Rasch sprach sie weiter, weil sie wusste, er würde nicht wollen, dass sie ihn weinen sah. »Jetzt kommt«, drängte sie sanft. »Führt mich zu ihm.«

Thierry war in den Großen Saal getragen worden, zusammen mit all den anderen Schwerverwundeten. Die sterbenden oder verletzten Männer lagen in Dreierreihen. Alaïs und die anderen Frauen taten, was sie konnten. Sie hatte sich das Haar zu einem Zopf geflochten, der ihr über die Schulter hing, und sah wieder fast aus wie ein Kind.

Die Stunden vergingen, die Luft in dem überfüllten Raum war schier unerträglich und die Fliegen eine immer größere Qual. Die meiste Zeit arbeiteten Alaïs und die anderen Frauen schweigend und mit ruhiger Entschlossenheit, wohl wissend, dass es bis zum nächsten Angriff nur eine kleine Atempause geben würde. Priester nahmen die Beichte ab, erteilten die Letzte Ölung. Im Schutz ihrer schwarzen Kutten erteilten zwei *parfaits* den gläubigen Katharern das *consolament*.

Thierry hatte tatsächlich schwere Verletzungen erlitten. Sein Knöchel war gebrochen, und eine Lanze hatte seinen Oberschenkel durchbohrt und den Knochen zertrümmert. Alaïs wusste, dass er schon zu viel Blut verloren hatte, doch Guilhem zuliebe tat sie alles, was in ihrer Macht

stand. Sie erhitzte einen Sud aus Beinwellwurzeln und -blättern in heißem Wachs und benutzte ihn, sobald er abgekühlt war, für eine Kompresse.

Dann ließ sie Guilhem mit seinem Freund allein und widmete sich denen, die die besten Überlebensaussichten hatten. Sie löste ein Pulver aus Brustwurzblättern in Distelextrakt auf und bereitete daraus eine Medizin, die sie in Eimern von Küchenjungen in den Großen Saal bringen ließ und allen Verletzten einflößte, die noch schlucken konnten. Wenn es ihr gelang, die Entzündungen einzudämmen, und wenn das Blut rein blieb, dann hatten die Männer vielleicht doch noch eine Chance.

Sooft sie konnte, ging Alaïs zu Thierry, um ihm die Verbände zu wechseln, obwohl sie wusste, dass keine Hoffnung bestand. Er war nicht mehr bei Bewusstsein, und seine Haut hatte die blauweiße Farbe des Todes angenommen. Sie legte Guilhem eine Hand auf die Schulter.

»Es tut mir Leid«, flüsterte sie. »Es dauert jetzt nicht mehr lange.« Guilhem nickte nur.

Alaïs kümmerte sich unermüdlich um alle im Saal. Als sie einmal an einem *chevalier* vorbeikam, der kaum älter war als sie, schrie der junge Mann auf. Sie blieb stehen und kniete neben ihm nieder. Sein kindliches Gesicht war vor Schmerz und Unsicherheit verzerrt, seine Lippen waren rissig, und in den Augen, die einmal braun gewesen waren, stand die blanke Angst.

»Ganz ruhig«, raunte sie. »Habt Ihr niemanden?«

Er versuchte den Kopf zu schütteln. Alaïs strich ihm mit der Hand über die Stirn und hob das Tuch an, das seinen Schild-Arm bedeckte. Sogleich ließ sie es wieder sinken. Die Schulter des Jungen war zerschmettert. Weiße Knochensplinter ragten durch die zerfetzte Haut, wie ein Schiffswrack bei Ebbe. In seiner Seite klaffte ein Loch. Blut floss in einem steten Rinnsal aus der Wunde und bildete eine Lache, in der er lag.

Seine rechte Hand war um das Heft seines Schwertes gekrampft. Alaïs versuchte ihm die Waffe zu entziehen, doch seine starren Finger wollten sich nicht öffnen. Alaïs riss ein Stück Stoff aus ihrem Rock und legte es auf die tiefe Wunde. Aus einem Fläschchen in ihrem Beutel träufelte sie ihm etwas Baldriantinktur auf die Lippen, um den Todesschmerz zu lindern. Mehr konnte sie nicht für ihn tun.

Der Tod war nicht gnädig. Er kam langsam. Allmählich wurde das Rasseln in seiner Brust lauter, und er atmete mühsamer. Als seine Augen sich verdunkelten, wuchs seine nackte Angst, und er schrie auf. Alaïs blieb bei ihm, sang ihm leise etwas vor und streichelte ihm die Stirn, bis er starb.

»Gott sei deiner Seele gnädig«, flüsterte sie und schloss ihm die Augen. Sie bedeckte sein Gesicht und ging weiter zum Nächsten. Alaïs gönnte sich keine Ruhe; sie trug Salben auf und verband Wunden, bis ihr die Augen brannten und die Hände rot von Blut waren. Als der Tag sich dem Ende zuneigte und die Abendsonne durch die hohen Fenster in den Großen Saal drang, waren die Toten weggebracht worden und die Lebenden so gut versorgt, wie ihre Wunden es zuließen.

Sie war erschöpft, doch die Erinnerungen an die Nacht davor, als sie endlich wieder in Guilhems Armen gelegen hatte, gaben ihr Kraft. Ihre Glieder schmerzten, und ihr Rücken war steif vom vielen Bücken und Niederkauern, aber es machte ihr nicht das Geringste aus.

Oriane nutzte die hektische Betriebsamkeit im übrigen Château Comtal, um sich unbemerkt in ihr Gemach zu schleichen und dort auf ihren Spitzel zu warten.

»Das wurde aber auch Zeit«, zischte sie. »Nun sag schon, was ihr rausgefunden habt.«

»Der Jude ist gestorben, bevor wir ihm viel entlocken

konnten, aber mein Herr glaubt, dass er das Buch bereits Eurem Vater zur Aufbewahrung übergeben hatte.«

Oriane lächelte schwach, sagte aber nichts. Sie hatte niemandem anvertraut, was sie in Alaïs' Mantel eingenäht gefunden hatte. »Was ist mit Esclarmonde de Servian?«

»Sie war tapfer, aber am Ende hat sie ihm erzählt, wo das Buch zu finden ist.«

Orianes grüne Augen blitzten. »Und hast du es?«

»Noch nicht.« »Aber es ist innerhalb der *Ciutat*? D'Evreux weiß Bescheid?« »Er verlässt sich darauf, Herrin, dass Ihr ihm darüber Mitteilung macht.«

Oriane überlegte einen Moment. »Die Alte ist tot? Der Junge auch? Sie kann unsere Pläne nicht mehr stören? Sie kann meinen Vater nicht mehr warnen?«

Er lächelte verkniffen. »Die Frau ist tot. Der Bengel ist uns entwischt, aber ich glaube nicht, dass er irgendwelchen Schaden anrichten kann. Wenn ich ihn finde, töte ich ihn.«

Oriane nickte. »Und du hast d'Evreux erzählt, welches ... Interesse ich habe?«

»Das habe ich, Herrin. Er fühlt sich geehrt, dass Ihr ihm auf diese Weise Eure Dienste antragt.«

»Und meine Bedingungen? Garantiert er sicheres Geleit aus der *Ciutat*?«

»Das tut er, Herrin, vorausgesetzt, dass Ihr ihm die Bücher übergibt.«

Sie stand auf und begann, auf und ab zu gehen. »Gut, das ist alles sehr gut. Und du erledigst das mit meinem Gemahl?«

»Wenn Ihr mir sagt, wann und wo er zu einer bestimmten Zeit anzutreffen ist, Herrin, dann mit Leichtigkeit.« Er hielt inne. »Das wird jedoch teurer als bisher. Selbst in so unruhigen Zeiten wie diesen ist das Risiko erheblich höher. Vicomte Trencavels *escrivain*. Er ist ein Mann von Rang.«

»Dessen bin ich mir durchaus bewusst«, fauchte sie mit

kalter Stimme. »Wie viel?«

»Dreimal so viel wie für Raoul«, erwiderte er.
»Ausgeschlossen!«, entgegnete sie. »So viel Gold kann ich unmöglich auftreiben.«

»Dennoch, Herrin, das ist mein Preis.«

»Und das Buch?«

Diesmal lächelte er richtig. »Das ist Verhandlungssache, Herrin«, sagte er.

Kapitel 57

Der Beschuss setzte erneut ein und dauerte bis tief in die Nacht. Ein stetiges Donnern von Geschossen - Felsbrocken und Steine -, die Staubwolken aufwirbelten, wenn sie aufschlugen.

Aus ihrem Fenster konnte Alaïs sehen, dass die Häuser und Hütten auf der Ebene in eine rauchende Wüste verwandelt worden waren. Eine bedrohliche Wolke hing über den Baumwipfeln wie schwarzer Dunst, als hätte sie sich in den Ästen verfangen. Einige Bewohner hatten es über das offene Gelände bis in die Trümmer von Sant-Vicens geschafft und sich von dort aus in die Cité geflüchtet. Doch die meisten waren bei der Flucht erschlagen worden.

In der Kapelle brannten Kerzen auf dem Altar.

Am Dienstag, dem 4. August, stiegen Vicomte Trencavel und Bertrand Pelletier im Morgengrauen erneut auf die gewaltige Festungsmauer.

Das französische Lager war in den Dunst gehüllt, der vom Fluss aufstieg. Zelte, Stallungen, Tiere, Pavillons, eine ganze Stadt schien dort erstanden zu sein. Pelletier schaute nach oben. Es würde wieder ein sengend heißer Tag werden. Der Verlust des Flusses gleich zu Beginn der Belagerung war ein verheerender Schlag. Ohne Wasser konnten sie nicht lange Widerstand leisten. Der Durst würde sie besiegen, auch wenn es den Franzosen nicht gelang.

Gestern hatte Alaïs ihm von dem Gerücht erzählt, dass in dem *quartier* um die Porte de Rodez, wo die meisten Flüchtlinge von Sant-Vicens untergekommen waren, der erste Fall von Ruhr aufgetreten war. Er hatte sich persönlich vor Ort begeben, um der Sache nachzugehen, und der Consul des *quartier* hatte alles abgestritten.

Dennoch fürchtete er, dass Alaïs Recht hatte.

»Ihr seid tief in Gedanken, mein Freund.«

Bertrand wandte sich seinem Herrn zu. »Verzeiht, *Messire*.« Trencavel tat seine Entschuldigung mit einem Winken ab. »Seht sie Euch an, Bertrand! Es sind einfach zu viele. Wir können sie unmöglich besiegen ... schon gar nicht ohne Wasser.«

»Pedro II. von Aragon ist angeblich nur einen Tagesritt entfernt«, sagte Pelletier. »Ihr seid sein Vasall, *Messire*. Er muss Euch zu Hilfe kommen.«

Pelletier wusste, dass eine solche Bitte auf Widerstand stoßen würde - König Pedro war ein treuer Katholik und zudem der Schwager von Raymond VI., dem Comte von Toulouse, doch auch wenn die beiden Männer nichts füreinander übrig hatten, die historischen Bande zwischen dem Haus Trencavel und dem Haus Aragon waren stark.

»Die diplomatischen Ziele des Königs sind eng mit dem Schicksal von Carcassona verknüpft, *Messire*. Es würde ihm nicht gefallen, wenn das Pays d'Oc den Franzosen in die Hände fiel.« Er hielt inne. »Pierre-Roger de Cabaret und Eure Verbündeten befürworten ein solches Vorgehen.«

Trencavel legte die Hände vor sich auf die Mauerzinne.

»Das haben sie gesagt, ja.«

»Dann werdet Ihr ihm eine Botschaft senden?«

Pedro folgte dem Ruf und traf am späten Mittwochnachmittag des 5. August ein.

»Öffnet die Tore! Öffnet die Tore für *lo Rèi*!«

Die Tore des Chateau Comtal wurden aufgestoßen. Als Alaïs den Lärm hörte, warf sie einen kurzen Blick aus dem Fenster und lief dann rasch nach unten. Zunächst wollte sie sich nur erkundigen, was denn los sei, doch als sie hinauf zu den Fenstern des Großen Saals blickte, übermannte sie die Neugier, und sie wollte unbedingt wissen, was im Innern vor sich ging. Zu häufig erfuhr sie

Neuigkeiten erst aus dritter oder vierter Hand.

Es gab eine kleine Nische hinter den Vorhängen, die den Großen Saal vom Eingang zu den persönlichen Räumen des Vicomte trennten. Als Kind hatte Alaïs sich öfter dort versteckt und ihren Vater bei der Arbeit belauscht. Sie wusste nicht einmal, ob sie überhaupt noch in die schmale Lücke passte.

Alaïs stieg auf die Steinbank und griff nach dem niedrigsten Fenster des Tour Pinte, das den Cour du Midi überblickte. Sie hievte sich hoch, rutschte über den steinernen Sims und quetschte sich durch die enge Öffnung.

Sie hatte Glück. Der Raum war leer. Alaïs sprang so leise sie konnte auf den Boden, öffnete behutsam die Tür und schlüpfte in die Nische hinter dem Vorhang. Sie schob sich dicht an den Spalt und war jetzt dem Vicomte Trencavel, der mit auf dem Rücken verschränkten Händen im Saal stand, so nahe, dass sie ihn hätte berühren können, wenn sie den Arm ausgestreckt hätte. Sie war gerade noch rechtzeitig gekommen. Am anderen Ende des Großen Saals wurden die Türen aufgestoßen. Sie sah ihren Vater hereingeeilt kommen, gefolgt vom König von Aragon und einigen Verbündeten Carcassonnes, darunter auch die *seigneurs* von Lavaur und Cabaret.

Vicomte Trencavel fiel vor seinem Lehnsherrn auf die Knie. »Das ist nicht nötig«, sagte Pedro und bat ihn, sich zu erheben. Äußerlich hätten die beiden Männer kaum unterschiedlicher sein können. Der König war viele Jahre älter als Trencavel, etwa im Alter ihres Vaters. Er war groß und breit gebaut, ein bulliger Mann, und sein Antlitz trug die Spuren vieler Schlachten. Seine Gesichtszüge waren schwer und düster, was durch den dichten schwarzen Schnurrbart auf der dunklen Haut noch betont wurde. Sein Haar war zwar noch tiefschwarz, ergraute aber wie bei ihrem Vater bereits an den Schläfen.

»Bittet Eure Männer sich zurückzuziehen«, sagte er

barsch. »Ich möchte unter vier Augen mit Euch reden, Trencavel.«

»Mit Eurer gütigen Erlaubnis, Sire, möchte ich bitten, dass mein Intendant verweilen darf. Ich schätze seinen Rat.«

Der König zögerte kurz und nickte dann.

»Mir fehlen die Worte, um Euch unseren Dank angemessen ...« Pedro unterbrach ihn. »Ich bin nicht gekommen, um Euch beizustehen, sondern um Euch Eure Verfehlungen vor Augen zu führen. Ihr habt Euch Eure Lage selbst zuzuschreiben, weil Ihr Euch halsstarrig geweigert habt, gegen die Häretiker in Eurem Gebiet einzuschreiten. Ihr hattet vier Jahre - vier Jahre - Zeit, die Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, und doch habt Ihr nichts unternommen. Ihr erlaubt den katharischen Bischöfen, offen in Euren Dörfern und Städten zu predigen. Eure Vasallen unterstützen die *Bons Homes* unverhohlen ...«

»Kein Vasall ...«

»Wollt Ihr bestreiten, dass Angriffe auf heilige Männer und Priester ungestraft geblieben sind? Wollt Ihr die Demütigungen der Männer der Kirche leugnen? In Eurem Herrschaftsgebiet üben die Häretiker ihren Glauben ungehindert aus. Eure Verbündeten gewähren ihnen Schutz. Es ist allgemein bekannt, dass der Comte von Foix die Heiligen Reliquien mit seiner Weigerung, sich vor ihnen zu verbeugen, beleidigt, und seine Schwester hat sich so weit aus dem Zustand der göttlichen Gnade entfernt, dass sie ihr Gelübde als *parfaite* abgelegt hat, eine Zeremonie, an der der Comte noch dazu teilgenommen hat.« »Ich kann nicht für den Comte von Foix sprechen.«

»Er ist Euer Vasall und Euer Verbündeter«, schleuderte Pedro ihm entgegen. »Wieso habt Ihr zugelassen, dass diese Zustände solche Blüten treiben?«

Alaïs spürte, wie der Vicomte tief durchatmete. »Sire, Ihr beantwortet Eure eigene Frage. Wir leben Seite an Seite

mit den Menschen, die Ihr Häretiker nennt. Wir sind zusammen aufgewachsen, mit vielen von ihnen verwandt. Die *parfaits* haben ein gutes und ehrbares Leben geführt und sich um eine stetig wachsende Anhängerschar gekümmert. Ich kann sie ebenso wenig vertreiben, wie ich das tägliche Aufgehen der Sonne verhindern kann.«

Seine Worte stießen bei Pedro auf taube Ohren. »Eure einzige Hoffnung ist die Versöhnung mit der Heiligen Mutter Kirche. Ihr seid jedem der Adligen aus dem Norden gleichgestellt, die den Abt begleiten, und sie werden Euch als Gleichgestellten behandeln, wenn Ihr gewillt seid, Eure Fehler wieder gutzumachen. Aber wenn Ihr ihm auch nur den geringsten Grund zu der Annahme gebt, dass auch Ihr diesen häretischen Gedanken anhängt, in Eurem Herzen, wenn auch nicht durch Eure Taten, dann wird er Euch vernichten.« Der König seufzte. »Glaubt Ihr wirklich, Ihr könnt dem Feind widerstehen, Trencavel? Ihr seid ihm eins zu hundert unterlegen.«

»Wir haben reichlich Nahrungsvorräte.«

»Nahrung ja, aber kein Wasser. Ihr habt den Fluss verloren.« Alaïs sah, dass ihr Vater dem Vicomte einen Blick zuwarf, weil er offensichtlich fürchtete, sein Herr könnte die Beherrschung verlieren.

»Es ist nicht mein Wunsch, Euch die Stirn zu bieten oder Euer Vermittlungsangebot auszuschlagen, aber seht Ihr denn nicht, dass es ihnen um unser Land geht, nicht um unsere Seelen? Dieser Krieg wird nicht zum Ruhme Gottes geführt, sondern aus Gier. Das da draußen ist eine Besatzungsarmee, Sire. *Falls* ich der Kirche geschadet habe - und Euch damit gekränkt habe, Sire -, dann bitte ich Euch um Vergebung. Aber ich bin weder dem Comte von Nevers noch dem Abt von Citeaux zur Treue verpflichtet. Sie haben weder ein geistiges noch ein weltliches Anrecht auf mein Herrschaftsgebiet. Ich werde mein Volk nicht für ein so niederträchtiges Ansinnen an diese französischen Räuber verraten.«

Alaïs spürte Stolz in sich aufsteigen. Und sie sah ihrem Vater am Gesicht an, dass es ihm genauso erging. Zum ersten Mal schienen Trencavels Mut und Haltung etwas bei dem König zu bewirken.

»Das sind noble Worte, Vicomte, aber sie werden Euch nicht helfen. Um Eures Volkes willen, das Ihr so liebt, lasst mich dem Abt von Cîteaux wenigstens sagen, dass Ihr Euch seine Bedingungen anhören wollt.«

Trencavel wandte sich ab, ging zum Fenster und starrte hinaus.

»Wir haben nicht genug Wasser für alle in der *Ciutat*?«

Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Nein, *Messire*.«

Nur seine Hände, die weiß auf der steinernen Fensterbank lagen, verrieten, wie viel Überwindung ihn die folgenden Worte kosteten.

»Nun denn. Ich werde mir anhören, was der Abt zu sagen hat.«

Nachdem Pedro gegangen war, sagte Trencavel eine Zeit lang nichts. Er blieb, wo er war, sah zu, wie die Sonne am Himmel tiefer sank. Schließlich, als die Kerzen entzündet wurden, setzte er sich. Pelletier ließ etwas zu trinken aus der Küche bringen.

Aus Angst vor Entdeckung wagte Alaïs es nicht, sich zu rühren. Sie hatte Krämpfe in Armen und Beinen. Die Wände schienen immer näher zu rücken, doch sie konnte nichts tun.

Unter dem Vorhang hindurch konnte sie die Beine ihres Vaters sehen, der auf und ab schritt, und manchmal hörte sie leises Gemurmel.

Es war spät, als Pedro II. zurückkam. Sein Gesichtsausdruck verriet Alaïs sofort, dass der Vermittlungsversuch gescheitert war. Ihr Herz wurde schwer. Es war die letzte Chance gewesen, die Trilogie aus der Cité hinauszuschaffen, bevor sich der Belagerungsring

vollständig schloss.

»Bringt Ihr eine gute Nachricht?«, fragte Trencavel und erhob sich zur Begrüßung.

»Leider nein, Vicomte«, erwiderte Pedro. »Es kränkt mich, seine beleidigenden Worte auch nur auszusprechen.« Er nahm einen Becher Wein entgegen und leerte ihn in einem Zug. »Der Abt von Cîteaux wird es Euch und zwölf Männern Eurer Wahl erlauben, das Château noch heute Abend unbehelligt zu verlassen. Ihr dürft so viel mitnehmen, wie Ihr könnt.«

Alaïs sah, wie sich die Hände des Vicomte zu Fäusten ballten. »Und Carcassona?«

»Die *Ciutat* geht mit allen, die sich in ihr befinden, an das Kreuzheer über. Nach Besièrs wollen die Herren eine Entschädigung.«

Nachdem er gesprochen hatte, herrschte einen Moment lang Schweigen.

Dann ließ Trencavel seinem Temperament endlich freien Lauf und schleuderte seinen Becher gegen die Wand. »Wie kann er es wagen, ein derart beleidigendes Angebot zu machen?«, brüllte er. »Wie kann er es wagen, unsere Ehre, unseren Stolz zu verletzen? Ich werde diesen französischen Räubern nicht einen einzigen meiner Untertanen überlassen.«

»*Messire*«, sagte Pelletier leise.

Trencavel stand da, die Hände in die Hüften gestemmt, atmete schwer und wartete, bis er seine Selbstbeherrschung wiedergefunden hatte.

Dann erst sprach er den König erneut an. »Sire, ich danke Euch für Eure Fürbitte und den Vermittlungsversuch, den Ihr unseretwegen unternommen habt. Wenn Ihr jedoch nicht mit uns kämpfen wollt - oder könnt -, dann müssen wir nun Abschied nehmen. Ihr solltet Euch zurückziehen.«

Pedro nickte, wusste, dass es nichts mehr zu sagen gab.

»Möge Gott mit Euch sein, Trencavel«, sagte er

unglücklich. Trencavel sah ihm in die Augen. »Ich glaube, das ist er«, entgegnete er trotzig.

Als Pelletier den König aus der Halle geleitete, nutzte Alaïs die Gelegenheit, sich davonzuschleichen.

Das Fest der Verklärung des Herrn verging ruhig, ohne dass eine der beiden Seiten nennenswerte Erfolge erzielt hätte. Trencavel ließ weiterhin Pfeile und Geschosse auf die Kreuzfahrer niederregnen, während das Katapult unaufhörlich dumpf dröhnend Felsbrocken gegen die Mauern schleuderte. Männer fielen auf beiden Seiten, aber nur wenig Terrain wurde erobert oder verloren.

Die Ebenen erinnerten an ein Leichenhaus. Die Toten wurden einfach der Verwesung überlassen, lagen aufgedunsen in der Hitze, wo sich Wolken von Schmeißfliegen an ihnen gütlich taten. Milane und Habichte kreisten über dem Schlachtfeld und hackten das Fleisch von den Knochen.

An einem Freitag Anfang August griffen die Kreuzfahrer die südliche Vorstadt Sant-Miquel an. Eine Zeit lang hielten sie den Graben unterhalb der Mauer besetzt, doch dann wurden sie von einem Hagel aus Pfeilen und Steinen zurückgetrieben. Nach einem mehrstündigen unentschiedenen Kampf wichen die Franzosen schließlich, begleitet vom Hohn- und Triumphgeheul der Carcassonnais, dem erbitterten Widerstand.

Im Morgengrauen des folgenden Tages, als die Welt im silbernen Schimmer des ersten Tageslichtes lag und ein zarter Dunst sanft über die Hänge trieb, auf denen über eintausend Kreuzfahrer in Stellung gegangen waren, begann der nächste Angriff auf Sant-Miquel.

Helme und Schilde, Schwerter und Lanzen und Augen glimmten in der blassen Sonne. Jeder Mann trug ein Kreuz auf der Brust, das sich weiß von den Farben Nevers', Burgunds, Chartres' und der Champagne abhob.

Vicomte Trencavel hatte auf den Mauern von Sant-Miquel Posten bezogen, Schulter an Schulter mit seinen Männern, um den Angriff zurückzuschlagen.

Die Bogenschützen und *dardasiere* hielten sich bereit, die Bögen im Anschlag. Unterhalb von ihnen waren die Fußsoldaten mit

Äxten, Schwertern und Lanzen bewaffnet. Dahinter, sicher im Schutz der Cité, warteten die *chevaliers* auf ihren Einsatz.

In der Ferne begannen die französischen Trommeln zu schlagen, und die Erde dröhnte regelmäßig und schwer unter dem Stampfen der Lanzenstiele, die von ihren Trägern auf den Boden gestoßen wurden, ein Geräusch, das weit über das wartende Land getragen wurde.

Und so beginnt es.

Alaïs stand neben ihrem Vater auf der Mauer und beobachtete, wie die Kreuzfahrer über den Berg heranströmten, während sie gleichzeitig nach ihrem Gemahl Ausschau hielt.

Als das Kreuzheer in Reichweite war, hob Vicomte Trencavel den Arm und gab den Befehl. Sofort verdunkelte ein Schwarm von Pfeilen den Himmel.

Auf beiden Seiten fielen Männer. Die erste Sturmleiter lehnte schon an der Mauer. Ein Bolzen aus einer Armbrust zischte durch die Luft und schlug in das raue, schwere Holz. Die Leiter geriet ins Wanken und kippte. Sie fiel zunächst langsam, dann immer schneller und schleuderte die Männer auf die Erde, wo sie unter Gesplitter von Knochen und Holz blutig zerschellten.

Es gelang den Kreuzfahrern, eine *gata*, eine Belagerungsmaschine, an die Mauern der Vorstadt zu bringen. Im Schutz der mit Wasser durchtränkten Abdeckung lösten die Sappeure Steine aus der Mauer und gruben sich unter die Festung.

Trencavel rief den Bogenschützen zu, sie sollten die Holzkonstruktion zerstören. Sogleich zischte ein Schauer

von Geschossen und Brandpfeilen auf die *gata* nieder. Pech und schwarzer Qualm verdunkelten den Himmel, bis die Maschine schließlich Feuer fing und Männer mit brennenden Kleidern aus dem lodernden Käfig flohen, nur um von den Pfeilen niedergestreckt zu werden.

Es war zu spät. Die Verteidiger mussten tatenlos zusehen, wie der Tunnel, der von den Kreuzfahrern schon seit Tagen vorbereitet worden war, in die Luft gejagt wurde. Alaïs schlug schützend die Hände vors Gesicht, als die Explosion einen heftigen Schauer aus Steinen, Staub und Feuer in die Luft sprengte.

Die Kreuzfahrer stürmten durch die Bresche. Das Tosen des Feuers übertönte sogar die Schreie der Frauen und Kinder, die aus dem Inferno flohen.

Das schwere Tor zwischen der Cité und Sant-Miquel wurde geöffnet, und die *chevaliers* von Carcassonne ritten ihren ersten Angriff. Alaïs merkte, dass sie leise *Behüte ihn* vor sich hin murmelte, als ob Worte Pfeile abwehren könnten.

Jetzt katapultierten die Kreuzfahrer die abgeschlagenen Köpfe der Toten über die Mauern, um Panik und Furcht auszulösen. Das Geschrei wurde ohrenbetäubend, als Vicomte Trencavel seine Männer in den Kampf führte. Er war einer der Ersten, der sein Schwert benutzte, als er es einem Kreuzfahrer in den Hals bohrte und dann die Klinge mit einem Fußtritt von dem Körper befreite.

Guilhem, der nicht weit hinter ihm war, trieb sein Schlachtross durch die Menge der Angreifer und trampelte alle nieder, die sich ihm in den Weg stellten.

Alaïs erblickte Alzeu de Preixan an seiner Seite. Entsetzt musste sie mit ansehen, wie Alzeus Pferd ausglitt und stürzte. Sofort riss Guilhem die Zügel herum und eilte seinem Freund zu Hilfe. Guilhems mächtiges Tier, das von dem Blutgeruch und dem Stahlgeklirre ganz wild geworden war, stellte sich auf die Hinterbeine und zermalmte einen Kreuzfahrer unter seinen Hufen. So hatte Alzeu genug Zeit,

sich wieder aufzurappeln und in Sicherheit zu bringen.

Sie waren zahlenmäßig weit unterlegen. Horden von verängstigten und verletzten Männern, Frauen und Kindern, die sich in die Cité flüchten wollten, gerieten ihnen in den Weg. Das Kreuzheer rückte unaufhaltsam vor, nahm Straße für Straße ein. Schließlich hörte Alaïs, wie ein Ruf ertönte.

»*Repli! Repli!*« Rückzug.

Im Schutze der Nacht schlich eine Hand voll Verteidiger zurück in die zerstörte Vorstadt. Sie erschlugen die wenigen Kreuzfahrer, die dort Wache standen, und steckten die letzten erhaltenen Häuser in Brand, damit die Franzosen bei ihrem nächsten Ansturm auf die Cité wenigstens nicht dahinter Deckung suchen konnten.

Doch die Wahrheit war bitter.

Sowohl Sant-Vicens als auch Sant-Miquel waren gefallen. Von nun an stand Carcassonne allein.

Kapitel 58

Auf Wunsch von Vicomte Trencavel waren im Großen Saal Tische aufgestellt worden. Der Vicomte und Frau Agnès gingen zwischen ihnen umher und dankten den Männern für die Dienste, die sie geleistet hatten und noch leisten würden. Pelletier fühlte sich gar nicht gut. Der Geruch von verbranntem Wachs, Schweiß, kaltem Essen und warmem Bier hing in der Luft. Pelletier wusste nicht, wie lange er das noch aushalten konnte. Er hatte krampfartige Bauchschmerzen, die an Heftigkeit und Häufigkeit Zunahmen.

Er versuchte sich gerade aufzurichten, doch plötzlich gaben seine Beine unter ihm nach. Er kippte nach vorn, wollte sich an einem Tisch festhalten und fegte dabei Teller und Becher und Fleischknochen zu Boden. Er hatte das Gefühl, als hätte ein wildes Tier die Zähne in seinen Bauch geschlagen.

Trencavel fuhr herum. Irgendjemand rief etwas. Pelletier bekam mit, dass Diener ihm zu Hilfe eilten und dass nach Alaïs gerufen wurde.

Er spürte Hände, die ihn stützten und Richtung Tür führten. François' Gesicht tauchte kurz in seinem Gesichtsfeld auf, war dann gleich wieder verschwunden.

Er hörte eine vertraute Stimme, Alaïs, die Anweisungen gab, obwohl es klang, als ob sie weit weg wäre und eine Sprache spräche, die er nicht verstand.

»Alaïs«, rief er und griff in der Dunkelheit nach ihrer Hand. »Ich bin hier. Wir bringen Euch in Euer Gemach.«

Er spürte starke Arme, die ihn hochhoben, die Nachtluft auf seinem Gesicht, als er durch den Cour d'Honneur getragen wurde, dann die Treppe hinauf.

Sie kamen langsam voran. Die Krämpfe in seinem Bauch wurden immer schlimmer. Er konnte spüren, wie die Seuche in ihm arbeitete, ihm das Blut und den Atem vergiftete.

»Alaïs ...«, flüsterte er, diesmal voller Angst.

Sobald sie im Zimmer ihres Vaters waren, schickte Alaïs Rixende los, um François zu holen und ihr die Arzneien aus ihrem Zimmer zu bringen, die sie brauchte. Zwei weitere Diener schickte sie in die Küche, um kostbares Wasser herbeizuschaffen.

Sie hatte ihren Vater aufs Bett gelegt. Sie zog ihm das besudelte Obergewand aus und warf es auf einen Haufen. Es musste verbrannt werden. Pestilenzgeruch schien aus den Poren seiner Haut zu dringen. Die Durchfälle kamen immer häufiger und wurden immer schlimmer, bestanden inzwischen fast nur noch aus Blut und schleimigem Eiter. Alaïs ließ Kräuter und Blüten verbrennen, um den Gestank zu überdecken, doch selbst die größten Mengen Lavendel oder Rosmarin konnten nicht verhüllen, wie es um ihn stand.

Rixende war rasch mit den Arzneien zurück und half Alaïs, die getrockneten roten Beeren mit heißem Wasser zu einem dünnen Brei anzurühren. Nachdem Alaïs ihm auch das beschmutzte Untergewand ausgezogen hatte, bedeckte sie ihn mit einem sauberen dünnen Laken und löffelte ihm dann die Flüssigkeit zwischen die farblosen Lippen.

Den ersten Mund voll, den er schluckte, erbrach er gleich wieder. Sie versuchte es erneut. Diesmal gelang es ihm, den Schluck bei sich zu behalten, obwohl es ihn eine ungeheure Anstrengung kostete und sein Körper von Krämpfen geschüttelt wurde.

Zeit verlor jede Bedeutung, verging weder schnell noch langsam, während Alaïs verzweifelt versuchte, die Krankheit aufzuhalten. Um Mitternacht trat Vicomte Trencavel in den Raum.

»Wie steht es um ihn, Dame Alaïs?«

»Er ist sehr krank, *Messire*.«

»Braucht Ihr irgendetwas? Ärzte, Arzneien?«

»Etwas mehr Wasser, wenn es entbehrt werden kann. Ich habe Rixende schon vor einiger Zeit auf die Suche nach François geschickt, aber er ist immer noch nicht da.«

»Ich kümmere mich um alles.«

Trencavel sah über ihre Schulter zum Bett hinüber. »Wie kommt es, dass er so schnell erkrankt ist?«

»Es ist schwer zu sagen, warum es den einen so hart trifft und den Nächsten verschont, *Messire*. Die körperliche Verfassung meines Vaters war durch seine Zeit im Heiligen Land sehr in Mitleidenschaft gezogen. Er ist besonders anfällig für Magenerkrankungen.« Sie zögerte. »So Gott will, wird die Krankheit sich nicht weiter ausbreiten.«

»Besteht kein Zweifel, dass es die Ruhr ist?«, fragte er grimmig. Alaïs schüttelte den Kopf. »Es bekümmert mich, das zu hören. Gebt mir Bescheid, wenn sich sein Zustand verändert.« Während die Stunden langsam verstrichen, wurde die Lebenskraft ihres Vaters immer schwächer. Er hatte helle Augenblicke, in denen er genau zu wissen schien, was mit ihm los war. Dann wieder wusste er weder wo noch wer er war.

Kurz vor Tagesanbruch atmete Pelletier plötzlich nur noch ganz flach. Alaïs, die an seinem Bett eingenickt war, hörte die Veränderung und war schlagartig wach.

»*Filha ...*«

Sie berührte seine Hände, fühlte seine Stirn und wusste, dass es nicht mehr lange dauern würde. Das Fieber hatte ihn verlassen, und seine Haut war kalt.

Seine Seele kämpft darum, freigelassen zu werden.

»Hilf mir ...«, brachte er heraus, »... mich aufzusetzen.«

Mit Rixendes Hilfe gelang es Alaïs, ihn in eine sitzende Position zu bringen. Im Verlauf von nur einer Nacht hatte ihn die Krankheit zum Greis gemacht.

»Sprecht nicht«, flüsterte sie. »Spart Eure Kräfte.« »Alaïs«, ermahnte er sie leise. »Du weißt, dass meine Zeit gekommen ist.« In seiner Brust gurgelte und rasselte es, wenn er nach Luft rang. Seine Augen waren hohl und gelb

umschattete, und auf seinen Händen und am Hals bildeten sich hellbraune Flecke. »Lass bitte einen *parfait* kommen.« Er zwang sich, die eingesunkenen Augen zu öffnen. »Ich möchte getröstet sterben.«

»Ihr wollt das *consolament* hören, *Paire*?«, fragte sie vorsichtig. Pelletier brachte ein dünnes Lächeln zustande, und für einen Augenblick schien in ihm noch einmal der Mann auf, der er im Leben gewesen war.

»Ich habe den Worten der *Bons Chrétiens* gut zugehört. Ich habe die Worte des *melhorer* und des *consolament* gelernt ...« Er brach ab. »Ich bin als Christ geboren, und ich werde als Christ sterben, aber nicht in den Armen derjenigen, die vor unseren Toren im Namen Gottes Krieg führen. Durch Gottes Gnade werde ich, wenn ich als guter Mensch gelebt habe, in die herrliche Gemeinschaft der Seelen im Himmel aufgenommen werden.« Ein Hustenanfall schüttelte ihn. Alaïs blickte sich verzweifelt im Zimmer um. Sie schickte einen Diener zu Vicomte Trencavel, um ihm zu sagen, dass sich der Zustand ihres Vaters verschlechtert hatte. Sobald er gegangen war, rief sie Rixende.

»Du musst die *parfaits* holen. Ich hab sie vor einiger Zeit im Hof gesehen. Sag ihnen, dass hier jemand ist, der das *consolament* erhalten möchte.«

Rixende blickte sie entsetzt an.

»Du machst dich nicht schuldig, nur weil du eine Nachricht überbringst«, sagte Alaïs, um das Mädchen zu beruhigen. »Du musst auch nicht mit ihnen wieder herkommen.«

Eine Bewegung ihres Vaters lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder aufs Bett.

»Rasch, Rixende. Beeil dich.«

Alaïs bückte sich. »Was ist, *Paire*? Ich bin hier bei Euch.«

Er wollte etwas sagen, doch die Worte schienen ihm in der Kehle zu verkümmern, bevor er sie aussprechen konnte. Sie goss ihm ein wenig Wein in den Mund und

betupfte seine ausgetrockneten Lippen mit einem nassen Tuch.

»Der Gral ist das Wort Gottes, Alaïs. Das hat Harif versucht, mich zu lehren, wenngleich ich ihn nicht verstand.« Seine Stimme war brüchig. »Aber ohne den *merel* ... die Wahrheit des Labyrinths ... ist es ein falscher Weg.«

»Was ist mit dem *merel*?«, flüsterte sie beschwörend, verstand nicht, was er meinte.

»Du hattest Recht, Alaïs. Ich war zu verbohr. Ich hätte dich gehen lassen sollen, als noch Zeit war.«

Alaïs versuchte sich auf seine unzusammenhängenden Worte einen Reim zu machen. »Welcher Weg?«

»Ich habe sie nicht gesehen«, murmelte er, »und jetzt ist es dafür zu spät. Die Höhle ... nur wenige haben sie gesehen.«

Alaïs drehte sich verzweifelt zur Tür um.

Wo *bleibt Rixende*?

Auf dem Gang draußen ertönte das Geräusch eiliger Schritte. Rixende erschien, gefolgt von zwei *parfaits*. Alaïs erkannte den Älteren der beiden, einen Mann mit dunklen Gesichtszügen, dichtem Bart und sanfter Miene, dem sie einmal in Esclarmon- des Haus begegnet war. Beide trugen sie dunkelblaue Kutten und einen Strick als Gürtel mit Eisenschnallen in Form eines Fisches.

Er verneigte sich. »Dame Alaïs.« Er schaute an ihr vorbei zum Bett. »Ich nehme an, Euer Vater, Intendant Pelletier, ist es, der des Trostes bedarf.«

Sie nickte.

»Ist sein Atem noch kräftig genug zum Sprechen?«

»Er wird die Kraft dazu finden.«

Wieder war draußen auf dem Gang ein Geräusch zu hören, und gleich darauf trat Vicomte Trencavel ins Zimmer.

»*Messire*«, sagte sie bestürzt. »Er hat nach den *parfaits* verlangt ... mein Vater wünscht, getröstet zu sterben,

Messire.«

Überraschung flackerte in seinen Augen, doch er ordnete an, die Tür zu schließen.

»Dennoch«, sagte er. »Ich bleibe.«

Alaïs starrte ihn einen Augenblick lang an, dann wandte sie sich wieder ihrem Vater zu, als der leitende *parfait* sie rief. »Intendant Pelletier hat starke Schmerzen, doch sein Verstand ist klar und sein Mut ungebrochen.« Alaïs nickte. »Hat er auch nichts getan, um unserem Glauben zu schaden, und ist er uns nichts schuldig?«

»Er ist ein Verteidiger aller Freunde Gottes.«

Alaïs und Raymond-Roger hielten sich im Hintergrund, als der *parfait* ans Bett trat und sich über den Sterbenden beugte. Bertrands Augen flackerten, als er das *melhorer* flüsterte, die Ehrenbezeugung.

»Gelobt Ihr, den Regeln von Gerechtigkeit und Wahrheit zu folgen und Euch Gott und der Kirche der *Bons Chrétiens* zu übergeben?«

Pelletier presste die Worte zwischen den Lippen hervor. »Ich gelobe es.«

Der *parfait* legte eine Pergamentabschrift des Neuen Testaments auf Pelletiers Kopf. »Möge Gott dich segnen, einen guten Christen aus dir machen und dich zu einem seligen Ende führen.« Er sprach das *Benedicté*, dann dreimal das *Adoremus*. Alaïs war von der Schlichtheit der Zeremonie bewegt. Vicomte Trencavel blickte starr geradeaus. Er schien sich nur mit größter Mühe beherrschen zu können.

»Bertrand Pelletier, bist du bereit, die Gabe des Vaterunsers zu empfangen?«

Ihr Vater raunte seine Zustimmung.

Mit klarer, reiner Stimme sprach der *parfait* das *Paternoster* siebenmal hintereinander und hielt nur inne, damit Pelletier Amen sagen konnte.

»Das ist das Gebet, das Jesus Christus in diese Welt brachte und das er die *Bons Homes* lehrte. Von nun an

wirst du nie wieder essen oder trinken, ohne zuvor dieses Gebet gesprochen zu haben, und wenn du gegen diese Pflicht verstößt, musst du erneut Buße tun.«

Pelletier versuchte zu nicken. Das hohle Pfeifen in seiner Brust war nun lauter wie der Wind in Herbstbäumen.

Der *parfait* begann aus dem Evangelium des Johannes zu lesen. »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott.« Pelletiers Hand zuckte auf dem Laken, als der *parfait* weiterlas. »... Und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.«

Plötzlich riss der Sterbende die Augen auf. »*Vertat*«, flüsterte er. »Ja, die Wahrheit.«

Ängstlich packte Alaïs seinen Arm, doch er entglitt ihr. Das Licht war aus seinen Augen gewichen. Sie merkte, dass der *parfait* jetzt schneller sprach, als fürchtete er, dass ihm nicht mehr genug Zeit blieb, um das Ritual abzuschließen.

»Er muss die letzten Worte sprechen«, drängte er Alaïs. »Helft ihm.«

»*Paire*, Ihr müsst ...« Die Trauer raubte ihr die Stimme.

»Für jede Sünde ... die ich begangen habe ... in Wort oder Tat«, röchelte er, »bitte ich ... bitte ich Gott und die Kirche und alle hier Anwesenden ... um Vergebung.«

Mit offensichtlicher Erleichterung legte der *parfait* seine Hände auf Pelletiers Haupt und gab ihm den Friedenskuss. Alaïs stockte der Atem.

Ein Ausdruck des Friedens hatte das Gesicht ihres Vaters verwandelt, als die Gnade des *consolament* sich auf ihn senkte. Es war ein Augenblick der Transzendenz, des Begreifens. Sein Geist war jetzt bereit, diesen kranken Leib und die Erde zu verlassen, die ihn festhielt.

»Seine Seele ist bereit«, sagte der *parfait*.

Alaïs nickte. Sie setzte sich aufs Bett und hielt ihrem Vater die Hand. Vicomte Trencavel trat an die andere Seite. Pelletier war kaum noch bei Bewusstsein, aber er schien

ihre Anwesenheit zu spüren.

»*Messire?*«

»Ich bin hier, Bertrand.«

»Carcassona darf nicht fallen.«

»Ich gebe Euch mein Wort, eingedenk der Liebe und Treue, die so viele Jahre zwischen uns bestanden, dass ich alles tun werde, was in meiner Macht steht.«

Pelletier versuchte die Hand von der Decke zu nehmen.
»Es war eine Ehre, Euch zu dienen.«

Alaïs sah, dass dem Vicomte Tränen in den Augen standen. »Ich bin es, der Dank sagen sollte, mein alter Freund.«

Pelletier bewegte den Kopf. »Alaïs?«

»Ich bin hier, Vater«, sagte sie rasch.

Die Farbe war jetzt gänzlich aus Pelletiers Gesicht gewichen. Die Haut lag ihm in grauen Falten um die Augen. »Kein Mann hat je eine solche Tochter gehabt.«

Er schien zu seufzen, als das Leben seinen Körper verließ. Dann Stille.

Einen Augenblick lang rührte sich Alaïs nicht, atmete nicht, zeigte keinerlei Reaktion. Dann spürte sie, wie eine wilde Trauer in ihr aufwallte, sie erfasste und Besitz von ihr nahm, bis sie in einem tränengeschüttelten Weinkrampf zusammenbrach.

Kapitel 59

Ein Soldat erschien in der Tür. »*Messire?*«

Trencavel wandte den Kopf. »Was ist?«

»Ein Dieb, *Messire*. Hat am Place du Plö Wasser gestohlen.«

Er machte eine Geste, dass er gleich kommen würde. »Dame Alaïs, ich muss Euch allein lassen.«

Alaïs nickte. Sie war vom vielen Weinen erschöpft.

»Ich Sorge dafür, dass er mit der Ehre und mit allen Würden bestattet wird, die seinem Rang zukommen. Er war ein tapferer Mann, ein treuer Ratgeber und ein wertvoller Freund.«

»Seine Kirche verlangt das nicht, *Messire*. Seine leibliche Hülle ist nichts. Sein Geist ist bereits fortgegangen. Er würde sich wünschen, dass Ihr an die Lebenden denkt.«

»Dann betrachtet es als einen selbstsüchtigen Akt meinerseits, dass ich Eurem Vater die letzte Ehre erweisen und damit die große Zuneigung und Wertschätzung bezeugen will, die ich für ihn empfand. Ich werde seinen Leichnam in die *capela* Sant-Maria bringen lassen.«

»Über einen solchen Beweis Eurer Liebe würde er sich sehr freuen.«

»Soll ich jemanden zu Euch schicken, der mit Euch Totenwache hält? Euren Gemahl kann ich nicht entbehren, aber vielleicht Eure Schwester. Braucht Ihr Hilfe, den Toten aufzubahren?« Ihr Kopf schnellte hoch, denn erst jetzt wurde ihr klar, dass sie nicht ein einziges Mal an Oriane gedacht hatte. Sie hatte sogar vergessen, ihr mitzuteilen, dass ihr Vater erkrankt war.

Sie hat ihn nicht geliebt.

Alaïs gebot der Stimme in ihrem Kopf Einhalt. Sie hatte ihre Pflicht vernachlässigt, sowohl ihrem Vater als auch ihrer Schwester gegenüber. Sie stand auf.

»Ich werde selbst zu meiner Schwester gehen, *Messire*.«

Sie verneigte sich, als er aus dem Zimmer ging, dann

wandte sie sich wieder um. Sie brachte es nicht übers Herz, ihren Vater zu verlassen, und begann selbst damit, ihn aufzubahren. Sie ordnete an, das Bett frisch zu beziehen. Die schmutzigen Laken sollten verbrannt werden. Dann bereitete sie mit Rixendes Hilfe die Leichentücher und Öle vor. Sie wusch den Leichnam selbst und kämmte ihm das Haar aus der Stirn, sodass ihr Vater im Tod so aussah wie der Mann, der er im Leben gewesen war.

Als alles fertig war, blieb sie noch eine Weile bei ihm, blickte hinab in das leere Gesicht. *Du kannst es nicht länger hinauszögern.* »Teilt dem Vicomte mit, dass der Leichnam in die *capela* gebracht werden kann, Rixende. Ich muss meiner Schwester die Nachricht überbringen.«

Auf dem Boden vor Orianes Gemach lag Guirande schlafend auf dem Boden.

Alaïs trat über sie hinweg und griff nach der Klinke. Diesmal war die Tür unverschlossen. Oriane lag allein im Bett und hatte die Vorhänge zurückgezogen. Ihre zerzausten schwarzen Locken lagen ausgebreitet auf dem Kissen, und im Morgenlicht sah ihre Haut milchweiß aus. Alaïs wunderte sich, dass sie überhaupt schlafen konnte.

»Schwester!«

Oriane schlug ihre grünen Katzenaugen auf und blickte zuerst erschrocken, dann überrascht, ehe sich auf ihrem Gesicht der gewohnte herablassende Ausdruck einstellte.

»Ich habe eine schreckliche Nachricht«, sagte Alaïs. Ihre Stimme war tot, kalt.

»Hätte das nicht warten können? Es kann ja noch nicht mal Prim geläutet haben.« »Nein, hätte es nicht. Unser Vater ...« Sie stockte.

Wie können diese Worte wahr sein?

Alaïs holte tief Luft, um Kraft zu schöpfen. »Unser Vater ist tot.«

Oriane blickte schockiert, doch dann kehrte ihre übliche Miene zurück. »Was hast du gesagt?«, fragte sie und kniff die Augen zusammen.

»Unser Vater ist heute Morgen verschieden. Kurz vor Tagesanbruch.«

»Wieso? Wie ist er denn gestorben?«

»Ist das alles, was du dazu zu sagen hast?«, schrie Alaïs.

Oriane sprang aus dem Bett. »Sag mir, woran er gestorben ist!« »An einer Krankheit. Sie hat ihn sehr schnell dahingerafft.« »Warst du in der Todesstunde bei ihm?«

Alaïs nickte.

»Und du hast es nicht für nötig befunden, mich rufen zu lassen?«, fragte sie außer sich vor Zorn.

»Es tut mir Leid«, flüsterte Alaïs. »Es ging alles so schnell. Ich weiß, ich hätte daran denken müssen ...«

»Wer war sonst noch bei ihm?«

»Unser Herr, Vicomte Trencavel, und ...«

Oriane bemerkte das Zögern. »Hat unser Vater seine Sünden gebeichtet und die Letzte Ölung empfangen?«, wollte sie wissen. »Ist er in den Armen der Kirche gestorben?«

»Uns Vater ist nicht ungesegnet gestorben.« Alaïs wählte ihre Worte mit Bedacht. »Er hat seinen Frieden mit Gott gemacht.« *Sie hat einen Verdacht.*

»Aber was spielt das für eine Rolle?«, schrie sie plötzlich, als ihr bewusst wurde, wie kaltherzig Oriane auf die Neuigkeit reagierte. »Er ist tot, Schwester. Bedeutet dir das denn gar nichts?« »Du hast deine Pflicht vernachlässigt, Schwester!« Oriane zeigte zornig mit dem Finger auf sie. »Als die Ältere hätte es *mir* mehr zugestanden als dir, bei ihm zu sein. Und sollte ich obendrein herausbekommen, dass du Häretikern erlaubt hast, sich an ihm zu schaffen zu machen, während er im Sterben lag, dann wird dir das noch Leid tut, darauf kannst du dich verlassen.« »Empfindest du denn keine Trauer, keinen Verlust?«

Alaïs konnte die Antwort in Orianes Gesicht lesen. »Sein Tod geht mir nicht näher, als wenn ein Hund auf der Straße krepirt. Er hat mich nicht geliebt. Es ist viele Jahre her, dass ich zuletzt darunter gelitten habe. Warum also sollte ich jetzt trauern?« Sie trat einen Schritt näher. »Dich hat er geliebt. In dir hat er sich selbst gesehen.« Sie lächelte ein unangenehmes Lächeln. »Dir hat er sich anvertraut. Mit dir hat er seine größten Geheimnisse geteilt.«

Selbst in ihrem erstarrten Zustand spürte Alaïs, wie ihr die Röte in die Wangen schoss. »Was meinst du damit?«, fragte sie, und ihr graute schon vor der Antwort.

»Du weißt ganz genau, was ich meine«, zischte Oriane. »Meinst du wirklich, ich wüsste nichts von Euren mitternächtlichen Gesprächen?« Sie trat noch näher auf sie zu. »Dein Leben, kleine Schwester, wird sich jetzt ändern, wo er dich nicht mehr schützen kann. Schon viel zu lange hat sich hier alles um dich gedreht.« Orianes Hand schoss vor und packte Alaïs' Arm.

»Sag schon. Wo ist das dritte Buch?«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

Oriane ohrfeigte sie mit der freien Hand.

»Wo ist es?«, fauchte sie. »Ich weiß, dass du es hast.«

»Lass mich los.«

»Lass die Spielchen, Schwester. Er muss es dir gegeben haben. Wem hätte er sonst noch vertraut? Sag mir, wo es ist. Ich will es haben.«

Ein kalter Schauer lief Alaïs über den Rücken.

»Hör auf. Jeden Augenblick kann jemand hereinkommen.« »Wer denn?«, fragte Oriane höhnisch. »Unser Vater ist nicht mehr da, um dich zu beschützen, schon vergessen?«

»Guilhem.«

Oriane lachte. »Ach ja, du hast dich ja wieder mit deinem Mann

versöhnt. Weißt du, was dein Gemahl wirklich von dir

denkt?«, sprach sie weiter. »Weißt du das?«

Die Tür flog auf und knallte gegen die Wand.

»Das reicht!«, rief Guilhem. Sofort ließ Oriane den Arm ihrer Schwester los. Guilhem eilte zu Alaïs und schloss sie in die Arme. »*Mon cor*, ich bin gleich gekommen, als ich vom Tod Eures Vaters erfuhr. Es tut mir so Leid.«

»Wie rührend!« Orianes schroffe Stimme durchbrach die Innigkeit zwischen ihnen.

»Frag ihn doch, was ihn zurück in dein Bett geführt hat«, sagte sie verächtlich, ohne Guilhem aus den Augen zu lassen. »Oder hast du zu große Angst vor dem, was er sagen könnte? Frag ihn, Alaïs. Es war nicht Liebe oder Verlangen. Der Grund für diese Versöhnung ist das Buch, sonst nichts.«

»Ich warne Euch, hütet Eure Zunge!«

»Warum denn? Fürchtet Ihr Euch vor dem, was ich sagen könnte?«

Alaïs konnte die Anspannung zwischen ihnen spüren. Das Wissen. Und plötzlich begriff sie.

Nein. Bitte, das nicht.

»Er will nicht dich, Alaïs. Es geht ihm um das Buch. Das hat ihn zurück in dein Gemach geführt. Bist du wirklich so blind?« Alaïs trat einen Schritt von Guilhem zurück. »Sagt sie die Wahrheit?«

Er fuhr herum, sah sie an, und in seinen Augen flackerte Verzweiflung.

»Sie lügt. Ich schwöre bei meinem Leben, dass mir das Buch völlig gleichgültig ist. Ich habe ihr nichts erzählt. Wie könnte ich?« »Er hat das Zimmer durchsucht, während du schliefst. Auch wenn er es jetzt leugnen will.«

»Das ist nicht wahr!«, schrie er.

Alaïs sah ihn an. »Aber Ihr wusstet, dass es so ein Buch gibt?« Die Bestürzung in seinem Blick gab ihr die Antwort, die sie fürchtete.

»Sie wollte mich erpressen, damit ich ihr helfe, aber ich habe mich geweigert.« Seine Stimme brach. »Alaïs, ich habe

mich geweigert.«

»Welche Macht hatte sie über Euch, dass sie überhaupt so eine Forderung stellen konnte?«, fragte sie leise, fast flüsternd. Guilhem streckte die Hand nach ihr aus, aber sie wich von ihm zurück.

Selbst jetzt wünschte ich, dass er es abstreitet.

Er ließ seine Hand sinken. »Früher, ja, ich ... Verzeiht mir.« »Für Reue ist es ein bisschen spät.«

Alaïs achtete nicht auf Oriane. »Liebt Ihr sie?«

Guilhem schüttelte den Kopf. »Seht Ihr denn nicht, was sie erreichen will, Alaïs? Sie versucht, Euch gegen mich aufzubringen.« Alaïs war fassungslos, dass er noch immer hoffte, sie könnte ihm je wieder vertrauen.

Er streckte ihr seine Hand hin. »Bitte, Alaïs«, flehte er. »Ich liebe Euch.«

»Das reicht jetzt«, sagte Oriane und trat zu Alaïs. »Wo ist das Buch?«

»Ich habe es nicht.«

»Wer dann?«, fragte Oriane mit drohender Stimme.

Alaïs ließ sich nicht einschüchtern. »Warum willst du es haben? Was ist daran so wichtig für dich?«

»Sag es mir einfach«, herrschte Oriane sie an, »dann ist die Sache ein für alle Mal erledigt.«

»Und wenn ich es dir nicht sage?«

»Es ist so leicht, krank zu werden«, sagte sie. »Du hast unseren Vater gepflegt. Vielleicht steckt die Krankheit schon in dir.« Sie wandte sich Guilhem zu. »Ihr versteht, was ich sagen will, Guilhem? Falls Ihr Euch gegen mich wendet.«

»Ich werde nicht zulassen, dass Ihr Alaïs ein Leid zufügt!« Oriane lachte. »Ihr solltet mir lieber nicht drohen, Guilhem. Ich habe genug Beweise für Euren Verrat, um Euch an den Galgen zu bringen.«

»Beweise, die Ihr selbst erfunden habt«, tobte er. »Vicomte Trencavel wird Euch nicht glauben.«

»Ihr unterschätzt mich, Guilhem, wenn Ihr denkt, ich

hätte noch Raum für irgendwelche Zweifel gelassen. Wollt Ihr das riskieren?» Sie wandte sich wieder Alaïs zu. »Sag mir, wo du das Buch versteckt hast, oder ich gehe zum Vicomte.«

Alaïs schluckte trocken. Was hatte Guilhem getan? Sie wusste nicht mehr, was sie denken sollte. Trotz ihres Zorns brachte sie es nicht fertig, ihn zu gefährden.

»François«, sagte sie. »Unser Vater hat das Buch François gegeben.«

Ein verwunderter Ausdruck huschte über Orianes Gesicht und verschwand genauso schnell wieder, wie er gekommen war.

»Na schön. Aber ich warne dich, Schwester, wenn du lügst, wirst du das noch bereuen.« Sie drehte sich um und ging zur Tür. »Wo willst du hin?«

»Meinem Vater die Ehre erweisen, wohin sonst? Doch zuvor werde ich dich noch sicher in dein Gemach geleiten.«

Alaïs hob den Kopf und sah ihrer Schwester in die Augen. »Das ist nicht nötig.«

»Und ob das nötig ist. Sollte François mir nicht helfen können, möchte ich noch einmal mit dir sprechen.«

Guilhem griff nach Alaïs. »Sie lügt. Ich habe nichts Falsches getan.«

»Was Ihr getan habt oder nicht getan habt, Guilhem, geht mich nichts mehr an«, sagte sie. »Ihr wusstet, was Ihr tatet, als Ihr das Lager mit ihr teiltet. Und jetzt lasst mich einfach in Frieden.« Hoch erhobenen Hauptes ging Alaïs über den Gang in ihr Gemach, gefolgt von Oriane und Guilhem.

»Ich komme gleich zurück. Sobald ich mit François gesprochen habe.«

»Wie du möchtest.«

Oriane schloss die Tür. Augenblicke später drehte sich der Schlüssel im Schloss, wie Alaïs befürchtet hatte.

Und sie hörte Guilhem, der Oriane Vorhaltungen machte.

Sie hielt sich die Ohren zu. Sie versuchte die quälenden, eifersüchtigen Bilder aus ihren Gedanken zu verdrängen. Doch es gelang ihr nicht. Immer wieder sah sie Guilhem und Oriane eng umschlungen, stellte sich vor, wie Guilhem ihrer Schwester all die zärtlichen Worte zuraunte, die er zu ihr gesagt hatte, Kostbarkeiten, die sie in ihrem Herzen bewahrt hatte.

Alaïs drückte ihre zitternde Hand auf die Brust. Sie konnte ihr Herz spüren, das laut gegen die Rippen pochte, verwirrt und verraten. Sie schluckte mühsam.

Denk nicht an dich.

Sie machte die Augen auf und ließ die Arme sinken, die Hände bekümmert zu Fäusten geballt. Sie durfte auf keinen Fall Schwäche zeigen. Denn dann hätte Oriane ihr alles Wertvolle genommen. Die Zeit für Reue, für gegenseitige Vorwürfe würde noch kommen. Sie hatte ihrem Vater versprochen, das Buch zu schützen, und das war ihr im Augenblick wichtiger als ihr gebrochenes Herz. So schwer es ihr auch fiel, sie musste Guilhem aus ihren Gedanken verdrängen. Sie hatte sich in ihrem Zimmer einsperren lassen, weil Oriane etwas Bestimmtes gesagt hatte. *Das dritte Buch.* Oriane hatte gefragt, wo sie das dritte Buch versteckt hatte.

Alaïs lief zu dem Mantel hinüber, der noch immer über der Stuhllehne hing, hob ihn hoch und tastete die Stelle am Saum ab, wo sie das Buch eingenäht hatte.

Es war nicht mehr da.

Niedergeschlagen sank Alaïs auf den Stuhl und kämpfte gegen die Verzweiflung an. Oriane hatte Simeons Buch. Bald würde sie herausfinden, dass Alaïs sie angelogen hatte und das Buch nicht bei François war. Und dann würde sie zurückkommen.

Und was ist mit Esclarmonde?

Alaïs fiel auf, dass sie Guilhem nicht mehr draußen vor der Tür hörte.

Ist er jetzt bei ihr?

Sie wusste nicht, was sie denken sollte. Aber es war ohnehin gleichgültig. Er hatte sie einmal hintergangen. Er würde es wieder tun. Sie musste ihre verletzten Gefühle in ihr gebrochenes Herz einschließen. Sie musste fliehen, solange noch Gelegenheit dazu war.

Alaïs riss das Lavendelsäckchen auf und nahm die Abschrift des Pergaments im *Buch der Zahlen* heraus, dann blickte sie sich ein letztes Mal in dem Raum um, von dem sie geglaubt hatte, er wäre für immer ihr Zuhause.

Sie wusste, dass sie nie wieder zurückkehren würde.

Dann ging sie mit klopfendem Herzen zum Fenster und spähte hinaus über das Dach. Ihre einzige Chance bestand darin, zu verschwinden, bevor Oriane wiederkam.

Oriane empfand nichts. Im flackernden Kerzenlicht stand sie am Fuß der Totenbahre und blickte hinab auf den Leichnam ihres Vaters.

Sie befahl den Wachen, sich zurückzuziehen. Dann bückte sie sich, als wollte sie die Stirn ihres Vaters küssen. Ihre Hand legte sich auf seine, und dann zog sie ihm den Labyrinth-Ring vom Daumen. Unglaublich, dass Alaïs so töricht gewesen war, den Ring an seiner Hand zu lassen.

Oriane richtete sich auf und schob ihn in ihren Beutel. Sie zupfte das Leichentuch zurecht, kniete vor dem Altar nieder und bekreuzigte sich, und dann machte sie sich auf die Suche nach François.

Kapitel 60

Alaïs setzte einen Fuß auf die Fensterbank und stieg hinaus auf den Sims. Bei dem Gedanken daran, was sie jetzt vorhatte, wurde ihr ganz schwindelig.

Du wirst abstürzen.

Und wenn schon, was spielte das jetzt noch für eine Rolle? Ihr Vater war tot. Guilhem war für sie verloren. Letztlich hatte ihr Vater mit seiner Einschätzung des Charakters ihres Gemahls Recht behalten.

Ich habe ohnehin nichts mehr zu verlieren.

Alaïs atmete tief durch und ließ sich vorsichtig vom Sims herab, bis ihr rechter Fuß die Dachziegel berührte. Dann hauchte sie ein Gebet, spannte Arme und Beine an und ließ sich fallen. Sie landete mit einem dumpfen Aufprall. Die Füße glitten unter ihr weg. Alaïs warf sich nach vorn, als sie über die Dachpfannen abwärts rutschte. Verzweifelt suchte sie nach irgendeinem Halt. Risse in den Ziegeln, Lücken im Mauerwerk, irgendetwas, um nicht in die Tiefe zu stürzen.

Es kam ihr vor, als würde sie endlos rutschen. Plötzlich gab es einen heftigen Ruck, und Alaïs kam jäh zum Stillstand. Der Saum ihres Gewandes hatte sich an einem Nagel verfangen. Sie blieb ganz ruhig liegen, wagte es nicht, sich zu bewegen. Sie konnte die Spannung in dem Stoff spüren. Er war von guter Qualität, aber er war so straff gespannt wie eine Trommel und konnte jeden Moment reißen.

Alaïs schielte zu dem Nagel hinauf. Sie konnte ihn zwar erreichen, aber um den Stoff zu lösen, würde sie beide Hände benötigen. Und sie fürchtete, dann endgültig abzurutschen. Die einzige Möglichkeit war, den Stoff einfach loszureißen und dann zu versuchen, das Dach wieder hinaufzuklettern. Es stieß nämlich an die westliche Außenmauer des Chateau Comtal. Dort konnte sie sich vielleicht zwischen den Holzlatten der *ambans*

hindurchzwängen. Die Lücken dazwischen waren zwar schmal, aber sie war dünn. Sie musste es versuchen.

Ganz vorsichtig, jede abrupte Bewegung vermeidend, hob Alaïs den Arm und zerrte an dem Stoff, bis er endlich einriss. Sie zog zuerst an einer, dann an der anderen Seite, und schließlich blieb von dem Rock nur ein sauberes Rechteck am Nagel hängen. Sie war wieder frei.

Sie schob zuerst ein Knie hoch und drückte es durch, dann das andere. Sie spürte, wie sich Schweiß auf der Stirn und zwischen den Brüsten bildete, dort, wo sie das Pergament versteckt hatte. Ihre Haut schürfte an den rauen Dachziegeln auf.

Stück für Stück arbeitete sie sich höher, bis sie schließlich die *ambans* packen konnte.

Alaïs streckte beide Hände aus und umfasste die Holzlatten, die sich beruhigend stabil anfühlten. Dann zog sie die Knie an und kauerte schließlich, eingezwängt in der Ecke zwischen Mauer und Wehrgang, fast auf dem Dach. Die Lücke war kleiner, als sie gehofft hatte, etwa so tief wie eine ausgestreckte Männerhand und rund dreimal so breit. Alaïs schob das rechte Bein hindurch, zog das linke unter den Körper, um Halt zu haben, und hievte sich dann durch die Lücke nach oben. Der Beutel mit der Abschrift der Labyrinth-Pergamente war nach unten gerutscht und baumelte ihr jetzt störend zwischen den Beinen, aber sie schaffte es.

Ohne auf ihre schmerzenden Beine zu achten, erhob sie sich rasch und eilte die Barrikade entlang. Obwohl sie wusste, dass die Wachen sie nicht an Oriane verraten würden, wollte sie möglichst schnell raus aus dem Chateau Comtal und nach Sant- Nasari hinüberlaufen. Je schneller, desto besser.

Alaïs spähte hinab, ob auch unten niemand war, dann kletterte sie die Leiter hinab. Als sie die letzten Sprossen sprang, knickten ihr bei der Landung die Beine ein, und sie krachte mit solcher Wucht auf den Rücken, dass ihr

die Luft wegblieb.

Sie blickte zur Kapelle hinüber. Weder Oriane noch François waren zu sehen. Alaïs drückte sich an den Mauern entlang, und als sie an den Stallungen vorbeikam, blieb sie kurz bei Tatou stehen. Sie selbst hatte schrecklichen Durst, und sie hätte auch ihrer leidenden Stute gern Wasser gegeben, doch der klägliche Rest, der noch da war, ging allein an die Schlachtrösser.

Die Straßen waren voll mit Flüchtlingen. Alaïs hielt sich den Ärmel vor den Mund, um sich gegen den Gestank von Leid und Krankheit zu schützen, der wie ein Nebel in den Gassen hing. Verwundete Männer und Frauen, die alles verloren hatten, wiegten Kinder in den Armen und starrten mit hoffnungslosen leeren Augen zu ihr hoch, als sie vorbeilief.

Auf dem Platz vor Sant-Nasari herrschte ein einziges Gedränge. Nach einem kurzen Blick über die Schulter, ob ihr auch niemand gefolgt war, zog Alaïs die Kirchentür auf und schlüpfte hinein. Im Mittelschiff hatten sich Menschen schlafen gelegt, und auch wer nicht schlief, hatte in seinem Elend kaum einen Blick für sie übrig.

Auf dem Hauptaltar brannten Kerzen. Alaïs hastete durch das nördliche Querschiff zu einer wenig besuchten Seitenkapelle mit einem kleinen, schlichten Altar. Dort war ihr Vater vor einigen Tagen mit ihr hingegangen. Mäuse huschten in dunkle Ecken, ihre winzigen Krallen klickten über die Fliesen. Alaïs kniete sich hin und griff um den Altar herum, so wie er es ihr gezeigt hatte. Sie fuhr mit den Fingern über die Oberfläche der Wand. Eine aufgeschreckte Spinne krabbelte Alaïs über den Handrücken und verschwand wieder.

Ein leises Klicken ertönte. Behutsam zog Alaïs den Stein heraus und schob ihn zur Seite, dann griff sie in die staubige Nische, die sich dahinter aufgetan hatte. Sie

ertastete den langen, dünnen Schlüssel, dessen Metall in langen Jahren seltener Benutzung stumpf geworden war, und steckte ihn in das Schloss der hölzernen Gittertür. Die Angeln quietschten, als das Holz über den Steinboden kratzte.

Sie spürte, dass ihr Vater ihr jetzt sehr nahe war. Alaïs biss sich auf die Lippen, um nicht zusammenzubrechen.

Das ist das Einzige, was du jetzt noch für ihn tun kannst.

Alaïs griff hinein und zog das Kästchen heraus, genau wie er es getan hatte. Es war nicht größer als eine Schmuckschatulle, schlicht und unverziert mit einem einfachen Verschluss. Sie hob den Deckel. Der Beutel aus Schafsfleder war noch da. Sie stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und merkte erst jetzt, wie groß ihre Furcht gewesen war, dass Oriane ihr doch irgendwie zugekommen sein könnte.

Ihr blieb nur wenig Zeit. Alaïs verbarg das Buch rasch unter ihrem Gewand und richtete alles wieder so her, wie es gewesen war. Falls Oriane oder Guilhem von dem Versteck wussten, dann würde es sie zumindest ein wenig aufhalten, wenn sie glaubten, die Schatulle wäre noch an Ort und Stelle.

Sie lief zurück durch die Kirche, den Kopf unter der Kapuze verborgen, stieß die schwere Tür auf und wurde sogleich von einer Flut leidender Menschen verschluckt, die den Platz bevölkerten. Die Krankheit, die ihren Vater besiegt hatte, breitete sich rasend schnell aus. Die Gassen waren übersät mit halb verwesenen Kadavern - Schafe und Ziegen, sogar Rinder, und aus den angeschwollenen Leibern stiegen stinkende Gase in die verpestete Luft.

Alaïs merkte, dass sie zu Esclarmondes Haus lief. Es gab keinen Anlass zu der Hoffnung, dass sie sie diesmal antreffen würde, nachdem sie es in den letzten Tagen so oft vergeblich versucht hatte, aber sie wusste nicht, wohin

sie sonst gehen sollte.

Die meisten Häuser im südlichen *quartier* waren verbarrikadiert und mit Brettern vernagelt, auch das von Esclarmonde. Alaïs klopfte an die Tür.

»Esclarmonde?«

Sie klopfte erneut. Sie rüttelte an der Tür, die jedoch fest verriegelt war. »Sajhë?«

Diesmal hörte sie etwas. Das Geräusch laufender Füße und ein Riegel, der zurückgerissen wurde.

»Dame Alaïs?«

»Sajhë, Gott sei Dank. Rasch, lass mich rein.«

Er öffnete die Tür gerade so weit, dass sie hineinschlüpfen konnte. »Wo warst du denn?«, fragte sie und umarmte ihn fest. »Was ist passiert? Wo ist Esclarmonde?«

Alaïs spürte, wie sich Sajhës kleine Hand in ihre schob. »Kommt mit.«

Er führte sie durch den Vorhang in das Zimmer im rückwärtigen Teil des Hauses. Eine Falltür im Boden stand offen. »Ihr wart die ganze Zeit hier?«, fragte sie. Als sie in das Dunkel hinabspähte, sah sie, dass am Ende der Leiter eine *calelh* brannte. »Im Keller? War meine Schwester noch einmal hier ...«

»Sie war es nicht«, sagte er mit bebender Stimme. »Schnell, bitte.«

Alaïs stieg als Erste hinunter, und Sajhë ließ die Falltür über ihren Köpfen zuklappen. Er kletterte rasch hinter ihr her, sprang die letzten paar Sprossen und landete auf der nackten Erde. »Hier entlang.«

Er führte sie durch einen feuchten unterirdischen Gang in einen engen höhlenartigen Bereich und hielt dann die Lampe so, dass Alaïs Esclarmonde sehen konnte, die reglos auf einem Lager aus Fellen und Decken lag.

»Nein!«, keuchte sie und eilte an ihre Seite.

Der Kopf der Kranken war dick verbunden. Als Alaïs eine Ecke des Verbands anhob, schlug sie die Hand vor den

Mund. Esclarmondes linkes Auge war ein einziger roter Fleck, alles von einem blutigen Film bedeckt. Auf der Wunde lag eine Kompresse, doch die Haut um die zerschmetterte Augenhöhle hing in losen Fetzen.

»Könnt Ihr ihr helfen?«, fragte Sjahë.

Alaïs hob die Decke an, und ihr drehte sich der Magen um. Quer über Esclarmondes Brust verlief eine Spur von tiefroten Verbrennungen, die Haut gelb-schwarz an den Stellen, wo das Feuer länger hingehalten worden war.

»Esclarmonde«, flüsterte sie und beugte sich über sie. »Könnt Ihr mich hören? Ich bin es, Alaïs. Wer hat Euch das angetan?« Sie bildete sich ein, eine Bewegung in Esclarmondes Gesicht wahrzunehmen. Die Lippen bewegten sich leicht. Alaïs drehte sich zu Sjahë um. »Wie hast du sie hier runtergebracht?« »Gaston und sein Bruder haben mir geholfen.«

Alaïs wandte sich wieder der misshandelten Gestalt auf dem Lager zu. »Was ist mit ihr geschehen, Sjahë?«

Er schüttelte den Kopf.

»Hat sie dir gar nichts erzählt?«

»Sie ...« Zum ersten Mal versagte seine Selbstbeherrschung. »Sie kann nicht sprechen ... ihre Zunge ...«

Alaïs erbleichte. »Nein«, flüsterte sie tonlos, dann fand sie ihre Stimme wieder. »Erzähl mir wenigstens, was du weißt«, sagte sie sanft.

Um Esclarmondes willen mussten sie beide stark sein. »Nachdem wir erfahren hatten, dass Besiers gefallen war, hatte *menina* Sorge, Intendant Pelletier könnte es sich anders überlegen und Euch die Trilogie doch nicht zu Harif bringen lassen.« »Sie hatte Recht«, sagte Alaïs grimmig.

»*Menina* wusste, dass Ihr versuchen würdet, ihn wieder umzustimmen, aber sie glaubte, dass Simeon der einzige Mensch wäre, auf den Intendant Pelletier hören würde. Ich wollte nicht, dass sie geht«, beteuerte er, »aber sie ist trotzdem zum jüdischen *quartier* gegangen. Ich bin ihr

gefolgt, aber in einigem Abstand, damit sie mich nicht sehen konnte, und deshalb habe ich sie im Wald aus den Augen verloren. Ich habe Angst bekommen. Ich habe bis Sonnenuntergang gewartet, aber dann hab ich gedacht, dass sie bestimmt schimpfen würde, wenn sie nach Hause kommt und merkt, dass ich ungehorsam war, deshalb bin ich nach Hause gelaufen. Und da habe ich ...» Er brach ab, und die bernsteinfarbenen Augen brannten in seinem weißen Gesicht. »Ich hab gleich gewusst, dass sie es ist. Sie war vor dem Tor zusammengebrochen. Ihre Füße haben geblutet, als wäre sie sehr weit gegangen.« Sjahë blickte zu Alaïs hoch. »Ich wollte Euch holen, Dame Alaïs, aber ich habe es nicht gewagt. Mit Gastons Hilfe hab ich sie hier runtergebracht. Ich hab versucht, mich zu erinnern, was sie machen würde, welche Salben sie nehmen würde.« Er zuckte die Achseln. »Ich hab's so gut gemacht, wie ich konnte.«

»Du hast deine Sache ganz ausgezeichnet gemacht«, sagt Alaïs mit voller Überzeugung. »Esclarmonde ist bestimmt sehr stolz auf dich.«

Eine Bewegung auf dem Lager ließ sie beide aufmerken, und sie drehten sich sofort um.

»Esclarmonde«, sagt Alaïs. »Könnt Ihr mich hören? Wir sind beide hier. Ihr seid in Sicherheit.«

»Sie will etwas sagen.«

Alaïs sah, wie Esclarmondes Hände aufgeregt zuckten. »Ich glaube, sie möchte Schreibzeug.«

Mit Sjahës Hilfe gelang es Esclarmonde, etwas aufzuschreiben. »Ich glaube, das heißt >Francois<«, sagte Alaïs stirnrunzelnd. »Was bedeutet das?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht soll er uns helfen«, sagte sie. »Hör gut zu, Sjahë. Ich habe schlimme Nachrichten. Simeon ist mit ziemlicher Sicherheit tot. Mein Vater - auch mein Vater ist gestorben.«

Sjahë nahm ihre Hand. Die Geste war so mitfühlend, dass ihr Tränen in die Augen stiegen. »Das tut mir so Leid.«

Alaïs biss sich auf die Lippen, um nicht zu weinen. »Deshalb bin ich es ihm - und auch Simeon und Esclarmonde - schuldig, mein

Wort zu halten; ich muss irgendwie zu Harif. Ich habe ... « Wieder geriet sie ins Stocken. »Es tut mir Leid, aber ich habe nur noch das *Buch der Wörter*. Simeons Buch ist verschwunden.« »Aber Intendant Pelletier hat es Euch doch gegeben.«

»Meine Schwester hat es gestohlen. Mein Gemahl hat sie in unser Gemach gelassen«, sagte sie. »Er ... er hat meiner Schwester sein Herz geschenkt. Ich kann ihm nicht mehr trauen, Sajhë. Deshalb kann ich nicht zurück ins Château. Jetzt, wo mein Vater tot ist, wird sie nichts mehr aufhalten.«

Sajhë blickte seine Großmutter an, dann wieder Alaïs.

»Wird sie am Leben bleiben?«, fragte er still.

»Ihre Verletzungen sind schwer, Sajhë. Sie hat das linke Auge verloren, aber ... es hat sich nicht entzündet. Sie hat einen starken Willen. Sie wird sich erholen, wenn sie es will.«

Er nickte, wirkte plötzlich älter als seine elf Jahre.

»Aber ich werde Esclarmondes Buch nehmen, mit deiner Erlaubnis, Sajhë.«

Einen Augenblick lang sah es so aus, als würden die Tränen ihn doch noch übermannen. »Auch ihr Buch ist verloren«, sagte er schließlich.

»Nein!«, sagte Alaïs. »Wie das?«

»Die Menschen, die ihr das da angetan haben ... sie haben es ihr weggenommen«, sagt er. »*Menina* hatte es bei sich, als sie sich auf den Weg ins jüdische *quartier* gemacht hat. Ich habe gesehen, wie sie es aus dem Versteck geholt hat.«

»Nur noch ein Buch«, sagte Alaïs, jetzt selbst den Tränen nahe. »Dann ist alles verloren. Alles war vergeblich.«

In den folgenden fünf Tagen führten sie beide ein seltsames Dasein.

Alaïs und Sjahë wagten sich abwechselnd im Schutze der Dunkelheit hinauf auf die Straßen. Es war bald klar, dass es keine Möglichkeit gab, ungesehen aus Carcassonne herauszukommen. Der Belagerungsring war undurchdringlich. Vor jeder Ausfallpforte, an jedem Tor, unter jedem Turm standen Wachen, eine geschlossene Phalanx aus Männern und Stahl rings um die Festung. Tag und Nacht beschossen die Belagerungsmaschinen die Mauern, so dass die Bewohner der Cité schon nicht mehr wussten, ob sie das Geräusch der Geschosse hörten oder nur den Widerhall in ihren Köpfen.

Es war eine Erleichterung, in den kühlen, feuchten Gang unter der Erde zurückzukehren, wo die Zeit Stillstand und es weder Nacht gab noch Tag.

Kapitel 61

Beschattet von der großen Ulme stand Guilhem in der Mitte des Cour d'Honneur.

Im Namen des Abtes von Cîteaux war der Comte von Auxerre zu Pferde an der Porte Narbonnaise erschienen und hatte sicheres Geleit für Verhandlungen angeboten. Durch diesen überraschenden Vorschlag hatte Vicomte Trencavel neue Zuversicht gefasst. Sie sprach aus seiner Miene und Haltung, als er seinen Hof davon unterrichtete. Und diese Hoffnung und innere Kraft färbten ein wenig auf die Zuhörer ab.

Die Gründe für den unvermuteten Meinungsumschwung des Abtes waren fraglich. Die Kreuzfahrer hatten bislang keinen nennenswerten Erfolg errungen, aber die Belagerung dauerte auch erst etwas über eine Woche, und das war so gut wie nichts. Spielten die Beweggründe des Abtes eine Rolle? Vicomte Trencavel meinte nein.

Guilhem hörte ihm kaum zu. Er war in einem Netz gefangen, das er sich selbst gestrickt hatte, und er sah keinen Ausweg, weder durch Worte noch durch das Schwert. Er lebte auf des Messers Schneide. Seit fünf Tagen wurde Alaïs vermisst. Guilhem hatte in der Cité unauffällig nach ihr suchen lassen und das Château Comtal persönlich durchkämmt, aber er hatte noch immer keine Ahnung, wo Oriane ihre Gefangene festhielt. Durch seine eigene Untreue hatte er sich in diese missliche Lage gebracht. Und ihm war zu spät klar geworden, wie gut Oriane den Boden bereitet hatte. Wenn er nicht tat, was sie wollte, würde er als Verräter beschuldigt werden, und Alaïs müsste leiden.

»Nun, meine Freunde«, schloss Trencavel gerade. »Wer von Euch wird mich auf diesem Ritt begleiten?«

Guilhem spürte Orianes spitzen Finger im Rücken. Ohne zu überlegen, trat er vor. Er kniete nieder, eine Hand auf dem Heft seines Schwertes, und bot seine Dienste an. Als

Raymond-Roger dankbar seine Schulter umfasste, glühte Guilhems Gesicht vor Scham.

»Unser Dank ist Euch gewiss, Guilhem. Und wer tut es Euch gleich?«

Sechs weitere *chevaliers* traten neben Guilhem. Oriane schlüpfte zwischen ihnen hindurch und verbeugte sich vor dem Vicomte. »*Messire*, mit Eurer Erlaubnis.«

Congost hatte seine Frau zwischen den vielen Männern gar nicht bemerkt. Er lief rot an und fuchtelte empört mit den Händen, als wollte er Krähen von einem Feld verscheuchen.

»Zieht Euch zurück«, stammelte er mit schriller Stimme. »Ihr habt hier nichts zu suchen.«

Oriane achtete gar nicht auf ihn. Trencavel hob eine Hand und winkte sie näher zu sich. »Was wünscht Ihr zu sagen, Dame Oriane?«

»Verzeiht, *Messire*, ehrenwerte *chevaliers*, Freunde ... mein Gemahl. Mit Eurer Erlaubnis und Gottes Segen möchte auch ich Euch begleiten. Ich habe einen Vater verloren und nun auch, wie es scheint, eine Schwester. So viel Kummer ist schwer zu ertragen. Aber wenn mein Gemahl es erlaubt, würde ich gern mitkommen, um meinen Verlust zu verschmerzen und meine Liebe zu Euch, *Messire*, zu beweisen. Ich weiß, es wäre der Wunsch meines Vaters.«

Congost wirkte, als wäre es sein sehnlichster Wunsch, dass die Erde sich auftäte und ihn verschlänge. Guilhem starrte zu Boden. Vicomte Trencavel konnte seine Überraschung nicht verhehlen.

»Mit Verlaub, Dame Oriane, das gehört nicht zu den Pflichten einer Frau.« »Dann biete ich mich freiwillig als Geisel an, *Messire*. Meine Anwesenheit wird Eure guten Absichten beweisen und vor allem deutlich machen, dass Carcassona sich an die Gepflogenheiten der Verhandlungen halten wird.«

Trencavel überlegte einen Moment, dann drehte er sich

zu Congost um. »Sie ist Eure Gemahlin. Könnt Ihr sie für unsere Sache entbehren?«

Jehan stotterte und rieb sich die schwitzigen Hände an der Tunika. Er wollte seine Erlaubnis verweigern, aber es war unübersehbar, dass Orianes Vorschlag bei dem Vicomte auf ein wohlwollendes Ohr gestoßen war.

»Meine Wünsche sind nur die Diener der Euren«, stammelte er. Trencavel bat Oriane, sich zu erheben. »Euer verstorbener Vater, mein hochgeschätzter Freund, wäre stolz auf das, was Ihr heute tut.«

Oriane sah ihn unter dunklen Wimpern hinweg an. »Und mit Eurer Erlaubnis möchte ich gern François mitnehmen. Auch er, der er wie wir alle um meinen edlen Vater trauert, wäre dankbar für die Gelegenheit, Euch zu dienen.«

Guilhem spürte, wie ihm die Galle in die Kehle stieg. Er wollte nicht glauben, dass sich die Anwesenden von Orianes gespielter Tochterliebe hinters Licht führen ließen, aber so war es. Bewunderung lag auf allen Gesichtern, nur nicht auf dem ihres Gemahls. Guilhem verzog das Gesicht. Nur er und Congost kannten Orianes wahre Natur. Alle anderen ließen sich von ihrer Schönheit bezaubern, von ihren sanften Worten. So wie einst auch er.

Zutiefst angewidert blickte Guilhem zum Rand der Versammlung hinüber, wo François stand, unbeteiligt, sein Gesicht eine vollkommene Maske.

»Wenn Ihr glaubt, dass es unserer Sache hilft«, erwiderte Vicomte Trencavel, »dann habt Ihr meine Erlaubnis.«

Oriane verneigte sich erneut. »Ich danke Euch, *Messire*.«

Er klatschte in die Hände. »Sattelt die Pferde.«

Oriane hielt sich dicht bei Guilhem, als sie über das verwüstete Land zu dem Zelt des Comte von Nevers ritten, wo die Verhandlungen stattfinden sollten. In der Cité stiegen die Letzten, die noch die Kraft dazu hatten, auf die Mauern und sahen ihnen schweigend nach.

Sobald sie das Lager erreichten, entfernte Oriane sich unauffällig. Ohne auf die lüsternen und zotigen Rufe der

Soldaten zu achten, folgte sie François durch ein Meer von Zelten und Farben hindurch, bis sie schließlich vom Grün und Silber von Chartres umgeben waren.

»Da vorn, Herrin«, murmelte François und zeigte auf einen Pavillon, der ein wenig abseits von den anderen stand. Die Soldaten nahmen Haltung an, als sie sich näherten, und hielten ihre Lanzen quer vor den Eingang. Einer von ihnen erkannte François und nickte ihm zu.

»Sag deinem Herrn, dass Dame Oriane, Tochter des verstorbenen Intendanten von Carcassona, hier ist und ihn um Audienz bittet.«

Oriane nahm ein gewaltiges Risiko auf sich. Von François wusste sie, wie grausam und aufbrausend der Mann war, den sie jetzt aufsuchte. Sie spielte mit hohem Einsatz.

»In welcher Angelegenheit?«, wollte der Soldat wissen.

»Meine Herrin wird nur mit Comte d'Evreux selbst sprechen.« Der Mann zögerte, dann zog er den Kopf ein und verschwand im Zelt. Augenblicke später kam er wieder heraus und bedeutete ihnen einzutreten.

Der erste Blick auf Guy d'Evreux war nicht dazu angetan, ihre Angst zu lindern. Er hatte ihr den Rücken zugewandt, als sie das Zelt betrat. Dann drehte er sich um, und steingraue Augen brannten in seinem bleichen Gesicht. Das schwarze, ölige Haar war im französischen Stil glatt aus der Stirn nach hinten gekämmt. Er sah aus wie ein Habicht, kurz bevor er zuschlägt. »Madame, ich habe schon viel über Euch gehört.« Seine Stimme war ruhig und gelassen, aber dahinter lag ein Hauch von Stahl.

»Ich hatte nicht mit dem Vergnügen gerechnet, Euch persönlich kennen zu lernen. Was kann ich für Euch tun?«

»Ich hoffe, die Frage wird sein, was ich für Euch tun kann, Herr«, sagte sie.

Ehe sie sich's versah, hatte d'Evreux ihr Handgelenk gepackt. »Ich rate Euch, hütet Euch vor Wortgeplänkel mit mir, Dame Oriane. Die bäuerlichen Manieren des Südens

werden Euch hier nichts nützen.« Sie spürte, dass François hinter ihr sich nur mühsam beherrschen konnte. »Habt Ihr Neuigkeiten für mich, ja oder nein?«, sagte er. »Sprecht.«

Oriane behielt die Nerven. »So grob behandelt Ihr jemanden, der Euch bringt, was Ihr Euch am meisten wünscht?«, fragte sie mit unverwandtem Blick in seine Augen.

D'Evreux hob den Arm. »Ich könnte das, was ich wissen will, aus Euch rausprügeln. Das würde uns beiden Zeit ersparen.«

Oriane hielt seinem Blick weiter stand. »Dann würdet Ihr aber nur einen Teil von dem erfahren, was ich zu sagen habe«, erwiderte sie so ruhig sie konnte. »Eure Suche nach der Labyrinth- Trilogie hat Euch viel gekostet. Ich kann Euch geben, was Ihr wollt.«

D'Evreux starrte sie einen Augenblick an, dann senkte er den Arm.

»Mut habt Ihr, Dame Oriane, dass muss ich Euch lassen. Ob Ihr auch über Weisheit verfügt, wird sich noch zeigen.«

Er schnippte mit den Fingern, und ein Diener brachte ein Tablett mit Wein. Orianes Hände zitterten so stark, dass sie es nicht wagte, einen Kelch zu nehmen.

»Nein, danke, *Messire*.«

»Wie Ihr wünscht«, sagte er und bedeutete ihr, Platz zu nehmen. »Was wollt Ihr also?«

»Wenn ich Euch verschaffe, was Ihr sucht, möchte ich, dass Ihr mich bei Eurer Heimkehr mit in den Norden nehmt.« Der Ausdruck auf seinem Gesicht verriet Oriane, dass es ihr endlich doch gelungen war, ihn zu verblüffen. »Als Eure Gemahlin.«

»Ihr habt bereits einen Gemahl«, sagte d'Evreux und blickte über ihren Kopf hinweg fragend zu François hinüber. »Trencavels Schreiber, wie ich höre. Ist dem nicht so?«

Oriane sah ihn ruhig an. »Mein Gemahl wurde leider getötet. Innerhalb der Mauern gemeuchelt, während er seine Pflicht tat.« »Mein Beileid, ich fühle mit Euch.« D'Evreux legte die Spitzen seiner langen, dünnen Finger aneinander, bildete einen Kirchturm mit den Händen. »Diese Belagerung könnte Jahre dauern. Was macht Euch so sicher, dass ich überhaupt in den Norden zurückkehre?«

»Ich gehe davon aus, Comte d'Evreux«, sagte sie und wählte ihre Worte mit Bedacht, »dass Eure Anwesenheit hier nur einem einzigen Zweck dient. Wenn Ihr Eure Angelegenheiten hier im Süden mit meiner Hilfe vorzeitig regeln könnt, sehe ich keinen Grund, warum Ihr länger verweilen solltet als Eure vierzig Tage.«

D'Evreux lächelte gepresst. »Ihr habt kein Vertrauen in die Überzeugungskraft Eures Herrn Trencavel?«

»Bei allem Respekt für die, unter deren Banner Ihr kämpft, mein Herr, ich glaube nicht, dass es in der Absicht des verehrten Abtes liegt, dieses Aufeinandertreffen mit diplomatischen Mitteln zu beenden.«

D'Evreux starrte sie lange an. Oriane wagte kaum zu atmen. »Ihr versteht es, Eure Trümpfe auszuspielen, Dame Oriane«, sagte er schließlich.

Sie neigte den Kopf, erwiderte aber nichts. Er erhob sich und ging auf sie zu.

»Ich nehme Euren Antrag an«, sagte er und reichte ihr einen Kelch.

Diesmal nahm sie ihn.

»Da wäre noch etwas«, sagte sie. »In der Begleitung von Vicomte Trencavel befindet sich ein *chevalier*, Guilhem du Mas. Er ist der Gemahl meiner Schwester. Falls es in Eurer Macht steht, wäre es ratsam, seinen Einfluss zu mindern.« »Auf Dauer?«

Oriane schüttelte den Kopf. »Vielleicht kann er uns bei unseren Plänen noch nützlich sein. Aber es wäre ratsam, seinen Einfluss einzuschränken. Vicomte Trencavel schätzt

ihn sehr, und da mein Vater nicht mehr lebt...«

D'Evreux nickte und schickte François los. »Und nun, Dame Oriane«, sagte er, sobald sie allein waren. »Keine Ausflüchte mehr. Sagt mir, was Ihr anzubieten habt.«

Kapitel 62

Alaïs! Alaïs! Aufwachen!«

Jemand rüttelte sie an der Schulter. Das war falsch. Sie saß am Flussufer, in der friedlichen Ruhe und dem gesprenkelten Licht ihrer kleinen Lichtung. Sie spürte, wie ihr das kühle Wasser zwischen den Zehen hindurchrann, kalt und erfrischend, und sie genoss die weiche Liebkosung der Sonne auf ihren Wangen. Sie schmeckte den kräftigen Corbieres-Wein auf der Zunge, und ihre Nase war erfüllt von dem köstlichen Duft des warmen Weißbrots, das sie an den Mund hob.

Neben ihr lag Guilhem schlafend im Gras.

Die Welt war so grün, der Himmel so blau.

Sie erwachte mit einem Ruck und merkte, dass sie noch immer im dumpfen Halbdunkel des unterirdischen Ganges war. Sajhë stand neben ihr.

»Ihr müsst aufwachen, Dame Alaïs.«

Alaïs setzte sich rasch auf. »Was ist geschehen? Ist etwas mit Esclarmonde?«

»Vicomte Trencavel ist gefangen genommen worden.« »Gefangen«, wiederholte sie verwirrt. »Gefangen? Wo? Von wem?«

»Man sagt, es war Verrat. Die Leute sagen, die Franzosen haben ihn in ihr Lager gelockt und überwältigt. Andere sagen, er hat sich selbst ausgeliefert, um die *Ciutat* zu retten. Und ...«

Sajhë sprach nicht weiter. Selbst in dem Dämmerlicht konnte Alaïs sehen, dass er rot wurde.

»Was ist denn?«

»Dame Oriane und *chevalier* du Mas sollen zur Eskorte des Vicomte gehört haben.« Er zögerte. »Auch sie sind nicht zurückgekehrt.«

Alaïs sprang auf. Sie blickte zu Esclarmonde hinüber, die friedlich schlief. »Sie ruht. Sie wird uns eine Weile nicht brauchen. Komm. Wir müssen herausfinden, was vor sich

geht.«

Sie liefen geschwind durch den Gang und stiegen die Leiter hinauf. Alaïs klappte die Falltür auf und zog Sjahé hinter sich hoch. Überall auf den Straßen hasteten verunsicherte Menschen ziellos umher.

»Könnt Ihr mir sagen, was geschehen ist?«, rief sie einem Mann zu, der an ihnen vorbeikam. Er schüttelte bloß den Kopf und lief weiter. Sjahé nahm ihre Hand und zog sie in ein kleines Haus auf der anderen Straßenseite.

»Gaston wird es bestimmt wissen.«

Alaïs folgte ihm. Gaston und sein Bruder Pons standen auf, als sie eintrat.

»Herrin.«

»Stimmt es, dass der Vicomte gefangen genommen wurde?«, fragte sie.

Gaston nickte. »Gestern Morgen ist der Comte von Auxerre gekommen und hat ein Treffen zwischen Vicomte Trencavel und dem Comte von Nevers angeboten, in Anwesenheit des Abtes. Er ist mit kleinem Geleit losgeritten, Eure Schwester war auch dabei. Was danach geschehen ist, Dame Alaïs, weiß keiner. Entweder hat sich unser Herr Trencavel aus freien Stücken ausgeliefert, um unsere Freiheit zu sichern, oder aber er wurde hintergangen.«

»Keiner ist zurückgekommen«, fügte Pons hinzu.

»Wie dem auch sei, der Kampf ist vorüber«, sagte Gaston leise. »Die Garnison hat sich ergeben. Die Franzosen haben schon die Haupttore und Türme besetzt.«

»Was?!«, rief Alaïs und blickte fassungslos von einem Gesicht zum nächsten. »Wie lauten die Bedingungen der Kapitulation?«

»Dass alle Bürger, Katharer, Juden und Katholiken, Carcassona verlassen können, ohne um ihr Leben fürchten zu müssen, dass sie aber nur das mitnehmen dürfen, was sie am Leibe tragen.«

»Es wird keine Verhöre geben? Keine Verbrennungen?«

»Anscheinend nicht. Die gesamte Bevölkerung soll vertrieben werden, aber ansonsten soll ihr nichts geschehen.«

Alaïs sank auf einen Stuhl, ehe ihre Beine den Dienst versagten. »Was ist mit Dame Agnès?«

»Sie und der junge Fürst sollen unter sicherem Geleit in die Obhut des Comte von Foix übergeben werden, vorausgesetzt, sie gibt alle Herrschaftsansprüche im Namen ihres Sohnes auf.« Gaston räusperte sich. »Es tut mir Leid, dass Ihr Euren Gemahl und Eure Schwester verloren habt.«

»Weiß irgendwer, was aus unseren Männern geworden ist?« Pons schüttelte den Kopf.

»Denkt ihr, es ist eine List?«, fragte sie bohrend.

»Das kann man nicht wissen, Herrin. Erst wenn der Exodus beginnt, werden wir sehen, ob die Franzosen Wort halten.«

»Alle dürfen nur durch ein Tor hinaus, die Porte d'Aude im Westen der Cité, und erst wenn die Abendglocken läuten.« »Dann ist es also vorbei«, sagte sie fast flüsternd. »Die *Ciutat* hat sich ergeben.«

Wenigstens hat mein Vater nicht mehr erleben müssen, wie der Vicomte in französische Hände fällt.

»Esclarmonde geht es von Tag zu Tag besser, aber sie ist nach wie vor schwach. Dürfte ich euch vielleicht noch darum bitten, sie aus der *Ciutat* zu bringen?« Sie hielt inne. »Aus Gründen, die ich euch und auch Esclarmonde zuliebe nicht nennen darf, wäre es klüger, wenn wir getrennt gingen.«

Gaston nickte. »Fürchtet Ihr, dass die, die ihr die furchtbaren Verletzungen beigebracht haben, noch immer auf der Suche nach ihr sind?«

Alaïs sah ihn erstaunt an. »In der Tat, ja«, gestand sie.

»Es wird uns eine Ehre sein, Euch zu helfen.« Er wurde rot. »Euer Vater ... Er war ein anständiger Mann.«

Sie nickte. »Ja, das war er.«

Als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Außenmauern des Chateau Comtal in ein leuchtend orangefarbenes Licht tauchten, lagen der Hof, die Gänge und der Große Saal in tiefer Stille. Alles war menschenleer und verlassen.

An der Porte d'Aude drängte sich eine verängstigte und verwirrte Menschenmasse. Alle versuchten verzweifelt, ihre Lieben nicht aus den Augen zu verlieren, wandten den Blick von den verächtlichen Gesichtern der Franzosen ab, die sie anstarrten, als wären sie keine Menschen mehr. Die Hände der Soldaten lagen auf den Schwertgriffen, als warteten sie bloß darauf, dass ihnen irgendjemand einen Vorwand lieferte.

Alaïs hoffte, dass ihre Verkleidung genügen würde. In den viel zu großen Männerstiefeln schlurfte sie mühsam vorwärts und blieb dicht bei dem Mann vor ihr. Sie hatte ihre Brust umwickelt, um sie flach zu machen und um das Buch und die Pergamente zu verbergen. In Hose, Hemd und mit dem unauffälligen Strohhut sah sie aus wie ein ganz normaler Junge. Sie hatte sich Kieselsteine in den Mund gesteckt, um die Form ihres Gesichts zu verändern, hatte sich die Haare geschnitten und das Gesicht mit Erde eingerieben, damit es dunkler wirkte.

Der Pulk von Menschen bewegte sich vorwärts. Alaïs hielt den Blick gesenkt, um niemandem aufzufallen, der sie vielleicht erkennen und dadurch verraten könnte. Das Gedränge verschmälerte sich kurz vor dem Tor, wo vier Kreuzfahrer mit gelangweilter und missmutiger Miene postiert waren. Sie hielten Leute an, zwangen sie, sich zu entkleiden, um festzustellen, ob niemand etwas hinausschmuggeln wollte.

Alaïs konnte sehen, dass die Wachen Esclarmondes Sänfte angehalten hatten. Gaston, der ein Tuch vor den Mund gepresst hielt, erklärte, seine Mutter sei schwer krank. Ein Wachmann zog den Vorhang auf und trat sofort einen Schritt zurück. Alaïs unterdrückte ein Lächeln. Sie

hatte verfaultes Fleisch in eine Schweinsblase eingenäht und Esclarmonde blutige Verbände um die Füße gewickelt.

Der Wachmann winkte sie durch.

Sajhë war mehrere Familien hinter ihr. Er ging mit Senher und Na Couza und ihren sechs Kindern, die eine ähnliche Gesichts- und Haarfarbe hatten wie er. Sie hatte ihm Erde in die Haare gerieben, um es dunkler zu machen. Das Einzige, was sie nicht verändern konnte, waren seine Augen, deshalb hatte sie ihm eingeschärft, so wenig wie möglich aufzublicken.

Wieder setzte sich die Schlange in Bewegung. *Gleich bin ich dran.* Sie hatte sich überlegt, dass sie so tun würde, als verstünde sie kein Wort, falls sie von den Wachen angesprochen wurde. »*Toi! Paysan. Qu'est-ce que tu portes là?*«

Sie hielt den Kopf gesenkt, widerstand der Versuchung, den Verband um ihren Oberkörper zu berühren.

»*Eh, toi!*«

Die Pike glitt durch die Luft, und Alaïs machte sich auf einen Hieb gefasst, der aber nicht kam. Stattdessen wurde das Mädchen vor ihr zu Boden gestoßen. Die Kleine nahm rasch ihren Hut und blickte dann verängstigt zu ihrem Peiniger hoch.

»*Canhdt.*«

»Was hat sie gesagt?«, knurrte der Wachmann. »Ich versteh kein Wort von denen.«

»*Chien.* Sie hat einen Welpen dabei.«

Ehe sich's einer versah, hatte der Soldat ihr das Hündchen aus den Armen gerissen und mit seinem Speiß durchbohrt. Blut spritzte über das Gewand des Mädchens.

»*Allez! Vite.*«

Das Mädchen war vor Schreck wie erstarrt. Alaïs half ihr auf die Beine, schob sie sanft weiter und bugsiierte sie durchs Tor. Nur mit Mühe konnte sie den Impuls unterdrücken, sich nach Sajhë umzudrehen.

Jetzt sehe ich sie.

Auf dem Hügel vor den Toren waren französische Adelige. Nicht die großen Anführer, die, wie Alaïs vermutete, erst das Ende der Evakuierung abwarten wollten, bevor sie in Carcassonne einzogen, sondern Ritter in den Farben von Burgund, Nevers und Chartres.

Am Ende der Reihe und dem Pfad am nächsten saß ein großer, schlanker Mann auf einem mächtigen grauen Hengst. Trotz des langen südlichen Sommers war seine Haut weiß wie Milch. Neben ihm war François. Und daneben sah Alaïs Oriane in ihrem roten Kleid.

Aber nicht Guilhem.

Geh weiter, halt die Augen starr auf den Boden gerichtet.

Sie war ihnen jetzt so nah, dass sie das Leder von Pferdsattel und Zaumzeug riechen konnte. Orianes Blick schien sich in sie hineinzubrennen.

Ein alter Mann, die traurigen Augen voller Schmerz, klopfte ihr auf den Arm. Er brauchte Hilfe den steilen Hang hinab. Alaïs bot ihm ihre Schulter an. Ein unverhoffter Glücksfall. Sie mussten wie ein Großvater mit seinem Enkel wirken, als sie ganz nah an Oriane vorbeiging, ohne erkannt zu werden.

Der Pfad schien kein Ende zu nehmen. Endlich erreichten sie den schattigen Bereich am Fuße des Hangs, wo der Boden eben wurde und der Wald und das Marschland begannen. Alaïs führte ihren Wegbegleiter zu seinem Sohn und seiner Schwiegertochter, dann löste sie sich aus der Menge und tauchte zwischen den Bäumen unter.

Kaum war sie außer Sicht, spuckte sie die Steine aus. Sie rieb sich die Wangen, die ganz verkrampft waren. Dann nahm sie den Hut vom Kopf und fuhr mit den Fingern durch ihr Stoppelhaar. Es fühlte sich an wie feuchtes Stroh und pickste unangenehm im Nacken.

Ein Aufschrei oben am Tor ließ sie aufblicken.

Nein, bitte. Nicht Sajhë.

Ein Soldat hatte den jungen am Genick gepackt. Sie sah,

dass Sjahë sich mit Händen und Füßen wehrte. Er hielt etwas in der Hand. Ein kleines Kästchen.

Alaïs blieb das Herz stehen. Sie konnte nicht riskieren, wieder nach oben zu laufen, und war zur Untätigkeit verdammt. Na Couza redete auf den Soldaten ein, der sie so heftig ohrfeigte, dass sie rückwärts in den Staub fiel. Sjahë nutzte die Gelegenheit. Er riss sich los und rannte den Hang hinunter. Sénher Couza half seiner Frau auf die Beine.

Alaïs hielt den Atem an. Einen Moment lang schien es, als würde sich alles zum Guten wenden. Der Soldat hatte das Interesse verloren. Doch dann hörte Alaïs eine Frau rufen. Es war Oriane, die auf Sjahë zeigte und den Wachen befahl, den Jungen wieder einzufangen.

Sie hat ihn erkannt.

Sjahë war zwar nicht Alaïs, aber besser als gar nichts.

Sofort brach Unruhe aus. Zwei von den Wachen verfolgten Sjahë den Hang hinab, aber er war ein guter Läufer, sicher auf den Beinen und schnell, und die Männer mit ihren schweren Waffen und Rüstungen konnten es nicht mit dem Elfjährigen aufnehmen. Lautlos feuerte Alaïs ihn an, sah ihn Haken schlagen und über die unwegsamen Stellen hinwegspringen, bis er den Schutz des Waldes fast erreicht hatte.

Als Oriane sah, dass der Junge seinen Verfolgern entkam, schickte sie François hinterher. Sein Pferd donnerte den Pfad hinunter, schlitterte und rutschte auf dem steilen, trockenen Boden, aber er holte rasch auf. Als Sjahë mit einem gewaltigen Satz ins Unterholz sprang, war François ihm dicht auf den Fersen.

Alaïs erkannte, dass Sjahë zu dem sumpfigen Marschland wollte, wo sich die Aude in etliche Wasserläufe teilte. Dort war der Erdboden grün und sah aus wie eine Wiese im Frühling, doch darunter lauerte eine tödliche

Gefahr. Einheimische machten einen weiten Bogen um das Gebiet.

Alaïs kletterte auf einen Baum, um besser sehen zu können. François wusste entweder nicht, wohin Sajhë wollte, oder es war ihm egal, denn er gab seinem Pferd unverdrossen die Sporen. Er holte ihn ein. Sajhë strauchelte und wäre fast gestürzt, doch er konnte sich gerade noch auf den Beinen halten, flitzte im Zickzack durch das Dickicht, stürmte zwischen Brombeerbüschen und Distelsträuchern hindurch.

Plötzlich stieß François einen Wutschrei aus, der sogleich in Angst umschlug. Sein Pferd war mit den Hinterbeinen im Morast eingesackt. Das Tier schlug panisch mit den Vorderhufen, doch jeder verzweifelte Versuch ließ es nur noch tiefer in den tückischen Schlamm einsinken.

François warf sich aus dem Sattel und versuchte zum Rand des Sumpfes zu schwimmen, aber sein Körper sank tiefer und tiefer, wurde in den Schlamm hineingesogen, bis nur noch seine Fingerspitzen zu sehen waren.

Dann trat Stille ein. Es kam Alaïs so vor, als hätten selbst die Vögel aufgehört zu singen. Aus Angst um Sajhë sprang sie von dem Baum, um ihn zu suchen, als er plötzlich auftauchte. Sein Gesicht war aschfahl, seine Unterlippe bebte vor Erschöpfung, und er hielt noch immer das Holzkästchen umklammert.

»Ich habe ihn in den Sumpf gelockt«, sagte er.

Alaïs legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Ich weiß. Das war schlau von dir.«

»War er auch ein Verräter?«

Sie nickte. »Ich glaube, das wollte Esclarmonde uns sagen.« Alaïs presste die Lippen zusammen, froh, dass ihr Vater nicht mehr hatte erfahren müssen, dass er ausgerechnet von François verraten worden war. Sie verdrängte den Gedanken aus ihrem Kopf. »Aber was hast du dir denn bloß dabei gedacht, Sajhë? Wieso um alles in

der Welt hast du das Kästchen bei dir? Das hätte dich fast das Leben gekostet.«

»*Menina* hat gesagt, ich soll gut darauf aufpassen.«

Sajhë spreizte die Finger auf der Unterseite des Kästchens so weit, dass er auf beide Seiten gleichzeitig drücken konnte. Ein helles Klicken ertönte, und nun konnte er das Unterteil so drehen, dass ein flaches Geheimfach zum Vorschein kam. Er griff hinein und nahm ein Stück Stoff heraus.

»Das ist eine Landkarte. *Menina* hat gesagt, die würden wir brauchen.«

Alaïs begriff sofort. »Sie wird nicht mit uns kommen«, sagte sie dumpf, während sie die drohenden Tränen unterdrückte.

Sajhë schüttelte den Kopf.

»Aber warum hat sie mir denn nichts gesagt?«, fragte sie mit zittriger Stimme. »Hat sie kein Vertrauen zu mir?«

»Ihr hättet sie nicht gehen lassen.«

Alaïs ließ den Kopf nach hinten gegen den Baum sinken. Die Größe der Aufgabe, die vor ihr lag, überwältigte sie. Sie wusste nicht, wie sie ohne Esclarmonde die Kraft finden sollte, das zu tun, was von ihr verlangt wurde.

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, sagte Sajhë: »Ich werde auf Euch aufpassen. Und es wird ja nicht lange dauern. Wenn wir Harif das *Buch der Wörter* übergeben haben, kommen wir zurück und finden sie. *Si es atal es atal.*« Es kommt, wie es kommen wird.

»Wenn wir doch nur alle so klug wären wie du.«

Sajhë wurde rot. »Da müssen wir hin«, sagte er und zeigte auf die Karte. »Es steht nicht auf der Karte, aber *Menina* sagt, das Dorf heißt Los Seres.«

Natürlich. Nicht nur der Name der Hüter, sondern auch ein Ort. »Versteht Ihr?«, sagte er. »In den Sabarthès-Bergen.«

Alaïs nickte. »Ja, ja«, sagte sie. »Ich glaube, jetzt endlich habe ich verstanden.«

Rückkehr in die Berge

Kapitel 63

Sabarthès-Berge

Freitag, 8. Juli 2005

Audric Baillard saß an einem Tisch aus dunklem, glänzend poliertem Holz in seinem Haus im Schatten des Berges. Die Decke des Hauptraums war niedrig, und der Boden war mit großen quadratischen Platten in der Farbe der roten Bergerde gefliest. Er hatte nur wenig verändert. So weit weg von der Zivilisation gab es keinen Strom, kein fließendes Wasser, keine Autos oder Telefone. Das einzige Geräusch war das Ticken der Uhr, die das Verstreichen der Zeit anzeigte.

Auf dem Tisch stand eine erloschene Öllampe, daneben ein großes Glas, das fast bis zum Rand mit *Guignolet* gefüllt war, der seinen feinen Duft nach Alkohol und Kirschen im Raum verbreitete. Am anderen Ende des Tisches standen auf einem Messingtablett zwei Gläser, eine ungeöffnete Flasche Rotwein und eine kleine Holzschale mit pikantem Gebäck, das mit einem weißen Leinentuch abgedeckt war.

Baillard hatte die Fensterläden geöffnet, damit er den Sonnenaufgang sehen konnte. Im Frühling waren die Bäume rings um das Dorf mit festen silbernen und weißen Knospen übersät, und gelbe und hellrote Blüten lugten verschämt aus Hecken und Böschungen hervor. Doch jetzt im Hochsommer waren nur wenige Farben geblieben, nur das Grau und Grün des Berges, in dessen ewiger Gegenwart er so lange gelebt hatte.

Ein Vorhang trennte den Schlafbereich vom Hauptraum. Die gesamte hintere Wand war voll mit schmalen Regalen, die jetzt fast

leer waren. Ein alter Mörser mit Stößel, ein paar Schüsseln und Tiegel, einige Krüge. Außerdem Bücher, sowohl welche aus seiner Feder als auch die großen

Stimmen der Geschichte der Katharer - Delteil, Duvernoy, Nelli, Marti, Brenon, Rouquette. Werke der arabischen Philosophie standen Seite an Seite mit Übersetzungen alter jüdischer Texte und Monographien alter und moderner Autoren. Die Reihen von Taschenbüchern, die in dieser Umgebung fehl am Platze wirkten, füllten den Raum, der früher einmal Arzneien und Tinkturen und Kräutern Vorbehalten war.

Er war bereit zu warten.

Baillard hob das Glas an die Lippen und trank einen großen Schluck.

Und wenn sie nicht kam? Wenn er niemals die Wahrheit über jene letzten Stunden erfuhr?

Er seufzte. Wenn sie nicht kam, dann wäre er gezwungen, die letzten Schritte seiner langen Reise allein zu gehen. Wie er es immer befürchtet hatte.

Kapitel 64

Als endlich der Morgen heraufzog, war Alice wenige Kilometer nördlich von Toulouse. Sie fuhr eine Raststätte an und trank zwei Tassen heißen, süßen Kaffee, um ihre Nerven zu beruhigen.

Erneut las sie den Brief. Er war Mittwochmorgen in Foix aufgegeben worden. Ein Brief von Audric Baillard mit einer Wegbeschreibung zu seinem Haus. Sie wusste, dass er echt war, denn sie erkannte die schwarze, krakelige Schrift.

Sie hatte das Gefühl, dass ihr nichts anderes übrig blieb, als hinzufahren.

Alice breitete die Karte auf der Theke aus und sah nach, wo genau sie hinfahren musste. Der *hameau*, in dem Baillard lebte, war nicht auf der Karte verzeichnet, aber in seiner Wegbeschreibung hatte er ein paar Orte in der Nähe vermerkt, sodass sie sich ungefähr vorstellen konnte, wie sie zu ihm kam.

Außerdem, so hatte er geschrieben, war er zuversichtlich, dass Alice schon sehen würde, wann sie ihr Ziel erreicht hatte.

Vorsichtshalber - eine Maßnahme, die sie, wie sie jetzt wusste, besser schon früher ergriffen hätte - nahm sie sich für den Fall, dass sie nach ihr suchten, am Flughafen einen neuen Mietwagen. Dann fuhr sie weiter Richtung Süden.

Sie kam an Foix vorbei, folgte den Schildern Richtung Andorra, ließ Tarascon hinter sich, ehe sie, wie im Brief beschrieben, bei Luzenac von der Hauptstraße abbog und durch Lordat und Bestiac fuhr.

Die Landschaft veränderte sich. Ein wenig fühlte Alice sich an die Alpen erinnert. Kleine Bergblumen, hohes Gras, Häuser wie Schweizer Chalets.

Sie fuhr an einem gewaltigen Steinbruch vorbei, der wie eine riesige weiße Narbe in den Berghang geschlagen worden war. Hohe Strommasten und dicke schwarze Kabel, die zu den Wintersportorten führten, dominierten den Himmel, hoben sich dunkel vor dem sommerlichen Blau ab.

Alice überquerte die Lauze. Die Straßen wurden steiler und kurvenreicher, und sie musste in den zweiten Gang herunterschalten. Von den ständigen Spitzkehren war ihr schon ganz flau im Magen, als sie unversehens in ein kleines Dorf gelangte.

Es gab zwei Geschäfte und ein Café mit ein paar Tischen und Stühlen davor. Sie beschloss, sich zu erkundigen, ob sie noch auf der richtigen Straße war, hielt an und ging in das Café. In der rauchgeschwängerten Luft hockten ein paar wortkarge, wettergegerbte Männer in blauen Overalls an der Theke.

Alice bestellte sich einen Kaffee und breitete demonstrativ ihre Straßenkarte auf der Theke aus. Eine Weile sagte niemand etwas. Offenbar waren Fremde, vor allem Frauen, hier nicht sonderlich beliebt. Doch schließlich gelang es ihr, den Männern ein paar Auskünfte zu entlocken. Von Los Seres hatte keiner je gehört, aber sie kannten die Gegend und halfen ihr, so gut sie konnten.

Sie fuhr weiter, noch höher hinauf, und orientierte sich so gut es ging weiter an der Wegbeschreibung in dem Brief. Die Straße wurde zur Piste, die schließlich irgendwann aufhörte. Alice stellte den Wagen ab und stieg aus. Erst jetzt, wo sie in der vertrauten Landschaft stand und ihr die Gerüche des Berges in die Nase drangen, wurde ihr klar, dass sie praktisch an ihren Ausgangspunkt zurückgekehrt war und sich jetzt auf der Rückseite des Pic de Soularac befand.

Sie stieg zu einem hohen Aussichtspunkt hinauf, schirmte die Augen mit der Hand ab und sah sich um. Sie erkannte den Etang de Tort, einen Bergsee mit einer

unverkennbaren Form, von dem die Männer in dem Café ihr erzählt hatten. Ganz in der Nähe war ein weiteres Gewässer, das unter den Einheimischen als der Teufelssee bekannt war.

Schließlich orientierte sie sich am Pic de Saint-Barthélémy, der sich zwischen dem Pic de Soularac und Montségur erhob. Direkt vor ihr wand sich ein schmaler Pfad durch ein Mischmasch aus grünem Buschwerk, brauner Erde und hellgelbem Ginster. Die dunkelgrünen Buchsbaumblätter dufteten angenehm. Sie berührte sie und verrieb den Tau mit den Fingerspitzen.

Alice stieg etwa zehn Minuten lang bergauf. Dann mündete der Pfad auf eine Lichtung, und sie war da.

Sie sah ein einstöckiges, von Ruinen umgebenes Haus, dessen grauer Stein sich kaum von der Bergwand dahinter abhob. Und in der Tür stand ein Mann, sehr dünn und sehr alt, mit einem weißen Haarschopf, und er trug den hellen Anzug, an den sie sich von den Fotos her erinnerte.

Alice hatte das Gefühl, als würden sich ihre Beine von allein bewegen. Der Boden wurde flacher, als sie die letzten Schritte auf ihn zuing. Baillard beobachtete sie schweigend und völlig reglos. Er lächelte nicht und hob keine Hand zur Begrüßung. Selbst als sie schon fast bei ihm war, sprach er kein Wort und rührte sich nicht. Seine Augen ruhten unverwandt auf ihrem Gesicht. Sie hatten eine ganz außergewöhnliche Farbe.

Bernstein durchsetzt mit Herbstlaub.

Alice blieb dicht vor ihm stehen. Und endlich lächelte er. Es war, als würde die Sonne hinter Wolken hervorkommen und die Furchen und Falten seines Gesichtes aufscheinen lassen. »*Madomaisela Tanner*«, sagte er. Seine Stimme war tief und alt, wie der Wind in der Wüste. »*Benvençuda*. Ich wusste, Sie würden kommen.«

Er trat zurück, um sie hineinzulassen. »Bitte.«

Nervös, unsicher bückte Alice sich unter dem Türsturz hindurch

und trat in den Raum. Noch immer spürte sie die Intensität seines Blickes. Es war, als versuchte er, sich jede Einzelheit ihres Gesichtes einzuprägen.

»Monsieur Baillard«, sagte sie und stockte dann.

Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Seine Freude, sein Erstaunen über ihr Kommen - in Verbindung mit seinem Vertrauen darauf, dass sie kommen würde - machte jede normale Konversation unmöglich.

»Sie sehen ihr ähnlich«, sagte er langsam. »In Ihrem Gesicht steckt viel von ihr.«

»Ich kenne sie nur von Fotos, aber ich habe das auch schon gedacht.«

Er lächelte. »Ich habe nicht Grace gemeint«, sagte er leise und wandte sich dann ab, als hätte er zu viel gesagt. »Bitte, nehmen Sie Platz.«

Alice sah sich unauffällig in dem Raum um und bemerkte, dass keine modernen Geräte zu sehen waren. Keine Lampen, keine Heizung, nichts Elektrisches. Sie fragte sich, ob es wohl eine Küche gab.

»Monsieur Baillard«, setzte sie erneut an. »Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Ich habe mich gefragt ... woher wussten Sie, wo ich zu finden bin?«

Wieder lächelte er. »Ist das wichtig?«

Alice überlegte kurz und befand, dass es das nicht war. »*Madomaisela* Tanner, ich weiß, was am Pic de Soularac passiert ist. Ich habe nur eine wichtige Frage an Sie, bevor wir weiterreden. Haben Sie ein Buch gefunden?«

Wie gern hätte Alice diese Frage bejaht. »Leider nein«, sagte sie kopfschüttelnd. »Er hat mich das auch gefragt, aber ich habe keins gesehen.«

»Er?«

Ihr Blick verfinsterte sich. »Ein Mann namens Paul Authié.« Baillard nickte bedächtig mit dem Kopf. »Ah, ja«, sagte er so, dass Alice das Gefühl hatte, nichts mehr erklären zu müssen.

»Aber das hier haben Sie gefunden, nicht wahr?«

Er hob die linke Hand und legte sie auf den Tisch, wie eine junge Frau, die ihren Verlobungsring zeigt, und Alice sah verblüfft, dass er den Steinring trug. Sie lächelte. Er schien ihr so vertraut, obwohl sie ihn höchstens ein paar Sekunden in der Hand gehalten hatte.

Sie schluckte schwer. »Darf ich?«

Baillard zog ihn sich vom Daumen. Alice nahm ihn und drehte ihn zwischen den Fingern, und wieder beunruhigte sie der forschende Blick ihres Gegenübers.

»Gehört er Ihnen?«, hörte sie sich fragen, trotz ihrer Angst vor einem Ja und vor all dem, was eine solche Antwort möglicherweise bedeutete.

Er zögerte. »Nein«, sagte er schließlich, »obwohl ich auch einmal so einen hatte.«

»Wem hat er denn dann gehört?«

»Wissen Sie das nicht?«

Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte Alice, es zu wissen. Dann erlosch der Funke der Erkenntnis in ihren Gedanken, und in ihrem Kopf herrschte erneut nur Verwirrung.

»Ich bin nicht sicher«, sagte sie vorsichtig und schüttelte den Kopf, »aber ich glaube, dem Ring fehlt das hier.« Sie zog die Labyrinthscheibe aus der Tasche. »Die habe ich bei dem Stammbaum im Haus meiner Tante gefunden.« Sie reichte sie ihm. »Haben Sie ihr die geschickt?«

Baillard antwortete nicht. »Grace war eine zauberhafte Frau, gebildet und intelligent. Gleich beim ersten Gespräch stellten wir fest, dass wir viele gemeinsame Interessen hatten, viele gemeinsame Erfahrungen.«

»Wozu ist die Scheibe da?«, fragte Alice, die sich nicht ablenken lassen wollte.

»Das ist ein *merel*. Es gab einmal viele davon. Jetzt ist nur noch dieser eine übrig.«

Sie sah verwundert zu, wie Baillard die Scheibe in die Lücke im

Mittelstück des Ringes einfügte. »*Aqui*. Da.« Er lächelte

und schob sich den Ring wieder auf den Daumen.

»Ist das rein dekorativ oder hat es auch irgendeine Funktion?« Er schmunzelte, als hätte sie eine Art Test bestanden. »Das ist der Schlüssel, der notwendig ist«, sagte er leise.

»Wofür notwendig?«

Wieder antwortete Baillard nicht auf ihre Frage. »Alaïs kommt manchmal zu Ihnen, wenn Sie schlafen, nicht wahr?«

Der plötzliche Themenwechsel erschreckte sie. Sie wusste nicht, wie sie reagieren sollte.

»Wir tragen die Vergangenheit in uns, in unseren Knochen, in unserem Blut«, sagte er. »Alaïs ist schon Ihr ganzes Leben bei Ihnen, wacht über Sie. Sie haben vieles mit ihr gemein. Sie hatte großen Mut, eine stille Entschlossenheit, wie Sie. Alaïs war loyal und treu, wie auch Sie es sind, vermute ich.« Er schwieg kurz und lächelte ihr zu. »Auch sie hatte Träume. Von alter Zeit, vom Anbeginn. Diese Träume haben ihr ihr Schicksal offenbart, obwohl sie gezögert hat, es zu akzeptieren, so wie Ihre Träume Ihnen nun den Weg weisen.«

Alice hatte das Gefühl, als kämen die Worte aus weiter Ferne zu ihr, als hätten sie nichts mit ihr oder Baillard oder überhaupt jemandem zu tun, sondern hätten schon immer in Raum und Zeit bestanden.

»Meine Träume handeln immerzu von ihr«, sagte sie, ohne zu wissen, wohin ihre Worte sie führen würden. »Von dem Feuer, dem Berg, dem Buch. *Diesem* Berg?« Er nickte. »Es kommt mir so vor, als wollte sie mir etwas sagen. In den letzten paar Tagen ist ihr Gesicht klarer geworden, aber ich kann sie noch immer nicht sprechen hören.« Sie zögerte. »Ich verstehe nicht, was sie von mir will.«

»Oder Sie von ihr, vielleicht«, sagte er leichthin. Baillard goss Wein in Gläser und reichte Alice eines.

Obwohl es noch früh war, trank sie mehrere Schlucke, spürte, wie die Flüssigkeit sie erwärmte, als sie ihr durch

die Kehle glitt.

»Monsieur Baillard, ich muss wissen, was mit Alaïs geschehen ist. Solange ich das nicht weiß, ergibt alles keinen Sinn. Sie wissen es, nicht wahr?«

Ein unendlich trauriger Ausdruck breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Sie hat doch überlebt«, sagte Alice langsam, die Antwort fürchtend. »Nach Carcassonne ... sie haben sie doch nicht ... sie ist doch nicht in Gefangenschaft geraten?«

Er legte die Hände flach auf den Tisch. Sie waren dünn und mit braunen Altersflecken übersät, und Alice fand, dass sie an Vogelkrallen erinnerten.

»Alaïs ist nicht vor ihrer Zeit gestorben«, sagte er vorsichtig. »Das sagt mir nicht, wie ...«, begann sie.

Baillard hob eine Hand. »Am Pic de Soularac wurden Ereignisse in Gang gesetzt, die Ihnen - die *uns* - die Antworten bringen werden, die wir suchen. Erst wenn wir die Gegenwart verstehen, erfahren wir die Wahrheit der Vergangenheit. Sie suchen Ihre Freundin, *oc?*«

Wieder wurde Alice von Baillards jähem Themenwechsel überrumpelt.

»Woher wissen Sie von Shelagh?«, fragte sie.

»Ich weiß von der Ausgrabung und was dort passiert ist. Jetzt ist Ihre Freundin verschwunden. Sie sind auf der Suche nach ihr.«

Alice beschloss, sich nicht dadurch beirren zu lassen, was er alles wusste.

»Sie hat das Ausgrabungshaus vor ein paar Tagen verlassen. Seitdem hat sie keiner mehr gesehen. Ich weiß, dass ihr Verschwinden irgendwie mit der Entdeckung des Labyrinths in Zusammenhang steht.« Sie zögerte. »Ich weiß sogar, wer möglicherweise hinter dem Ganzen steckt. Zuerst habe ich gedacht, Shelagh hätte den Ring vielleicht gestohlen.«

Baillard schüttelte den Kopf. »Yves Biau hat ihn an sich genommen und ihn seiner Großmutter geschickt, Jeanne

Giraud.«

Alice machte große Augen, denn damit fand ein weiteres Puzzleteilchen seinen Platz. »Yves und Ihre Freundin haben für eine Frau namens Marie-Cecile de l'Oradore gearbeitet.« Er hielt inne. »Zum Glück bekam Yves Skrupel. Ihre Freundin vielleicht auch.«

Alice nickte. »Biau hat mir eine Telefonnummer gegeben. Dann habe ich herausgefunden, dass Shelagh dieselbe Nummer angerufen hatte. Ich habe dort angerufen, aber niemanden erreicht, also habe ich die Adresse festgestellt und bin hingefahren, weil ich nachsehen wollte, ob sie vielleicht da ist. Wie sich herausstellte, war es das Haus von Madame de l'Oradore. In Chartres.«

»Sie waren in Chartres?«, fragte Baillard mit leuchtenden Augen. »Erzählen Sie. Erzählen Sie. Was haben Sie rausgefunden?«

Er hörte schweigend zu, bis Alice ihm alles berichtet hatte, was sie gesehen und belauscht hatte.

»Aber der junge Mann, dieser Will, hat Ihnen die Kammer nicht gezeigt?«

Alice schüttelte den Kopf. »Nach einer Weile habe ich mir gedacht, dass es sie vielleicht gar nicht gibt.«

»Es gibt sie«, sagte er.

»Ich hatte meinen Rucksack vergessen, mit meinen ganzen Notizen über das Labyrinth und dem Foto von Ihnen mit meiner Tante. Das alles wird sie direkt zu mir führen.« Sie schwieg kurz. »Deshalb ist Will wieder reingegangen. Er wollte den Rucksack holen.«

»Und jetzt fürchten Sie, dass auch ihm etwas zugestoßen ist?« »Ich bin mir nicht sicher, ehrlich gesagt. Mal habe ich Angst um ihn, mal denke ich, dass er wahrscheinlich mit ihnen unter einer Decke steckt.«

»Warum hatten Sie auf Anhieb das Gefühl, dass Sie ihm trauen konnten?«

Alice blickte auf, beunruhigt von seinem veränderten Tonfall.

Seine bis dahin gütige, sanfte Miene war verschwunden.
»Hatten Sie das Gefühl, ihm etwas schuldig zu sein?«

»Ihm etwas schuldig zu sein?«, wiederholte Alice verwundert über die Wortwahl. »Nein, das nicht. Ich kenne ihn ja kaum. Aber ich mochte ihn, denke ich. Ich habe mich wohl gefühlt in seiner Gesellschaft. Ich hatte das Gefühl ...«

»Que?«

Was?

»Es war eher umgekehrt. Das klingt verrückt, aber es war, als hätte *er* das Gefühl, *mir* etwas schuldig zu sein. Als müsste er etwas wieder gutmachen.«

Unvermittelt stieß Baillard seinen Stuhl zurück und trat ans Fenster. Er war offensichtlich sehr aufgewühlt.

Alice wartete ab, verstand nicht, was in ihm vorging. Schließlich drehte er sich um und sah sie an.

»Ich werde Ihnen Alaïs' Geschichte erzählen«, sagte er. »Und wenn wir sie kennen, finden wir vielleicht darin den Mut, uns dem zu stellen, was vor uns liegt. Aber eines müssen Sie wissen, *Madomaisela* Tanner. Wenn Sie die Geschichte gehört haben, wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, als den Weg zu Ende zu gehen.«

Alice runzelte die Stirn. »Das klingt wie eine Drohung.« »Nein«, sagte er schnell. »Weiß Gott nicht. Aber wir dürfen Ihre Freunde nicht aus den Augen verlieren. Nach dem, was Sie mitgehört haben, können wir davon ausgehen, dass Sie zumindest bis heute Abend sicher sind.«

»Aber ich weiß doch gar nicht, wo das Treffen stattfinden soll«, sagte sie. »François-Baptiste hat nichts gesagt. Nur dass es heute Abend um zehn sein soll.«

»Ich kann mir denken, wo«, sagte Baillard ruhig. »Wenn es dämmt, werden wir dort sein und auf sie warten.« Er blickte durch das Fenster in den Morgen hinein. »Wir haben also noch Zeit zum Reden.«

»Aber was ist, wenn Sie sich irren?«

Baillard zuckte die Achseln. »Hoffen wir, dass ich mich

nicht irre.«

Alice war einen Moment lang still. »Ich will nur die Wahrheit wissen«, sagte sie und staunte selbst, wie gefasst ihre Stimme klang.

Er lächelte. »*Ieu tanben*«, sagte er. Ich auch.

Kapitel 65

Chartres

Will spürte, wie er die enge Treppe hinunter in den Keller geschleift wurde, dann über den Betonboden des Ganges und durch die zwei Türen hindurch. Sein Kopf baumelte nach vorn. Der Weihrauchgeruch war nicht mehr so stark, hing aber noch in der dumpfen, unterirdischen Dunkelheit, wie eine Erinnerung.

Zuerst dachte Will, sie wollten ihn in die Kammer bringen, um ihn dort zu töten. Eine Erinnerung an die Steinbank am Fuße des Grabmals durchzuckte ihn, das Blut auf dem Boden. Doch dann wurde er über eine Stufe gezerrt. Er spürte die frische Morgenluft auf dem Gesicht, und er begriff, dass er im Freien war, in einer kleinen Gasse, die parallel zur Rue du Cheval Blanc verlief. Er roch Kaffeeduft und Abfall, hörte das Geräusch eines Müllwagens nicht weit entfernt. Will erkannte, dass sie so vermutlich Taverniers Leiche aus dem Haus hinunter zum Fluss geschafft hatten.

Nackte Angst erfasste ihn, und er wollte sich wehren, merkte aber erst jetzt, dass er an Armen und Beinen gefesselt war. Will hörte, wie ein Kofferraum geöffnet wurde. Man hob ihn hoch und warf ihn hinein. Aber es war kein normaler Kofferraum. Will war jetzt in einer Art großer Kiste. Es roch nach Plastik. Als er sich unbeholfen auf die Seite rollte, stieß er mit dem Kopf gegen die Rückwand des Behälters, und er spürte, wie die Haut um die Wunde herum aufplatzte. Blut lief ihm über die Schläfe, brannte ihm in den Augen. Er konnte die Hände nicht bewegen und es wegwischen.

Jetzt erinnerte Will sich wieder, dass er vor der Tür zum Arbeitszimmer gestanden hatte. Dann der blendende Schmerz, als François-Baptiste ihm mit der Waffe gegen den Kopf schlug. Marie-Ceciles herrische Stimme, die erneut fragte, was denn los sei.

Eine schwielige Hand packte seinen Arm. Will spürte, wie ihm der Hemdsärmel hochgeschoben wurde und eine spitze Nadel in seine Haut drang. Wie schon einmal zuvor. Dann das Geräusch von einrastenden Haken, und irgendeine Abdeckung, vielleicht eine Plane, wurde über sein Gefängnis gezogen.

Die Droge kroch in seine Adern, kalt, wohltuend, betäubte den Schmerz. Nebel. Will war benommen und nur halb bei Bewusstsein. Er merkte, dass der Wagen beschleunigte. Wenn sie um eine Kurve fuhren, kippte sein Kopf hin und her, und ihm wurde ein bisschen flau davon. Er dachte an Alice. Wie gern würde er sie sehen. Ihr sagen, dass er wirklich sein Möglichstes getan hatte. Dass er sie nicht im Stich gelassen hatte.

Er halluzinierte jetzt. Er konnte förmlich sehen, wie das wirbelnde, trübe grüne Wasser der Eure ihm in Mund und Nase und Lunge drang. Will versuchte, sich an Alice' Gesicht zu erinnern, an ihre ernsten braunen Augen, ihr Lächeln. Wenn er ihr Bild im Kopf behalten konnte, dann käme vielleicht alles wieder in Ordnung.

Doch die Angst vor dem Ertrinken, vor dem Tod an diesem fremden Ort, der ihm nichts bedeutete, war stärker. Will glitt in die Dunkelheit hinein.

In Carcassonne stand Paul Authié mit einer Tasse schwarzen Kaffee in der Hand auf seinem Balkon und blickte über die Aude hinweg. Er hatte O'Donnell als Köder benutzt, um an Francois-Baptiste de l'Oradore ranzukommen, aber instinktiv verwarf er die Idee, sie mit einem gefälschten Buch zur Übergabe zu schicken. Der Junge würde merken, dass es nicht das echte Buch war. Außerdem wollte er nicht, dass de l'Oradore ihren

Zustand sah, denn dann wüsste er sofort, dass er reingelegt worden war.

Authié stellte die Tasse auf den Tisch und zupfte die

Manschetten seines frischen weißen Hemdes zurecht. Die einzige Möglichkeit war, dass er sich selbst mit Francois-Baptiste traf - allein - und ihm erklärte, dass er O'Donnell und das Buch rechtzeitig für Marie-Ceciles Zeremonie an den Pic de Soularac bringen würde.

Es ärgerte ihn, dass der Ring noch immer nicht in seinem Besitz war, aber er war ziemlich sicher, dass Giraud ihn an Audric Baillard weitergegeben hatte. Und Baillard würde schon von allein zum Pic de Soularac kommen. Authié hatte keinen Zweifel daran, dass der Alte irgendwo da draußen war und alles beobachtete.

Da war Alice Tanner schon ein größeres Problem. Die Scheibe, von der O'Donnell gesprochen hatte, ließ ihm keine Ruhe, zumal er nicht wusste, welche Bedeutung sie hatte. Und außerdem legte Tanner inzwischen ein erstaunliches Geschick an den Tag, sich ihnen zu entziehen. Sie war Domingo und Braissart auf dem Friedhof entwischt. Gestern hatten sie ihren Wagen für etliche Stunden verloren, und als sie das Signal heute Morgen endlich wieder empfangen, mussten sie feststellen, dass das Fahrzeug am Flughafen von Toulouse auf dem Parkplatz einer Autovermietung stand.

Authié schloss die Finger um sein Kruzifix. Um Mitternacht war alles vorbei. Dann waren die häretischen Texte, die Häretiker selbst, vernichtet.

In der Ferne rief die Glocke der Kathedrale die Gläubigen in die Freitagsmesse. Authié sah auf die Uhr. Er würde zur Beichte gehen. Wenn seine Sünden vergeben waren, würde er im Zustand der Gnade vor dem Altar niederknien und die heilige Kommunion empfangen. Dann waren sein Leib und seine Seele bereit, Gottes Willen zu tun.

Will spürte, dass der Wagen langsamer wurde und von der Straße in einen Feldweg einbog.

Der Fahrer war vorsichtig, wich Löchern und Hubbein aus. Dennoch klapperten Will die Zähne, als der Wagen holpernd und ruckelnd einen Hang hinauffuhr.

Endlich blieben sie stehen. Der Motor wurde abgestellt.

Will spürte das Schaukeln des Wagens, als zwei Männer ausstiegen, dann knallten die Türen so laut wie ein Schuss, und die Zentralverriegelung klickte. Man hatte ihm die Hände nicht vor dem Körper, sondern auf dem Rücken gefesselt, was es schwieriger machte, aber Will drehte die Handgelenke, um die Stricke zu lockern. Es brachte nicht viel, aber immerhin bekam er wieder Gefühl in die Hände. Seine Schultern waren vom langen, unbequemen Liegen schmerzhaft verspannt.

Plötzlich wurde der Kofferraum geöffnet. Will rührte sich nicht, lag mit pochendem Herzen da, als die Verschlüsse des Plastikcontainers aufgeklappt wurden. Einer der Männer packte ihn unter den Armen, der andere in den Kniekehlen. Man hievte ihn aus dem Kofferraum und ließ ihn zu Boden fallen.

Selbst in seinem halb betäubten Zustand spürte Will, dass sie meilenweit von jeder Zivilisation entfernt waren. Die Sonne brannte stark, und der frischen, würzigen Luft nach zu urteilen, waren sie in der freien Natur, wo weit und breit niemand wohnte. Es war völlig still, völlig ruhig. Keine Autos, keine Menschen. Will blinzelte. Er versuchte irgendetwas zu erkennen, aber es war zu hell. Die Luft war zu klar. Die Sonne schien sich ihm in die Augen zu brennen, verwandelte alles in blendendes Weiß. Er spürte, wie sich erneut die Spritze in seinen Arm bohrte, gefolgt von der inzwischen vertrauten Umarmung der Droge in seinen Adern. Die Männer zogen ihn grob auf die Beine und schleiften ihn bergauf. Der Hang war steil, und Will hörte ihr angestregtes Keuchen, merkte, dass ihnen in der Hitze der Schweiß ausbrach.

Will nahm das Knirschen von Kies und Steinen wahr, dann glitten seine schleifenden Füße über Holzbalken, die als Stufen in den Hang eingelassen worden waren, dann über weiches Gras.

Kurz bevor er wieder das Bewusstsein verlor, erkannte

er noch, dass das pfeifende Geräusch in seinem Kopf das geisterhafte Seufzen des Windes war.

Kapitel 66

Foix

Der Chef der Police Judiciaire der Haute-Pyrénées kam in Inspektor Noubels Büro in Foix gestürmt und knallte die Tür hinter sich zu.

»Noubel, ich rate Ihnen, dass es wirklich wichtig ist.«

»Danke, dass Sie gekommen sind. Ich hätte Sie nicht beim Mittagessen gestört, wenn es nicht so dringend wäre.«

Er schnaubte. »Haben Sie Biaux Mörder identifiziert?«

»Cyrille Braissart und Javier Domingo«, bestätigte Noubel und wedelte mit einem Fax, das er wenige Minuten zuvor erhalten hatte. »Zeugen haben sie in dem Wagen in Foix gesehen, kurz vor dem Unfall und unmittelbar danach. Er wurde gestern verlassen an der Grenze zwischen Spanien und Andorra gefunden.« Noubel schwieg kurz, um sich den Schweiß von Nase und Stirn zu wischen. »Chef, die beiden arbeiten für Paul Authié.«

Der Polizeichef senkte seinen massigen Körper auf die Schreibtischkante.

»Lassen Sie hören.«

»Von den Verdächtigungen gegen Authié wissen Sie? Dass er ein Mitglied der *Noublesso Véritable* ist?« Er nickte. »Ich hab heute Mittag mit den Kollegen in Chartres telefoniert - in Sachen Shelagh O'Donnell -, und die haben bestätigt, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen dieser Organisation und einem Mord, der Anfang dieser Woche geschehen ist.«

»Was hat das mit Authié zu tun?«

»Die Leiche wurde sehr schnell gefunden, dank eines anonymen Hinweises.« »Irgendwelche Beweise dafür, dass es Authié war?«

»Nein«, räumte Noubel ein, »aber es gibt Hinweise, dass er sich mit einer Journalistin getroffen hat, die ebenfalls verschwunden ist. Die Kollegen in Chartres glauben an einen Zusammenhang.« Noubel sah die skeptische Miene

seines Vorgesetzten und sprach hastig weiter.

»Die Ausgrabung am Pic de Soularac wurde von Madame de l'Oradore finanziert. Geschickt getarnt, aber das Geld stammt eindeutig von ihr. Brayling, der Leiter der Ausgrabung, verbreitet das Gerücht, dass O'Donnell untergetaucht ist, weil sie Fundstücke gestohlen hat. Aber ihre Freunde sind nicht der Meinung.« Er legte eine Pause ein. »Ich bin sicher, dass Authié O'Donnell hat, entweder auf Befehl von Madame de l'Oradore oder auf eigene Initiative.«

Der Ventilator in seinem Büro war kaputt, und Noubel schwitzte heftig. Er spürte, wie sich die Schweißringe in seinen Achselhöhlen ausbreiteten.

»Das ist sehr mager, Noubel.«

»Madame de l'Oradore war von Dienstag bis Donnerstag in Carcassonne, Chef. Sie hat sich zweimal mit Authié getroffen. Und ich glaube, dass sie mit ihm zum Pic de Soularac gefahren ist.« »Das ist nicht verboten, Noubel.«

»Als ich heute Morgen ins Büro kam«, sagte er, »hatte ich auf dem Anrufbeantworter folgende Nachricht, die mich veranlasst hat, Sie herzubitten.«

Noubel drückte auf den Startknopf des Gerätes. Jeanne Girauds Stimme erfüllte den Raum. Der Polizeichef hörte aufmerksam zu, und seine Miene wurde von Sekunde zu Sekunde finsterer. »Wer ist die Frau?«, fragte er, nachdem Noubel die Nachricht ein zweites Mal abgespielt hatte.

»Die Großmutter von Yves Biau.«

»Und Audric Baillard?«

»Ein Schriftsteller und Freund. Er hat sie zum Krankenhaus in Foix begleitet.«

Der Polizeichef stützte die Hände auf die Hüften und senkte den Kopf.

Noubel sah ihm an, dass er abschätzte, was sie zu befürchten hatten, falls die Beweise gegen Authié nicht ausreichten.

»Und Sie sind hundertprozentig sicher, dass Sie die

Verbindung von Domingo und Braissart zu Biau und Authié nachweisen können?»

»Die Personenbeschreibungen passen haargenau, Chef.«

»Die passen auf die Hälfte der männlichen Bevölkerung«, knurrte er.

»O'Donnell wird seit drei Tagen vermisst, Chef.«

Der Polizeichef seufzte und erhob sich schwerfällig vom Schreibtisch.

»Wie wollen Sie vorgehen, Noubel?«

»Zuerst einmal Braissart und Domingo festnehmen.«

Er nickte.

»Außerdem brauche ich einen Durchsuchungsbefehl. Authié hat mehrere Häuser und Grundstücke, unter anderem einen heruntergekommenen Bauernhof in den Sabarthès-Bergen, der auf den Namen seiner Exfrau eingetragen ist. Falls O'Donnell hier in der Gegend festgehalten wird, dann wahrscheinlich dort.«

Der Polizeichef schüttelte nachdenklich den Kopf.

»Wenn Sie vielleicht den Präfekten persönlich anrufen würden ...«, schlug Noubel vor und wartete.

»Na schön, na schön.« Er zeigte mit einem nikotingelben Finger auf ihn. »Aber eines kann ich Ihnen sagen, Claude, wenn Sie das verbocken, dann baden Sie das allein aus. Authié ist ein einflussreicher Mann. Und Madame de l'Oradore ...« Er ließ den Arm sinken. »Wenn Sie die Sache nicht wasserdicht machen, dann reißen die Sie in Stücke, und ich werde sie nicht daran hindern können.«

Er drehte sich um und ging zur Tür, drehte sich dann noch einmal um. »Helfen Sie mir doch mal bei diesem Baillard auf die Sprünge. Kenne ich den? Der Name kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Schreibt über die Katharer. Ist außerdem Experte für das alte Ägypten.«

»Nein, das war's nicht...«

Noubel wartete. »Nein, ich komm nicht drauf«, sagte der Polizeichef. »Aber es könnte durchaus sein, dass Madame

Giraud sich da was einbildet.«

»Könnte sein, Chef, aber wissen Sie, es ist mir nicht gelungen, diesen Baillard ausfindig zu machen. Seit er Mittwohabend das Krankenhaus mit Madame Giraud verlassen hat, wurde er von niemandem mehr gesehen.«

Der Polizeichef nickte. »Ich rufe Sie an, wenn der Papierkram fertig ist. Sind Sie hier?«

»Eigentlich«, sagte Noubel vorsichtig, »hab ich gedacht, ich spreche noch mal mit dieser Engländerin. Sie ist eine Freundin von O'Donnell. Vielleicht weiß sie ja was.«

»Wie gesagt, ich ruf Sie dann an.«

Sobald sein Chef gegangen war, machte Noubel ein paar Anrufe, dann schnappte er sich sein Jackett und eilte zum Auto. Er schätzte, dass er ausreichend Zeit hatte, nach Carcassonne und wieder zurück zu fahren, ehe die Unterschrift des Präfekten unter dem Durchsuchungsbefehl getrocknet war.

Um halb fünf saß Noubel im Büro seines Carcassonner Kollegen Arnaud Moureau, eines alten Freundes von ihm. Noubel wusste, dass er mit ihm unbefangen reden konnte.

»Dr. Tanner hat gesagt, sie wohnt im Hotel Montmorency.« Wenige Minuten später hatten sie überprüft, dass sie tatsächlich dort ein Zimmer hatte. »Schönes Hotel direkt vor den Mauern der Cité, keine fünf Minuten von der Rue de la Gaffe. Soll ich fahren?«

Die Frau am Empfang war die ganze Zeit sehr verstört, als die zwei Polizeibeamten sie befragten. Sie war eine schlechte Zeugin und die meiste Zeit den Tränen nahe. Noubel wurde immer ungeduldiger, bis sich schließlich Moureau einschaltete. Sein Stil war väterlicher und brachte bessere Ergebnisse.

»So, Sylvie«, sagte er freundlich. »Dr. Tanner hat das Hotel also gestern Morgen verlassen, ja?« Die junge Frau nickte. »Und sie hat gesagt, dass sie heute zurückkommen

würde?»

»*Oui*«

»Und Sie haben seitdem nichts Gegenteiliges gehört. Sie hat nicht angerufen oder so?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Gut. Können Sie uns sonst noch irgendwas erzählen? Hat sie zum Beispiel hier im Hotel Besuch gehabt?«

Sylvie zögerte.

»Gestern ist eine Frau gekommen, sehr früh, mit einer Nachricht.«

Noubel konnte sich nicht beherrschen. »Um wie viel Uhr genau?«, fragte er dazwischen.

Moureau bedeutete ihm mit einer Geste, er solle ruhig bleiben. »Wie früh ist früh, Sylvie?«

»Ich hab um sechs angefangen. Kurz danach.«

»Kannte Dr. Tanner die Frau?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube aber nicht. Sie schien überrascht zu sein.«

»Sie sind eine große Hilfe, Sylvie«, sagte Moureau. »Haben Sie mitbekommen, was das für eine Nachricht war?«

»Sie hat Dr. Tanner ausgerichtet, sie solle sich mit irgendwem auf dem Friedhof treffen. Ein merkwürdiger Treffpunkt, fand ich.«

»Mit wem?«, fragt Noubel. »Haben Sie einen Namen gehört?« Sylvie blickte noch verängstigter drein als zuvor und schüttelte den Kopf. »Ich weiß auch nicht, ob sie hingegangen ist.«

»Ist nicht schlimm. Sie machen Ihre Sache sehr gut. Fällt Ihnen sonst noch was ein?«

»Sie hat einen Brief bekommen.« »Mit der Post oder per Boten?«

»Da war noch die Sache mit dem Zimmerwechsel«, rief eine Stimme von hinten. Sylvie drehte sich um und funkelte wütend einen Jungen an, der hinter einem Berg Pappkartons versteckt war. »Du Nervensä...«

»Zimmerwechsel, wieso?«, warf Noubel ein.

»Da war ich nicht hier«, sagte Sylvie verstockt.

»Aber ich wette, Sie wissen trotzdem, worum es da ging.«

»Dr. Tanner hat gesagt, in ihrem Zimmer wäre ein Einbrecher gewesen. Mittwochabend. Sie wollte unbedingt ein anderes Zimmer haben.«

Noubel horchte auf. Sofort ging er nach hinten durch.

»Das hat bestimmt jede Menge Extraarbeit gemacht«, sagte Moureau sanft, um Sylvie beschäftigt zu halten.

Noubel folgte den Küchendüften und fand den Jungen im Handumdrehen.

»Warst du Mittwochabend hier?«

Der Bursche grinste großspurig. »Hab an der Bar gearbeitet.« »Irgendwas gesehen?«

»Ich hab gesehen, wie eine Frau durch die Tür gerannt kam und hinter so nem Typen hergelaufen ist. Hab erst später erfahren, dass das Dr. Tanner war.«

»Hast du den Mann gesehen?«

»Nicht so richtig. Hab mehr auf sie geachtet.«

Noubel holte Fotos aus der Jacketttasche und hielt sie dem Jungen vor die Nase. »Erkennst du einen davon?«

»Den da hab ich schon mal gesehen. Feiner Anzug. Kein Tourist. Fiel irgendwie auf. Hat hier rumgehangen. Dienstag, vielleicht auch Mittwoch. Genau weiß ich das nicht mehr.«

Als Noubel zurück in die Lobby kam, hatte Moureau Sylvie sogar zum Lächeln gebracht.

»Er hat Domingo erkannt. Hat ihn hier im Hotel gesehen.« »Das beweist aber noch nicht, dass er der Einbrecher war«, murmelte Moureau.

Noubel legte die Fotos vor Sylvie auf die Empfangstheke. »Kommt Ihnen einer davon bekannt vor?«

»Nein«, sagte sie kopfschüttelnd, »obwohl ...« Sie zögerte, dann zeigte sie auf das Bild von Domingo. »Die Frau, die nach Dr. Tanner gefragt hat, hatte Ähnlichkeit mit dem da.«

Noubel warf Moureau einen Blick zu. »Schwester?«

»Ich lasse das überprüfen.«

»Wir müssen Sie leider bitten, uns in Dr. Tanners Zimmer zu lassen«, sagte Noubel.

»Das darf ich nicht!«

»Es dauert wirklich nur fünf Minuten«, beruhigte Moureau sie. »Und so ist es am einfachsten, Sylvie. Wenn wir erst auf die Erlaubnis des Managers warten müssen, kommen wir mit einem ganzen Durchsuchungsteam zurück. Das wird den Betrieb hier ganz schön stören.«

Sylvie wirkte angespannt und nervös, als sie einen Schlüssel vom Haken nahm und sie zu Alice' Zimmer führte.

Die Fenster und Vorhänge waren geschlossen, und der Raum war stickig. Das Bett war ordentlich gemacht, und ein kurzer Blick ins Bad ergab, dass frische Handtücher auf dem Halter hingen und die Zahnputzgläser gewechselt worden waren.

»Seit das Zimmermädchen gestern Morgen sauber gemacht hat, war hier keiner mehr drin«, murmelte Noubel.

Im Bad war nichts Persönliches.

»Was gefunden?«, fragte Moureau.

Noubel schüttelte den Kopf und ging zum Schrank. Darin entdeckte er Alice' gepackten Koffer.

»Sieht so aus, als hätte sie nach dem Zimmerwechsel gar nicht erst ausgepackt. Ihren Pass, das Handy, alles Wichtige hat sie offensichtlich bei sich«, sagte er, während er schon mit den Händen unter dem Rand der Matratze entlangfuhr. Er nahm ein Taschentuch in die Hand und zog dann die Nachttischschublade auf. Darin lagen ein silberner Streifen Kopfschmerztabletten und Audric Baillards Buch.

»Moureau«, sagte er schneidend. Als er es weiterreichte, fiel ein Stück Papier heraus und flatterte zu Boden.

»Was ist das?«

Noubel hob es auf, runzelte die Stirn und zeigte es seinem Kollegen.

»Probleme?«, fragte Moureau.

»Das ist die Handschrift von Yves Biau«, sagte er. »Eine Nummer in Chartres.«

Er holte sein Handy hervor, um die Nummer zu wählen, doch im selben Augenblick klingelte es.

»Noubel«, meldete er sich barsch. Moureaus Augen beobachteten ihn gespannt. »Das sind prima Neuigkeiten, Chef. Ja. Sofort.«

Er legte auf.

»Wir haben den Durchsuchungsbefehl«, sagte er und eilte zur Tür. »Schneller, als ich dachte.«

»Was erwartest du«, sagte Moureau. »Der Mann macht sich Sorgen.«

Kapitel 67

Los Seres

Sollen wir nach draußen gehen?«, schlug Audric vor. »Wenigstens bis es zu heiß wird.«

»Das wäre schön«, antwortete Alice und folgte ihm aus dem kleinen Haus. Sie fühlte sich wie in einem Traum. Alles schien in Zeitlupe zu geschehen. Die gewaltigen Berge, der weite Himmel, Baillards langsame und bedächtige Bewegungen.

Alice spürte, wie die Anspannung und Verwirrung der letzten paar Tage allmählich von ihr abfielen.

»Hier ist ein schönes Plätzchen«, sagte er mit seiner sanften Stimme und blieb auf einem kleinen Hügel stehen. Dann setzte er sich und streckte die langen dünnen Beine vor sich aus wie ein Junge.

Alice zögerte, dann setzte sie sich zu seinen Füßen. Sie zog die Knie ans Kinn und schlang die Arme um die Beine. Plötzlich bemerkte sie, dass er wieder lächelte.

»Was ist?«, fragte sie verlegen.

Audric schüttelte nur den Kopf. »*Los ressons.*« Die Echos. »Verzeihen Sie mir, *Madomaisela* Tanner. Verzeihen Sie einem alten Mann seine Torheit.«

Alice wusste nicht, was ihn zum Lächeln gebracht hatte, nur dass sie es gern sah. »Bitte, nennen Sie mich Alice. *Madomaisela* klingt so förmlich.«

Er neigte den Kopf. »Sehr gern.«

»Sie sprechen Okzitanisch und Französisch?«, fragte sie. »Beides, ja.«

»Auch noch andere Sprachen?«

Er lächelte bescheiden. »Englisch, Arabisch, Spanisch, Hebräisch. Geschichten verändern ihre Gestalt, ihren Charakter, nehmen andere Schattierungen an, je nachdem, welche Worte man benutzt, in welcher Sprache man sie erzählt. Mal werden sie ernster, mal verspielter, mal melodischer. Hier, in diesem Teil dessen, was man

heute Frankreich nennt, wurde die *Langue d'Oc* von den Menschen gesprochen, denen das Land gehörte. Die *Langue d'O'ü*, der Vorläufer des heutigen Französisch, war die Sprache der Invasoren. Solche Entscheidungen trennen die Menschen.« Er winkte ab. »Aber Sie sind nicht hergekommen, um sich das anzuhören. Sie wollen etwas über Menschen erfahren, nicht über Theorien, nicht wahr?«

Jetzt musste Alice lächeln. »Ich habe eines Ihrer Bücher gelesen, Monsieur Baillard, es lag im Haus meiner Tante in Salleles d'Aude.«

Er nickte. »Es ist schön dort. Der Canal de Jonction. Linden und *pins parasols* säumen die Ufer.« Er hielt inne. »Dem Anführer des Kreuzzuges, Arnald-Amalric, wurde ein Haus in Salleles geschenkt, wussten Sie das? Außerdem eines in Carcassona und in Besiers.«

»Nein«, sagte sie kopfschüttelnd. »Vorhin, als ich gerade angekommen war, haben Sie gesagt, dass Alaïs nicht vor ihrer Zeit gestorben ist. Sie ... sie hat also den Fall von Carcassonne überlebt?«

Alice stellte verwundert fest, dass ihr Herz raste.

Baillard nickte. »Alaïs hat Carcassona in Begleitung eines Jungen verlassen, Sajhë, der Enkel einer Hüterin der Labyrinth- Trilogie.« Er hob die Augen und sah sie fragend an, wollte wissen, ob sie ihm folgte. Als sie nickte, fuhr er fort.

»Die beiden machten sich auf den Weg hierher«, sagte er. »In der alten Sprache bedeutet Los Seres die Berghöhen, die Gipfelkette.«

»Warum gerade hierher?«

»Weil der *Navigataire*, der Kopf der *Noublesso de los Seres*, der Gemeinschaft, der Alaïs' Vater und Sajhës Großmutter Treue geschworen hatten, hier auf sie wartete. Da Alaïs fürchtete, sie könnten verfolgt werden, nahmen sie nicht den direkten Weg, sondern wanderten erst Richtung Westen nach Fanjeaux, dann südlich nach

Puivert und Lavelanet, dann wieder westlich zu den Sabarthès-Bergen.

Nach dem Fall von Carcassona wimmelte es überall von Soldaten. Sie hatten sich im Land ausgebreitet wie die Ratten. Außerdem gab es Wegelagerer, die die Flüchtlinge erbarmungslos ausraubten. Alaïs und Sjahé zogen immer früh am Morgen und spät am Abend weiter. Tagsüber suchten sie Schutz vor der sengenden Sonne und der Hitze. Es war ein besonders heißer Sommer, daher schliefen sie nachts draußen. Sie ernährten sich von Nüssen, Beeren, Obst, von allem, was sie fanden. Alaïs mied die Ortschaften, außer sie wusste, dass sie irgendwo Unterschlupf finden würden.«

»Woher wussten sie, wohin sie gehen mussten?«, fragte Alice, die an ihre eigene Anreise vor wenigen Stunden denken musste. »Sjahé hatte eine Landkarte, die er von seiner ...«

Ihm versagte die Stimme vor Trauer. Alice wusste nicht, warum, aber sie streckte den Arm aus und nahm seine Hand. Das schien ihn zu trösten.

»Sie kamen gut voran«, erzählte er weiter, »und erreichten Los Seres kurz vor dem Festtag von Sant-Miquel, Ende September, gerade als das Land sich golden färbte. Hier in den Bergen roch es schon nach Herbst und nasser Erde. Rauch hing über den Feldern, als die Stoppeln abgebrannt wurden. Es war eine neue Welt für die beiden, die doch in den dunklen Gassen und überfüllten Straßen von Carcassona aufgewachsen waren. Dieses Licht. Dieser endlose Himmel.« Er schwieg kurz und blickte über die Landschaft, die sich vor ihnen ausbreitete. »Verstehen Sie das?«

Sie nickte, ganz gebannt von seiner Stimme.

»Harif, der *Navigataire*, erwartete sie.« Baillard senkte den Kopf. »Als er hörte, was alles geschehen war, weinte er um die Seele von Alaïs' Vater und auch um Simeon. Er weinte, weil die Bücher verloren waren und weil

Esclarmonde so umsichtig gewesen war, Alaïs und Sajhë auch ohne sie reisen zu lassen, um das *Buch der Wörter* in Sicherheit zu bringen.«

Wieder hielt Baillard inne und schwieg eine Weile. Alice wollte ihn nicht unterbrechen oder zur Eile drängen. Die Geschichte würde sich selbst erzählen. Er würde sprechen, wenn er so weit war.

Sein Gesicht wurde weicher. »Es war eine gesegnete Zeit, in den Bergen und auch in den Niederungen, wenigstens schien es zunächst so. Trotz der unbeschreiblichen Gräuel bei der Eroberung von Besiërs glaubten viele Carcassonnais, dass sie bald wieder nach Hause zurückkehren dürften. Viele vertrauten der Kirche. Sie dachten, wenn die Häretiker erst vertrieben wären, könnten sie selbst ihr altes Leben weiterführen.«

»Aber die Kreuzfahrer zogen nicht wieder ab«, sagte sie. Baillard schüttelte den Kopf. »Es war ein Eroberungskrieg, kein Glaubenskrieg«, sagte er. »Nachdem die *Ciutat* im August 1209 besiegt worden war, wurde Simon de Montfort zum Vicomte gewählt, obwohl Raymond-Roger Trencavel noch am Leben war. Heutzutage lässt sich kaum nachvollziehen, wie unerhört, wie schlimm dieses Vergehen war. Es lief aller Tradition und Ehre zuwider. Kriege wurden teilweise mit den Lösegeldern finanziert, die adelige Familien einander bezahlten. Solange ein *seigneur* nicht eines Verbrechens überführt worden war, wurde sein Land niemals konfisziert und einem anderen gegeben. Deutlicher hätten die Nordfranzosen ihre Verachtung gegenüber dem Pays d'Oc gar nicht zum Ausdruck bringen können.«

»Was geschah mit Vicomte Trencavel?«, fragte Alice. »Ich habe überall in der Cité gesehen, dass man dort sein Andenken ehrt.« Baillard nickte. »Er ist es wert, dass man sich seiner erinnert. Er starb - wurde ermordet - nach drei Monaten Kerkerhaft im Château Comtal, im November 1209. De Montfort ließ bekannt geben, der Vicomte sei an der Ruhr gestorben. Niemand glaubte das. Es gab

sporadische Aufstände und Unruhen, bis de Montfort schließlich gezwungen war, Raymond-Rogers zweijährigem Sohn und Erben eine jährliche Apanage von dreitausend Sol zu zahlen. Dafür wurde ihm die Vizegrafschaft rechtmäßig überlassen.«

Plötzlich tauchte vor Alice' geistigem Auge ein Gesicht auf. Eine fromme, ernste Frau, hübsch, ihrem Gatten und Sohn treu ergeben.

»Dame Agnès«, murmelte sie.

Baillard hielt ihren Blick einen Moment lang fest. »Auch ihr Andenken wird innerhalb der Mauern der *Ciutat* bewahrt«, sagte er leise. »De Montfort war ein frommer Katholik. Er war - vielleicht als Einziger unter den Kreuzfahrern - felsenfest überzeugt, Gottes Werk zu tun. Er erhob für die Kirche Steuern auf Haus und Hof, führte bei der ersten Obsternte die Abgabe des Zehnten ein, wie im Norden üblich.

Die *Ciutat* war zwar eingenommen worden, aber die Festungen im Minervois, in der Montagne Noire und in den Pyrenäen ergaben sich nicht. Der König von Aragon, Pedro, war nicht bereit, ihn als Vasallen zu akzeptieren. Raymond VI., der Onkel von Vicomte Trencavel, zog sich nach Toulouse zurück. Die Comtes von Nevers und Saint-Pol, auch andere wie Guy d'Evreux, kehrten in den Norden zurück. Simon de Montfort besaß zwar Carcassona, aber er war isoliert.

Händler, Hausierer, Weber brachten Neuigkeiten von Belagerungen und Schlachten, gute und schlechte. Montréal, Preixan, Saverdun, Pamiers fielen, Cabaret hielt stand. Im April des Jahres 1210 nahm de Montfort nach dreimonatiger Belagerung die Stadt Bram ein. Er befahl seinen Soldaten, die besiegte Garnison zusammenzutreiben, und ließ allen die Augen ausstechen. Nur ein Mann wurde verschont, damit er die Prozession der Blinden quer durchs Land nach Cabaret führen konnte, als deutliche Warnung an alle Widerständler, dass

sie keine Gnade zu erwarten hatten.

Die Grausamkeiten und Repressalien eskalierten. Im Juli 1210 belagerte de Montfort die Bergfestung Minerve. Die Stadt wird auf beiden Seiten von steilen Felsschluchten geschützt, die Flüsse in Tausenden von Jahren in die Berge geschnitten hatten. De Montfort ließ hoch über der Stadt ein riesiges *trébuchet* errichten, das als La Malvoisine bekannt wurde - die schlechte Nachbarin.« Er sah Alice an. »Heute steht dort ein Nachbau. Ein seltsamer Anblick. Sechs Wochen lang ließ de Montfort die Stadt beschießen. Als Minerve schließlich fiel, weigerten sich einhundertvierzig katharische *parfaits*, ihrem Glauben abzuschwören, und wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Im Mai 1211 nahmen die Eroberer nach einmonatiger Belagerung Lavaur ein. Die Katholiken nannten es den >wahren Sitz des Satans<. In gewisser Hinsicht hatten sie Recht damit. Es war der Sitz des Katharerbischofs von Toulouse, und Hunderte von *parfaits* und *parfaites* lebten dort offen und in friedlicher Eintracht.« Baillard hob sein Glas an die Lippen und trank einen Schluck. »Fast vierhundert *credentes* und *parfaits* wurden verbrannt, darunter auch Amaury de Montréal, der die Verteidigung geleitet hatte, zusammen mit achtzig seiner Ritter. Das Gerüst brach unter ihrem Gewicht zusammen, und die Franzosen mussten ihnen die Kehlen aufschlitzen. In einem regelrechten Bluttausch tobten die Eroberer durch die Stadt und suchten nach der Herrin von Lavaur, Guirande, unter deren Schutz die *Bons Homes* gelebt hatten. Sie ergriffen sie und missbrauchten sie. Dann schleiften sie sie durch die Straßen wie eine gemeine Verbrecherin, stießen sie in den Brunnen und warfen Steine auf sie hinab, bis sie tot war. Vielleicht war sie aber auch vorher schon ertrunken.«

»Wussten Alaïs und Sajahé von den Gräueltaten?«, fragte Alice. »Sie hörten so einiges, aber oft erst viele Monate

nach den tatsächlichen Ereignissen. Der Krieg fand noch immer überwiegend im Flachland statt. Die beiden lebten unter bescheidenen Bedingungen, aber glücklich hier in Los Seres zusammen mit Harif. Sie sammelten Holz, pökelten Fleisch für die langen dunklen Wintermonate, lernten Brot backen und wie das Dach mit Stroh gedeckt wurde, damit es vor Unwetter geschützt war.« Baillards Stimme war wehmütig geworden.

»Harif brachte Sjahé Lesen und Schreiben bei, zuerst die Langue d'Oc, dann die Sprache der Eroberer, schließlich ein wenig Arabisch und ein wenig Hebräisch.« Er schmunzelte. »Sjahé lernte äußerst ungern, arbeitete lieber körperlich als mit dem Kopf, doch mit Alaïs' Hilfe hielt er durch.«

»Wahrscheinlich wollte er ihr etwas beweisen.«

Baillard warf Alice aus den Augenwinkeln einen Blick zu, ging aber über die Bemerkung hinweg.

»So lebten sie recht beschaulich bis zum Osterfest nach Sjahés dreizehntem Geburtstag. Dann eröffnete Harif ihm, dass er am Hofe von Pierre-Roger de Mirepoix als Knappe seine Ausbildung zum *chevalier* antreten sollte.«

»Was hielt Alaïs davon?«

»Sie freute sich für ihn. Schließlich hatte er sich das immer gewünscht. In Carcassona hatte er oft zugesehen, wie die *ecuyers* die Schuhe und Helme ihrer Herren polierten. Er war in die *lices* gekrochen, um ihnen beim Lanzenstechen zuzuschauen. Das Leben eines *chevalier* war für jemandem aus seinem Stand ein unerreichbares Ziel, doch er hatte den Traum nie aufgegeben, unter seinem eigenen Wappen hinausreiten zu können. Jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, sich zu beweisen.«

»Also ging er?«

Baillard nickte. »Pierre-Roger de Mirepoix war ein anspruchsvoller, aber gerechter Herr, und er hatte den Ruf, seine Knappen gut auszubilden. Es war ein hartes Handwerk, doch Sjahé hatte eine rasche Auffassungsgabe,

und er strengte sich an. Er lernte, seine Lanze beim Anreiten gegen den *Quin tan* anzulegen. Er übte den Kampf mit Schwert, Keule, Morgenstern, Dolch, das Reiten mit geradem Rücken im Hochsattel.«

Eine Weile betrachtete Alice ihn, wie er über die Berge blickte, und dachte nicht zum ersten Mal, wie sehr die so fernen Menschen, in deren Gesellschaft Baillard einen Großteil seines Lebens verbracht hatte, für ihn Menschen aus Fleisch und Blut geworden waren.

»Wie erging es Alaïs in der Zwischenzeit?«

»Während Sjahë in Mirepoix war, weihte Harif Alaïs in die Riten und Rituale der *Noublesso* ein. Ihre Fähigkeiten als Heilerin und weise Frau sprachen sich herum. Es gab nur wenige Krankheiten des Geistes oder des Körpers, die sie nicht behandeln konnte. Harif lehrte sie vieles über die Sterne, über die Muster, die der Welt zugrunde liegen, und machte sie vertraut mit der Weisheit der alten Mystiker seines Landes. Ihr war klar, dass er sie auf ihre Aufgaben vorbereitete, so wie Sjahë auf seine. Deshalb hatte er ihn ja auch fortgeschickt.

Unterdessen dachte Sjahë nicht oft an das Dorf. Hin und wieder brachten Schäfer oder *parfaits* spärliche Neuigkeiten über Alaïs nach Mirepoix, aber sie besuchte ihn nie. Dank ihrer Schwester Oriane war auf Alaïs' Kopf eine Prämie ausgesetzt. Harif schickte Geld, damit Sjahë sich Kettenhemd, Zelter, Rüstung und Schwert kaufen konnte. Schon mit erst fünfzehn Jahren wurde er zum Ritter geschlagen.« Er zögerte. »Kurz darauf zog er in den Krieg. Diejenigen, die sich in der Hoffnung auf Gnade mit den Franzosen eingelassen hatten, wechselten die Seite, so auch der Comte von Toulouse. Und als er diesmal Pedro II. von Aragon als seinen Lehnsherrn um Beistand bat, stellte sich Pedro seiner Verantwortung und zog im Januar 1213 nach Norden. Zusammen mit dem Comte von Foix verfügte er über eine Streitmacht, die für de Montforts dezimierte Truppen eine ernsthafte Bedrohung darstellte.

Im September 1213 standen sich die beiden Armeen, der Norden gegen den Süden, bei Muret gegenüber. Pedro war ein tapferer Heerführer und ein erfahrener Stratege, doch der Angriff scheiterte, und Pedro wurde in der Schlacht getötet. Der Süden hatte seinen Anführer verloren.«

Baillard stockte. »Unter den Streitern für die Unabhängigkeit war auch ein *chevalier* aus Carcassonne. Guilhem du Mas.« Wieder zögerte er einen Moment. »Er schlug sich tapfer. Er war allgemein beliebt. Die Männer mochten ihn.«

Ein seltsamer Tonfall hatte sich in seine Stimme geschlichen, Bewunderung vermischt mit etwas anderem, das Alice nicht benennen konnte. Bevor sie richtig darüber nachdenken konnte, sprach Baillard weiter. »Am 25. Juni 1218 wurde der Wolf getötet.« »Der Wolf?«

Er hob beide Hände. »Verzeihung. In den Liedern der damaligen Zeit, zum Beispiel im *Canso de lo Crosada*, wurde de Montfort als der Wolf bezeichnet. Er fiel bei der Belagerung von Tolosa; ein Stein traf ihn am Kopf, von einem Katapult, das eine Frau bedient haben soll.« Alice musste unwillkürlich lächeln. »Sie brachten seinen Leichnam zurück nach Carcassona und bestatteten ihn nach Brauch des Nordens. Herz, Leber und Magen wurden in Sant-Cerni, die übrigen sterblichen Überreste in Sant-Nasari beigesetzt, unter einer Grabplatte, die jetzt im südlichen Querschiff der Basilika an der Wand hängt.« Er sah Alice an. »Sie haben sie bestimmt gesehen, als Sie die *Ciutat* besichtigt haben?«

Alice wurde rot. »Ich ... ich wollte in die Basilika, aber plötzlich konnte ich sie aus irgendeinem Grund nicht betreten«, gestand sie. Baillard warf ihr einen kurzen Blick zu, sagte aber nichts weiter über die Steinplatte.

»Simon de Montforts Sohn, Amaury, wurde sein Nachfolger, aber er war nicht so ein guter Heerführer, wie sein Vater es gewesen war, und verlor sogleich Gebiete, die sein Vater erobert hatte. Im Jahre 1224 zog Amaury sich

zurück. Die Familie de Montfort gab ihre Ansprüche auf das Trencavel-Gebiet auf. Sjahë konnte nach Hause zurückkehren. Pierre-Roger de Mirepoix ließ ihn nur ungern ziehen, aber Sjahë hatte ...»

Er brach ab, stand auf und ging ein Stück den Hügel hinunter. Als er weitersprach, drehte er sich nicht um.

»Er war sechsundzwanzig«, sagte er. »Alaïs war älter, doch Sjahë ... er machte sich Hoffnungen. Er sah Alaïs jetzt mit anderen Augen, nicht mehr so, wie ein Bruder seine Schwester sieht. Er wusste, dass eine Heirat ausgeschlossen war, denn Guilhem du Mas lebte noch, aber er träumte davon, dass jetzt, wo er sich doch bewiesen hatte, mehr zwischen ihnen sein könnte.«

Alice zögerte kurz, dann stand sie auf und trat neben ihn. Als sie die Hand auf seinen Arm legte, fuhr Baillard zusammen, als hätte er ganz vergessen, dass sie da war.

»Was geschah dann?«, fragte sie leise und war seltsam nervös. Sie hatte das Gefühl, als würde sie eine Geschichte belauschen, die zu intim für fremde Ohren war.

»Er nahm seinen ganzen Mut zusammen, um mit ihr zu reden.« Baillard zauderte. »Harif wusste es. Wenn Sjahë ihn um Rat gebeten hätte, dann hätte er ihn gewarnt. So jedoch behielt er seine Meinung für sich.«

»Vielleicht wusste Sjahë, dass ihm das, was Harif zu sagen hatte, nicht gefallen würde.«

Baillard lächelte schwach, traurig. »*Benleu*.« Vielleicht. Alice wartete.

»Und dann ...«, drängte sie sanft, als sie merkte, dass er nicht von allein weitersprechen würde. »Hat Sjahë ihr gesagt, was er für sie empfand?«

»Ja.«

»Und?«, fragte Alice rasch. »Was hat sie gesagt?«

Baillard wandte sich um und sah sie an. »Wissen Sie es nicht?«, sagte er fast flüsternd. »Beten Sie zu Gott, dass Sie nie erfahren müssen, wie es ist zu lieben, so zu lieben, ohne jede Hoffnung, dass diese Liebe erwidert wird.«

Es war verrückt, aber Alice hatte das Bedürfnis, Alaïs zu verteidigen. »Aber sie hat ihn doch geliebt«, sagte sie mit Bestimmtheit. »Wie einen Bruder. War das nicht genug?«

Baillard lächelte sie an. »Er hat sich damit abgefunden«, antwortete er. »Aber genug? Nein. Es war nicht genug.«

Er wandte sich ab und ging zurück Richtung Haus. »Gehen wir hinein?«, sagte er, nun wieder ganz förmlich. »Mir ist ein wenig warm. Und Sie, *Madomaisela* Tanner, sind nach der langen Fahrt doch bestimmt müde.«

Alice fiel auf, wie bleich, wie erschöpft er plötzlich aussah, und sie hatte ein schlechtes Gewissen. Ein Blick auf die Uhr verriet ihr, dass sie sich länger unterhalten hatten, als sie gedacht hatte. Es war fast Mittag.

»Natürlich«, sagte sie rasch und bot ihm ihren Arm an. Langsam gingen sie zurück zum Haus.

»Wenn Sie mich entschuldigen würden«, sagte er leise, sobald sie eingetreten waren. »Ich muss mich ein Weilchen hinlegen. Vielleicht ruhen Sie sich auch ein wenig aus?«

»Ich bin wirklich müde«, gab sie zu.

»Anschließend mache ich uns etwas zu essen, und dann erzähle ich die Geschichte zu Ende. Bevor es Abend wird und wir unsere Gedanken anderen Dingen widmen.«

Sie wartete, bis er in den hinteren Teil des Hauses gegangen war und den Vorhang zugezogen hatte. Sie fühlte sich seltsam verlassen, als sie sich eine Decke nahm und damit nach draußen ging.

Sie machte es sich unter den Bäumen bequem. Erst jetzt merkte sie, dass die Vergangenheit ihre Phantasie so beschäftigt hatte, dass sie kein einziges Mal an Shelagh oder Will gedacht hatte.

Kapitel 68

Pic de Soularac

Was machst du da?«, fragte François-Baptiste, als er das kleine, unscheinbare Chalet nicht weit vom Pic de Soularac betrat.

Marie-Cécile saß am Tisch und hatte das *Buch der Zahlen* vor sich aufgeschlagen auf einem schwarz bespannten Lesepult liegen. Sie schaute nicht auf.

»Ich seh mir den Grundriss der Kammer an.«

François-Baptiste setzte sich neben sie. »Aus einem bestimmten Grund?«

»Ich will mir die Unterschiede zur Labyrinth-Höhle einprägen.« Sie spürte, dass er ihr über die Schulter schaute.

»Gibt's viele?«, fragte er.

»Ein paar. Den hier zum Beispiel«, sagte sie und zeigte mit dem Finger, ohne das Buch zu berühren. Ihr roter Nagellack schimmerte unter den Schutzhandschuhen aus Baumwolle. »Unser Altar ist hier, wie eingezeichnet. In der richtigen Höhle ist er näher an der Wand.«

»Aber ist denn dann nicht das Labyrinth an der Wand verdeckt?«

Sie wandte den Kopf und sah ihn an, weil sie über die intelligente Frage erstaunt war.

»Und wenn die ursprünglichen Hüter das *Buch der Zahlen* bei ihren Zeremonien benutzt haben, so wie die *Noublesso Véritable* auch, dann müssten diese Dinge doch eigentlich gleich sein, oder?«

»Das sollte man meinen, ja«, sagte sie. »Aber es gibt kein Grabmal, das ist der offensichtlichste Unterschied, obwohl das Grab, in dem die Skelette lagen, interessanterweise an genau der gleichen Stelle war.«

»Hast du noch irgendwas Neues über die beiden Toten aus der Höhle erfahren?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Dann wissen wir also noch immer nicht, wer sie sind?«

Sie zuckte die Achseln. »Spielt das eine Rolle?«
»Wahrscheinlich nicht«, erwiderte er, obwohl sie ihm ansah, dass ihn ihr mangelndes Interesse störte.

»Unterm Strich glaube ich kaum, dass die Unterschiede wirklich wichtig sind«, fuhr sie fort. »Bedeutsam ist nur das *Muster*, der Weg, den der *Navigataire* abschreitet, während die Worte gesprochen werden.«

»Und du glaubst wirklich, dass du das Pergament im *Buch der Wörter* lesen kannst?«

»Wenn es aus derselben Zeit stammt wie die anderen beiden, dann ja. Die Hieroglyphen sind eigentlich recht simpel.«

Eine Vorfriede erfasste sie so unvermutet, so plötzlich, dass sie die Finger hob, als hätte sich ihr eine Hand um die Kehle gelegt. Heute Abend würde sie die vergessenen Worte sprechen. Heute Abend würde sich die Kraft des Grals auf sie senken. Die Zeit selbst würde besiegt werden.

»Und wenn O'Donnell lügt?«, gab Frarnjois-Baptiste zu bedenken. »Wenn sie das Buch doch nicht hat? Und Authié es auch nicht gefunden hat?«

Marie-Cecile riss die Augen auf, fühlte sich durch den schroffen, provozierenden Ton ihres Sohnes in die Gegenwart zurückgerissen. Sie betrachtete ihn voller Widerwillen. »Das *Buch der Wörter* wird da sein«, sagte sie.

Verärgert, dass ihr so die Stimmung verdorben wurde, klappte Marie-Cecile das *Buch der Zahlen* zu und schob es zurück in die Schutzhülle. Dann legte sie das *Buch der Arzneien* auf das Lesepult.

Von außen sahen die Bücher genau gleich aus. Die gleichen lederbezogenen Holzdeckel, die von schmalen Lederbändern zusammengehalten wurden.

Die erste Seite war frei bis auf einen kleinen goldenen Kelch in der Mitte. Die Rückseite war leer. Auf der dritten Seite waren die Wörter und Zeichen zu sehen, die sich auch oben an den Wänden der Kellerkammer in der Rue

du Cheval Blanc befanden. Der erste Buchstabe auf jeder Seite war rot, blau oder gelb mit goldener Umrandung illuminiert, doch ansonsten war der Text fortlaufend, ein Wort ging ins nächste über, ohne dass Zwischenräume erkennen ließen, wo das eine endete und das andere begann.

Marie-Cecile blätterte bis zu dem Pergament in der Mitte des Buches.

Zwischen den Hieroglyphen waren hier und da winzige Bilder von Pflanzen und grüne Symbole eingestreut. Nach jahrelangen Untersuchungen und Forschungen, die mit dem Vermögen der de l'Oradores finanziert wurden, hatte ihr Großvater erkannt, dass keine dieser Illustrationen wichtig war.

Nur die Hieroglyphen auf den beiden Gralspergamenten waren von Bedeutung. Alles Übrige - die Worte, die Bilder, die Farben - sollten die Wahrheit nur verschleiern, ausschmücken, verbergen.

»Es wird da sein«, sagte sie und musterte Francois-Baptiste mit einem wilden Blick. Sie sah die Skepsis in seinem Gesicht, aber er beschloss klugerweise, nichts zu sagen. »Hol meine Sachen«, sagte sie scharf. »Und dann finde raus, wo der Wagen steckt.«

Augenblicke später kehrte er mit ihrem quadratischen Schminkkoffer zurück.

»Wo soll ich ihn hinstellen?«

»Da drüben«, sagte sie und zeigte auf den Frisiertisch. Sobald er wieder gegangen war, ging Marie-Cecile hinüber und setzte sich. Die Außenseite des Koffers war aus weichem braunem Leder und trug ihre Initialen in Gold. Er war ein Geschenk von ihrem Großvater.

Sie klappte den Deckel auf. Auf der Innenseite waren ein großer Spiegel und mehrere Fächer für Bürsten, Schönheitsaccessoires, Kosmetiktücher und eine kleine

goldene Schere. Das Make-up steckte im oberen Koffereinsatz in ordentlichen Reihen. Lippenstift, Lidschatten, Mascara, Kajalstifte, Puder. In dem Einsatz darunter befanden sich drei Schmuckschatullen aus rotem Leder. Sie hörte die Tür aufgehen.

»Wo sind sie?«, fragte sie, ohne sich umzuwenden.

»Nicht weit weg«, antwortete Francois-Baptiste. Sie konnte die Anspannung in seiner Stimme hören.

»Geht's ihm gut?«

Er trat hinter sie und legte die Hände auf ihre Schultern. »Bist du besorgt, *Maman*?«

Marie-Cecile starrte ihr Spiegelbild an, dann betrachtete sie ihren Sohn, der über ihrem Kopf im Spiegel umrahmt wurde, als ob er für ein Porträt posierte. Seine Stimme klang gleichgültig. Seine Augen verrieten ihn.

»Nein«, erwiderte sie und sah, dass sich sein Gesicht ein wenig entspannte. »Bloß interessiert.«

Er drückte ihre Schultern, dann nahm er die Hände weg.

»Er lebt, um deine Frage zu beantworten. Hat ein bisschen Ärger gemacht, als sie ihn rausgeholt haben. Sie mussten ihn etwas beruhigen.«

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Hoffentlich nicht zu sehr«, sagte sie. »Halb ohnmächtig nutzt er mir nichts.«

»Mir?«, fragte Francois-Baptiste scharf.

Marie-Cecile biss sich auf die Zunge. Sie brauchte Francois- Baptiste in gefügiger Stimmung. »*Uns*«, sagte sie.

Kapitel 69

Los Seres

Alice döste im Schatten unter den Bäumen, als Audric einige Stunden später wieder auftauchte.

»Ich habe uns etwas zu essen gemacht«, sagte er.

Nachdem er geschlafen hatte, sah er besser aus. Seine Haut hatte das wächserne, gespannte Aussehen verloren, und die bernsteinfarbenen Augen leuchteten.

Alice nahm ihre Sachen und folgte ihm ins Haus. Der Tisch war gedeckt mit Ziegenkäse, Oliven, Tomaten, Pfirsichen und einem Krug Wein.

»Bitte. Greifen Sie zu.«

Sobald sie Platz genommen hatten, bestürmte Alice ihn mit den Fragen, die ihr die ganze Zeit durch den Kopf gegangen waren. Ihr fiel auf, dass er wenig aß, beim Wein aber nicht ganz so zurückhaltend war.

»Hat Alaïs versucht, die beiden Bücher zurückzubekommen, die ihre Schwester und ihr Ehemann gestohlen hatten?«

»Schon als sich der allererste Schatten des drohenden Krieges über das Pays d'Oc gelegt hatte, war es Harifs Absicht gewesen, die Labyrinth-Trilogie zu vereinen«, sagte er. »Wie gesagt, dank ihrer Schwester Oriane war auf Alaïs' Kopf eine Belohnung ausgesetzt. Deshalb war es für sie gefährlich zu reisen. Die seltenen Male, die sie das Dorf verließ, ging sie verkleidet. Eine Reise in den Norden wäre Wahnsinn gewesen. Sjahë schmiedete mehrmals Pläne, nach Chartres zu gehen. Aber sie scheiterten alle.« »Wollte er das für Alaïs tun?«

»Zum Teil, aber auch für seine Großmutter Esclarmonde. Durch sie empfand er Verantwortung für die *Noublesso de los Seres*, so wie Alaïs durch ihren Vater.«

»Was geschah mit Esclarmonde?«

»Viele *Bons Homes* gingen nach Norditalien. Esclarmonde war zu geschwächt für eine so weite Reise.

Stattdessen brachten Gaston und sein Bruder sie in eine kleine Gemeinde in Navarra, wo sie bis zu ihrem Tod wenige Jahre später blieb. Sajah besuchte sie dort, sooft er konnte.« Er hielt inne. »Alaïs war unendlich traurig darüber, dass sie einander nie wiedersahen.«

»Und was war mit Oriane?«, fragte Alice nach einer Weile. »Hörte Alaïs auch von ihr?«

»Nur sehr wenig. Interessanter war das Labyrinth, das in der Kathedrale von Chartres gebaut wurde. Keiner wusste, wer es in Auftrag gegeben hatte oder was es bedeutete. Das war mit ein Grund dafür, warum d'Evreux und Oriane sich dort niederließen und nicht auf seine Besitzungen weiter nördlich zurückkehrten.« »Und die Bücher selbst waren in Chartres gemacht worden.« »In Wahrheit wurde das Labyrinth gebaut, um die Aufmerksamkeit von der Labyrinth-Höhle im Süden abzulenken.«

»Ich habe es mir gestern angesehen«, sagte Alice.

War *das wirklich erst gestern?*

»Ich habe nichts empfunden. Ich meine, es war sehr schön, sehr beeindruckend, aber sonst nichts.«

Audric nickte. »Oriane bekam ihren Willen. Guy d'Evreux nahm sie als seine Frau mit in den Norden. Dafür gab sie ihm das *Buch der Arzneien* und das *Buch der Zahlen* und das Versprechen, ihm auch das *Buch der Wörter* zu beschaffen.«

»Als seine Frau?« Alice zog die Stirn kraus. »Aber was war denn mit ...«

»Jehan Congost? Er war ein guter Mann. Pedantisch, eifersüchtig, humorlos, mag sein, aber ein treuer Diener. François ermordete ihn auf Orianes Befehl.« Er schwieg kurz. »François hatte also durchaus den Tod verdient. Es war ein schlimmes Ende, aber er hatte kein besseres verdient.«

Alice schüttelte den Kopf. »Ich wollte nach Guilhem fragen«, sagte sie.

»Der blieb im Midi.«

»Aber hatte er sich denn keine Hoffnungen auf Oriane gemacht?«

»Er kämpfte unermüdlich dafür, die Kreuzfahrer aus dem Land zu vertreiben. Im Laufe der Jahre sammelte er in den Bergen eine große Gefolgschaft um sich. Zuerst stellte er sein Schwert in den Dienst von Pierre-Roger de Mirepoix. Später dann, als Vicomte Trencavels Sohn das Land zurückgewinnen wollte, das seinem Vater gestohlen worden war, kämpfte Guilhem für ihn.«

»Er wechselte die Seiten?«, fragte Alice verwundert.

»Nein, er ...« Baillard seufzte. »Nein. Guilhem du Mas hatte Vicomte Trencavel nie verraten. Er war ein Dummkopf, gewiss, aber letztendlich doch kein Verräter. Oriane hatte ihn benutzt. Er wurde zur selben Zeit gefangen genommen wie Raymond- Roger Trencavel, beim Fall von Carcassona. Anders als dem Vicomte gelang Guilhem die Flucht.« Audric holte tief Atem, als fiel ihm das Eingeständnis schwer. »Er war kein Verräter.« »Aber Alaïs hielt ihn für einen«, sagte sie leise.

»Er war seines eigenen Unglücks Schmied.«

»Ja, ich weiß, aber trotzdem ... mit so viel Reue zu leben und zu wissen, dass Alaïs ihn für genauso schlecht hielt wie ...«

»Guilhem verdient kein Mitgefühl«, sagte Baillard barsch. »Er hat Alaïs betrogen, seine Ehegelübde gebrochen, sie gedemütigt. Und dennoch hat sie ...« Er brach ab. »Verzeihen Sie. Manchmal ist es schwer, objektiv zu bleiben.«

Warum wühlt ihn das so auf?

»Hat er nie versucht, Alaïs zu sehen?«

»Er liebte sie«, sagte Audric lapidar. »Er wollte das Risiko nicht eingehen, die Franzosen zu ihr zu führen.«

»Und auch sie unternahm keinen Versuch, ihn zu sehen?« Audric schüttelte langsam den Kopf. »Hätten Sie es getan, an ihrer Stelle?«, fragte er sanft.

Alice überlegte einen Moment. »Ich weiß nicht. Wenn sie

ihn geliebt hat, trotz allem ...«

»Hin und wieder drangen Nachrichten von Guilhems Feldzügen bis ins Dorf. Alaïs sagte nichts dazu, aber sie war stolz auf den Mann, der aus ihm geworden war.«

Alice rutschte auf ihrem Stuhl hin und her. Audric schien ihre Ungeduld zu spüren, denn er redete jetzt schneller.

»Nach Sajahés Rückkehr ins Dorf herrschte für einige Jahre lang ein unsicherer Friede. Ihm, Alaïs und Harif ging es gut. Andere aus Carcassona lebten in den Bergen. Auch Rixende, Alaïs' ehemalige Dienerin, hatte sich in den Bergen niedergelassen. Es war ein bescheidenes Leben, aber ein gutes.« Baillard hielt kurz inne. »Im Jahre 1226 wurde alles anders. Ein neuer König bestieg den französischen Thron. Saint-Louis war ein religiöser Eiferer. Die immer noch bestehende Häresie war ihm zuwider. Denn trotz der jahrelangen Unterdrückung und Verfolgung hatte die Katharerkirche im Midi noch immer ähnlich viel Autorität und Einfluss wie die katholische Kirche. Die fünf Katharerbistümer - Tolosa, Albi, Carcassona, Agen, Razes - waren vielerorts angesehener und einflussreicher als ihre katholischen Entsprechungen.

Auf Alaïs und Sajahé wirkte sich das alles zunächst nicht aus. Sie lebten so ziemlich weiter wie zuvor. Im Winter reiste Sajahé nach Spanien, um Geld und Waffen für den Widerstand zu beschaffen. Alaïs blieb hier. Sie war eine gute Reiterin, geschickt mit Bogen und Schwert, und sie hatte großen Mut. Sie brachte Botschaften zu den Anführern des Widerstandes in der Ariege und in den Sabarthès-Bergen. Sie bot *parfaits* und *parfaites* Unterschlupf, organisierte Nahrungsmittel und Verstecke und kümmerte sich um die Verbreitung von Informationen, wann und wo Gottesdienste stattfinden würden. Die *parfaits* waren überwiegend Wanderprediger, die von ihrer eigenen Hände Arbeit lebten. Sie kämmten und spannen Wolle, backten Brot. Sie reisten zu zweit, immer ein

erfahrener Lehrer mit einem jungen Anfänger. Normalerweise zwei Männer, natürlich, aber mitunter auch Frauen.« Audric lächelte. »Alaïs machte in etwa das Gleiche, was Esclarmonde, ihre Freundin und Mentorin, früher in Carcassona gemacht hatte.

Die Exkommunizierungen, die Nachsicht bei Übergriffen der Kreuzfahrer, der neue Feldzug, um die so genannte Häresie auszumerzen, all das hätte so weitergehen können wie zuvor auch, hätte es da nicht einen neuen Papst gegeben. Papst Gregor IX. Er gilt heute noch als Vater der Inquisition. Im Jahre 1231 übergab er den Dominikanern die Leitung der Inquisition. Sie betrachteten es als ihre Aufgabe, Häretiker überall und mit allen Mitteln aufzuspüren und zu vernichten.«

»Seltsam, ich bringe die Inquisition immer mit Spanien in Verbindung.«

»Das denken die meisten«, sagte er. »Aber angefangen hat die Inquisition in der Auseinandersetzung mit den Katharern. Jedenfalls, der Terror begann. Inquisitoren zogen von Stadt zu Stadt, erhoben Anschuldigungen, prangerten an und verurteilten. Es wimmelte von Spionen und Spitzeln. Es fanden Exhumierungen statt, um Tote, die in heiliger Erde bestattet worden waren, nachträglich als Ketzer zu verbrennen. Durch den Vergleich von Geständnissen mit halben Geständnissen breitete sich die Inquisition zur Ausrottung des Katharismus über alle Dörfer und Städte aus. Das Pays d'Oc wurde von einer fürchterlichen Flutwelle von Justizmorden überschwemmt. Gute, anständige Menschen wurden verurteilt. Aus Angst wandten sich Nachbarn gegen Nachbarn. Jede größere Stadt hatte ein Inquisitionsgericht, von Tolosa bis Carcassona. Nach der Verurteilung übergab der Inquisitor seine Opfer der weltlichen Gerichtsbarkeit, die sie einkerkerte, prügelte, verstümmelte oder verbrannte. Die Inquisition selbst machte sich die Hände nicht schmutzig. Nur wenige wurden freigesprochen. Und selbst wenn

jemand freikam, musste er ein gelbes Kreuz auf der Kleidung tragen, das ihn als Ketzer brandmarkte.«

Eine Erinnerung flackerte in Alice auf. Wie sie durch einen Wald rennt, um Jägern zu entkommen. Wie sie hinfällt. Ein Stofffetzen, wie ein Herbstblatt, das von ihr wegschwebt, durch die Luft. *Habe ich das geträumt?*

Alice blickte in Audrics Gesicht und sah darin so viel Kummer, dass es ihr fast das Herz zerriss.

»Im Mai 1234 trafen die Inquisitoren in Limoux ein. Ein unglückliches Schicksal wollte es, dass Alaïs sich gerade mit Rixen- de dort aufhielt. In der Verwirrung - vielleicht hielt man sie irrtümlich für *parfaites*, zwei Frauen, die gemeinsam reisten - wurden sie festgenommen und nach Tolosa gebracht.«

Genau das war meine Befürchtung.

»Sie nannten nicht ihren richtigen Namen, daher dauerte es mehrere Tage, bis Sajhë erfuhr, was geschehen war. Er machte sich gleich auf den Weg zu ihnen, ohne an seine eigene Sicherheit zu denken. Doch das Glück war ihm nicht hold. Die Inquisitionsverhöre fanden meist in der Kathedrale von Sant-Sernin statt, also eilte er zunächst dorthin. Alaïs und Rixende waren jedoch nach Sant-Etienne gebracht worden.«

Alice hielt den Atem an, als sie sich an die Geisterfrau erinnerte, die von Mönchen in schwarzen Kutten weggezerrt wurde.

»Ich war dort«, brachte sie heraus.

»Die Gefangenen wurden unter entwürdigenden Bedingungen festgehalten. In dreckigen Kerkern, in die kein Sonnenstrahl drang, konnten sie Tag und Nacht nur an den Schreien der Gefolterten unterscheiden. Viele starben in den Gemäuern, während sie noch auf ihren Prozess warteten.«

Alice wollte etwas sagen, doch ihr Mund war zu trocken.

»Ist sie ...« Sie verstummte, unfähig weiterzusprechen.

»Der menschliche Geist kann viel ertragen, aber ist er

einmal gebrochen, dann zerfällt er wie Staub. Und das war das Ziel der Inquisitoren. Sie brachen unseren Geist, so wie die Folterknechte Haut und Knochen zerfetzten, bis wir nicht mehr wussten, wer wir waren.« »Was geschah?«, sagte sie rasch.

»Sajhë kam zu spät«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Aber Guilhem nicht. Er hatte gehört, dass eine Heilerin, eine Frau aus den Bergen, zur Vernehmung hergebracht worden war, und irgendwie konnte er sich denken, dass es Alaïs war, obwohl ihr Name nicht im Verzeichnis stand. Er bestach die Wachen, damit sie ihn durchließen - bestach sie oder drohte ihnen, ich weiß es nicht. Er fand Alaïs. Sie und Rixende wurden getrennt von den anderen festgehalten, und so gelang es ihm, sie aus Sant-Etienne und Tolosa hinauszuschmuggeln, bevor die Inquisitoren merkten, dass sie geflohen war.«

»Aber ...«

»Alaïs hatte immer den Verdacht, dass Oriane hinter ihrer Verhaftung steckte. Jedenfalls wurde sie nie verhört.«

Alice standen Tränen in den Augen. »Hat er sie ins Dorf zurückgebracht?«, fragte sie und wischte sich mit dem Handrücken übers Gesicht. »Kam sie wieder nach Hause?«

Baillard nickte. »Sie kam im *agost* zurück, kurz vor dem Himmelfahrtsfest, zusammen mit Rixende.« Er stieß die Worte geradezu hervor.

»Guilhem hatte sie nicht begleitet?«

»Nein«, sagte er. »Und sie sahen sich auch nicht wieder, bis ...« Er hielt inne. Alice spürte mehr, als dass sie es hörte, wie er den Atem einsog. »Alaïs' Tochter kam sechs Monate später zur Welt. Alaïs nannte sie Bertrande, zum Andenken an ihren Vater Bertrand Pelletier.«

Audrics Worte schienen zwischen ihnen zu schweben.

Ein weiteres Puzzleteilchen.

»Guilhem und Alaïs«, raunte sie vor sich hin. Vor ihrem

geistigen Auge sah sie den Stammbaum ausgebreitet auf Grace' Schlafzimmerboden in Salleles d'Aude liegen. Der Name *Alaïs PELLETIER-du MAS* (1192-) mit roter Tinte hervorgehoben. Als sie ihn sich das letzte Mal angesehen hatte, konnte sie den Namen daneben nicht entziffern, nur Sajah's Namen, der mit grüner Tinte etwas versetzt darunter stand.

»Alaïs und Guilhem«, wiederholte sie.

Eine direkte Abstammungslinie von ihnen zu mir.

Alice brannte darauf zu erfahren, was in den drei Monaten geschehen war, die Guilhem und Alaïs zusammen verbrachten. Warum hatten sie sich wieder getrennt? Sie wollte wissen, was das Labyrinth-Symbol neben Alaïs' Namen und Sajah's Namen zu bedeuten hatte.

Und neben meinem Namen.

Aufgeregt blickte sie auf. Sie wollte gerade eine ganze Salve von Fragen abfeuern, als der Ausdruck auf Audrics Gesicht sie bremste. Instinktiv spürte sie, dass er lange genug von Guilhem gesprochen hatte.

»Und was geschah danach?«, fragte sie leise. »Sind Alaïs und ihre Tochter bei Sajah und Harif in Los Seres geblieben?«

Das flüchtige Lächeln, das sich auf Audrics Gesicht zeigte, verriet ihr, dass er ihr für den Themenwechsel dankbar war.

»Sie war ein wunderbares Kind«, sagte er. »Freundlich, hübsch, immer gut gelaunt, und sie sang viel. Alle vergötterten sie, vor allem Harif. Bertrande saß oft stundenlang bei ihm und lauschte seinen Erzählungen aus dem Heiligen Land und über ihren Großvater, Bertrand Pelletier. Als sie älter wurde, erledigte sie Botengänge für ihn. Als sie sechs war, brachte er ihr sogar Schach bei.«

Audric verstummte, und seine Miene verdüsterte sich erneut. »Doch die ganze Zeit über griff die schwarze Hand der Inquisition immer weiter um sich. Nachdem die Kreuzfahrer das Flachland erobert hatten, richteten sie ihr

Augenmerk auf die bislang uneinnehmbaren Bollwerke der Pyrenäen und Sabarthes-Berge. Trencavels Sohn Raymond kehrte 1240 mit einer Schar von *chevaliers* aus dem Exil zurück, und fast der gesamte Adel der Corbieres schloss sich ihm an. Ohne Mühe konnte er fast alle Ortschaften zwischen Limoux und der Montagne Noire wiedergewinnen. Das ganze Land unterstützte ihn: Saissac, Azille, Laure, die Châteaux von Quéribus, Peyrepertuse, Aguilar. Doch auch nach einem fast einmonatigen Kampf gelang es ihm nicht, Carcassona zurückzuerobern. Im Oktober zog er sich nach Montréal zurück. Niemand kam ihm zur Hilfe. Schließlich sah er sich gezwungen, nach Aragon zu flüchten.«

Audric atmete einmal tief durch. »Sofort setzte der Terror ein. Montréal wurde dem Erdboden gleichgemacht, Montolieu ebenso. Limoux und Alet kapitulierten. Alais war klar, uns allen war klar, dass das Volk den Preis für das Scheitern der Rebellion bezahlen würde.«

Baillard brach unvermittelt ab und sah Alice an. »Waren Sie auf dem Montségur, *Madomaisèla* Alice?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Es ist ein ganz außergewöhnlicher Ort. Vielleicht ein heiliger Ort. Selbst heute sind dort noch Seelen zu spüren. Er ist auf drei Seiten von schroffen Felswänden geschützt. Gottes Tempel im Himmel.«

»Der sichere Berg«, sagte sie, ohne zu überlegen, und wurde dann rot, als sie merkte, dass sie Baillards Worte zitiert hatte.

»Viele Jahre früher, vor Beginn des Kreuzzuges, hatten die führenden Köpfe der Katharerkirche den *seigneur* von Montségur, Raymond de Péreille, gebeten, das halb zerfallene *castellum* neu aufzubauen und seine Festungsanlagen zu verstärken. 1243 war Pierre-Roger de Mirepoix, an dessen Hof Sajahé ausgebildet worden war, Kommandant der Garnison. Aus Angst um Bertrande und Harif glaubte Alais in Los Seres nicht mehr in Sicherheit

zu sein, daher bot Sajahë sich an, mit ihnen nach Montségur zu gehen. Aber unterwegs konnten sie sich nicht mehr so gut verstecken. Vielleicht hätten sie sich trennen sollen. Alaïs drohte ja jetzt die Inquisition.«

»War Alaïs zur Katharerin geworden?«, fragte Alice unvermittelt, weil ihr auf einmal bewusst wurde, dass sie das noch immer nicht genau sagen konnte.

Er überlegte einen Moment. »Die Katharer glaubten, dass die Welt, die wir sehen, hören, riechen, schmecken und berühren können, vom Teufel erschaffen wurde. Sie glaubten, der Teufel habe reine Geister mit List und Tücke dazu überredet, aus Gottes Reich zu fliehen, und sie hier auf Erden in leiblichen Hüllen gefangen. Sie glaubten, wenn sie ein gutes Leben führten und »ein gutes Ende nahmen«, würden ihre Seelen von dieser Knechtschaft befreit und könnten zu Gottes Herrlichkeit im Himmel zurückkehren. Wenn nicht, würden sie innerhalb von vier Tagen auf der Erde wiedergeboren werden, und der Kreislauf würde erneut beginnen.«

Alice erinnerte sich an die Worte in Grace' Bibel.

»Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.«

Audric nickte. »Sie müssen wissen, dass die *Bons Homes* von den Menschen, denen sie dienten, sehr geliebt wurden. Sie ließen sich nicht dafür bezahlen, wenn sie Ehen schlossen, Kinder taufte oder Tote bestatteten. Sie erhoben keine Steuern, verlangten keinen Zehnten. Es gibt eine Geschichte, wie ein *parfait* einen Bauern sieht, der auf seinem Acker kniet. >Was machst du da?<, fragt er den Mann. >Ich danke Gott für die gute Ernte<, antwortet der Bauer. Der *parfait* lächelt und hilft dem Mann auf die Beine. >Das ist nicht Gottes Werk, sondern dein eigenes. Denn deine Hand hat den Boden im Frühling umgegraben, sie hat ihn bestellt« Er sah Alice fragend an. »Verstehen Sie, was das bedeutet?«

»Ich denke, ja«, sagte sie zögernd. »Die Katharer

glaubten, dass der einzelne Mensch Kontrolle über sein eigenes Leben hat.« »Innerhalb der Zwänge und Grenzen der Zeiten und Orte, in die wir hineingeboren werden, ja.«

»Und hat Alaïs sich diese Überzeugung angeeignet?«, fragte sie hartnäckig.

»Alaïs war wie sie. Sie half den Menschen, stellte die Bedürfnisse anderer über ihre eigenen. Sie tat, was sie für richtig hielt, ungeachtet dessen, was Tradition und Sitte verlangten.« Er lächelte. »Wie die Katharer glaubte sie nicht an das Jüngste Gericht. Sie glaubte, dass das Böse, das sie überall sah, nicht Gottes Werk sein konnte, aber letztendlich, nein. Sie war keine Katharerin. Alaïs war eine Frau, die an die Welt glaubte, die sie anfassen und sehen konnte.«

»Und Sajahé?«

Audric antwortete nicht direkt. »Heute ist die Bezeichnung Katharer allgemein geläufig, doch zu Alaïs ' Zeiten nannten die Gläubigen sich selbst *Bons Homes*. In den lateinischen Texten der Inquisition werden sie *albigenses* oder *heretici* genannt.«

»Und woher kommt dann der Ausdruck Katharer?«

»Nun, wir können unsere Geschichten doch nicht von den Siegern schreiben lassen«, sagte er. »Den Begriff haben ich und andere ...« Er brach ab, lächelte, als müsste er an einen alten Scherz denken. »Es gibt viele unterschiedliche Erklärungen. Zum Beispiel die, dass *catar* im Okzitanischen - *cathare* im Französischen - aus dem griechischen *katharos* stammt, das >rein< bedeutet. Aber was genau der Ursprung ist, kann keiner wissen.« Alice runzelte die Stirn. Sie merkte, dass ihr irgendwas entging. Aber was?

»Und der Glaube selbst? Wo ist der entstanden? Doch nicht in Frankreich?«

»Die Anfänge des europäischen Katharismus liegen im Bogomilismus, einem dualistischen Glauben, der sich seit dem 10. Jahrhundert in Bulgarien, Mazedonien und

Dalmatien ausbreitete. Er war verwandt mit älteren Glaubensformen - beispielsweise dem Zoroastrianismus in Persien oder dem Manichäismus. Die Bogomilen glaubten an Reinkarnation.«

Ein Gedanke nahm allmählich in ihrem Kopf Gestalt an. Die Verbindung zwischen allem, was Audric ihr erzählte, und dem, was sie bereits wusste.

Warte ab und du wirst es erfahren. Hab Geduld.

»Im Palais des Arts in Lyon«, fuhr er fort, »findet sich die Handschrift eines katharischen Textes des Johannesevangeliums, eines der ganz wenigen Dokumente, das der Vernichtung durch die Inquisition entging. Es ist in der *langue d'Oc* verfasst, daher galt sein Besitz damals als strafbare, häretische Handlung. Von allen heiligen Texten der *Bons Homes* war das Johannesevangelium der bedeutsamste. Es ist das Evangelium, das den größten Wert auf persönliche, individuelle Erkenntnis durch Wissen legt - die Gnosis. Die *Bons Homes* beteten keine Götzenbilder an, Kreuze oder Altäre, die aus den Steinen und Bäumen der niederen Schöpfung des Teufels gefertigt waren - für sie hatte das Wort Gottes die allerhöchste Bedeutung.«

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.

»Reinkarnation«, sagte sie langsam, eigentlich laut denkend. »Wie lässt sich diese Vorstellung denn überhaupt mit der orthodoxen christlichen Lehre in Einklang bringen?«

»In der christlichen Theologie nimmt das Geschenk des ewigen Lebens an diejenigen, die an Christus glauben und durch seinen Opfertod am Kreuz erlöst werden, eine zentrale Rolle ein. Reinkarnation ist nichts anderes als eine Form des ewigen Lebens.«

Das Labyrinth. Der Weg zu ewigem Leben.

Audric erhob sich und trat ans offene Fenster. Als Alice auf seinen dünnen, geraden Rücken blickte, spürte sie in

ihm eine Entschlossenheit, die zuvor nicht da gewesen war.

»Verraten Sie mir eines, *Madomaisela* Tanner«, sagte er und drehte sich zu ihr um. »Glauben Sie an Schicksal? Oder macht uns der Weg, für den wir uns entscheiden, letztlich zu dem, was wir sind?«

»Ich ...«, setzte sie an und hielt dann inne. Sie war nicht mehr sicher, was sie dachte. Hier, in diesen zeitlosen Bergen, hoch oben in den Wolken, kamen ihr die Alltagswelt und ihre Werte belanglos vor. »Ich glaube an meine Träume«, sagte sie schließlich.

»Glauben Sie, dass Sie Ihr Schicksal beeinflussen können?«, fragte er nach.

Alice merkte, dass sie unwillkürlich nickte. »Ansonsten wäre doch alles sinnlos. Wenn wir bloß einen vorbestimmten Weg gehen, dann wären alle Erfahrungen, die uns ausmachen - Liebe, Trauer, Freude, Lernen, Veränderung-, bedeutungslos.«

»Und Sie würden einen anderen Menschen nicht daran hindern, eigene Entscheidungen zu treffen.«

»Das käme auf die Umstände an«, sagte sie langsam, mit zunehmender Unruhe. »Warum?«

»Ich bitte Sie, sich das zu merken«, sagte er leise. »Mehr nicht. Damit Sie sich dran erinnern, wenn es so weit ist. *Si es atal es atal.*«

Seine Worte brachten etwas in ihr zum Klingen. Alice war sicher, dass sie sie schon einmal gehört hatte. Sie schüttelte den Kopf, doch die Erinnerung wollte nicht kommen.

»Es kommt, wie es kommen wird«, sagte er leise.

Kapitel 70

Monsieur Baillard, ich ...«

Audric hob eine Hand. »Benleu«, sagte er, kam zurück an den Tisch und nahm den Erzählfaden wieder auf, als wäre nichts gewesen. »Ich werde Ihnen alles erzählen, was Sie wissen müssen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«

Sie öffnete den Mund, schloss ihn dann wieder.

»Die Zitadelle auf dem Montsegur war überfüllt«, sagt er, »doch davon abgesehen war es eine glückliche Zeit. Zum ersten Mal seit vielen Jahren fühlte Alaïs sich in Sicherheit. Bertrande, inzwischen sieben Jahre alt, war bei den vielen Kindern beliebt, die innerhalb und außerhalb der Festung lebten. Auch Harif war trotz seines Alters und seiner Gebrechlichkeit guter Dinge. Er hatte viel Gesellschaft: Bertrande, die ihn entzückte, die *parfaits*, mit denen er über das Wesen Gottes und der Welt diskutieren konnte. Sajhë war die meiste Zeit an Alaïs' Seite. Sie war glücklich.«

Alice schloss die Augen und ließ die Vergangenheit in ihrem Kopf lebendig werden.

»Es war ein gutes Leben, und es hätte so weitergehen können, wenn es nicht zu einem leichtfertigen Racheakt gekommen wäre. Im Mai 1242 erhielt Pierre-Roger de Mirepoix die Nachricht, dass vier Inquisitoren in dem Städtchen Avignonet eingetroffen waren. Es war daher abzusehen, dass wieder einmal *parfaits* und *credentes* festgenommen und auf den Scheiterhaufen geschickt würden. Er beschloss zu handeln. Entgegen dem Rat seiner Getreuen, darunter auch Sajhë, stellte er aus der

Garnison Montsegur einen Trupp von fünfundachtzig Rittern zusammen, eine Zahl, die noch anwuchs, als andere *en route* zu ihnen stießen.

Am 29. Mai trafen sie in Avignonet ein. Kurz nachdem der Inquisitor Guillaume Arnaud und seine drei Kollegen schlafen gegangen waren, schloss jemand aus dem Haus die Tür auf und ließ die Ritter herein. Die Türen zu den Schlafzimmern wurden ^{KAPITEL 19} eingetreten und die vier Inquisitoren samt ihrem Gefolge getötet. Sieben verschiedene *chevaliers* beanspruchten die tödlichen Hiebe für sich. Guillaume Arnaud soll mit dem *Te Deum* auf den Lippen gestorben sein. Sicher ist jedenfalls, dass seine Inquisitionsprotokolle geraubt und vernichtet wurden.«

»Das war doch bestimmt gut so.«

»Es war die letzte und entscheidende Provokation. Das Massaker löste eine rasche Reaktion aus. Der König verfügte, Montsegur ein für alle Mal zu zerstören. Eine Armee aus nordfranzösischen Adligen, katholischen Inquisitoren, Söldnern und Kollaborateuren schlug am Fuße des Berges ihr Lager auf. Die Belagerung begann, doch die Männer und Frauen aus der Zitadelle kamen und gingen weiterhin ganz nach Belieben. Nach fünf Monaten hatte die Garnison lediglich drei Mann verloren, und es sah so aus, als würde die Belagerung scheitern.

Die Kreuzfahrer heuerten einen Trupp baskischer Söldner an, die zu Anfang des harten Gebirgswinters hinaufkletterten und nur einen Steinwurf von den Festungsmauern entfernt ihr Lager aufschlugen. Es bestand keine unmittelbare Gefahr, doch Pierre- Roger beschloss, seine Männer¹⁰²⁸ von den Außenwerken auf der verwundbaren Ostseite abzuziehen. Der Fehler kam ihn teuer zu stehen. Die Söldner wurden von Kollaborateuren mit Informationen versorgt, wodurch es ihnen gelang, den schroffen Hang auf der südöstlichen Seite des Berges zu erklimmen. Nachdem sie die Wachen niedergestochen

hatten, besetzten sie den Roc de la Tour, einen steilen Felsen, der auf dem östlichsten Punkt des Gipfelgrates des Montsegur aufragt. Wir konnten nur hilflos zusehen, wie die Katapulte und *Mangomeis* mit Hilfe von Winden auf den Roc gehievt wurden. Zudem nahm ein wuchtiges *trebuchet* das östliche Vorwerk unter Beschuss.

An Weihnachten 1243 nahmen die Franzosen das Vorwerk ein. Nun waren sie nur noch wenige Dutzend Meter von der eigentlichen Festung entfernt. Sie brachten eine neue Belagerungsmaschine in Stellung, in deren Reichweite sowohl die Südmauern als auch die Ostmauern lagen.«

Während er sprach, drehte er unablässig den Ring an seinem Daumen.

Alice, die das beobachtete, kam auf einmal die Erinnerung an einen Mann in den Sinn, der auch einen solchen Ring gedreht hatte, während er ihr Geschichten erzählte.

»Zum ersten Mal«, fuhr Audric fort, »mussten sie der Möglichkeit ins Auge sehen, dass Montsegur fallen könnte.

Unten im Tal flatterten noch immer die Standarten und Banner der katholischen Kirche und die *fleur-de-lys* des französischen Königs, wenngleich sie nach zehn Monaten mit anfänglicher Hitze, dann Regen, dann Schnee zerfetzt und verblichen aussahen. Die Armee der Kreuzfahrer, die von Hugues des Arcis, dem Seneschall von Carcassona, geführt wurde, bestand aus sechs- bis zehntausend Mann. In der Festung waren höchstens einhundert kampfbereite Männer.

Alaïs wollte ...« Er setzte neu an. »Die Führer der Katharerkirche, Bischof Bertrand Marty und Raymond Aiguilher, hielten eine Versammlung ab.«

»Der Schatz der Katharer. Dann stimmt das also? Den hat es gegeben?«

Baillard nickte. »Zwei *credentes* wurden für die Aufgabe ausgewählt, Matheus und Peter Bonnet. Dick eingepackt gegen die bittere Neujahrskälte, luden sie sich den Schatz auf den Rücken und stahlen sich im Schutze der Nacht aus der Burg. Sie umgingen die Wachen, die auf den passierbaren Wegen postiert waren, die vom Berg durch das Dorf führten, und schlugen sich nach Süden in die Sabarthès-Berge durch.«

Alice riss die Augen weit auf. »Zum Pic de Soularac.«

Wieder nickte er. »Dort übernahmen andere. Da die Pässe nach Aragon und Navarra verschneit waren, zogen sie in Richtung Hafenstädte, von wo sie mit einem Schiff nach Norditalien fuhren. In der Lombardei gab es damals eine blühende, weniger verfolgte Gemeinde von *Bons Homes*.«

»Was wurde aus den Brüdern Bonnet?«

»Matheus kehrte *Ende janvier* allein zurück. Diesmal waren die Wachen auf der Straße Einheimische aus Camon sur l'Hers bei Mirepoix, und sie ließen ihn passieren. Matheus berichtete von möglicher Verstärkung. Dass es Gerüchte gab, der König von Aragon würde im Frühjahr kommen. Aber das waren nur tapfere Worte. Mittlerweile war der Belagerungsring so dicht, dass Verstärkungstruppen niemals durchgekommen wären.«

Baillard hob den Blick und sah Alice mit seinen bernsteinfarbenen Augen an. »Alaïs hörte auch Gerüchte, dass Oriane unterwegs nach Süden war, in Begleitung ihres Sohnes und ihres Gatten, um Verstärkung für die Belagerer zu mobilisieren. Das konnte nur eines bedeuten. Sie musste nach all den Jahren, die Alaïs auf der Flucht gewesen war und im Verborgenen gelebt hatte, herausgefunden haben, dass ihre Schwester noch am Leben war. Sie wollte das *Buch der Wörter*.«

»Das hatte Alaïs doch bestimmt nicht bei sich, oder?«

Audric ging nicht auf die Frage ein. »Mitte Februar rückten die Angreifer erneut vor. Am 1. März 1244, nach

einem letzten gescheiterten Versuch, die Basken vom Roc de la Tour zu vertreiben, ertönte ein einsames Hornsignal auf den Wällen der zerstörten Festung.« Er schluckte schwer. »Raymond de Pereille, der *seigneur* von Montsegur, und Pierre-Roger de Mirepoix, der Kommandant der Garnison, traten vor das große Tor und ergaben sich Hugues des Arcis. Der Kampf war zu Ende. Montsegur, die letzte Festung, war gefallen.»

Alice lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und wünschte sich fast wie ein Kind, es wäre anders ausgegangen.

»Es war ein rauer und frostiger Winter auf dem felsigen Berg und in dem darunter liegenden Tal gewesen. Beide Seiten waren ausgezehrt. Die Verhandlungen dauerten nicht lange. Die Kapitulationsurkunde wurde am folgenden Tag von Pierre Amiel, dem Erzbischof von Narbonne, unterzeichnet.

Die Bedingungen waren großzügig. Beispiellos, wie manche sagten. Die Festung würde in den Besitz der katholischen Kirche und der französischen Krone übergehen, aber den Bewohnern drohte für ihre begangenen Verbrechen keine Strafe. Selbst die Mörder der Inquisitoren in Avignonet sollten verschont bleiben. Die Soldaten würden mit nur milden Bußauflagen auf freien Fuß gesetzt, sobald ihre Verbrechen im Inquisitionsregister verzeichnet worden waren. Alle, die dem häretischen Glauben abschworen, sollten ungehindert gehen dürfen. Als einzige Strafe sollten sie ein gelbes Kreuz auf der Kleidung tragen müssen.« »Und wer nicht dazu bereit war?«, fragte Alice.

»Wer sich weigerte, sollte als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden.«

Baillard trank wieder einen Schluck Wein.

»Es war üblich, die Vereinbarungen am Ende einer Belagerung durch den Austausch von Geiseln zu besiegeln. In diesem Fall waren das der Bruder von Bischof Bertrand, Raymond, der alte *chevalier* Arnald-

Roger de Mirepoix und Raymond de Pereilles kleiner Sohn.« Baillard hielt kurz inne. »Keineswegs üblich«, fuhr er bedächtig fort, »war dagegen die Gewährung einer zweiwöchigen Gnadenfrist. Die Führung der Katharer bat darum, noch zwei Wochen innerhalb der Festung von Montsegur bleiben zu dürfen, ehe sie den Berg herabkamen. Die Bitte wurde gewährt.«

Alice' Herzschlag beschleunigte sich. »Warum?«

Audric lächelte. »Historiker und Theologen debattieren seit Hunderten von Jahren darüber, warum die Katharer um diese Aufschiebung der Hinrichtung baten. Was musste denn noch getan werden, was nicht bereits geschehen war? Der Schatz war in Sicherheit. Warum wollten die Katharer unbedingt noch länger in der zerstörten und kalten Bergfestung ausharren, nachdem sie schon so viel durchlitten hatten?«

»Und warum?«

»Weil Alaïs bei ihnen war«, sagte er. »Sie brauchte Zeit. Oriane und ihre Männer warteten am Fuß des Berges auf sie. Auch Harif befand sich innerhalb der Zitadelle, außerdem Sajhë und ihre Tochter. Das Risiko war zu groß. Wenn sie in Gefangenschaft gerieten, wären die Opfer, die Simeon und ihr Vater und Esclarmonde gebracht hatten, um das Geheimnis zu hüten, umsonst gewesen.«

Endlich fand auch das letzte Puzzleteilchen seinen Platz, und Alice sah das gesamte Bild, hell und klar und deutlich, obwohl sie ihren eigenen Augen kaum glauben konnte.

Sie blickte aus dem Fenster auf die unveränderliche, beständige Landschaft. Sie sah noch fast genauso aus wie damals, als Alaïs hier gelebt hatte. Dieselbe Sonne, derselbe Regen, derselbe Himmel.

»Sagen Sie mir die Wahrheit über den Gral«, sagte sie ruhig.

Kapitel 71

Montsegur

Marc 1244

Alaïs stand auf den Mauern der Zitadelle von Montsegur, eine schlanke, einsame Gestalt in ihrem dicken Wintermantel. Mit den Jahren war sie schön geworden. Sie war schwächling, aber ihr Gesicht, ihr Hals, ihre Haltung waren voller Anmut. Sie blickte nach unten auf ihre Hände. Im frühen Morgenlicht sahen sie blau aus, fast durchsichtig.

Die Hände einer alten Frau.

Alaïs lächelte. Nicht alt. Noch immer jünger als ihr Vater, als er starb.

Das Licht war weich, als die aufgehende Sonne versuchte, der Welt ihre Form zurückzugeben und die Silhouetten der Nacht zu verscheuchen.

Alaïs blickte über die dunklen Nadelwälder auf der Ostflanke des Berges hinweg auf die zerklüfteten, schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen, die sich bis zum blassen Horizont hin hoben und senkten. Fröhlich Morgendliche Wolken zogen über die schroffen Hänge des Pic de Sant-Bartelemy. Und dahinter konnte sie schon beinahe den Pic de Soularac erkennen.

Sie dachte an ihr schlichtes und gastfreundliches Haus, das in die Falten des Berges eingebettet lag. Sie erinnerte sich an den Rauch, der sich an einem kalten Morgen wie jetzt aus dem Schornstein kringelte. In den Bergen kam der Frühling spät, und es war ein harter Winter gewesen, aber jetzt würde es nicht mehr lange dauern. Sie erkannte seine Verheißung schon in dem rosa Hauch des Himmels in der Dämmerung. In Los Seres würden die Bäume bald anfangen zu knospen. Und im April würden die Bergwiesen wieder übersät sein mit zarten blauen, weißen und gelben Blüten.

Weit unten konnte Alaïs die übrig gebliebenen Häuser des Dorfes von Montsegur ausmachen, die wenigen Hütten und Katen, die nach zehn Monaten Belagerung noch standen. Die auffällige Ansammlung war umgeben von den Fahnen und Zelten der französischen Armee, verstreute Nadelstiche aus Farbe und flatternden, an den Rändern ausgefranst Bannern. Sie hatten unter dem harten Winter ebenso leiden müssen wie die Bewohner der Zitadelle.

Am Westhang, unten am Fuße des Berges, stand eine hölzerne Palisade. Schon seit Tagen bauten die Belagerer daran. Gestern hatten sie in der Mitte eine Reihe von Pfählen errichtet, ein gekrümmtes hölzernes Rückgrat, und um jeden Pfosten herum war Reisig und Stroh aufgehäuft. In der Dämmerung hatte sie gesehen, wie sie ringsum Leitern aufgestellt hatten.

Ein Scheiterhaufen für die Häretiker.

Alaïs fröstelte. In wenigen Stunden würde es vorbei sein. Sie hatte keine Angst vor dem Sterben, wenn ihre Zeit gekommen war. Aber sie hatte zu viele Menschen verbrennen sehen, um sich der Illusion hinzugeben, dass der Glaube ihnen Schmerzen ersparen würde. Für alle, die es wünschten, hatte Alaïs Arzneien zubereitet, die das Leiden lindern sollten. Die meisten jedoch wollten ohne derlei Hilfen aus dieser Welt scheiden.

Die rötlichen Steine unter ihren Füßen waren schlüpfrig vom Frost. Alaïs malte mit der Schuhspitze das Muster des Labyrinths auf den frischen weißen Boden. Sie war nervös. Wenn ihre List gelang, würde das *Buch der Wörter* endgültig vor Oriane in Sicherheit sein. Schlug sie fehl, hatte sie das Leben der Menschen, die ihr all die Jahre Schutz gewährt hatten - die Glaubensbrüder und -schwestern ihres Vaters und Esclarmondes —, für den Gral aufs Spiel gesetzt.

Der Gedanke an die Folgen war grauenhaft.

Alaïs schloss die Augen und versetzte sich die vielen

Jahre zurück in die Labyrinth-Höhle. Harif, Sjahä, sie selbst. Sie erinnerte sich an die weiche Liebkosung der Luft auf ihren nackten Armen, das Flackern der Kerzen, die schönen Stimmen, die sich in die Luft erhoben. Das Gefühl, als sie die Worte aussprach, so lebendig, als könnte sie sie auf der Zunge schmecken.

Alaïs erschauerte bei dem Gedanken an den Augenblick, als sie endlich verstand und die Beschwörung wie von allein über ihre Lippen kam. Dieser eine Augenblick der Ekstase, der Erleuchtung, als alles, was je geschehen war, und alles, was je geschehen würde, eins wurde, als der Gral zu ihr herabstieg.

Und durch ihre Stimme und ihre Hände zu ihm.

Alaïs keuchte auf. Gelebt und solche Erfahrungen gemacht zu haben.

Ein Geräusch schreckte sie auf. Alaïs öffnete die Augen und ließ die Vergangenheit verhallen. Sie wandte sich um und sah Bertrande vorsichtig über die schmale Brustwehr auf sie zukommen. Alaïs lächelte und hob die Hand zur Begrüßung.

Ihre Tochter war nicht so ernst, wie Alaïs es in dem Alter gewesen war. Doch vom Aussehen her war Bertrande ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Das gleiche herzförmige Gesicht, der gleiche offene Blick und das lange braune Haar. Ohne Alaïs' graue Strähnen und die Fältchen um die Augen hätten sie fast Schwestern sein können.

Wie sehr ihr das Warten zusetzte, stand ihrer Tochter ins Gesicht geschrieben.

»Sjahä sagt, die Soldaten kommen«, sagte sie mit unsicherer Stimme.

Alaïs schüttelte den Kopf. »Die kommen erst morgen«, sagte sie mit Bestimmtheit. »Und bis dahin haben wir noch viel zu tun.« Sie nahm Bertrandes kalte Hände in ihre. »Ich verlasse mich darauf, dass du Sjahä hilfst und dich um Rixende kümmerst. Vor allem heute Nacht. Sie

brauchen dich.«

»Ich will dich nicht verlieren, *Mama*«, sagte Bertrande, und ihre Lippen bebten.

»Das wirst du nicht«, erwiderte Alaïs lächelnd und betete innerlich, dass es die Wahrheit war. »Bald sind wir alle wieder zusammen. Du musst Geduld haben.« Bertrande brachte ein schwaches Lächeln zu Wege. »So ist es besser. Nun komm, *Filha*. Lass uns nach unten gehen.«

Kapitel 72

Am Mittwoch, dem 16. März, versammelten sie sich im Morgengrauen hinter dem großen Tor von Montségur. Die Soldaten der Garnison beobachteten von den Brustwehren aus, wie die Kreuzfahrer, die gesandt worden waren, um die *Bon Homes* festzunehmen, den letzten Teil des Felsenpfades hinaufkletterten, der zu dieser frühen Stunde noch immer schlüpfrig vom Frost war.

Bertrande stand mit Sajahé und Rixende ganz vorn in der Menge. Es war alles sehr still.

Nach monatelangem unaufhörlichem Beschuss hatte sie sich jetzt, da *mangomels* und Katapulte schwiegen, noch immer nicht daran gewöhnt, dass das Geräusch verstummt war.

Die vergangenen zwei Wochen waren friedliche Tage gewesen. Für viele die letzten Tage. Sie hatten Ostern gefeiert. Die *parfaits* und einige *parfaites* hatten gefastet. Obwohl allen, die ihrem Glauben abschwören würden, die Begnadigung versprochen worden war, hatte sich fast die halbe Bevölkerung der Zitadelle, unter ihnen auch Rixende, entschlossen, das *consolament* zu empfangen. Sie wollten lieber als *Bons Chrétiens* sterben als besiegt unter der französischen Krone leben. Wer dazu verdammt war, für seinen Glauben zu sterben, hatte seine Habseligkeiten jenen vermacht, die dazu verdammt waren, ohne ihre Lieben weiterzuleben.

Bertrande hatte geholfen, Geschenke zu verteilen, Wachs, Pfeffer, Salz, Tuch, Schuhe, einen Geldbeutel, Beinkleider, sogar einen Filzhut.

Pierre-Roger de Mirepoix war mit einer Decke voller Münzen beschenkt worden. Andere hatten ihm Getreide und Kleidung gegeben, die er an seine Männer verteilen sollte. Marquesia de Lanatar hatte alles, was sie besaß, ihrer Enkelin Phillipa geschenkt, Pierre-Rogers Gemahlin.

Bertrande blickte in die Runde der stillen Gesichter und

sprach ein lautloses Gebet für ihre Mutter. Alaïs hatte Rixendes Kleidung sorgfältig ausgewählt. Das dunkelgrüne Gewand und ein roter Mantel, der an den Rändern und am Saum mit einem komplizierten Muster aus blaugrünen Rechtecken und Karos und gelben Blüten bestickt war. Sie hatte Bertrande erklärt, dass sie genauso einen Mantel bei ihrer Hochzeit in der *capèla* Sant- Maria im Château Comtal getragen hatte. Alaïs war sicher, dass Oriane sich daran erinnern würde, trotz der vielen Jahre, die vergangen waren.

Vorsichtshalber hatte Alaïs außerdem noch einen Beutel aus Schafsleder gefertigt, der auf dem roten Mantel getragen wurde, eine Nachbildung des *chemise*, in dem jedes Buch der Labyrinth- Trilogie aufbewahrt wurde.

Bertrande hatte geholfen, ihn mit Stoff und Pergamentbögen zu füllen, sodass er zumindest auf einige Entfernung täuschend echt aussah. Sie verstand nicht ganz, wozu das alles dienen sollte, nur dass es wichtig war. Und sie war froh gewesen, dass sie dabei helfen durfte.

Bertrande streckte den Arm aus und nahm Sajhës Hand.

Die Oberhäupter der Katharerkirche, Bischof Bertrand Marty und Raymond Aiguilher, beide inzwischen alte Männer, standen ruhig da in ihren dunkelblauen Roben. Jahrelang hatten sie ihr geistliches Amt von Montségur aus ausgeübt, waren immer wieder von der Zitadelle aufgebrochen und hatten den *credentes* in den einsamen Bergdörfern und auf dem flachen Land das Wort gepredigt und ihnen Trost gebracht. Nun waren sie bereit, ihr Volk ins Feuer zu führen.

»*Mamä* wird nichts zustoßen«, flüsterte Bertrande, um Sajhë Mut zu machen, aber ebenso auch sich selbst. Sie spürte Rixendes Hand auf ihrer Schulter.

»Ich wünschte, du würdest nicht ...«

»Ich habe mich entschieden«, sagte Rixende rasch. »Ich

bin entschlossen, in meinem Glauben zu sterben.«

»Was, wenn *Mama* ergriffen wird?«, flüsterte Bertrande. Rixende streichelte ihr Haar. »Wir können nichts tun außer beten.«

Bertrande merkte, dass ihr Tränen in die Augen schossen, als die Soldaten sie erreichten. Rixende hielt die Handgelenke hin, um sich fesseln zu lassen. Der junge Mann schüttelte den Kopf. Sie hatten nicht erwartet, dass sich so viele für den Tod entscheiden würden, und deshalb waren nicht genug Ketten für alle da.

Bertrande und Sajhë sahen schweigend zu, wie Rixende und die anderen durch das große Tor gingen und zum letzten Mal den steilen, gewundenen Bergpfad hinabstiegen. Zwischen den gedämpften Braun- und Grüntönen hob sich das Rot von Alaïs' Mantel leuchtend gegen den grauen Himmel ab.

Angeführt von Bischof Marty, begannen die Gefangenen zu singen. Montsegur war gefallen, aber sie waren nicht besiegt worden.

Bertrande wischte sich mit dem Ärmel die Tränen aus den Augen. Sie hatte ihrer Mutter versprochen, stark zu sein. Sie wollte ihr Möglichstes tun, um Wort zu halten.

Unten auf den Wiesen der tieferen Hänge waren Tribünen für die Zuschauer errichtet worden. Sie waren bis auf den letzten Platz besetzt. Die neue Oberschicht des Midi, französische Adelige, Kollaborateure, katholische Legaten und Inquisitoren, war der Einladung des Seneschalls von Carcassonne, Hugues des Arcis, gefolgt. Alle waren gekommen, um mitzuerleben, wie nach über dreißig Jahren Bürgerkrieg der Gerechtigkeit Genüge getan wurde.

Guilhem hüllte sich tiefer in seinen Umhang, um nicht erkannt zu werden. Nach seinem lebenslangen Kampf gegen die Franzosen war sein Gesicht bekannt. Er konnte

es sich nicht leisten, ergriffen zu werden. Unauffällig schaute er sich um.

Falls seine Informationen richtig waren, dann steckte Oriane irgendwo in dieser Menge. Er war entschlossen, sie von Alaïs fern zu halten. Nach all der Zeit genügte noch immer allein der Gedanke an Oriane, um seinen Zorn aufwallen zu lassen. Er ballte die Fäuste, brannte darauf zu handeln, statt sich verstellen oder warten zu müssen, brannte darauf, ihr einfach ein Messer ins Herz zu stoßen, wie er es schon vor dreißig Jahren hätte tun sollen. Doch Guilhem wusste, dass er sich in Geduld fassen musste. Wenn er jetzt zuschlug, würde er niedergestochen, bevor er sein Schwert ziehen könnte.

Er ließ den Blick über die Zuschauerreihen gleiten, bis er das Gesicht sah, das er suchte. Oriane saß in der Mitte der vordersten Reihe. Nichts erinnerte mehr an die Dame aus dem Süden. Sie war erlesen gekleidet, aber im strengeren, edleren Stil des Nordens. Ihr blauer Samtmantel mit Kapuze hatte einen Goldbesatz und einen dicken Hermelinkragen. Dazu trug sie passende Winterhandschuhe. Ihr Gesicht war zwar noch immer eindrucksvoll schön, aber es war hager geworden und hatte einen harten, verbitterten Ausdruck angenommen.

In ihrer Begleitung war ein junger Mann. Die Ähnlichkeit war groß, und Guilhem vermutete, dass es einer ihrer Söhne war. Er hatte gehört, dass Louis, der älteste, an dem Kreuzzug teilnahm. Er hatte Orianes Hautton und dunkle Locken und das Adlerprofil seines Vaters.

Ein Ruf erschallte. Guilhem wandte sich um und sah die Prozession der Gefangenen, die den Fuß des Berges erreicht hatten und jetzt auf den Scheiterhaufen zugetrieben wurden. Sie gingen ruhig und würdevoll. Sie sangen. Wie ein Engelschor, dachte Guilhem, als er sah, mit welcher unbehaglicher Miene die Zuschauer auf den lieblichen Gesang reagierten.

Der Seneschall von Carcassonne, Hugues des Arcis, stand Schulter an Schulter mit dem Erzbischof von Narbonne. Auf sein Zeichen hin wurde ein goldenes Kreuz hoch in die Luft gehoben, und die Dominikanermönche und übrigen Geistlichen bewegten sich nach vorn, um sich vor der Palisade aufzustellen.

Hinter ihnen sah Guilhem eine Reihe von Soldaten mit brennenden Fackeln. Die Flammen flackerten und loderten in dem schneidenden, böigen Nordwind, und die Soldaten bemühten sich, so gut sie konnten, dass der Rauch nicht zu den Tribünen hinüberwehte.

Die Namen der Häretiker wurden einzeln aufgerufen. Sie traten vor und stiegen die Leitern zum Scheiterhaufen hoch. Guilhem war vor Entsetzen wie betäubt. Es quälte ihn, dass er die Hinrichtungen nicht verhindern konnte. Aber er wusste auch, dass er den Todgeweihten keinen Gefallen damit täte, selbst wenn er genug Männer bei sich hätte. Guilhem hatte viel Zeit in Gesellschaft der *Bons Homes* verbracht, umständehalber, nicht aus Glaubensgründen. Er bewunderte und achtete sie, aber er konnte nicht behaupten, dass er sie verstand.

Die Reisig- und Strohhaufen waren mit Pech getränkt worden. Ein paar Soldaten waren hinaufgeklettert und ketteten die *par-faits* und *parfaites* nun an die Pfähle in der Mitte.

Bischof Marty begann zu beten.

»*Payre sant, Dieu dreiturier dels bons esperits.*«

Nach und nach fielen andere Stimmen ein. Das Raunen wurde stärker, bis es zu einem lauten Sprechchor angeschwollen war. Die Zuschauer auf den Tribünen warfen einander peinlich berührte Blicke zu und wurden unruhig. So etwas hatten sie nicht sehen wollen.

Eilig gab der Erzbischof ein Zeichen, und die Geistlichen, deren schwarze Kutten im Wind flatterten, stimmten den Psalm an, der gleichsam zur Hymne des Kreuzzugs geworden war. Laut sangen sie die Worte *Veni*

Spirite Sancti, bis sie die Gebete der Katharer übertönten.

Der Bischof trat vor und warf die erste Fackel hinter die Palisade. Die Soldaten taten es ihm gleich. Eine nach der anderen flogen die brennenden Fackeln hinein. Zunächst wollte das Feuer nicht recht in Gang kommen, doch schon bald wurde das Knistern und Prasseln laut und unüberhörbar. Die ersten Flammen züngelten wie Schlangen durch das Stroh, zuckten mal hierhin mal dorthin, blähten sich lodernd auf, wogten wie Schilf im Fluss.

Durch den Rauch hindurch sah Guilhem etwas, das sein Blut zu Eis gefrieren ließ. Ein roter Mantel, mit Blumen bestickt, ein dunkelgrünes Gewand, moosfarben. Er drängte sich bis ganz nach vorn.

Er konnte - wollte - seinen Augen nicht trauen.

Die Jahre fielen von ihm ab, und er sah sich selbst, den Mann, der er einmal gewesen war, als jungen *chevalier*, arrogant, stolz, selbstbewusst, wie er in der *capela* Sant-Maria kniete. Alaïs war an seiner Seite. Eine Hochzeit zu Weihnachten brachte Glück, wie manche sagten. Blühender Weißdorn auf dem Altar und flackernde rote Kerzen, als sie einander das Eheversprechen gaben. Guilhem rannte an der Rückseite der Tribüne vorbei, versuchte verzweifelt näher heranzukommen, sich zu vergewissern, dass sie es nicht war. Das Feuer war hungrig. Der widerwärtige, überraschend süßliche Geruch von brennendem Menschenfleisch trieb zu den Zuschauern hinüber. Die Soldaten traten zurück. Selbst die Geistlichen mussten sich ein Stück von dem lodernden Flammenmeer zurückziehen.

Blut zischte, als Fußsohlen aufplatzten und Gliedmaßen ins Feuer glitten, als würden Tiere am Spieß gebraten. Die Gebete schlugen um in Schreie.

Guilhem musste würgen, aber er blieb nicht stehen. Zum Schutz gegen den Ekel erregenden, beißenden Qualm hielt er sich den Mantel vor Mund und Nase und

versuchte näher an die Palisade heranzukommen, doch die wirbelnden Rauchwolken nahmen ihm die Sicht.

Plötzlich erklang eine Stimme aus dem Feuer, klar und deutlich.

»Oriane!«

War das Alaïs' Stimme? Guilhem war sich nicht sicher. Mit den Händen schützend vor dem Gesicht, taumelte er in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war.

»Oriane!«

Diesmal antwortete jemand laut von der Tribüne her. Guilhem fuhr herum, und durch eine Lücke im Rauch sah er Orianes wutverzerrtes Gesicht. Sie war aufgesprungen und gestikulierte wild Richtung Wachen.

Guilhem wollte schon Alaïs ' Namen rufen, aber er durfte keine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Er war gekommen, um sie zu retten. Er war gekommen, weil er ihr helfen wollte, Oriane zu entkommen, so wie er ihr schon einmal geholfen hatte.

Jene drei Monate, die er nach der Flucht vor den Inquisitoren in Toulouse mit Alaïs verbracht hatte, waren die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen. Alaïs hatte nicht länger bleiben wollen, und er hatte sie nicht umstimmen, ihr nicht einmal entlocken können, warum sie weg wollte. Aber sie hatte gesagt - und Guilhem hatte ihr geglaubt -, dass sie, wenn diese schlimme Zeit vorüber wäre, wieder Zusammenkommen würden.

»*Mon cor*«, flüsterte er beinahe schluchzend.

Dieses Versprechen und die Erinnerung an die gemeinsamen Tage hatten ihn in den zehn langen, leeren Jahren aufrecht gehalten. Wie ein Licht in der Dunkelheit.

Guilhem spürte, wie sein Herz brach. »Alaïs!«

An dem roten Mantel brannte ein kleines weißes Lederpäckchen, ungefähr so groß wie ein Buch. Die Hände, die es gehalten hatten, gab es nicht mehr, nur noch Knochen und spritzendes Fett und verkohltes Fleisch.

Er wusste, ihm war nichts mehr geblieben.

Für Guilhem wurde die Welt plötzlich ganz still. Es gab keine Geräusche mehr, keinen Schmerz, nur noch eine helle weiße

Weite. Der Berg war verschwunden, der Himmel und der Rauch und die Schreie waren verschwunden. Alle Hoffnung war verschwunden.

Seine Beine trugen ihn nicht länger. Guilhem sank auf die Knie, und die Verzweiflung übermannte ihn.

Kapitel 73

Sabarthès-Berge

Freitag, 8. Juli 2005

Der Gestank brachte ihn wieder zu Bewusstsein. Eine Mischung aus Ammoniak, Ziegenmist, ungewaschenem Bettzeug und kaltem, gegartem Fleisch. Er blieb ihm in der Kehle stecken und brannte ihm in der Nase, als würde man ihm ein Fläschchen Riechsalz zu dicht vors Gesicht halten.

Will lag auf einer unbequemen Pritsche, eigentlich eher einer Bank, die an die Wand der Hütte geschraubt war. Er setzte sich vorsichtig auf und lehnte sich gegen die Steinwand. Die rauen Kanten drückten ihm gegen die Arme, die ihm noch immer auf den Rücken gebunden waren.

Er fühlte sich, als hätte er vier Runden im Boxring überstanden. Während der Fahrt war er im Kofferraum kräftig durchgerüttelt worden, und sein Körper war mit blauen Flecken übersät. An der Stelle, wo Francois-Baptiste ihn mit der Pistole getroffen hatte, pochte ihm die Schläfe. Er spürte den Bluterguss unter der Haut, hart und böse, und das Blut um die Platzwunde herum.

Er wusste nicht, wie spät oder welcher Tag es war. Noch immer Freitag?

Sie hatten Chartres sehr früh am Morgen verlassen, so gegen fünf Uhr. Als sie ihn aus dem Auto geholt hatten, war es Nachmittag gewesen, heiß und die Sonne noch hell. Er drehte den Hals, versuchte einen Blick auf seine Armbanduhr zu werfen, doch von der Bewegung wurde ihm schlecht.

Will wartete, bis die Übelkeit abklang. Dann öffnete er die Augen und versuchte sich zu orientieren. Er war anscheinend in einer Art Schäferhütte. Das kleine Fenster, nicht größer als ein Buch, war vergittert. Hinten in der

Ecke war ein Brett an der Wand, eine Art Tisch und ein Hocker. In der Feuerstelle daneben waren die Überreste eines längst erkalteten Feuers, graue Asche und verkohlte Überreste von Holz oder Papier. Darüber hing ein schwerer Kochtopf an einer Stange. Will konnte rundherum am Rand kaltes, erstarrtes Fett sehen.

Er ließ sich zurück auf die harte Matratze fallen, spürte die raue Decke auf seiner geschundenen Haut und fragte sich, wo Alice wohl jetzt war.

Draußen waren Schritte zu hören, kurz darauf drehte sich ein Schlüssel in einem Schloss. Will hörte das metallische Klirren, als eine Kette zu Boden glitt, dann das arthritische Knarren der Tür, die aufgezogen wurde, und eine Stimme, die ihm bekannt vorkam.

»*C'est l'heure.*« Es ist Zeit.

Shelagh spürte die Luft auf ihren nackten Armen und Beinen und nahm wahr, dass man sie von einem Ort zu einem anderen schaffte.

Irgendwo zwischen den leisen Geräuschen, als sie aus dem Bauernhof weggebracht wurde, erkannte sie die Stimme von Paul Authié. Dann das unverkennbare Gefühl von Höhlenluft auf der Haut, kühl und ein wenig feucht, und der Boden neigte sich leicht. Ihre beiden Aufpasser waren da. Sie hatte sich an ihren Geruch gewöhnt. Aftershave, Zigaretten, eine bedrohliche Männlichkeit, bei der sich ihr die Muskeln verkrampften.

Ihre Schultern waren verspannt, weil sie ihr wieder die Beine gefesselt und die Arme auf den Rücken gebunden hatten. Ein Auge war zugeschwollen. Der Nahrungs- und Lichtmangel in Verbindung mit den Drogen, mit denen sie ruhig gestellt worden war, hatte zur Folge, dass sich ihr alles drehte, aber sie wusste trotzdem, wo sie war.

Authié hatte sie zurück in die Höhle gebracht. Sie spürte die Veränderung in der Atmosphäre, als sie aus

dem Tunnel in die Kammer traten, spürte die Spannung in ihren Beinen, als sie die Stufen hinunter zu dem tiefer gelegenen Bereich getragen wurde, wo sie Alice bewusstlos auf dem Boden gefunden hatte. Shelagh nahm wahr, dass irgendwo Licht brannte, vielleicht auf dem Altar. Der Mann, der sie trug, blieb stehen. Sie waren bis ganz nach hinten in die Kammer gegangen, weiter, als sie zuvor gewesen war. Er hob sie mit Schwung von der Schulter, ein schlaffes Gewicht, und ließ sie fallen. Sie spürte den Schmerz in der Seite, als sie aufschlug, aber richtig empfinden konnte sie schon lange nichts mehr.

Sie verstand nicht, warum er sie nicht bereits getötet hatte.

Er hatte jetzt die Hände unter ihre Arme geschoben und schleifte sie über den Boden. Kies, Steine, scharfkantige Felssplitter, gruben sich in ihre nackten Fußsohlen und Knöchel. Sie merkte, dass ihre gefesselten Hände an etwas Metallisches und Kaltes gebunden wurden, einen Ring oder Bügel, der in den Erdboden eingelassen war.

In der Annahme, dass sie noch immer bewusstlos war, unterhielten sich die Männer leise.

»Wie viele Ladungen hast du angebracht?«

»Vier.«

»Und wann gehen die hoch?«

»Kurz nach zehn. Er will es selbst machen.« Shelagh konnte ein Lächeln in der Männerstimme hören. »Ausnahmsweise macht er sich mal selbst die Hände schmutzig. Ein Druck auf den Knopf und wumm! Dann fliegt das Ganze hier in die Luft.«

»Ich kapiert noch immer nicht, wieso wir sie den ganzen Weg hierher schleppen mussten«, maulte der andere. »Wir hätten die Kleine doch auch auf dem Hof lassen können.«

»Er will nicht, dass sie identifiziert wird. In ein paar Stunden kracht hier der halbe Berg zusammen. Dann wird sie unter tonnenweise Felsen begraben.«

Endlich verließ die Angst Shelagh die Kraft, sich zu

wehren. Sie zerrte an ihren Fesseln und versuchte aufzustehen, aber sie war zu schwach, und ihre Beine wollten sie nicht tragen. Sie meinte, ein Lachen zu hören, als sie wieder zu Boden sank, war sich aber nicht sicher. Sie wusste nicht mehr genau, was real war und was nur in ihrem Kopf passierte.

»Sollen wir nicht hier bei ihr bleiben?«

Der andere Mann lachte. »Was will sie denn machen? Aufstehen und hier rausspazieren? Ich meine, Menschengeschöpf! Sieh sie dir doch an!«

Das Licht wurde schwächer.

Shelagh hörte die Schritte der Männer leiser und leiser werden, bis nur noch Stille und Dunkelheit sie umgaben.

Kapitel 74

Los Seres

Ich will die Wahrheit wissen«, wiederholte Alice. »Ich will wissen, wie das Labyrinth und der Gral Zusammenhängen. Ob überhaupt ein Zusammenhang besteht.«

»Die Wahrheit über den Gral«, sagte er und blickte sie eindringlich an. »*Madomaisela*, erzählen Sie mir, was Sie über den Gral wissen.«

»Na, das Übliche, vermute ich«, sagte sie. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass er ernsthaft an ihrer Antwort interessiert war. »Nein, im Ernst. Ich möchte gern wissen, was Sie herausgefunden haben.«

Alice rutschte unbehaglich auf ihrem Stuhl hin und her. »Eigentlich kenne ich nur die landläufige Meinung, dass es ein Kelch mit einem Elixier darin war, durch das man das Geschenk des ewigen Lebens erlangen konnte.«

Sie brach ab und sah Baillard verlegen an.

»Ein Geschenk?«, fragte er und schüttelte den Kopf. »Nein, kein Geschenk.« Er seufzte. »Und was glauben Sie, wo diese Überlieferungen herkommen?«

»Vermutlich aus der Bibel. Oder aus den Schriftrollen vom Toten Meer. Vielleicht auch aus anderen frühchristlichen Schriften, ich weiß es nicht genau. Die Frage habe ich mir noch nie gestellt.«

Audric nickte. »Das ist ein verbreiteter Irrtum. Tatsächlich stammen die ersten Versionen der Geschichte, die Sie gerade zusammengefasst haben, aus dem 12. Jahrhundert, obwohl es offensichtliche Übereinstimmungen mit Themen der klassischen und der keltischen Literatur gibt. Und vor allem mit mittelalterlichen französischen Texten.«

Plötzlich musste sie an die Karte denken, die sie in der Bibliothek in Toulouse gefunden hatte.

»Wie das Labyrinth.«

Er lächelte, ging aber nicht darauf ein. »Im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts lebte ein Dichter namens Chrétien de Troyes. Seine erste Gönnerin war eine Tochter von Eleonore von Aquitanien, Marie, die Gemahlin des Comte der Champagne. Später weilte er auch am Hofe des Comte Philip von Flandern, der ein Vetter Maries war.

Chrétien war zu seiner Zeit ungeheuer beliebt. Bekannt wurde er durch seine Übersetzungen klassischer Texte aus dem Lateinischen und Griechischen, bevor er eine Reihe von Versepen über die Ritter schrieb, die Sie wahrscheinlich als Lancelot, Gawain und Parzival kennen. Seine allegorischen Erzählungen lösten eine Flut von Geschichten über König Artus und seine Ritter der Tafelrunde aus.« Er hielt inne. »Die Parzival-Erzählung - *Li contes del graal* - ist der früheste erhaltene Text über den Heiligen Gral.«

»Aber ...«, setzte Alice stirnrunzelnd zum Widerspruch an. »Er kann sich das doch nicht einfach ausgedacht haben ? So was doch nicht. So was saugt man sich nicht aus den Fingern.«

Wieder huschte das schwache Lächeln über Audrics Gesicht. »Als Chrétien aufgefordert wurde, seine Quelle zu nennen, behauptete er, er habe die Geschichte vom Gral aus einem Buch, das sein Gönner Philip ihm geschenkt habe. Und tatsächlich ist die Geschichte vom Gral diesem Philip gewidmet. Leider starb Philip 1191 auf dem Dritten Kreuzzug bei der Belagerung von Akkon. Deshalb wurde das Epos nie vollendet.«

»Was wurde aus Chrétien?«

»Nach Philips Tod verliert sich seine Spur. Er verschwand einfach.«

»Ist das nicht eigenartig, wo er doch so berühmt war?«
»Möglicherweise wurde sein Tod einfach nicht beurkundet«, sagte Baillard langsam.

Alice sah ihn fragend an. »Aber das glauben Sie nicht?«

Audric ging über die Frage hinweg. »Trotz Chrétiens

Entscheidung, die Erzählung nicht zu vollenden, entwickelte die Geschichte vom Heiligen Gral ihr Eigenleben. Es entstanden direkte Adaptationen aus dem Altfranzösischen ins Mittelhochdeutsche und Altwalisische. Wenige Jahre später schrieb der deutsche Dichter Wolfram von Eschenbach eine ziemlich burleske Version. Er behauptete, dabei nicht auf Chrétiens Vorlage zurückgegriffen zu haben, sondern auf eine andere Erzählung von einem unbekannten Autor.«

Alice überlegte angestrengt. »Wie beschreibt Chrétien denn den Gral?«

»Er bleibt recht vage. Aber er stellt ihn nicht als Kelch dar, sondern als eine Art Schale, entsprechend dem lateinischen *gradalis*, aus dem das altfranzösische *gradal* oder *graal* entstanden ist. Eschenbach ist da deutlicher. Bei ihm ist der Gral - *gräl* - ein Stein.«

»Und woher kommt dann die Vorstellung, dass der Heilige Gral der Kelch ist, den Christus beim letzten Abendmahl benutzte?«

Audric drückte die Fingerspitzen aneinander. »Sie geht auf einen Dichter zurück, einen Mann namens Robert de Boron. Irgendwann zwischen Chrétiens *Perceval* und dem Jahr 1199 schrieb er ein Versgedicht mit dem Titel *Joseph d'Arimathie*. Bei de Boron ist der Gral nicht nur ein Gefäß - der Kelch des letzten Abendmahls, den er als *san greal* bezeichnet -, sondern er füllt ihn auch noch mit dem Blut vom Kreuz. Im Altfranzösischen das *sang real* - das >wahre< oder >königliche< Blut.«

Er unterbrach sich kurz und sah Alice an.

»Für die Hüter der Labyrinth-Trilogie bot diese sprachliche Konfusion - *san greal* und *sang real* - eine praktische Möglichkeit der Verschleierung.« »Aber der Heilige Gral ist ein Mythos«, sagte sie hartnäckig. »Er kann nicht wahr sein.«

»Der *Heilige* Gral ist ein Mythos, keine Frage«, sagte er und hielt ihren Blick fest. »Eine schöne Legende. Wenn Sie

genau hinsehen, werden Sie feststellen, dass alle diese Geschichten Ausschmückungen ein und desselben Themas sind. Die mittelalterliche christliche Vorstellung von Opfer und Suche, die zu Buße und Erlösung führt. Der *Heilige* Gral war in der christlichen Terminologie etwas Spirituelles, ein Symbol des ewigen Lebens, nichts, was für bare Münze zu nehmen war. Dahinter stand der Gedanke, dass die Menschheit durch den Opfertod Christi und die Gnade Gottes das ewige Leben erlangt.« Er lächelte. »Aber dass so etwas wie der Gral existiert, das steht außer Zweifel. Das ist die Wahrheit, die die Seiten der Labyrinth-Trilogie in sich bergen. Und um dieses Geheimnis zu wahren, gaben die Gralshüter, die *Noblesso de los Seres*, ihr Leben.«

Alice schüttelte ungläubig den Kopf. »Wollen Sie damit sagen, dass der Gral gar keine christliche Vorstellung ist? Dass all die Mythen und Legenden auf einem ... einem Missverständnis aufbauen?«

»Eher auf einer List als auf einem Missverständnis.«

»Aber seit zweitausend Jahren wird über die Existenz des *Heiligen* Grals gestritten. Wenn sich jetzt herausstellt, dass diese Gralslegenden zwar einen wahren Kern haben ... « Alice suchte nach den richtigen Worten, obwohl sie das, was sie da sagte, kaum glauben konnte. »Dass es sich aber bei dem Gral gar nicht um eine christliche Reliquie handelt. Ich kann mir nicht mal ansatzweise vorstellen ... «

»Der Gral ist ein Elixier, das die Kraft hat zu heilen und das Leben erheblich zu verlängern. Aber zu einem bestimmten Zweck. Es wurde vor rund viertausend Jahren im alten Ägypten entdeckt. Und diejenigen, die es zusammengebraut und seine Macht erkannt hatten, hielten es für klüger, das Geheimnis vor Menschen zu schützen, die es nur für ihren eigenen Nutzen einsetzen würden und nicht zum Nutzen anderer. Das geheime Wissen wurde auf drei einzelnen Papyrusbögen in

Hieroglyphen aufgezeichnet. Auf dem einen wurde das Innere der Gralskammer genau beschrieben, das eigentliche Labyrinth. Das zweite listete die Ingredienzien für die Zubereitung des Elixiers auf. Auf dem dritten stand die Beschwörungsformel, durch die das Elixier in den Gral verwandelt wird. Sie verbargen sie in den Höhlen außerhalb der alten Stadt Avaris.«

»Ägypten«, stieß Alice hervor. »Bei meinen Recherchen, als ich dahinter kommen wollte, was ich hier gesehen hatte, ist mir aufgefallen, wie häufig Ägypten erwähnt wurde.«

Audric nickte. »Die Papyri sind in klassischen Hieroglyphen geschrieben - das Wort selbst bedeutet >Worte Gottes< oder göttliche Sprachen. Mit dem Untergang der großen Kultur Ägyptens ging auch die Fähigkeit verloren, die Hieroglyphen zu lesen. Das Wissen, das in den Papyri enthalten war, wurde bewahrt und über die Generationen hinweg von Hüter zu Hüter weitergegeben. Aber die Fähigkeit, die Beschwörungsformel zu sprechen und den Gral zu rufen, ging verloren.

Diese Entwicklung war zwar nicht geplant gewesen, aber sie sorgte für eine zusätzliche Geheimhaltungsschicht«, fuhr er fort. »Doch dann entschlüsselte im 9. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ein arabischer Alchimist namens Abu Bakr Ahmad Ibn Wahshiyah das Geheimnis der Hieroglyphen. Zum Glück erkannte der *Navigataire* Harif die Gefahr und konnte Abu Bakrs Versuche vereiteln, sein Wissen weiterzugeben. In jener Zeit gab es nur wenige Zentren der Gelehrsamkeit, und die Kommunikationswege waren langsam und unzuverlässig. Danach wurden die Papyri nach Jerusalem geschmuggelt und dort in unterirdischen Kammern auf den Ebenen von Sepal verborgen.

Vom 9. bis zum 19. Jahrhundert machte niemand mehr entscheidende Fortschritte in der Hieroglyphenentschlüsselung.

Niemand. Ihre Bedeutungen wurden erst wieder erhellt, als 1799 im Zuge der ägyptischen Expedition Napoleons, die nicht nur militärisch, sondern auch wissenschaftlich ausgerichtet war, eine detaillierte Inschrift gefunden wurde, die in der heiligen Sprache der Hieroglyphen, in der damals verbreiteten demotischen Schrift und in Griechisch abgefasst war. Haben Sie schon von dem Stein von Rosette gehört?»

Alice nickte.

»Von diesem Moment an fürchteten wir, dass es nur noch eine Frage der Zeit wäre. Der Franzose Jean-Francois Champollion war besessen von der Idee, den Code zu knacken. 1822 gelang es ihm schließlich. Die Wunder der alten Welt, ihre Magie, ihre Zaubersprüche, alles, von Grabinschriften bis zum *Buch der Toten*, alles konnte plötzlich gelesen werden.« Er seufzte. »Mit einem Mal war es äußerst besorgniserregend, dass sich zwei Bücher der Labyrinth-Trilogie in den Händen von Leuten befanden, die sie für ihre Zwecke missbrauchen würden.«

Seine Worte klangen wie eine Warnung. Alice fröstelte. Sie merkte jetzt, dass der Tag zur Neige ging. Draußen färbten die Strahlen der untergehenden Sonne die Berge rot und gold und orange.

»Aber wenn das Wissen so gefährlich ist, sobald es für schlechte Ziele eingesetzt wird, warum haben Alaïs und die anderen Hüter die Bücher dann nicht vernichtet, als sie die Möglichkeit hatten?«, fragte sie.

Sie spürte, wie Audric sich sammelte, und sie begriff, dass sie irgendwie zum Kern seiner Erfahrung, der Geschichte, die er erzählte, vorgedrungen war, obwohl ihr nicht klar war, wieso. »Wenn die Bücher nicht gebraucht worden wären, dann ja. Vielleicht wäre das eine Lösung gewesen.«

»Gebraucht? In welcher Hinsicht gebraucht?«

»Die Hüter wussten schon immer, dass der Gral Leben verleiht. Sie haben es als Geschenk bezeichnet«, er holte

tief Luft, »und ich kann verstehen, dass manche es so sehen. Andere sehen es vielleicht mit anderen Augen.« Audric verstummte. Er griff nach seinem Glas und trank etliche Schlucke Wein, ehe er es mit schwerer Hand wieder auf den Tisch stellte. »Aber das Leben wird für einen bestimmten Zweck geschenkt.«

»Welchen Zweck?«, fragte sie rasch, aus Angst, er könnte an dieser Stelle abbrechen.

»In den vergangenen viertausend Jahren ist die Macht des Grals häufig beschworen worden, wenn die dringende Notwendigkeit bestand, Zeugnis abzulegen. Die großen, langlebigen Patriarchen der christlichen Bibel, des Talmud, des Koran sind uns vertraut. Adam, Jakob, Moses, Mohammed, Methusalem. Propheten, deren Werk nicht in der üblichen Lebensdauer des Menschen vollendet werden konnte. Sie alle lebten Hunderte von Jahren.«

»Aber das sind doch Parabeln«, wandte Alice ein. »Allegorien.« Audric schüttelte den Kopf. »Sie lebten deshalb jahrhundertlang, damit sie berichten konnten, was sie erlebt hatten, damit sie die Wahrheit ihrer Zeit bezeugen konnten. Harif, der Abu Bakr überreden konnte, sein Wissen über die Sprache des alten Ägyptens für sich zu behalten, lebte lange genug, um den Fall von Montsegur zu bezeugen.«

»Aber das sind ja rund vierhundert Jahre.«

»Sie lebten«, wiederholte Audric einfach. »Denken Sie an das Leben eines Schmetterlings, Alice. Eine ganze Existenz, so strahlend, aber sie währt mitunter nur einen menschlichen Tag. Ein ganzes Leben. Zeit hat viele Bedeutungen.«

Alice schob ihren Stuhl zurück und ging vom Tisch weg. Sie wusste nicht mehr, was sie empfand, was sie glauben sollte.

Sie wandte sich um. »Das Labyrinth-Symbol, das ich an der Höhlenwand gesehen habe, auf dem Ring, den Sie

tragen, ist das das Symbol das wahren Grals?»

Er nickte.

»Und Alaïs? Sie wusste das alles?»

»Zuerst war sie skeptisch, genau wie Sie. Sie glaubte nicht an die

Wahrheit, die in den Seiten der Trilogie enthalten ist, aber aus Liebe zu ihrem Vater kämpfte sie darum, die Bücher zu schützen.«

»Sie glaubte, dass Harif über vierhundert Jahre alt war?«, hakte sie nach, versuchte nicht mehr, die Skepsis in ihrer Stimme zu kaschieren.

»Zuerst nicht, nein«, räumte er ein. »Doch im Laufe der Zeit erkannte sie die Wahrheit. Und als ihre Zeit kam, merkte sie, dass sie die Worte sprechen konnte, sie verstehen konnte.« Alice kam zum Tisch zurück und setzte sich wieder. »Aber warum gerade Frankreich? Warum wurden die Papyri überhaupt hierher gebracht? Warum ließ man sie nicht dort, wo sie waren?»

Audric lächelte. »Im 10. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung brachte Harif die Papyri in die Heilige Stadt und ließ sie auf den Ebenen von Sepal verstecken. Fast einhundert Jahre lang waren sie dort sicher, bis die Armeen Saladins auf Jerusalem vorrückten. Er wählte einen der Hüter aus, einen jungen christlichen *chevalier* namens Bertrand Pelletier, um die Papyri nach Frankreich zu bringen.«

Alaïs' Vater.

Alice merkte, dass sie lächelte, als hätte sie gerade Neuigkeiten über einen alten Freund erfahren.

»Harif erkannte zweierlei«, erzählte Audric weiter. »Erstens, dass die Papyri innerhalb der Seiten eines Buches sicherer und geschützter aufgehoben wären. Zweitens, dass die Wahrheit sich am besten unter einer Schicht aus Mythen und Legenden verbergen ließ, denn an den Höfen Europas zirkulierten inzwischen immer mehr Gerüchte über den Gral.«

»Zum Beispiel, dass die Katharer im Besitz des Kelches Christi wären«, sagte Alice, die plötzlich begriff.

Baillard nickte. »Die Jünger des Jesus von Nazareth rechneten nicht damit, dass er am Kreuz sterben würde, aber so kam es. Sein Tod und seine Auferstehung förderten die Entstehung von Geschichten von einem heiligen Becher oder Kelch, einem Gral, der ewiges Leben schenkte. Wie diese Geschichten damals gedeutet wurden, weiß ich nicht, aber fest steht, dass die Kreuzigung des Nazareners eine regelrechte Verfolgungswelle auslöste. Viele flohen aus dem Heiligen Land, darunter auch Joseph von Arimathäa und Maria Magdalena, die beide mit dem Schiff nach Frankreich kamen. Und es wird gesagt, dass sie das Wissen um ein uraltes Geheimnis mitbrachten.«

»Die Gralspapyri?«

»Oder irgendeinen Schatz, die Juwelen aus dem Tempel Salomons. Oder den Kelch, aus dem Jesus von Nazareth beim letzten Abendmahl trank und in dem sein Blut aufgefangen wurde, als er am Kreuz hing. Oder Pergamente, schriftliche Zeugnisse, die belegten, dass Christus nicht am Kreuz gestorben war, sondern lebte, sich hundert und mehr Jahre mit einer kleinen auserwählten Schar von Gläubigen in den Bergen der Wüste versteckt hielt.«

Alice hatte es die Sprache verschlagen. Sie starrte Audric an, aber sein Gesicht war wie ein verschlossenes Buch, und sie konnte nichts darin lesen.

»Dass Christus nicht am Kreuz gestorben war«, wiederholte sie und konnte kaum glauben, was sie da sagte.

»Oder andere Erzählungen«, sagte er langsam. »Manche behaupteten, dass Maria Magdalena und Joseph von Arimathäa nicht in Marseille, sondern in Narbonne gelandet waren. Seit Jahrhunderten glaubt man, dass etwas sehr Wertvolles irgendwo in den Pyrenäen versteckt worden ist.«

»Dann waren es also nicht die Katharer, die das Geheimnis des Grals besaßen«, folgerte Alice, »sondern Alaïs. Und sie boten ihr Zuflucht.«

Alice lehnte sich auf dem Stuhl zurück und ging die Ereignisse noch einmal in Gedanken durch.

»Und jetzt ist die Labyrinth-Höhle geöffnet worden.«

»Zum ersten Mal seit fast achthundert Jahren können die Bücher wieder zusammengeführt werden«, sagte er. »Und obwohl Sie, Alice, nicht genau wissen, ob Sie mir glauben oder das, was ich Ihnen erzählt habe, als das wahnhaftige Gerede eines alten Mannes abtun sollen, gibt es andere, die nicht daran zweifeln.«

Alaïs glaubte an die Wahrheit des Grals.

Tief in ihrem Innern, jenseits der Grenzen ihres bewussten Denkvermögens, wusste Alice, dass er die Wahrheit sagte. Aber ihrem rationalen Ich fiel es schwer, das zu akzeptieren. »Marie-Cecile«, sagte sie dumpf.

»Heute Nacht wird Madame de l'Oradore in die Labyrinth- Höhle gehen und versuchen, den Gral zu beschwören.«

Alice spürte, wie eine Welle der Furcht sie erfasste.

»Aber das kann sie nicht«, sagte sie rasch. »Ihr fehlt das *Buch der Wörter*. Ihr fehlt der Ring.«

»Ich fürchte, sie hat begriffen, dass das *Buch der Wörter* noch immer in der Kammer sein muss.«

»Stimmt das?«

»Ich weiß es nicht genau.«

»Und der Ring? Den hat sie doch auch nicht.« Sie senkte den Blick auf seine dünnen Hände, die flach auf dem Tisch lagen. »Sie weiß, dass ich kommen werde.«

»Aber das ist doch Wahnsinn«, entfuhr es ihr. »Wie können Sie auch nur im Traum daran denken, dorthin zu gehen?«

»Heute Nacht wird sie versuchen, den Gral zu beschwören«, sagte er mit tiefer, gleichmütiger Stimme. »Und deshalb wissen sie, dass ich kommen werde.«

Alice schlug klatschend mit den Händen auf den Tisch. »Was ist mit Will? Was ist mit Shelagh? Ist Ihnen das Schicksal der beiden denn völlig gleichgültig? Es wird ihnen nichts nützen, wenn Sie auch noch gefasst werden.«

»Gerade weil die beiden - weil Sie, Alice - mir nicht gleichgültig sind, werde ich gehen. Ich glaube, dass Marie-Cecile sie zwingen wird, an der Zeremonie teilzunehmen. Es müssen fünf Teilnehmer da sein, der *Navigataire* und vier weitere.« »Marie-Cecile, ihr Sohn, Will, Shelagh und Authié?«

»Nein, nicht Authié. Jemand anderer.«

»Wer dann?«

Er übergang die Frage. »Ich weiß nicht, wo Shelagh und Will in diesem Moment sind«, sagt er, als dächte er laut nach, »aber ich bin überzeugt, dass sie bei Anbruch der Nacht zur Höhle gebracht werden.«

»Wer, Audric?«, wiederholte Alice, diesmal nachdrücklicher. Wieder antwortete er nicht. Er erhob sich, ging zum Fenster und schloss die Läden, ehe er sich wieder zu ihr umwandte.

»Wir müssen gehen.«

Alice war frustriert, nervös, durcheinander und vor allem verängstigt. Und doch hatte sie gleichzeitig das Gefühl, keine andere Wahl zu haben.

Sie dachte an Alaïs' Namen auf dem Stammbaum, wie er da stand, achthundert Jahre von ihrem eigenen entfernt. Sie sah das Symbol des Labyrinths vor sich, das sie über Zeit und Raum hinweg miteinander verband.

Zwei Geschichten zu einer verwoben.

Alice nahm ihre Sachen und folgte Audric hinaus in das letzte Licht des sich neigenden Tages.

Kapitel 75

Montsegur

Marc 1244

In ihrem Versteck unterhalb der Zitadelle versuchten Alaïs und ihre drei Gefährten, die Ohren gegen die qualvollen Folterklänge zu verschließen. Doch die Schmerzens- und Entsetzensschreie durchdrangen selbst den dicken Fels des Berges. Die Rufe der Sterbenden und der Überlebenden schlichen sich wie Ungeheuer in ihre Zuflucht.

Alaïs betete für Rixendes Seele und ihre Rückkehr zu Gott, sie betete für all ihre Freunde, gute Männer und Frauen, dass sie getröstet würden. Sie selbst konnte nur hoffen, dass ihr Plan gelungen war.

Doch ob Oriane sich wirklich hatte täuschen lassen und nun glaubte, dass Alaïs und mit ihr das *Buch der Wörter* den Flammen zum Opfer gefallen waren, blieb abzuwarten.

Ein so großes Risiko.

Alaïs, Harif und ihre beiden Führer würden in ihrem steinernen Grab bleiben, bis die Nacht anbrach und die Räumung der Zitadelle abgeschlossen war. Dann würden die vier Flüchtlinge im Schutze der Dunkelheit die abschüssigen Bergpfade hinabschleichen und sich auf den Weg nach Los Seres machen. Wenn sie Glück hatten, würden sie morgen Abend dort sein.

Ihr Vorhaben war ein klarer Verstoß gegen die Waffenstillstands- und Kapitulationsbedingungen. Wenn sie gefasst würden, wäre die Bestrafung schnell und grausam, daran hatte Alaïs keinen Zweifel.

Ihr Versteck war kaum mehr als eine kleine Höhle im Felsen, nicht sehr tief und dicht an der Oberfläche. Falls die Zitadelle samt Umgebung gründlich durchforstet wurde, würden die Soldaten sie mühelos entdecken.

Alaïs biss sich auf die Lippen, als sie an ihre Tochter dachte. In der Dunkelheit spürte sie, dass Harif ihre Hand ergriff. Seine Haut war trocken und staubig wie Wüstensand.

»Bertrande ist stark«, sagte er, als wüsste er, welcher Kummer sie quälte. »Sie ist wie du, e? Ihr Mut wird sie nicht verlassen. Schon bald seid ihr wieder vereint. Ganz bestimmt.«

»Aber sie ist noch so jung, Harif, zu jung, um solche Dinge zu erleben. Sie muss doch völlig verängstigt sein ...«

»Sie ist tapfer, Alaïs. Und Sjahä auch. Sie werden uns nicht enttäuschen.«

Wenn ich dir nur glauben könnte ...

Alaïs saß tränenlos in der Dunkelheit, ihr Herz von Zweifel und Furcht vor der Zukunft zerfressen, und wartete darauf, dass der Tag verging.

Die Anspannung,, die Ahnungslosigkeit, was weiter oben geschah, waren beinahe unerträglich. Der Gedanke an Bertrandes blasses, fast weißes Gesicht verfolgte sie unentwegt.

Und die Schreie der *Bons Homes*, als das Feuer sie erfasste, gellten ihr noch in den Ohren, nachdem das letzte Opfer längst verstummt war.

Dicke schwarze, beißende Rauchschwaden hingen über dem Tal wie eine Gewitterwolke, verfinsterten den Tag.

Sjahä hielt Bertrandes Hand fest, als sie durch das große Tor aus der Burg schritten, die fast zwei Jahre lang ihr Zuhause gewesen war.

Er hatte seinen Schmerz tief in sich verschlossen, an einem Ort in seinem Herzen, den die Inquisitoren nicht erreichen konnten. Er würde jetzt nicht um Rixende trauern. Er konnte jetzt nicht um Alaïs bangen. Jetzt ging es allein darum, Bertrande zu beschützen und dafür zu sorgen, dass sie beide sicher nach Los Seres

zurückkehrten.

Die Tische der Inquisitoren waren am Fuße des Berges aufgestellt worden. Die Vernehmungen sollten sofort beginnen, im Schatten des Scheiterhaufens. Sajhë erkannte den Inquisitor Ferrier. Der Mann war wegen seiner strengen Auslegung des Kirchenrechts in der ganzen Gegend verhasst. Rechts von Ferrier sah Sajhë den Inquisitor Duranti stehen, der ebenso gefürchtet war.

Er umfasste Bertrandes Hand noch fester.

Als sie sich der Talsohle näherten, merkte Sajhë, dass die Gefangenen aufgeteilt wurden. Alte Männer, junge Männer und Angehörige der Garnison wurden auf die eine Seite geschickt, Frauen und Kinder auf die andere. Panik durchfuhr ihn. Bertrande würde sich den Inquisitoren allein stellen müssen.

Sie spürte die Veränderung in ihm und blickte ängstlich zu ihm hoch. »Was geschieht jetzt? Was machen sie mit uns?«

»*Brava*, sie verhören die Männer und Frauen getrennt«, sagte er. »Hab keine Angst. Beantworte ihre Fragen. Sei tapfer und bleib genau dort, wo du bist, bis ich dich holen komme. Geh nirgendwohin, mit niemandem, hast du verstanden? Mit absolut niemandem.«

»Was wollen sie von mir wissen?«, fragte sie mit dünnem Stimmchen.

»Deinen Namen, dein Alter«, erwiderte Sajhë und ging noch einmal alles durch, was sie sich merken sollte. »Ich bin als Mitglied der Garnison bekannt, aber es gibt keinen Grund, warum sie uns beide miteinander in Verbindung bringen sollten. Wenn du gefragt wirst, sagst du, dass du deinen Vater nicht kennst. Sag ihnen, Rixende ist deine Mutter und du hast dein ganzes Leben hier in Montsegur verbracht. Was auch geschieht, erwähne auf keinen Fall Los Seres. Kannst du dir das merken?«

Bertrande nickte.

»Braves Mädchen.« Um ihr Mut zu machen, fügte er

noch hin- zu: »Als ich in deinem Alter war, hat meine Großmutter mich häufig Nachrichten überbringen lassen. Ich musste immer alles mehrmals wiederholen, bis sie ganz sicher war, dass ich mir jedes Wort gut eingeprägt hatte.«

Bertrande lächelte ihn zaghaft an. »*Mama* sagt, du hast ein furchtbar schlechtes Gedächtnis. Wie ein Sieb, sagt sie.«

»Da hat sie Recht«, bestätigte er und wurde dann wieder ernst. »Vielleicht fragen sie dich auch nach den *Bons Homes* und ihrem Glauben. Antworte so ehrlich du kannst. Dann verwickelst du dich nicht so leicht in Widersprüche. Du kannst ihnen nichts erzählen, was sie nicht schon von anderen gehört haben.« Er zögerte und schärfte ihr schließlich noch etwas ein: »Denk dran. Du darfst weder Alaïs noch Harif erwähnen.«

Bertrandes Augen füllten sich mit Tränen. »Und wenn die Soldaten die Zitadelle durchsuchen und sie finden?«, fragte sie, und ihre Stimme wurde vor Furcht lauter. »Was machen sie mit ihr, wenn sie sie finden?«

»Das werden sie nicht«, entgegnete er rasch. »Denk dran, Bertrande. Wenn die Inquisitoren mit dir fertig sind, rührst du dich nicht vom Fleck. Sobald ich kann, hole ich dich.«

Sajhë hatte den letzten Satz kaum zu Ende gesprochen, als er von einem Soldaten in den Rücken gestoßen wurde und weiter bergab Richtung Dorf gehen musste. Bertrande wurde in die entgegengesetzte Richtung geschickt.

Er wurde in einen Holzpferch gebracht, wo er Pierre-Roger de Mirepoix erblickte, den Kommandanten der Garnison. Er war bereits vernommen worden. In Sajhës Augen war das ein gutes Zeichen, ein Ausdruck der Höflichkeit, der darauf hindeutete, dass die Kapitulationsbedingungen eingehalten und die Soldaten

der Garnison wie Kriegsgefangene behandelt wurden, nicht wie Verbrecher.

Als er sich zu den übrigen Soldaten stellte, die darauf warteten, einzeln aufgerufen zu werden, zog Sjahë seinen Steinring vom

Daumen und verbarg ihn unter seiner Kleidung. Ohne den Ring kam er sich seltsam nackt vor. Schließlich hatte er ihn kaum einmal abgenommen, seit Harif ihn ihm vor zwanzig Jahren gegeben hatte.

Die Verhöre fanden in zwei unterschiedlichen Zelten statt. Die Mönche standen bereit, um allen, die für schuldig befunden wurden, mit den Häretikern fraternisiert zu haben, ein gelbes Kreuz auf den Rücken zu heften. Anschließend wurden die Gefangenen in einen zweiten Pferch weiter hinten gebracht, wie Vieh auf dem Markt.

Es war klar, dass niemand freigelassen werden sollte, vom Ältesten bis zum Jüngsten, bis nicht auch der Letzte vernommen worden war. Das Ganze konnte Tage dauern.

Als Sjahë an die Reihe kam, durfte er ohne Bewachung ins Zelt treten. Er blieb vor Inquisitor Ferrier stehen und wartete. Ferriers wächsernes Gesicht verriet nicht das Geringste. Er wollte Sjahës Namen wissen, sein Alter, seinen Rang und seinen Heimatort. Der Gänsekiel kratzte über das Pergament.

»Glaubst du an Himmel und Hölle?«, fragte er unvermittelt. »Ja.«

»Glaubst du ans Fegefeuer?«

»Ja.«

»Glaubst du, dass der Sohn Gottes ganz Mensch geworden ist?« »Ich bin Soldat, kein Mönch«, entgegnete Sjahë, die Augen auf den Boden gerichtet.

»Glaubst du, dass eine Menschenseele nur einen einzigen Körper hat, in dem und mit dem sie wieder

aufsteht?»

»Die Priester sagen, dass das so ist.«

»Hast du je jemanden sagen hören, es sei Sünde, einen Eid zu schwören? Und wenn ja, wer war das?«

Diesmal hob Sajhë den Blick. »Das habe ich nicht«, sagte er trotzig.

»Ach was, Soldat. Du dienst seit über einem Jahr in der Garnison und willst nicht wissen, dass die *heritici* sich weigern, Eide zu schwören?«

»Ich diene Pierre-Roger de Mirepoix, Inquisitor. Auf die Worte anderer gebe ich nichts.«

Die Vernehmung ging noch eine Weile so weiter, doch Sajhë blieb bei seiner Rolle als einfacher Soldat, der in allen Bibel- und Glaubensfragen unwissend war. Er beschuldigte niemanden. Behauptete, nichts zu wissen.

Schließlich blieb Inquisitor Ferrier nichts anderes übrig, als ihn gehen zu lassen.

Es war erst Nachmittag, doch die Sonne ging bereits unter. Die Dämmerung kroch zurück ins Tal, beraubte die Dinge ihrer Form und überzog alles mit schwarzen Schatten.

Man schickte Sajhë zu einer Gruppe anderer Soldaten, die bereits vernommen worden waren. Jeder von ihnen hatte eine Decke bekommen, ein großes Stück altes Brot und einen Becher Wein. Aber Sajhë sah auch, dass den zivilen Gefangenen keine so freundliche Behandlung zuteil wurde.

Als der Tag zur Neige ging, wurde Sajhë noch schwerer ums Herz.

Es machte ihn verrückt, nicht zu wissen, ob Bertrandes Prüfung vorüber war - oder wo sie überhaupt in diesem riesigen Lager festgehalten wurde. Der Gedanke an Alaïs, die in ihrem Versteck wartete, sah, wie das Licht schwand, und immer nervöser wurde, je näher die Stunde des

Aufbruchs rückte, erfüllte ihn mit Furcht, zumal er nichts tun konnte, um ihr zu helfen.

Die bangen Gedanken ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, und er stand auf, um sich zu recken. Er spürte, wie ihm die feuchte Kälte in die Knochen kroch, und seine Beine waren schon steif vom langen Sitzen.

»Assis«, knurrte ein Wachmann und klopfte ihm mit seiner Lanze auf die Schulter. Sjahë wollte gerade gehorchen, als er weiter oben am Berg Bewegung wahrnahm. Wahrscheinlich ein

Suchtrupp, der sich der Felskuppe näherte, wo Alaïs, Harif und ihre Führer sich versteckt hatten. Die flackernden Flammen ihrer Fackeln warfen Schatten auf die Büsche, die sich im Wind wiegten.

Sjahë gefror das Blut in den Adern.

Im Laufe des Tages war die Burg erfolglos durchsucht worden. Er hatte geglaubt, die Gefahr wäre vorbei. Aber jetzt durchsuchten sie offenbar das Unterholz und das Gewirr von Pfaden, das unten um die Zitadelle herum verlief. Wenn sie noch weiter in diese Richtung gingen, würden sie genau an die Stelle kommen, wo Alaïs auftauchen würde. Und es war fast dunkel.

Sjahë lief los, auf die Umrandung des Geheges zu.

»He!«, schrie der Wachmann. »Stehen bleiben, hörst du? *Arrête!*«

Sjahë achtete nicht auf ihn. Ohne an die Folgen zu denken, schwang er sich über den Holzzaun und stürmte den Hang hinauf auf den Suchtrupp zu. Er hörte, wie der Wachmann nach Verstärkung rief. Aber sein einziger Gedanke war, dass er sie von Alaïs ablenken musste.

Die Männer des Suchtrupps blieben stehen und schauten sich um.

Sjahë schrie irgendwas, wollte sie dazu bringen einzugreifen, nicht bloß dazustehen. Schließlich sah er, wie die Verwunderung auf ihren Gesichtern in Aggression umschlug. Ihnen war langweilig und kalt, und ein Kampf

kam ihnen da gerade recht.

Kaum hatte Sjahë erkannt, dass sein Plan funktionierte, als auch schon der erste Fausthieb in seiner Magengrube landete. Er schnappte nach Luft und kippte vornüber. Zwei Soldaten hielten seine Arme fest, und nun trafen ihn die Hiebe von allen Seiten. Waffenknäufe, Stiefel, Fäuste, alles wurde erbarmungslos eingesetzt. Er spürte, wie die Haut unter einem Auge aufplatzte. Er schmeckte Blut auf der Zunge und in der Kehle, während die Schläge weiter auf ihn niederprasselten.

Erst jetzt begriff er, welch verhängnisvollen Fehler er begangen hatte. Er hatte nur daran gedacht, die Männer von Alaïs wegzulocken. Doch plötzlich tauchte vor seinem geistigen Auge das blasse Gesicht von Bertrande auf, die auf ihn wartete, und im selben Augenblick traf eine Faust sein Kinn, und alles wurde schwarz.

Kapitel 76

Oriane hatte ihr Leben der Suche nach dem *Buch der Wörter* gewidmet.

Nach dem Fall Carcassonnes war ihr Gemahl mit ihr nach Chartres gezogen, wo er recht bald die Geduld verlor, als sie ihm nicht die Beute verschaffen konnte, für die er sie bezahlt hatte. Liebe hatte es zwischen ihnen ohnehin nicht gegeben, und als sein Begehren erstarb, traten seine Faust und sein Gürtel an die Stelle von Worten.

Sie erduldete seine Schläge und sann unablässig darüber nach, wie sie sich an ihm rächen würde. Aber je mehr seine Besitzungen und sein Reichtum wuchsen und je größer sein Einfluss auf den französischen König wurde, desto mehr richtete er sein Augenmerk auf andere lohnende Ziele. Er ließ sie in Ruhe. Endlich konnte Oriane ihre Suche wieder aufnehmen, und sie baute im Midi ein Netzwerk von Spitzeln auf, die ihr unablässig Informationen beschafften.

Erst ein einziges Mal war es Oriane fast gelungen, Alaïs' habhaft zu werden. Im Mai 1234 hatte sie erfahren, dass ihre Schwester in Toulouse festgenommen worden war, doch als sie aus Chartres anreiste, musste sie erfahren, dass irgendwer die Wachen bestochen hatte und Alaïs erneut verschwunden war, wie vom Erdboden verschluckt.

Ein solcher Fehler würde ihr nicht noch einmal unterlaufen, das hatte Oriane sich geschworen. Als ihr diesmal Gerüchte über eine Frau im entsprechenden Alter mit dem passenden Aussehen zu Ohren kamen, hatte Oriane den Kreuzzug zum Vorwand genommen und war mit einem ihrer Söhne erneut in den Süden gereist.

Heute Morgen hatte sie geglaubt, das Buch im roten Morgenlicht verbrennen zu sehen. Dem Ziel so nah zu sein und es doch nicht zu erreichen hatte sie derart in Wut versetzt, dass weder ihr Sohn Louis noch ihre Diener sie besänftigen konnten. Doch irgendwann im Laufe des

Nachmittags hatte Oriane ihre Deutung der morgendlichen Ereignisse noch einmal überdacht. Wenn sie tatsächlich Alaïs gesehen hatte - und selbst das bezweifelte sie jetzt -, war es dann überhaupt wahrscheinlich, dass ihre Schwester das *Buch der Wörter* ausgerechnet auf einem Scheiterhaufen der Inquisition verbrennen lassen würde? Oriane beantwortete die Frage mit Nein. Sie ließ ihre Diener im Lager Erkundigungen einziehen und erfuhr, dass Alaïs eine Tochter von neun oder zehn Jahren hatte, deren Vater ein Soldat im Dienste von Pierre-Roger de Mirepoix war. Oriane glaubte nicht, dass ihre Schwester einen so kostbaren Gegenstand einem Angehörigen der Garnison anvertraut hätte. Die Soldaten würden alle durchsucht. Aber ein Kind?

Oriane wartete, bis es dunkel war, dann begab sie sich zu dem Bereich, wo die Frauen und Kinder festgehalten wurden. Mit etwas Geld erkaufte sie sich den Zugang in den Pferch. Keiner stellte sie zur Rede. Sie spürte die tadelnden Blicke der Dominikaner auf sich, als sie an ihnen vorbeiging, aber sie störte sich nicht an deren schlechter Meinung über sie.

Ihr Sohn Louis tauchte vor ihr auf, und sein arrogantes Gesicht war vor Aufregung gerötet. Er war stets auf Anerkennung erpicht, wollte ihr immerzu gefallen.

»Oui?«, fauchte sie. »*Qu'est-ce que tu veux?*«

»*Il y a une fille que vous devez voir, maman.*«

Oriane folgte ihm zur gegenüberliegenden Seite des Geheges, wo ein schlafendes Mädchen etwas abseits von den anderen lag. Die Ähnlichkeit mit Alaïs war verblüffend. Wenn man den Altersunterschied außer Acht ließ, hätte das Kind ihre Zwillingschwester sein können. Die Kleine hatte auch die gleiche Entschlossenheit im Gesicht wie Alaïs in dem Alter.

»Lass mich allein«, sagte sie. »Sie wird mir nicht vertrauen, wenn du dabei bist.«

Louis zog ein langes Gesicht, was sie nur noch mehr

reizte. »Geh schon«, zischte sie und wandte ihm den Rücken zu. »Los, mach die Pferde bereit. Ich kann dich hier nicht gebrauchen.«

Als er fort war, kauerte Oriane sich nieder und berührte das Mädchen am Arm.

Sofort erwachte die Kleine und setzte sich mit vor Angst hellen Augen auf.

»Wer seid Ihr?«

»*Una amiga*«, sagte sie in der Sprache, die sie seit dreißig Jahren nicht mehr benutzt hatte. »Eine Freundin.«

Bertrande rührte sich nicht. »Ihr seid Französin«, sagte sie starrköpfig und musterte Orianes Kleidung und Frisur. »Ihr wart nicht in der Zitadelle.«

»Das stimmt«, sagte Oriane, bemüht, geduldig zu klingen, »aber ich bin in Carcassona geboren, genau wie deine Mutter. Wir sind gemeinsam im Chateau Comtal aufgewachsen. Ich kannte sogar deinen Großvater, Intendant Pelletier. Alaïs hat doch bestimmt oft von ihm erzählt.«

»Ich bin nach ihm benannt worden«, kam prompt die Antwort. Oriane unterdrückte ein Lächeln. »Schön, Bertrande. Ich bin gekommen, um dich von hier wegzubringen.«

Das Mädchen runzelte die Stirn. »Aber Sajah hat gesagt, ich soll hier warten, bis er mich holen kommt«, sagte sie schon etwas weniger argwöhnisch. »Er hat gesagt, ich soll mit niemandem mitgehen.«

»Das hat Sajah gesagt?«, fragte Oriane lächelnd. »Nun, zu mir hat er gesagt, dass du schon sehr gut auf dich selbst aufpassen kannst und dass ich dir etwas zeigen soll, um dein Vertrauen zu gewinnen.«

Oriane zeigte ihr den Ring, den sie von der toten Hand ihres Vaters gestohlen hatte. Wie erwartet, erkannte Bertrande ihn und griff danach.

»Und den hat Sajah Euch gegeben?«

»Ja. Schau ihn dir gut an.«

Bertrande drehte den Ring um und untersuchte ihn gründlich. Dann stand sie auf.

»Wo ist er?«

»Das weiß ich nicht«, sagte sie stirnrunzelnd. »Aber ...«

»Ja?« Bertrande schaute zu ihr hoch.

»Er hat gesagt, ich soll dich nach Hause bringen. Ist das weit?«, fragte Oriane möglichst beiläufig.

»Ein Tagesritt, um diese Jahreszeit vielleicht ein bisschen länger.«

»Und hat das Dorf auch einen Namen?«, fragte sie leichthin. »Los Seres«, antwortete Bertrande, »aber Sajhë hat gesagt, ich soll das den Inquisitoren nicht verraten.«

Die *Noublesso de los Seres*. Nicht bloß der Name der Gralshüter, sondern auch der Ort, wo der Gral zu finden war. Oriane biss sich auf die Zunge, um nicht laut aufzulachen.

»Zuerst entfernen wir das einmal«, sagte sie, beugte sich vor und riss Bertrande das gelbe Kreuz vom Rücken. »Sonst denkt noch jemand, dass wir weggelaufen sind. So, hast du irgendwelche Sachen, die du mitnehmen willst?«

Falls das Mädchen das Buch bei sich hatte, wäre die Suche gleich hier zu Ende.

Bertrande schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Also gut. Dann sei jetzt schön leise. Wir wollen ja nicht auffallen.«

Das Mädchen war zwar noch immer auf der Hut, aber während sie durch das schlafende Lager gingen, erzählte Oriane von Alaïs und dem Château Comtal. Sie war liebenswert, überzeugend und aufmerksam. Und nach und nach konnte sie das Mädchen für sich gewinnen.

Am Tor drückte Oriane dem Wachmann erneut eine Münze in die Hand und führte Bertrande dann zu der Stelle am Rande des Lagers, wo ihr Sohn, Louis d'Evreux, bereits mit sechs berittenen Soldaten und einem geschlossenen Karren wartete. »Kommen die alle mit?«, fragte Bertrande, plötzlich wieder misstrauisch.

Oriane lächelte, als sie das Kind in die *caleche* hob. »Die sollen uns vor Wegelagerern schützen. Sajah würde es mir nie verzeihen, wenn dir in meiner Obhut etwas zustieße.«

Sobald Bertrande auf dem Karren verstaut war, wandte Oriane sich an ihren Sohn.

»Was ist mit mir?«, fragte er. »Ich möchte Euch begleiten.«

»Du musst hier bleiben«, sagte sie ungeduldig, weil sie möglichst schnell aufbrechen wollte. »Du bist schließlich, wenn ich dich daran erinnern darf, Angehöriger der Armee. Du kannst nicht einfach verschwinden. Es ist leichter und einfacher für uns alle, wenn ich allein reise.«

»Aber ...«

»Tu, was ich dir sage«, sagte sie leise, damit Bertrande sie nicht hören konnte. »Kümmere dich hier um unsere Interessen. Erledige das mit dem Vater des Mädchens, wie wir es besprochen haben. Den Rest überlass mir.«

Guilhem hatte nur noch den einen Gedanken, Oriane zu finden. Er war nach Montsegur gekommen, um Alaïs zu helfen und Oriane daran zu hindern, ihr etwas anzutun. Fast dreißig Jahre lang hatte er aus der Ferne über sie gewacht.

Jetzt war Alaïs tot, und er hatte nichts mehr zu verlieren. Sein Wunsch nach Rache war mit den Jahren immer stärker geworden. Er hätte Oriane töten sollen, als er die Chance gehabt hatte. Jetzt würde er die Gelegenheit nicht noch einmal verpassen. Guilhem schlich sich durch das Lager der Kreuzfahrer, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, bis er das Grün und Silber von Orianes Zelt erblickte.

Drinnen waren Stimmen zu hören. Französische. Ein junger Mann erteilte Befehle. Guilhem fiel der junge Bursche wieder ein, der neben Oriane auf der Tribüne gesessen hatte, ihr Sohn, und er drückte das Ohr an die

Zeltwand.

»Er ist ein Soldat der Garnison«, sagte Louis d'Evreux mit seiner arroganten Stimme. »Heißt Sajhë de Servian. Der Bursche, der vorhin so viel Ärger gemacht hat. Diese Bauern aus dem Süden«, spie er verächtlich aus. »Selbst wenn man sie gut behandelt, benehmen sie sich wie die Tiere.« Er lachte kurz auf. »Man hat ihn in den Pferch neben dem Zelt von Hugues des Arcis gesperrt, getrennt von den anderen Gefangenen, damit er die nicht auch noch aufwiegelt.«

Louis' Stimme wurde leiser, und Guilhem konnte ihn kaum noch verstehen. »Das ist für dich«, sagte er. Guilhem hörte das Klimpern von Münzen. »Die Hälfte jetzt. Falls der Bauer noch lebt, löse das Problem. Den Rest bekommst du, wenn du die Sache erledigt hast.«

Guilhem wartete, bis der Soldat herauskam, dann schlüpfte er durch den unbewachten Eingang.

»Ich hab doch gesagt, ich will nicht gestört werden«, sagte Louis d'Evreux barsch, ohne sich umzudrehen. Guilhems Messer war so schnell an seiner Kehle, dass er nicht mehr dazu kam, einen Schrei auszustößen.

»Wenn du einen Laut von dir gibst, bist du ein toter Mann«, zischelte Guilhem.

»Nimm, was du willst, nimm, was du willst. Tu mir nichts.« Guilhem schaute sich in dem luxuriösen Zelt um, sah die edlen Teppiche und warmen Decken. Oriane hatte den Reichtum und das Ansehen erreicht, wonach sie sich immer gesehnt hatte. Er hoffte, dass sie nicht glücklich damit geworden war.

»Wie heißt du?«, fragte er mit tiefer, bedrohlicher Stimme. »Louis d'Evreux. Ich weiß nicht, wer du bist, aber meine Mutter wird ...«

Guilhem riss seinen Kopf nach hinten. »Spar dir deine Drohungen. Du hast deine Wachen weggeschickt, schon vergessen? Es ist niemand hier, der dich hören könnte.« Er drückte die Klinge fester gegen die blasse

nordfranzösische Haut des jungen Mannes. D'Evreux erstarrte. »Schon besser. Also. Wo ist Oriane? Wenn du nicht antwortest, schneide ich dir die Kehle durch.« Guilhem spürte seine Verblüffung, als Orianes Name fiel, doch die Angst löste seine Zunge. »Sie ist weg, mit einem Mädchen, aus dem Gehege, wo die Frauen festgehalten werden«, stammelte er.

»Stiehl mir nicht meine Zeit, *nenon*«, sagte Guilhem und bog d'Evreux' Hals noch weiter nach hinten. »Was für ein Mädchen? Was will Oriane von der Kleinen?«

»Das Kind einer Häretikerin. Der Schwester meiner Mutter«, sagte er, als wären die Worte Gift in seinem Mund. »Meiner Tante. Meine Mutter wollte sie sehen.«

»Alaïs«, flüsterte Guilhem fassungslos. »Wie alt ist das Kind?« Er konnte die Angst auf d'Evreux' Haut riechen. »Woher soll ich das wissen? Neun, zehn.«

»Und der Vater? Ist er auch gestorben?«

D'Evreux versuchte sich zu bewegen. Guilhem erhöhte den Druck auf den Hals und drehte die Klinge so, dass die Spitze unter d'Evreux' linkem Ohr lag.

»Er ist ein Soldat, einer von Pierre-Roger de Mirepoix' Männern.«

Guilhem begriff sofort. »Und du hast gerade einen von deinen Leuten losgeschickt, dafür zu sorgen, dass der Mann den Sonnenaufgang nicht mehr erlebt«, sagte er.

Guilhems Dolchklinge blitzte, als das Licht der Kerze darauf fiel. »Wer bist du?«

Guilhem antwortete nicht. »Wo ist dein Vater? Warum ist er nicht hier?«

»Mein Vater ist tot«, sagte er. In seiner Stimme schwang keine Trauer, nur eine Art prahlerischer Stolz, den Guilhem sich nicht erklären konnte. »Ich bin jetzt Herr über die Besitzungen der d'Evreux.«

Guilhem lachte. »Wohl eher deine Mutter.«

Louis d'Evreux zuckte zusammen, als wäre er geohrfeigt worden.

»Also, *Herr d'Evreux*«, knurrte er verächtlich, »was hat Eure Mutter mit der Kleinen vor?«

»Was spielt das für eine Rolle? Sie ist das Kind von Häretikern. Man hätte sie alle verbrennen sollen.«

Kaum waren die Worte ausgesprochen, spürte Guilhem, dass d'Evreux seine Unbeherrschtheit bereute, aber es war zu spät. Guilhem bog den Arm und zog das Messer von einem Ohr zum anderen, schlitzte dem jungen Mann die Kehle auf.

»*Per lo Miegjorn*«, sagte er. Für den Midi.

Das Blut spritzte stoßweise auf die edlen Teppiche. Guilhem nahm seinen Arm weg, und d'Evreux fiel nach vorn.

»Wenn dein Diener rasch zurückkommt, überlebst du es vielleicht. Wenn nicht, bete lieber, dass Gott dir deine Sünden vergibt.«

Guilhem zog sich die Kapuze wieder über den Kopf und lief nach draußen. Er musste Sakhé de Servian finden, bevor es d'Evreux' Mann gelang.

Die kleine Reisegruppe kam nur langsam voran.

Oriane bedauerte bereits, dass sie die *caleche* genommen hatte. Zu Pferd wären sie schneller gewesen. Die Holzräder rumpelten über Steine und den hart gefrorenen Boden.

Sie mieden die Hauptwege, die aus dem Tal herausführten und noch immer von Wachen gesichert wurden, und hielten sich in den ersten Stunden Richtung Süden. Dann, als die winterliche Dämmerung endgültig von der Nacht verdrängt wurde, bogen sie nach Südosten.

Bertrande schlief. Sie hatte sich den Mantel über den Kopf gezogen, um vor dem schneidenden Wind geschützt zu sein, der unter der Plane hindurchpffiff, die über den Karren gespannt war. Ihr endloses Geplapper war Oriane auf die Nerven gegangen. Sie hatte sie mit Fragen nach

Carcassonne in der guten alten Zeit, vor dem Krieg, bestürmt.

Oriane gab ihr Gebäck und Zucker zu essen und flößte ihr gewürzten Wein ein, der mit einem so starken Schlafmittel versetzt war, dass es einen erwachsenen Mann für mehrere Tage außer Gefecht gesetzt hätte. Endlich hörte das Kind auf zu reden und fiel in einen tiefen Schlummer.

»Aufwachen!«

Sajhë hörte eine Stimme. Von einem Mann. Ganz in der Nähe. Er versuchte sich zu bewegen. Schmerzen schossen ihm durch den ganzen Körper. Hinter den Augen zuckten bläuliche Blitze. »Aufwachen!« Diesmal war die Stimme eindringlicher.

Sajhë fuhr zusammen, als etwas Kaltes gegen sein malträtiertes Gesicht gedrückt wurde, eine Wohltat auf der Haut. Langsam kehrte die Erinnerung zurück, an die fürchterlichen Schläge auf seinen Kopf, seinen ganzen Körper.

War er tot?

Dann fiel es ihm wieder ein. Irgendwer weiter unten am Hang hatte den Soldaten Einhalt geboten, und seine Angreifer hatten sogleich von ihm abgelassen. Irgendwer, ein Kommandeur, hatte Befehle auf Französisch gebrüllt. Dann hatten sie ihn nach unten geschleift.

Vielleicht war er doch nicht tot.

Wieder versuchte Sajhë sich zu bewegen. Er spürte etwas Hartes im Rücken. Dann merkte er, dass seine Schultern straff nach hinten gezogen waren. Er wollte die Augen öffnen, aber eines war gänzlich zugeschwollen, und auch das andere bekam er kaum auf. Dafür aber waren seine anderen Sinne jetzt hellwach. Er nahm die Bewegung von Pferden in der Nähe wahr, das Stampfen der Hufe auf dem Boden. Er konnte das Geräusch des

Windes hören, die Schreie der Nachtschwalben und einer einsamen Eule.

Das waren Klänge, die er einordnen konnte.

»Könnt Ihr die Beine bewegen?«, fragte der Mann.

Erstaunt stellte Sjahë fest, dass es ging, obwohl es schrecklich wehtat. Einer der Soldaten hatte ihm mit voller Wucht auf den Knöchel getreten, als er schon auf dem Boden lag.

»Meint Ihr, Ihr könnt reiten?« .

Sjahë sah, wie der Mann hinter ihn trat und die Stricke durchtrennte, mit denen seine Arme an den Pfahl gebunden waren, und er merkte, dass er ihm irgendwie bekannt vorkam. Etwas an der Stimme, an der Haltung des Kopfes war ihm vertraut.

Sjahë kam taumelnd auf die Beine.

»Wem verdanke ich diese Freundlichkeit?«, fragte er, während er sich die Handgelenke rieb. Und plötzlich wusste er es. Sjahë sah sich wieder als elfjährigen Jungen, wie er auf der Suche nach Alaïs auf den Mauern des Chateau Comtal an den Zinnen entlangkletterte. Wie er am Fenster lauschte und Lachen hörte, das der Wind nach draußen trug. Eine Männerstimme, die sprach und neckte.

»Guilhem du Mas«, sagte er langsam.

Guilhem hielt inne und sah Sjahë verblüfft an. »Kennen wir uns, mein Freund?«

»Ihr werdet Euch nicht erinnern«, sagte Sjahë und konnte es kaum ertragen, ihm ins Gesicht zu sehen. »Sagt mir, *amic*«, er betonte das Wort. »Was wollt Ihr von mir?«

»Ich bin gekommen, um ...« Guilhem war verwundert über den feindseligen Unterton. »Ihr seid doch Sjahë de Servian?«

»Was geht Euch das an?«

»Es geht um Alaïs, die wir beide ...« Guilhem verstummte und rang um Fassung. »Ihre Schwester Oriane ist hergekommen, mit einem ihrer Söhne. Er

gehört zur Armee der Kreuzfahrer. Oriane ist hinter dem Buch her.«

Sajhë starrte ihn an. »Was für ein Buch?«, fragte er streitlustig. Guilhem ließ sich nicht beirren. »Oriane hat erfahren, dass Ihr eine Tochter habt. Sie hat sie mitgenommen. Ich weiß nicht, wo sie mit ihr hinwill, aber sie hat das Lager in der Dämmerung verlassen. Das wollte ich Euch sagen und meine Hilfe anbieten.« Er erhob sich. »Aber wenn Ihr sie nicht wollt ...«

Sajhë spürte, wie ihm die Farbe aus dem Gesicht wich. »Wartet!«, rief er.

»Wenn Ihr Eure Tochter lebend Wiedersehen wollt«, sagte Guilhem ruhig, »dann rate ich Euch, dass Ihr Euren Groll gegen mich vergesst, welchen Grund er auch immer haben mag.«

Guilhem streckte Sajhë eine Hand hin.

»Könnt Ihr Euch denken, wo Oriane sie hinbringen will?«

Sajhë starrte den Mann an. Er hatte ihn sein Leben lang gehasst, doch Alaïs und ihrer Tochter zuliebe ergriff er die dargebotene Hand.

»Sie hat einen Namen«, sagte er. »Sie heißt Bertrande.«

Kapitel 77

Pic de Soularac

Freitag, 8. Juli 2005

Audric und Alice stiegen schweigend den Berg hinauf.

Es war so viel gesagt worden, dass nun jedes weitere Wort überflüssig schien. Audric atmete schwer, aber er hielt die Augen auf den Boden vor seinen Füßen gerichtet und strauchelte nicht ein einziges Mal.

»Es kann nicht mehr weit sein«, sagte sie ebenso zu sich selbst wie zu ihm.

»Nein.«

Fünf Minuten später erkannte Alice, dass sie die Ausgrabungsstätte von der dem Parkplatz gegenüberliegenden Seite aus erreicht hatten. Die Zelte waren alle verschwunden, aber an den braunen, ausgetrockneten Flecken auf dem Boden war noch gut zu sehen, wo sie gestanden hatten. Außerdem lag hier und da noch ein wenig Müll herum. Alice bemerkte eine Kelle und einen Zeltpflock. Sie hob beides auf und steckte es in die Tasche. Sie hielten sich jetzt links und kletterten den Hang hinauf, bis sie den Felsen erreichten, den Alice zum Kippen gebracht hatte. Er lag noch immer an derselben Stelle unterhalb des Eingangs zur Höhle. In dem gespenstischen weißen Mondlicht sah er aus wie der Kopf einer gestürzten Götzenstatue.

War das wirklich erst am Montag gewesen?

Baillard blieb stehen und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Felsen, um zu verschlafen.

»Jetzt sind's nur noch ein paar Schritte«, sagte sie, um ihn aufzumuntern. »Es tut mir Leid. Ich hätte Sie vorwarnen sollen, dass es sehr steil ist.«

Audric lächelte. »Ich erinnere mich«, sagte er und nahm ihre Hand. Seine Haut fühlte sich dünn wie Papier an. »Ich gehe als Erster in die Höhle, und Sie warten, bis ich Ihnen

Bescheid gebe, dass die Luft rein ist. Bis dahin halten Sie sich versteckt. Versprochen?»

»Ich finde es noch immer keine gute Idee, dass Sie allein reingehen«, sagte sie störrisch. »Selbst wenn Sie Recht haben und sie erst später kommen, könnten Sie in der Falle sitzen. Lassen Sie mich mitkommen, Audric. Ich kann Ihnen doch bei der Suche nach dem Buch helfen. Zu zweit geht es schneller, und wir sind im Handumdrehen wieder draußen. Dann verstecken wir uns beide hier irgendwo und beobachten, was passiert.«

»Verzeihen Sie, aber es ist wirklich besser, wenn wir uns trennen.«

»Ich verstehe beim besten Willen nicht, wieso, Audric. Keiner weiß, dass wir hier sind. Uns kann also eigentlich nichts passieren«, sagte sie, obwohl sie selbst nicht dran glaubte.

»Sie sind sehr tapfer, *Madomaisela*«, sagte er leise. »Genau wie sie es war. Alaïs hat immer zuerst an andere gedacht. Für die Menschen, die sie liebte, hat sie viel geopfert.«

»Hier opfert keiner irgendwas«, sagte Alice heftig. Die Furcht machte sie nervös. »Und außerdem verstehe ich noch immer nicht, warum wir nicht früher hergekommen sind. Dann wäre es noch hell gewesen, und wir hätten keine Angst haben müssen, überrascht zu werden.«

Baillard ging nicht darauf ein.

»Haben Sie Inspektor Noubel angerufen?«, fragte er stattdessen. *Es bringt nichts zu streiten, jetzt nicht mehr.*

»Ja«, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. »Ich habe genau das gesagt, was Sie wollten.«

»*Ben*«, sagte er milde. »Ich begreife ja, dass Sie mich für unklug halten, *Madomaisela*, aber Sie werden es verstehen. Alles muss zur richtigen Zeit in der richtigen Reihenfolge geschehen. Sonst wird es keine Wahrheit geben.«

»Wahrheit?«, wiederholte sie. »Sie haben mir doch alles

erzählt, Audric. Alles. Mir geht es nur noch darum, Shelagh - und Will - mit heiler Haut hier rauszuholen.«

»Alles?«, fragte er leise. »Ist das denn überhaupt möglich?« Audric wandte den Kopf und blickte zum Eingang hinauf, einer kleinen schwarzen Öffnung im Felshang. »Eine Wahrheit kann einer anderen widersprechen«, murmelte er. »Heute ist nicht damals.« Er nahm ihren Arm. »Kommen Sie, bringen wir die letzte Etappe unserer Reise hinter uns«, sagte er.

Alice blickte ihn fragend an und wunderte sich über die Stimmung, die ihn erfasst hatte. Er war ruhig, nachdenklich. Eine Art passive Akzeptanz hatte sich über ihn gesenkt, während sie noch immer nervös war, angstvoll an all die Dinge dachte, die schief gehen konnten, sich Sorgen machte, dass Noubel vielleicht zu spät kam, fürchtete, dass Audric sich doch geirrt haben könnte. *Was, wenn sie schon tot sind?*

Alice schob den Gedanken weit von sich. Sie durfte jetzt nicht so denken. Sie musste weiter daran glauben, dass alles gut werden würde.

Vor dem Eingang drehte Audric sich um, lächelte sie an, und seine gesprenkelten bernsteinfarbenen Augen strahlten vor Erwartung.

»Was haben Sie denn, Audric?«, fragte Alice rasch. »Da ist irgendwas ...« Sie brach ab, fand nicht die richtigen Worte. »Irgendwas ...«

»Ich habe lange Zeit gewartet«, sagte er leise.

»Gewartet? Dass Sie das Buch finden?«

Er schüttelte den Kopf. »Auf Erlösung«, sagte er.

»Erlösung? Aber wovon?« Erstaunt merkte Alice, dass sie Tränen in den Augen hatte. Sie biss sich auf die Lippe, um nicht die Fassung zu verlieren. »Ich verstehe das nicht, Audric«, sagte sie mit zittriger Stimme.

»*Pas a pas se va luenh*«, sagte er. »Diese Worte haben Sie doch in der obersten Stufe zur Kammer eingemeißelt gesehen, nicht wahr?«

Alice blickte ihn verblüfft an. »Ja, aber woher wussten ... ?«

Er streckte die Hand nach der Taschenlampe aus. »Ich muss hineingehen.«

Alice kämpfte mit widersprüchlichen Gefühlen, aber sie reichte ihm die Lampe, ohne noch etwas zu sagen. Sie sah ihm nach, wie er den Tunnel hinunterging, und wartete, bis auch das letzte Fünkchen Licht verschwunden war. Erst dann wandte sie sich ab. Der Schrei einer Eule ganz in der Nähe ließ sie zusammenfahren. Das kleinste Geräusch schien hundertfach verstärkt zu werden. Etwas Unheilvolles lag in der Dunkelheit. Die Bäume, die ringsherum aufragten, der gewaltige Schatten des Berges selbst, die Art, wie die Felsen auf einmal fremde, bedrohliche Formen annahmen. Sie meinte, in der Ferne auf einer Straße irgendwo unten im Tal ein Auto zu hören.

Dann drang die Stille wieder auf sie ein.

Alice sah auf die Uhr. Es war zwanzig vor zehn.

Um Viertel vor zehn schwangen zwei starke Autoscheinwerferkegel auf den Parkplatz am Fuße des Pic de Soularac.

Paul Authié stellte den Motor ab und stieg aus. Verwundert stellte er fest, dass François-Baptiste nicht auf ihn wartete. Authié schaute zur Höhle hoch und fragte sich plötzlich beunruhigt, ob sie vielleicht schon in der Kammer waren.

Er verwarf den Gedanken. Ihm gingen wohl allmählich die Nerven durch. Braissart und Domingo waren bis vor einer Stunde dort gewesen. Falls Marie-Cecile oder ihr Sohn aufgetaucht wären, hätte er das erfahren.

Seine Hand wanderte in seine Tasche zu dem Schaltkästchen, mit dem die Sprengladungen zur Detonation gebracht werden würden. Die Zeitzündung war bereits aktiviert. Er musste gar nichts tun. Bloß abwarten.

Und Zusehen.

Authié umfasste das Kreuz an der Kette um seinen Hals und betete.

Ein Geräusch in dem Wald, der bis an den Parkplatz reichte, ließ ihn aufhorchen. Authié öffnete die Augen. Er konnte nichts sehen. Er ging zum Wagen und schaltete das Fernlicht ein. Die Bäume sprangen ihn förmlich aus der Dunkelheit an, aller Farbe beraubt.

Er kniff die Augen zusammen und spähte erneut in den Wald. Diesmal nahm er eine Bewegung im dichten Unterholz wahr. »Francois-Baptiste?«

Keine Antwort. Authié merkte, wie sich ihm die kurzen Härchen im Nacken sträubten. »Wir haben keine Zeit für solche Späßchen«, rief er in die Dunkelheit hinein und legte dabei einen gereizten Tonfall in seine Stimme. »Wenn Sie das Buch und den Ring haben wollen, kommen Sie raus, damit ich Sie sehen kann.«

Authié erfassten erste Zweifel, ob er die Situation vielleicht falsch eingeschätzt hatte.

»Ich warte«, rief er laut.

Diesmal tat sich etwas. Er unterdrückte ein Lächeln, als zwischen den Bäumen eine Gestalt auftauchte.

»Wo ist O'Donnell?«

Fast hätte Authié laut aufgelacht, als er Francois-Baptiste auf sich zukommen sah. Er trug ein Jackett, das ihm etliche Nummern zu groß war. Er sah lächerlich aus.

»Sind Sie allein?«, fragte er.

»Das geht Sie einen Dreck an«, sagte Francois-Baptiste und blieb am Waldrand stehen. »Wo ist Shelagh O'Donnell?«

Authié deutete mit einer Kopfbewegung in Richtung Höhle. »Die wartet schon da oben auf Sie, Francois-Baptiste. Ich dachte, ich erspare Ihnen die Mühe.« Er stieß ein kurzes Lachen aus. »Ich glaube kaum, dass sie Ihnen Ärger machen wird.«

»Was ist mit dem Buch?«

»Auch da drin.« Er zupfte die Manschetten seines Hemdes zurecht. »Der Ring ebenfalls. Alles pünktlich geliefert. Wie versprochen.«

François-Baptiste lachte höhnisch auf. »Wahrscheinlich auch noch schön als Geschenk verpackt, was?«, sagte er sarkastisch. »Glauben Sie im Ernst, ich kauf Ihnen ab, dass Sie einfach alles da oben gelassen haben?«

Authié blickte ihn verächtlich an. »Ich sollte das Buch und den Ring beschaffen, und das habe ich getan. Außerdem liefere ich Ihnen Ihre - wie sollen wir sie nennen? - *Spionin* gleich mit. Betrachten Sie es als einen menschenfreundlichen Akt meinerseits.« Er kniff die Augen zusammen. »Was Madame de l'Oratoire mit ihr macht, bleibt ihr überlassen.«

Zweifel huschten über das Gesicht des jungen Mannes.

»Und das alles aus reiner Herzensgüte?«

»Für die *Noblesse Véritable*«, sagte Authié herablassend. »Oder sind Sie noch immer kein Mitglied? Hätte ich nicht gedacht, ich meine, Sie sind schließlich ihr Sohn. Gehen Sie es sich anschauen. Oder ist Ihre Mutter schon oben und macht sich fertig?« François-Baptiste warf ihm einen Blick zu.

»Dachten Sie, sie hätte es mir nicht erzählt?« Authié trat einen Schritt auf ihn zu. »Meinen Sie, ich wüsste nicht, was sie macht?« Er spürte, wie die Wut in ihm aufbrodelte. »Haben Sie sie schon einmal dabei gesehen, François-Baptiste? Haben Sie die Ekstase auf ihrem Gesicht gesehen, wenn sie diese widerwärtigen Worte spricht, diese blasphemischen Worte? Was sie da treibt, ist Gotteslästerung!«

»Wie können Sie es wagen, so über sie zu reden!«, stieß François-Baptiste hervor. Seine Hand glitt in die Jackettasche. Authié lachte. »Jaja. Rufen Sie sie an. Sie wird Ihnen schon sagen, was Sie machen sollen. Was Sie denken sollen. Tun Sie bloß nichts, ohne sie vorher um Erlaubnis zu fragen.«

Er wandte sich ab und wollte zu seinem Wagen zurückgehen. Er hörte das Klicken des Sicherungshebels und begriff fast im selben Moment, was das bedeutete. Ungläubig fuhr Authié herum.

Zu spät. Er hörte das Peitschen der Schüsse, einer, zwei, schnell hintereinander.

Der erste verfehlte. Der zweite traf ihn in den Oberschenkel. Die Kugel durchschlug ihn glatt, zertrümmerte den Knochen und trat auf der anderen Seite wieder aus. Eine Schmerzwelle raste durch seinen Körper, und Authié fiel schreiend zu Boden. Francois-Baptiste kam auf ihn zu, hielt die Waffe mit beiden Händen gerade vor dem Körper. Authié versuchte wegzukriechen, wobei er eine Blutspur auf dem Schotter hinterließ, doch der junge Mann war mit wenigen Schritten bei ihm.

Einen Moment lang trafen sich ihre Blicke. Dann feuerte Francois-Baptiste erneut.

Alice fuhr zusammen.

Der Klang der Schüsse zerriss die ruhige Bergluft. Er wurde von den Felsen zurückgeworfen und hallte überall um sie herum. Ihr Herz fing an zu rasen. Sie konnte nicht sagen, woher die Schüsse kamen. Zu Hause hätte sie gewusst, dass es nur ein Farmer sein konnte, der Jagd auf Kaninchen oder Krähen machte. *Es klang nicht wie ein Schrotgewehr.*

So leise, wie sie konnte, sprang sie von dem Felsen herunter, auf dem sie gesessen hatte, und spähte durch die Dunkelheit in die Richtung, in der sie den Parkplatz vermutete. Sie hörte eine Wagentür zufallen. Jetzt konnte sie den Klang menschlicher Stimmen hören, Wortfetzen, die bis zu ihr trieben.

Was macht Audric denn so lange da drin?

Sie waren noch weit weg, aber sie spürte, dass sie auf dem Berg waren. Ab und zu vernahm Alice das Geräusch

rollender Sternchen, wenn sie gegen Kies und Geröll traten. Das Knacken von Zweigen.

Alice schob sich näher an den Eingang heran, schaute immer wieder verzweifelt zur Höhle, als könnte sie Audric durch reine Willenskraft aus der Dunkelheit auftauchen lassen.

Wieso kommt er nicht?

»Audric?«, zischelte sie. »Da kommt jemand. Audric?«

Nichts, nur Stille. Alice spähte in die Dunkelheit des Tunnels, der sich vor ihr erstreckte, und spürte, wie ihr Mut sie verließ. *Aber du musst ihn warnen.*

Sie sprach ein Stoßgebet, dass es noch nicht zu spät sein möge, und lief los Richtung Labyrinth-Kammer.

Kapitel 78

Los Seres

Marc 1244

Trotz Sajahës Verletzungen kamen sie gut voran. Von Montsegur aus folgten sie dem Verlauf des Flusses nach Süden. Sie hatten wenig Gepäck und ritten scharf, hielten nur an, um kurz zu rasten und die Pferde an zugefrorenen Bächen zu tränken, wo sie mit den Schwertern ein Loch ins Eis brachen. Guilhem merkte rasch, dass Sajahë die Gegend viel besser kannte als er.

Er wusste ein wenig über Sajahës Vergangenheit, zum Beispiel, dass er Botschaften von den *parfaits* in die einsamen und weit verstreuten Dörfer der Pyrenäen gebracht und die Rebellen mit Informationen versorgt hatte. Es war offensichtlich, dass der jüngere Mann jedes Tal, jeden Pass und jeden verborgenen Pfad in den Wäldern, Schluchten und Ebenen kannte.

Zugleich spürte Guilhem, dass Sajahë ihn aus tiefstem Herzen ablehnte, wenngleich er nichts sagte. Es war, als würde ihm eine gnadenlose Sonne im Nacken brennen. Guilhem kannte Sajahës Ruf als verlässlichen, tapferen und ehrbaren Mann, der bereit war, sein Leben für das, woran er glaubte, zu opfern.

Und trotz seiner Feindseligkeit konnte Guilhem verstehen, warum Alaïs diesen Mann lieben und ein Kind mit ihm haben konnte, auch wenn der Gedanke für ihn wie ein Stich ins Herz war.

Sie hatten Glück. In der Nacht fiel kein frischer Schnee. Der folgende Tag, der 19. März, war hell und klar, mit nur wenigen Wolken und kaum Wind.

Sajahë und Guilhem erreichten Los Seres in der Abenddämmerung. Das Dorf duckte sich versteckt in einem kleinen abgeschiedenen Tal, und trotz der Kälte lag der weiche Duft des Frühlings in der Luft. Die Bäume am

Rande des Dorfes waren mit grünen und weißen Knospen übersät. Die allerersten Frühlingsblumen lugten verschämt aus den Hecken und Böschungen, als sie den Pfad entlangritten, der zu der kleinen Ansammlung von Häusern führte. Das Dorf schien menschenleer zu sein, verlassen.

Die beiden Männer saßen ab und führten ihre Pferde das letzte Stück bis zur Dorfmitte. Das Geräusch der Hufeisen auf Stein und Pflaster und harter Erde hallte laut durch die Stille. Aus einigen wenigen Häusern stiegen vorsichtig dünne Rauchfahnen auf. Durch die Ritzen der Fensterläden spähten argwöhnische Augen und verschwanden dann gleich wieder. Französische Deserteure waren hier oben in den Bergen zwar eine Seltenheit, aber nicht gänzlich unbekannt. Normalerweise bedeuteten sie Ärger.

Sajhë band sein Pferd neben dem Brunnen an. Guilhem tat es ihm gleich und folgte ihm dann durch das Dorf bis zu einer kleinen Hütte. Im Dach fehlten Schindeln, und die Fensterläden waren reparaturbedürftig, aber die Mauern waren robust. Guilhem dachte, dass es nicht schwer sein dürfte, das Häuschen wieder zum Leben zu erwecken.

Guilhem wartete, während Sajhë gegen die Tür drückte. Sie hatte sich durch Feuchtigkeit verzogen und bebte in den Angeln, da sie so lange nicht benutzt worden waren, doch sie öffnete sich knarrend weit genug, um Sajhë einzulassen.

Guilhem trat hinter ihm ein. Nasskalte, grabähnliche Luft legte sich ihm auf Gesicht und Hände, und bald hatte er kein Gefühl mehr in den Fingern. An der Wand gegenüber der Tür lag ein Berg aus Laub und Reisig, der offenbar vom Winterwind hereingeweht worden war. Eisfinger überzogen die Innenseite der Fensterläden und lagen wie ein zerzauster Fransenbesatz auf der Türschwelle.

Die Überreste eines Mahls standen auf dem Tisch. Ein alter Krug, Teller, Becher und ein Messer. Auf dem abgestandenen Wein schwamm eine Schimmelschicht, wie grüne Wasserpflanzen auf einem Teich. Die Bänke waren ordentlich an der Wand aufgereiht.

»Ist das Euer Heim?«, fragte Guilhem behutsam.

Sajhë nickte.

»Wann seid Ihr fortgegangen?«

»Vor einem Jahr.«

In der Mitte des Raumes hing ein verrosteter Kochtopf über einem Haufen Asche und verkohltem, längst verglimmtem Holz. Guilhem sah gerührt, wie Sajhë sich vorbeugte und den Deckel geraderückte.

Weiter hinten im Raum war ein zerschlossener Vorhang. Sajhë hob ihn an, und dahinter kam ein weiterer Tisch mit je zwei Stühlen auf jeder Seite zum Vorschein. An der Wand waren Regale mit schmalen, fast leeren Brettern. Ein alter Mörser mit Stößel, ein paar Schalen und Tiegel, einige verstaubte Gläser, das war alles, was noch übrig war. Über dem Regal waren in der niedrigen Decke kleine Haken befestigt, an denen ein paar staubige Kräutersträuße hingen. Ein dürrer Zweig Flohkraut und ein Büschel Brombeerblätter.

»Für ihre Arzneien«, sagte Sajhë zu Guilhems Überraschung. Er hatte still dagestanden, die Hände vor dem Körper gefaltet, weil er Sajhë nicht in seinen Erinnerungen stören wollte.

»Die Leute kamen von überall her, Männer wie Frauen. Wenn sie krank waren oder ihre Seele betrübt war oder um ihre Kinder gesund durch den Winter zu bringen. Bertrande ... Sie durfte Alaïs bei der Zubereitung helfen und brachte Lieferungen zu den Familien.«

Sajhë geriet ins Stocken, dann verstummte er. Guilhem merkte, dass er selbst einen Kloß im Hals hatte. Er musste an die Fläschchen und Gläser denken, die Alaïs in ihrem Gemach im Chateau Comtal gesammelt hatte, an

ihre stille Konzentration bei der Arbeit.

Sajhë ließ den Vorhang aus der Hand gleiten. Er rüttelte kurz versuchsweise an den Leitersprossen und stieg dann behutsam auf die obere Plattform. Von der Schlafstatt der Familie war nur noch ein Haufen aus alten Decken und verrottetem Stroh geblieben, von Schimmel zerfressen und von Tieren besudelt. Daneben stand eine einsame Kerze in erstarrten Wachsresten, und die verräterischen Rauchspuren zogen sich als ein einziger Fleck an der Wand dahinter hoch.

Guilhem ertrug es nicht, Sajhës Trauer noch länger mit anzusehen, und er ging nach draußen, um dort zu warten. Er hatte kein Recht, ihn zu stören.

Einige Zeit später tauchte Sajhë wieder auf. Seine Augen waren gerötet, aber seine Hände waren ruhig, und er kam geradewegs auf Guilhem zu, der am höchsten Punkt des Dorfes stand und nach Westen blickte.

»Wann wird es morgens hell?«, fragte er, als Sajhë bei ihm war. Die beiden Männer waren gleich groß, doch die Falten in Guilhems Gesicht und die grauen Strähnen in seinem Haar verrieten, dass er dem Grab fünfzehn Jahre näher war.

»Um diese Jahreszeit geht die Sonne in den Bergen spät auf.« Guilhem schwieg einen Moment. »Was habt Ihr vor?«, fragte er, womit er Sajhë das Recht zugestand, von nun an die Führung zu übernehmen.

»Wir müssen die Pferde unterstellen und uns ein Plätzchen zum Schlafen suchen. Ich glaube nicht, dass sie vor morgen früh hier sein werden.«

»Ihr wollt nicht ...«, setzte Guilhem mit Blick auf das Haus an. »Nein«, sagte er rasch. »Dort nicht. Ich kenne eine Frau, die uns Essen und Unterkunft für die Nacht geben wird. Morgen müssen wir weiter den Berg hinauf und irgendwo in der Nähe der Höhle auf sie warten.«

»Ihr denkt, Oriane wird nicht ins Dorf kommen?«

»Sie wird sich inzwischen denken können, wo Alaïs das

Buch der Wörter versteckt hat. In den letzten dreißig Jahren hatte sie genug Zeit, die anderen beiden Bücher zu studieren.«

Guilhem warf ihm aus den Augenwinkeln einen Blick zu. »Und hat sie Recht? Ist es noch immer in der Höhle?«

Sajhë ging nicht auf die Frage ein. »Ich verstehe einfach nicht, wie Oriane Bertrande dazu gebracht hat, mit ihr zu kommen«, sagte er. »Ich habe ihr eingeschärft, dass sie ohne mich nirgendwo hingehen soll. Dass sie warten soll, bis ich sie hole.« Guilhem sagte nichts. Was hätte er auch sagen können, um die Ängste des jüngeren Mannes zu beschwichtigen? Sajhës Zorn war jedoch schnell verflogen.

»Meint Ihr, Oriane hat die anderen beiden Bücher bei sich?«, fragte er unvermittelt.

Guilhem schüttelte den Kopf. »Ich vermute, die Bücher sind sicher in ihren Gewölben irgendwo in Evreux oder Chartres. Warum sollte sie das Risiko eingehen, sie hierher zu bringen?« »Habt Ihr sie geliebt?«

Die Frage kam völlig überraschend. »Ich habe sie begehrt«, sagte Guilhem langsam. »Ich war betört von ihr, kam mir furchtbar wichtig vor, ich ...«

»Nicht Oriane«, unterbrach Sajhë ihn, »Alaïs.«

Guilhem hatte das Gefühl, als schlosse sich ein eisernes Band um seine Kehle.

»Alaïs«, flüsterte er. Einen Augenblick lang rissen ihn die Erinnerungen mit, doch Sajhës forschender Blick holte ihn zurück in die kalte Gegenwart.

»Nachdem ...« Seine Stimme war unsicher. »Nachdem Carcassona gefallen war, habe ich sie nur noch einmal gesehen. Sie blieb drei Monate bei mir. Sie war von den Inquisitoren verhaftet worden, und ...« »Ich weiß«, schrie Sajhë, dann schien seine Stimme in sich zusammenzufallen. »Ich weiß davon.«

Guilhem war Sajhës Reaktion unbegreiflich, und er hielt den Blick geradeaus gerichtet. Zu seiner eigenen Verwunderung merkte er, dass er lächelte.

»Ja.« Das Wort schlüpfte ganz leicht aus seinem Mund. »Ich habe sie über alles geliebt. Ich habe einfach nicht verstanden, wie kostbar Liebe ist, wie zerbrechlich, bis ich sie mit eigenen Händen zerstört hatte.«

»Habt Ihr Alaïs deshalb gehen lassen? Als sie aus Toulouse hierher zurückkehrte?«

Guilhem nickte. »Nach diesen gemeinsamen Wochen war es bei Gott schwer, ihr fernzubleiben. Sie nur noch einmal zu sehen ... Ich hatte gehofft, wenn das alles vorbei wäre, dass wir dann vielleicht wieder ... Aber sie hat ja Euch gefunden. Und jetzt ...« Guilhems Stimme brach. Seine Augen waren voller Tränen, brannten in der Kälte. Er spürte neben sich, dass Sjahë unruhig wurde. Einen Moment lang schien sich das Licht zwischen ihnen zu verändern.

»Verzeiht mir, dass ich vor Euch die Fassung verliere.« Er atmete tief durch. »Die Prämie, die Oriane auf Alaïs' Kopf ausgesetzt hatte, war hoch und selbst für jene verlockend, die keinen Grund hatten, ihr Übles zu wünschen. Ich habe Orianes Spitzel bezahlt, damit sie ihr falsche Informationen lieferten. So habe ich dreißig Jahre lang mitgeholfen, dass sie ungestört leben konnte.« Wieder stockte Guilhem. Das Bild des brennenden Buches vor dem verkohlten roten Mantel drängte sich wie ein unwillkommener Gast in seine Gedanken.

»Ich wusste nicht, dass ihr Glaube so stark war«, sagte er. »Oder dass ihr Vorsatz, das *Buch der Wörter* vor Orianes Zugriff zu bewahren, sie so weit treiben würde.«

Er schaute Sjahë an, versuchte die Wahrheit zu erkennen, die in seinen Augen stand.

»Ich wünschte, sie hätte sich nicht für den Tod entschieden«, sagte er einfach. »Ich wünschte es für Euch, den Mann, den sie erwählt hat, und für mich, den Narr, der ihre Liebe einst besaß und sie verlor.« Er zögerte. »Doch am meisten für ihre Tochter. Zu wissen, dass Alaïs ...«

»Warum helft Ihr uns?«, unterbrach Sjahë ihn. »Warum seid Ihr hergekommen?«

»Nach Montsegur?«

Sjahë schüttelte ungeduldig den Kopf. »Nicht nach Montsegur. Hierher. Jetzt.«

»Rache«, sagte Guilhem.

Kapitel 79

Alaïs wachte mit einem Ruck auf. Sie war steif und kalt. Ein zartes, purpurnes Licht zog sich mit dem Morgengrauen über die graue und grüne Landschaft. Dünner weißer Nebel hing in den Rinnen und Spalten des Berges, schweigend und reglos.

Sie schaute zu Harif hinüber. Er schlief friedlich, hatte sich den pelzgefütterten Mantel bis zu den Ohren hochgezogen. Sie waren seit einem Tag und einer Nacht unterwegs, und die Reise setzte ihm zu.

Stille lag schwer auf dem Berg. Trotz der Kälte in den Knochen und obwohl sie sich wie zerschlagen fühlte, genoss Alaïs die Einsamkeit nach den langen Monaten in der überfüllten Enge von Montsegur. Ganz leise, um Harif nicht zu stören, stand sie auf und reckte sich, griff dann in eine der Satteltaschen, um ein Stück Brot abzubrechen. Es war hart wie Holz. Sie füllte einen Becher mit dem starken Rotwein hier aus den Bergen, der fast zu kalt zum Trinken war. Sie tunkte das Brot, um es einzuweichen, und aß dann rasch, bevor sie den anderen etwas zu essen machte.

Sie wagte es kaum, an Bertrande und Sjahë zu denken, sich die Frage zu stellen, wo sie in diesem Augenblick wohl waren. Noch im Lager? Zusammen oder getrennt?

Der Ruf einer Schleiereule, die von der nächtlichen Jagd zurückkehrte, durchschnitt die Luft. Sie lächelte, beruhigt von den vertrauten Lauten. Tiere raschelten im Unterholz, jähes Huschen von Krallen und blitzenden Zähnen. Im Wald, weiter unten im Tal, heulten Wölfe. Es erinnerte sie daran, dass die Welt weiter ihren Lauf nahm, dass die Jahreszeiten ihrem alten Wechsel folgten, unabhängig von ihr.

Sie weckte die beiden Führer und sagte ihnen, dass das Essen fertig war, dann ging sie mit den Pferden zum Bach und brach das Eis mit dem Heft ihres Schwertes auf,

damit sie trinken konnten. Als das Licht stärker wurde, ging sie zu Harif, um ihn zu wecken. Sie flüsterte ihm Worte in seiner Sprache zu und legte ihm sacht eine Hand auf den Arm. In letzter Zeit hatte er oft Schmerzen, wenn er aufwachte.

Harif schlug die tief liegenden braunen Augen auf, die im Alter blass geworden waren.

»Bertrande?«

»Ich bin's, Alaïs«, sagte sie leise.

Harif blinzelte, verwundert, sich an diesem grauen Berghang wiederzufinden. Alaïs vermutete, dass er wieder von Jerusalem geträumt hatte, von den anmutig geschwungenen Moscheen und dem Ruf, der die gläubigen Sarazenen zum Gebet lockte, von seinen Reisen über das endlose Meer der Wüste.

Während ihrer gemeinsamen Jahre hatte Harif ihr von den aromatischen Gewürzen erzählt, den strahlenden Farben und dem pfeffrigen Geschmack des Essens, dem schrecklichen Leuchten der blutroten Sonne. Er hatte ihr geschildert, wie er die vielen, vielen Jahre seines langen Lebens genutzt hatte. Er hatte von dem Propheten berichtet und der alten Stadt Avaris, seiner ersten Heimat. Er hatte ihr Geschichten aus der Jugend ihres Vaters erzählt und von der *Noublesso*.

Als sie auf ihn hinunterschaute, auf die olivenfarbene Haut, die jetzt grau geworden war, auf sein weißes, früher tief schwarzes Haar, wurde ihr weh ums Herz. Er war zu alt für diese Mühsal. Er hatte zu viel gesehen, zu viel erlebt, als dass es so hart enden durfte.

Harif hatte seine letzte Reise zu spät angetreten. Und obwohl er das nie gesagt hatte, wusste Alaïs, dass nur der Gedanke an

Los Seres und Bertrande ihm die Kraft verlieh, weiter durchzuhalten.

»Alaïs«, sagte er leise, als er wieder wusste, wo er war.
»Ja.«

»Es ist nicht mehr weit«, sagte sie, als sie ihm auf die Beine half. »Wir sind schon fast zu Hause.«

Guilhem und Sajahë sprachen kaum ein Wort, während sie im Schutz des Berges kauerten, wo der beißende Wind sie nicht erreichen konnte.

Guilhem hatte mehrmals ein Gespräch angefangen, war aber von Sajahës einsilbigen Antworten entmutigt worden. Schließlich gab er es auf und zog sich in seine eigene Gedankenwelt zurück, wie Sajahë es offenbar wollte.

Den jüngeren Mann quälte das Gewissen. Sein Leben lang hatte er Guilhem zuerst beneidet, dann gehasst und schließlich hatte er mühsam gelernt, ihn zu vergessen. Er hatte Guilhems Platz an Alaïs' Seite eingenommen, aber nie in ihrem Herzen. Sie war ihrer ersten Liebe treu geblieben. Und diese Liebe hatte fortgedauert, trotz Trennung und Schweigen.

Sajahë wusste von Guilhems Mut, von seinem furchtlosen, langjährigen Kampf, die Kreuzfahrer aus dem Pays d'Oc zu vertreiben, aber er sträubte sich, Guilhem zu mögen, ihn zu bewundern. Und er wollte auch kein Mitleid für ihn empfinden. Er sah, wie er um Alaïs trauerte. In seinem Gesicht spiegelten sich tiefer Schmerz und Reue. Sajahë brachte es nicht über sich, ihm die Wahrheit zu sagen. Aber er verachtete sich selbst dafür.

Sie warteten den ganzen Tag. Während der eine schlief, wachte der andere. Kurz vor Anbruch der Dämmerung flatterte ein Krähenschwarm weiter unten am Hang auf, flog in die Luft wie Asche aus einem erlöschenden Feuer. Die Vögel kreisten und schwebten und krächzten flügelschlagend in der eiskalten Luft.

»Da kommt jemand«, sagte Sajahë, schlagartig hellwach.

Er spähte hinter dem großen Felsen hervor, der auf dem schmalen Sims über dem Höhleneingang lag, als hätte ihn die Hand eines Riesen dort abgelegt.

Er konnte nichts erkennen, nichts rührte sich weiter unten. Vorsichtig verließ Sjahë das Versteck. Alles tat ihm weh, sein ganzer Körper war stocksteif von den brutalen Schlägen, die er eingesteckt hatte, und dem langen, untätigen Warten. Er hatte kein Gefühl in den Händen, und die aufgeschürfte Haut an den Knöcheln war wund und rissig. Sein Gesicht war eine einzige Masse aus Blutergüssen und Platzwunden.

Sjahë ließ sich von dem Felsensims herab und das letzte Stück fallen. Er landete unbeholfen. Ein Schmerz jagte ihm von dem verstauchten Knöchel das Bein hoch.

»Gebt mir mein Schwert«, sagte er und hob den Arm.

Guilhem reichte ihm die Waffe nach unten, sprang dann selbst hinab. Gemeinsam blickten sie über das Tal.

Plötzlich waren in der Ferne Stimmen zu hören. Dann entdeckte Sjahë in dem schwächer werdenden Licht einen dünnen Rauchfaden, der sich durch die spärliche Deckung der Bäume schlängelte.

Sjahë schaute zum Horizont, wo sich das in Rot getauchte Land und der dunkelnde Himmel berührten.

»Sie sind auf dem südöstlichen Pfad«, sagte er. »Das heißt, Oriane war nicht im Dorf. Aus der Richtung kommen sie mit Pferden nicht weiter. Das Gelände ist zu unwegsam. Es gibt da Gebirgsrinnen mit Steilwänden auf beiden Seiten. Sie müssen zu Fuß weiter.«

Plötzlich übermannte ihn der Gedanke, dass Bertrande jetzt so nah war.

»Ich geh runter.«

»Nein!«, sagte Guilhem rasch, dann ruhiger: »Nein. Das ist zu riskant. Wenn sie Euch sehen, bringt Ihr Bertrandes Leben in Gefahr. Wir wissen, dass Oriane zur Höhle will. Hier können wir sie überrumpeln. Wir müssen abwarten, bis sie zu uns kommt.« Er hielt inne. »Ihr dürft Euch keine Vorwürfe machen, Freund. Ihr hättet es nicht verhindern können. Ihr dient Eurer Tochter besser, wenn Ihr an unserem Plan festhaltet.«

Sajhë schüttelte Guilhems Hand von seinem Arm.

»Ihr habt keine Ahnung, was ich empfinde«, sagte er mit wutbebender Stimme. »Wie könnt Ihr es wagen, Euch einzubilden, dass Ihr mich kennt?«

Guilhem hob die Hände in gespielter Kapitulation. »Es tut mir Leid.«

»Sie ist doch noch ein Kind.«

»Sie soll neun oder zehn sein.«

»Neun«, erwiderte er schroff.

Guilhem runzelte die Stirn. »Dann ist sie jedenfalls alt genug, um schon einiges zu verstehen«, überlegte er laut. »Also, selbst wenn Oriane sie *überreden* konnte, mit ihr das Lager zu verlassen, und sie nicht zwingen musste, dann hat Bertrande inzwischen sicherlich gemerkt, dass etwas nicht stimmt. Hatte sie gewusst, dass Oriane im Lager war? Weiß sie überhaupt, dass sie eine Tante hat?«

Sajhë nickte. »Sie weiß, dass Oriane es nicht gut meint mit Alaïs. Sie wäre freiwillig nicht mitgegangen.«

»Nicht, wenn sie gewusst hätte, wer sie war«, pflichtete Guilhem ihm bei. »Aber wenn nicht?«

Sajhë überlegte kurz, dann schüttelte er den Kopf. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass sie mit einer Fremden mitgehen würde. Wir hatten besprochen, dass sie auf uns warten würde ...«

Er brach ab, weil er merkte, dass er sich fast verraten hätte, doch Guilhem hing seinen eigenen Gedanken nach. Sajhë atmete erleichtert auf.

»Ich glaube, sobald wir Bertrande befreit haben, müssten wir mit den Soldaten fertig werden«, sagte Guilhem. »Je länger ich darüber nachdenke, desto eher glaube ich, dass Oriane ihre Männer weiter unten ein Lager aufschlagen lässt und mit Eurer Tochter allein hier heraufkommt.«

Sajhë hörte ihm immer aufmerksamer zu. »Weiter.«

»Oriane wartet seit über dreißig Jahren auf diesen Augenblick. Verstellung und Geheimhaltung sind für sie

so selbstverständlich geworden wie Atmen. Ich glaube, sie wird nicht riskieren, dass noch irgendjemand anderer erfährt, wo die Höhle genau liegt. Das Geheimnis will sie für sich behalten, und da sie davon ausgeht, dass außer ihrem Sohn keiner weiß, dass sie hier ist, rechnet sie bestimmt nicht mit Widerstand.«

Guilhem stockte kurz. »Oriane ist ...« Er setzte neu an. »Um in den Besitz der Labyrinth-Trilogie zu gelangen, hat Oriane betrogen, gemordet, ihren Vater und ihre Schwester verraten. Sie hat sich für diese Bücher selbst verdammt.«

»Gemordet?«

»Ihr erster Gemahl, Jehan Congost, ohne Frage, obwohl sie nicht selbst das Messer geführt hat.«

»François«, murmelte Sajahé so leise, dass Guilhem es nicht hören konnte. Eine blitzartige Erinnerung: Schreie, das verzweifelte Schlagen von Pferdehufen, während Ross und Reiter immer tiefer in den Sumpf gezogen wurden.

»Und ich glaube bis heute, dass sie auch für den Tod einer Frau verantwortlich ist, die Alaïs sehr viel bedeutet hat«, sprach Guilhem weiter. »Ihr Name ist mir nach so langer Zeit entfallen, aber sie war eine weise Frau, die in der *Ciutat* lebte. Sie hat Alaïs alles über Arzneien und Heilkräuter gelehrt, wie man die Gaben der Natur zum Wohl der Menschen einsetzt.« Er hielt inne. »Alaïs hat sie geliebt.«

Aus Halsstarrigkeit hatte Sajahé sich bisher nicht zu erkennen gegeben. Aus Halsstarrigkeit und Eifersucht hatte er nichts von seinem Leben mit Alaïs verraten.

»Esclarmonde ist damals nicht gestorben«, sagte er, weil er sich nicht länger verstellen konnte. Guilhem wurde ganz ruhig. »Was?«, sagte er. »Wusste Alaïs das?«

Sajahé nickte. »Nach ihrer Flucht aus dem Chateau Comtal suchte sie Hilfe bei Esclarmonde - und deren Enkelsohn. Sie ging ...«

Der Klang von Orianes durchdringender Stimme,

herrisch und kalt, unterbrach das Gespräch. Die beiden Männer, erfahrene Bergkämpfer, ließen sich sofort zu Boden fallen. Ohne einen Laut krochen sie mit gezückten Schwertern in Deckung. Sjahë versteckte sich hinter einem Felsbrocken, der etwas unterhalb vom Höhleneingang lag, Guilhem hinter Weißdornbüschen, deren stachelige Zweige spitz und bedrohlich in die Dämmerung ragten.

Die Stimmen wurden lauter. Sie hörten die Stiefel der Soldaten, das Klappern von Rüstung und Waffen, als sie über das Geröll und die Steine auf dem felsigen Pfad bergauf kletterten.

Sjahë hatte das Gefühl, als würde er jeden Schritt mit Bertrande machen. Jeder Augenblick dehnte sich ewig lang. Die Geräusche der Schritte, das Echo der Stimmen, alles wiederholte sich wieder und wieder und schien doch nicht näher zu kommen. Endlich tauchten zwei Gestalten unter den Bäumen auf. Oriane und Bertrande. Wie Guilhem vermutet hatte, waren sie allein. Er sah, dass Guilhem zu ihm herüberstarrte und ihn mit Blicken mahnte, noch nichts zu unternehmen, sondern abzuwarten, bis Oriane in Reichweite war und sie Bertrande gefahrlos in Sicherheit bringen konnten.

Als sie näher kamen, ballte Sjahë die Fäuste, um nicht vor Zorn laut aufzuschreien. Auf der Wange des Kindes war eine Schnittwunde, die rot in dem weißen starren Gesicht leuchtete. Oriane hatte Bertrande einen Strick um den Hals gebunden, der über den Rücken hinunter zu den gefesselten Händen verlief. Das andere Ende des Stricks hatte Oriane in der linken Hand. In der rechten hielt sie einen Dolch, mit dem sie Bertrande immer wieder in den Rücken piekste, um sie anzutreiben.

Bertrande ging unbeholfen und stolperte häufig. Dann bemerkte Sjahë unter den Röcken das Seil zwischen ihren Knöcheln, das ihr nur ganz kleine Schritte erlaubte.

Sjahë zwang sich, ruhig zu bleiben, abzuwarten, bis sie

die Lichtung direkt unterhalb der Höhle erreichten.

»Du hast gesagt, es wäre gleich hinter den Bäumen.«

Bertrande murmelte etwas, aber so leise, dass Sjahë nichts verstand.

»Ich hoffe für dich, dass du die Wahrheit sagst«, entgegnete Oriane.

»Es ist da vorn«, sagte Bertrande. Ihre Stimme klang ruhig, doch Sjahë konnte trotzdem die nackte Angst heraushören, und sein Herz verkrampfte sich.

Sie hatten geplant, Oriane am Höhleneingang zu überrumpeln. Sjahë sollte Bertrande aus Orianes Reichweite schaffen, und Guilhem würde sie entwaffnen, ehe sie dazu kam, ihr Messer zu benutzen.

Sjahë schaute zu Guilhem hinüber, der ihm mit einem Nicken signalisierte, dass er bereit war.

»Aber Ihr dürft da nicht rein«, sagte Bertrande gerade. »Es ist ein heiliger Ort. Den dürfen nur die Hüter betreten.«

»Ach ja?«, höhnte Oriane. »Wer will mich denn daran hindern? Du etwa?« Ein verbitterter Ausdruck legte sich auf ihr Gesicht. »Du bist ihr so ähnlich, dass es mich anwidert«, sagte sie und zog ruckartig an dem Seil, sodass Bertrande vor Schmerz aufschrie. »Alaïs hat auch immer allen gesagt, was sie zu tun haben. Hat sich immer für was Besseres gehalten.«

»Das stimmt nicht«, rief Bertrande, die trotz ihrer hoffnungslosen Lage nicht den Mut verlor. Sjahë betete, dass sie sich zügelte. Alaïs wäre stolz auf sie, das wusste er. Genau wie er stolz auf sie war. Sie war wahrhaftig das Kind ihrer Eltern. Bertrande hatte angefangen zu weinen. »Es ist nicht richtig. Ihr dürft da nicht reingehen. Es wird Euch daran hindern. Das Labyrinth wird sein Geheimnis schützen. Vor Euch und jedem anderen, der zu Unrecht danach strebt.«

Oriane stieß ein kurzes Lachen aus. »Mit solchen Geschichten jagt man nur dummen kleinen Mädchen wie

dir Angst ein.« Bertrande ließ sich nicht einschüchtern. »Ich führe Euch nicht mehr weiter.«

Oriane hob die Hand und schlug Bertrande so heftig ins Gesicht, dass sie nach hinten gegen einen Felsen prallte. Ein roter Nebel füllte Sajhës Kopf. Mit drei, vier Schritten stürzte er sich mit mörderischem Gebrüll auf Oriane.

Oriane reagierte zu schnell für ihn. Sie zerrte Bertrande auf die Beine und presste ihr das Messer an die Kehle.

»Wie ärgerlich. Ich dachte, mein Sohn hätte das kleine Problem aus der Welt geschafft. Ihr wart schließlich Gefangener - so hat man mir zumindest gesagt -, aber sei's drum.«

Sajhë lächelte Bertrande an, um ihr Mut zu machen.

»Lasst das Schwert fallen«, sagte Oriane ruhig, »oder ich töte sie.«

»Sajhë, es tut mir Leid, dass ich dir nicht gehorcht habe«, rief Bertrande, »aber sie hatte deinen Ring. Und sie hat gesagt, du hättest sie geschickt, um mich zu holen.«

»Nicht meinen Ring, *brava*«, sagte Sajhë. Er ließ das Schwert fallen. Es fiel laut scheppernd auf den harten Boden.

»Schon besser. Und jetzt komm näher, damit ich dich besser sehen kann. Das reicht. Halt.« Sie lächelte. »So ganz allein?« Sajhë sagte nichts. Oriane drückte Bertrande die Klinge fester gegen die Kehle und brachte ihr dann einen kleinen Schnitt unter dem Ohr bei. Bertrande schrie auf, und ein Blutfaden rann ihr den Hals herab, wie ein rotes Band auf der blassen Haut. »Lass sie los, Oriane. Es geht dir doch um mich, nicht um sie.«

Als Alaïs Stimme erklang, schien selbst dem Berg der Atem zu stocken.

Ein Geist? Guilhem hätte es nicht sagen können.

Er hatte das Gefühl, als wäre ihm die Luft aus dem Körper gesaugt worden, hätte ihn hohl und schwerelos

zurückgelassen. Er wagte es nicht, aus seinem Versteck zu kommen, weil er Angst hatte, die Erscheinung zu vertreiben. Er blickte Bertrande an, die ihrer Mutter so ähnlich sah, und dann den Hang hinunter zu der Stelle, wo Alaïs stand, wenn sie es denn war.

Eine Pelzkapuze umrahmte ihr Gesicht, und ihr Reitmantel, schmutzig von dem langen Ritt, glitt über den weißen, frostigen Boden. Ihre Hände steckten in warmen Lederhandschuhen und waren vor dem Körper gefaltet.

»Lass sie los, Oriane.«

Ihre Worte brachen den Bann.

»Mama«, schrie Bertrande und streckte verzweifelt die Arme aus.

»Das kann nicht sein ...«, sagte Oriane und kniff die Augen zusammen. »Du bist tot. Ich habe gesehen, wie du gestorben bist.« Sajah machte einen weiteren Versuch, Bertrande zu befreien, aber er war wieder nicht schnell genug.

»Keinen Schritt näher«, rief Oriane und gewann die Fassung zurück. Sie zerrte Bertrande nach hinten auf den Höhleneingang zu. »Ich bring sie um, das schwöre ich.«

»Mama!«

»Das kann nicht sein ... ich hab dich doch sterben sehen.«

Alaïs machte einen Schritt nach vorn. »Lass sie los, Oriane. Es geht dir doch um mich.«

»Nicht um dich, Schwester. Du hast das *Buch der Wörter*. Allein darum geht es mir. *Ce n'est pas difficile*.«

»Und wenn du es dann hast?«

Guilhem war wie gelähmt. Er wollte seinen Augen noch immer nicht trauen, dass das wirklich Alaïs war, wie er sie sich so oft erträumt hatte, wenn er wach war oder schlief.

Eine Bewegung erregte seine Aufmerksamkeit, das Funkeln von stählernen Helmen. Guilhem spähte in die Richtung. Zwei Soldaten schlichen sich durch das Buschwerk von hinten an Alaïs heran. Und von links hörte

er das Geräusch eines Stiefels auf Stein.

»Ergreift sie!«

Der Soldat, der Sajhë am nächsten war, packte seine Arme und hielt ihn fest, während die anderen aus der Deckung hervorbrachen. Blitzschnell zog Alaïs ihr Schwert, wirbelte herum und stieß die Klinge in die Seite des Soldaten, der als Erster bei ihr

war. Er fiel. Der andere Soldat stürzte sich auf sie. Funken sprühten, als die Klingen wirbelnd aufeinander prallten.

Alaïs hatte den Vorteil, etwas höher zu stehen, aber sie war kleiner und schwächer.

Guilhem sprang aus seinem Versteck und rannte zu ihr, doch genau in dem Augenblick strauchelte sie und fiel. Der Soldat machte einen Satz nach vorn und stieß ihr die Klinge in den Arm. Alaïs schrie auf, ließ das Schwert fallen und presste den Handschuh auf die blutende Wunde.

»Mama!«

Guilhem hechtete die letzten Meter nach vorn und rammte sein Schwert in den Bauch des Mannes. Blut schoss dem Getroffenen aus dem Mund. Die Augen traten ihm vor Schreck aus den Höhlen, dann fiel er.

Guilhem blieb keine Zeit, Atem zu schöpfen.

»Guilhem!«, schrie Alaïs. »Achtung.«

Er fuhr herum und sah zwei weitere Soldaten den Hang heraufkommen. Mit einem Knurren zog er sein Schwert aus dem am Boden Liegenden und ging auf sie los. Die Klinge zischte durch die Luft, als er sie mit wilden, gnadenlosen Hieben zurücktrieb. Er war der bessere Schwertkämpfer, aber sie waren zu zweit. Sajhë war jetzt gefesselt und lag auf den Knien. Einer der Soldaten bewachte ihn, die Spitze seines Messers an Sajhës Nacken, während der andere seine Kameraden gegen Guilhem unterstützte. Er kam in Alaïs' Reichweite. Obwohl sie viel Blut verloren hatte, schaffte sie es mit letzter Kraft, ihr Messer aus dem Gürtel zu ziehen und zuzustechen. Der

Mann brüllte auf, als ihm die Klinge tief in den Oberschenkel drang.

Blind vor Schmerz schlug er um sich. Guilhem sah, wie Alaïs nach hinten flog und mit dem Kopf gegen einen Felsen schlug. Sie versuchte stehen zu bleiben, aber sie war benommen, taumelte, und die Beine gaben unter ihr nach. Sie sank zu Boden. Blut strömte aus einer Platzwunde an ihrem Kopf.

Der Soldat, in dessen Bein noch immer das Messer steckte, kam wie ein verwundeter, gehetzter Bär schwerfällig auf Guilhem zu. Guilhem sprang zurück, um ihm auszuweichen, und rutschte auf dem schlüpfrigen Boden aus. Geröll prasselte den Hang hinunter. Die beiden anderen nutzten die Gelegenheit aus. Sie stürzten sich auf ihn, rissen ihn zu Boden und pressten ihm das Gesicht nach unten.

Er spürte eine Rippe brechen, als ein Stiefel ihn in die Seite traf. Er zuckte vor Schmerzen, als er den nächsten Tritt abbekam. Er schmeckte Blut.

Alaïs gab keinen Laut von sich. Reglos lag sie da.

Dann hörte er Sajhë schreien. Guilhem hob den Kopf und sah gerade noch, wie Sajhë von seinem Bewacher mit der flachen Schwertseite seitlich am Kopf getroffen wurde und bewusstlos umkippte.

Oriane war inzwischen mit Bertrande in der Höhle verschwunden.

Brüllend brachte Guilhem seine letzten Kräfte auf und stemmte die auf ihm liegenden Soldaten hoch. Einer stürzte rücklings den Hang hinunter, dem anderen rammte er sein Schwert in den Hals, während Alaïs unsicher auf die Knie kam, dem dritten das Messer aus dem Bein riss und es ihm in den Rücken stieß. Der Mann heulte vor Schmerz auf, doch der Laut erstickte ihm in der Kehle. Sajhës Bewacher ließ mit schreckgeweiteten Augen sein Schwert fallen und ergriff die Flucht.

Plötzlich merkte Guilhem, dass alles ruhig geworden

war.

Einen Augenblick lang starrte er Alaïs nur an. Noch immer fürchtete er sich, seinen Augen zu trauen, aus Angst, sie könnte ihm wieder genommen werden. Dann streckte er ihr die Hand entgegen.

Guilhem spürte, wie sich ihre und seine Finger ineinander schlangen. Er spürte ihre Haut, rau und wund, wie seine und ebenso kalt. Greifbar und wirklich.

»Ich dachte ...«

»Ich weiß«, sagte sie rasch.

Guilhem wollte sie nicht wieder loslassen, doch der Gedanke an Bertrande rief ihn zur Besinnung.

»Sajhë ist verletzt«, sagte er und eilte mit großen Schritten zum Höhleneingang. »Er braucht Eure Hilfe. Ich kümmere mich um Oriane.«

Alaïs bückte sich und sah nach Sajhë, dann lief sie sofort hinter Guilhem her.

»Er ist nur bewusstlos«, sagte sie. »Bleibt Ihr bei ihm. Sagt ihm, was geschehen ist. Ich muss Bertrande finden.«

»Nein, genau das will sie ja. Sie wird Euch zwingen, ihr das Versteck des Buches zu zeigen, und dann wird sie euch beide töten. Ohne Euch habe ich eine größere Chance, Eure Tochter lebend herauszuholen, versteht Ihr?«

»Unsere Tochter«, sagte sie.

Guilhem hörte die Worte, aber er verstand sie zunächst nicht. Sein Herzschlag beschleunigte sich.

»Alaïs, was ...?«, setzte er an, doch da hatte sie sich schon unter seinem Arm hindurchgeduckt und rannte den Gang entlang in die Dunkelheit hinein.

Kapitel 80

Pic de Soularac

Freitag, 8. Juli 2005

Sie sind zur Höhle«, schrie Noubel und knallte den Hörer auf die Gabel, »diese blöden Voll...«

»Wer?«

»Audric Baillard und Alice Tanner. Sie haben die fixe Idee, dass Shelagh O'Donnell am Pic de Soularac festgehalten wird, und sind jetzt auf dem Weg dahin. Sie hat gesagt, es wäre noch jemand da. Ein Amerikaner namens William Franklin.«

»Wer ist das?«

»Keine Ahnung«, sagte Noubel, riss sein Jackett vom Türhaken und trabte hinaus auf den Korridor.

Moureau kam hinter ihm her. »Wer war das denn am Telefon?« »Die Zentrale. Die haben die Nachricht von Dr. Tanner offenbar schon um neun Uhr entgegengenommen, aber gedacht, ich wollte >nicht mitten in einer Vernehmung gestört werden!< *N'importe quoi!*« Noubel ahmte die nasale Stimme des Kollegen von der Nachtschicht nach.

Beide Männer warfen automatisch einen Blick auf die Uhr an der Wand. Es war Viertel nach zehn.

»Was ist mit Braissart und Domingo?«, fragte Moureau, als sie an der Tür des Vernehmungszimmers vorbeikamen. Noubels Verdacht hatte sich bestätigt. Die beiden Männer waren nicht weit von dem Bauernhof, der Authiés Exfrau gehörte, festgenommen worden. Sie waren Richtung Andorra unterwegs gewesen.

»Die können warten.«

Noubel stieß die Tür zum Parkplatz so heftig auf, dass sie gegen die Feuerleiter schlug. Die beiden Männer hasteten die Metallstufen hinunter auf den geteerten Platz.

»Hast du irgendwas aus ihnen rausgekriegt?«

»Nichts«, sagte Noubel, riss die Autotür auf und warf sein Jackett auf die Rückbank. Er zwängte sich hinters Lenkrad. »Die beiden schweigen wie ein Grab.«

»Die haben mehr Angst vor ihrem Boss als vor dir«, sagte Moureau und knallte die Tür auf seiner Seite zu. »Irgendwas von Authié gehört?«

»Nichts. Er war nachmittags in Carcassonne in der Messe. Seitdem fehlt jede Spur von ihm.«

»Und der Bauernhof?«, fragte Moureau, als der Wagen mit einem Satz anfuhr und Richtung Hauptstraße brauste. »Hat die Spurensicherung sich schon gemeldet?«

»Nein.«

Noubels Handy klingelte. Er behielt die rechte Hand am Steuer und reckte sich zur Rückbank, was einen Schwall Schweißgeruch aus seiner Achselhöhle freisetzte. Er warf Moureau das Jackett in den Schoß und gestikulierte hektisch, während Moureau die Taschen durchsuchte.

»Noubel, *oui*?«

Er stieg so unvermittelt auf die Bremse, dass Moureau in seinem Sitz nach vorn flog. »*Putain!* Wieso erfahre ich das erst jetzt, verdammt noch mal? Ist noch jemand drin?« Er lauschte. »Wann hat es angefangen?« Die Verbindung war schlecht, und Moureau hörte, dass sie allmählich zusammenbrach. »Nein, nein! Bleibt da. Meldet euch wieder.«

Noubel warf sein Handy aufs Armaturenbrett, schaltete die Sirene ein und raste los Richtung Autobahn.

»Der Bauernhof brennt«, sagte er und trat das Gaspedal durch. »Brandstiftung?«

»Der nächste Nachbar ist einen halben Kilometer entfernt. Er sagt, er hat ein paar laute Explosionen gehört. Dann hat er die Flammen gesehen und die Feuerwehr alarmiert. Als die eintraf, brannte schon alles lichterloh.«

»Ist noch jemand drin?«, fragte Moureau besorgt.

»Das wissen sie nicht«, antwortete Noubel grimmig.

Shelagh verlor immer wieder das Bewusstsein.

Sie hatte keine Ahnung, wie lange die Männer schon weg waren. Ihre Sinne stellten einer nach dem anderen den Dienst ein. Sie spürte ihre Umgebung nicht mehr. Arme, Beine, Rumpf, Kopf, sie hatte das Gefühl, als würde sie schwerelos schweben. Sie nahm weder Wärme noch Kälte wahr, auch nicht die Steine und die Erde unter ihr. Sie war in ihre eigene Welt eingesponnen. Geborgen. Frei.

Sie war nicht allein. Gesichter tauchten vor ihrem Innern auf, Menschen aus Vergangenheit und Gegenwart, eine Abfolge stummer Bilder.

Das Licht schien wieder stärker zu werden. Irgendwo knapp außerhalb ihres Gesichtsfeldes zitterte ein weißer Lichtstrahl, der zuckende Schatten über die Wände und die felsige Decke der Höhle tanzen ließ. Wie in einem Kaleidoskop wechselten und veränderten sich die Farben und Formen vor ihren Augen.

Sie glaubte, einen Mann zu sehen. Sehr alt. Sie spürte seine kalten, trockenen Hände auf der Stirn, Haut so trocken wie Pauspapier. Seine Stimme sagte ihr, dass alles gut werden würde. Dass sie jetzt in Sicherheit sei.

Und nun hörte Shelagh andere Stimmen, die in ihrem Kopf flüsterten, raunten, leise murmelten, sie liebkosten.

Sie spürte schwarze Schwingen an ihren Schultern, die sie sanft wiegten, wie ein Kind. Die sie nach Hause riefen.

Dann eine andere Stimme.

»Umdrehen.«

Will wurde klar, dass das Dröhnen in seinem Kopf das Geräusch seines eigenen Blutes war, das ihm dick und schwer in den Ohren pochte. Der Knall der Schüsse gellte wieder und wieder durch seine Erinnerung.

Er schluckte schwer und rang nach Atem. Von dem penetranten Ledergeruch in Nase und Mund drehte sich

ihm der Magen um. Wie viele Schüsse hatte er gehört? Zwei? Drei?

Seine beiden Bewacher stiegen aus. Will konnte sie sprechen hören, debattieren, vielleicht mit François-Baptiste. Er richtete sich ein wenig auf dem Rücksitz des Wagens auf, ganz vorsichtig, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Im Licht der Scheinwerfer sah er François-Baptiste neben einem Toten stehen, die Arme herabhängend, die Pistole noch in der Hand. Es sah aus, als hätte jemand eine Dose mit roter Farbe über die Tür und die Kühlerhaube des anderen Autos geworfen, das da stand. Blut, Gewebe und Knochensplitter. Fragmente eines menschlichen Schädels. Übelkeit würgte ihn. Will schluckte erneut. Zwang sich, weiter hinzusehen. François-Baptiste wollte sich bücken, zögerte und drehte sich dann schnell weg.

Durch die wiederholten Betäubungsspritzen, die sie ihm verabreicht hatten, waren seine Arme und Beine zwar fast gefühllos, aber jetzt spürte Will, wie sein ganzer Körper sich verkrampfte. Er sank auf den Sitz zurück, froh, dass sie ihn wenigstens nicht wieder in diese klaustrophobische Kiste im Kofferraum gesteckt hatten.

Die Tür neben seinem Kopf wurde aufgerissen, und Will spürte die vertrauten schwieligen Hände auf Armen und Hals, die ihn vom Sitz zogen und auf die Erde fallen ließen.

Er sah die Leiche des Mannes reglos auf dem Schotter liegen. Daneben, unter dem Vorderreifen des Wagens, konnte er ein kleines rotes Licht blinken sehen.

»Portez-le jusqu'à la grotte.« François-Baptistes Stimme ließ Will aufhorchen. *»Vous nous attendez dehors. Eit face de l'ouverture.«* Er sah auf die Uhr. *»Il est dix-heures moins cinq maintenant.*

Nous allons rentrer dans quarante, peut-être cinquante minutes.«

Fast zehn Uhr also. Will ließ den Kopf schlaff herabhängen, als der Mann ihn unter den Armen packte.

Während sie ihn den Hang hinauf zur Höhle schleiften, fragte er sich, ob er um elf wohl noch leben würde.

»Umdrehen«, wiederholte Marie-Cécile.

Eine harte, arrogante Stimme, dachte Audric. Er strich noch einmal mit der Hand über Shelaghs Gesicht und richtete sich dann langsam zu voller Größe auf. Seine Erleichterung, sie lebend vorzufinden, war von kurzer Dauer gewesen. Sie war in einer sehr schlechten Verfassung. Audric fürchtete, dass sie sterben würde, wenn sie nicht bald ärztlich versorgt wurde.

»Lassen Sie die Taschenlampe da liegen«, befahl Marie-Cécile. »Kommen Sie hierher, wo ich Sie sehen kann.«

Langsam drehte Audric sich um und trat von dem Podest hinter dem Altar.

Sie hielt eine Öllampe in der einen Hand, eine Pistole in der anderen. Sein erster Gedanke war, wie groß die Ähnlichkeit war. Die gleichen grünen Augen, das schwarze Haar, das sich um das schöne, strenge Gesicht lockte. Mit dem goldenen Kopfschmuck und der Halskette, den Goldreifen an den Oberarmen, dem schlanken, groß gewachsenen Körper in der weißen Robe sah sie aus wie eine ägyptische Prinzessin.

»Sind Sie allein gekommen, Madame?«

»Ich halte es nicht für nötig, überall in Begleitung aufzutauchen, Monsieur, außerdem ...«

Er blickte auf ihre Pistole. »Sie glauben nicht, dass ich Ihnen Schwierigkeiten machen werde.« Er nickte. »Ich bin schließlich alt, oc?« Dann fügte er hinzu. »Aber Sie wollen auch nicht, dass irgendjemand mithört.«

Der Hauch eines Lächelns umspielte ihre Lippen. »Geheimhaltung bedeutet Stärke.«

»Der Mann, der Sie das gelehrt hat, ist tot, Madame.«

Schmerz glomm in ihren Augen auf. »Sie kannten meinen Großvater?«

»Ich hörte von ihm«, entgegnete er.

»Er hat mir vieles beigebracht. Ziehe niemanden ins Vertrauen. Vertraue keinem.«

»Ein einsames Leben, Madame.«

»Das sehe ich nicht so.«

Sie war um ihn herumgegangen, umkreiste ihn wie ein Raubtier, das sich an seine Beute heranpirscht, bis sie dem Altar den Rücken zuwandte und in der Mitte der Kammer stand, nahe der Senke im Boden.

Das Grab, dachte er. Das Grab, in dem die Skelette gefunden wurden.

»Wo ist sie?«, wollte Marie-Cecile wissen.

Er antwortete nicht. »Sie sind Ihrem Großvater sehr ähnlich. Charakterlich, äußerlich und auch mit Ihrer Hartnäckigkeit. Außerdem sind Sie, genau wie er, im Irrtum.«

Zorn huschte über ihr Gesicht. »Mein Großvater war ein großer Mann. Er hat den Gral verehrt. Er hat sein Leben der Suche nach dem *Buch der Wörter* gewidmet, um ihn noch besser verstehen zu können.«

»Verstehen, Madame? Oder ausnutzen?«

»Sie wissen gar nichts über ihn.«

»Oh doch, das tue ich«, sagte er leise. »Menschen ändern sich nicht allzu sehr.« Er zögerte. »Und er war so nah dran, nicht wahr?«, fuhr er fort und senkte die Stimme noch mehr. »Ein paar Kilometer weiter westlich, und *er* hätte die Höhle gefunden. Nicht Sie.«

»Das spielt jetzt keine Rolle mehr«, sagte sie hitzig. »Er gehört uns.«

»Der Gral gehört niemandem. Er ist kein Gegenstand, den man besitzen oder manipulieren oder mit dem man Geschäfte machen kann.«

Audric schwieg kurz. Im Licht der Öllampe, die auf dem Altar brannte, sah er ihr direkt in die Augen.

»Er hätte ihn nicht gerettet«, sagte er.

Er hörte, wie sie scharf die Luft einsog.

»Das Elixier heilt und verlängert das Leben. Es hätte ihn am Leben erhalten.«

»Es hätte ihn nicht von der Krankheit befreit, die ihm das Fleisch von den Knochen fraß, Madame, genauso wenig wie es Ihnen das verschaffen wird, was Sie begehren.« Er hielt inne. »Für Sie wird der Gral nicht kommen.«

Sie machte einen Schritt auf ihn zu. »Das *hoffen* Sie, Baillard, aber Sie sind sich nicht sicher. Trotz Ihres ganzen Wissens, Ihrer Forschung, wissen Sie nicht, was geschehen wird.«

»Sie irren sich.«

»Das ist Ihre Chance, Baillard. Nach all den Jahren, die Sie geschrieben, geforscht und gegrübelt haben. Genau wie ich haben Sie Ihr Leben diesem Augenblick gewidmet. Sie wollen es erleben, genauso sehr wie ich es will.«

»Und wenn ich mich weigere?«

Sie lachte jäh auf. »Ach, kommen Sie. Die Frage ist doch wohl überflüssig. Mein Sohn wird sie töten, das wissen Sie. Wie er das macht - und wie lange es dauert -, liegt ganz bei Ihnen.«

Trotz der Vorsichtsmaßnahmen, die er ergriffen hatte, lief es ihm kalt über den Rücken. Falls Alice wie versprochen blieb, wo sie war, bestand kein Grund zur Sorge. Sie war in Sicherheit. Es würde vorbei sein, ehe sie überhaupt begriff, was vor sich ging. Erinnerungen an Alaïs - auch an Bertrande - drängten sich ihm in den Sinn. Das ungestüme Wesen der beiden, ihr Widerwillen, irgendwelchen Befehlen zu gehorchen, ihr verwegener Mut. War Alice aus demselben Holz geschnitzt?

»Es ist alles bereit«, sagte Marie-Cecile. »Das *Buch der Arzneien* und das *Buch der Zahlen* sind hier. Also geben Sie mir jetzt einfach den Ring und sagen Sie mir, wo das *Buch der Wörter* versteckt ist ...«

Audric zwang sich, seine Gedanken auf Marie-Cecile zu richten, nicht auf Alice.

»Warum sind Sie sich so sicher, dass es noch in der Kammer ist?«

Sie lächelte. »Weil *Sie* hier sind, Baillard. Warum wären Sie sonst gekommen? Bevor Sie sterben, wollen Sie wenigstens einmal sehen, wie die Zeremonie durchgeführt wird. Sie ziehen jetzt die Robe an«, schrie sie plötzlich ungeduldig. Sie deutete mit der Pistole auf das Stück weißen Stoff, das oben auf den Stufen lag. Er schüttelte den Kopf, und für den Bruchteil einer Sekunde sah er Unsicherheit in ihrem Gesicht. »Und dann zeigen Sie mir das Buch.«

Er bemerkte drei kleine Metallringe, die im unteren Bereich der Kammer in den Boden eingelassen worden waren. Und er erinnerte sich, dass Alice die Skelette in ihrem flachen Grab gefunden hatte.

Er lächelte. Bald würde er die Antwort finden, die er suchte.

»Audric«, flüsterte Alice und tastete sich weiter den Tunnel entlang.

Wieso antwortet er nicht?

Wie beim ersten Mal spürte sie, dass der Boden leicht abschüssig war. Aber diesmal kam ihr der Tunnel länger vor.

Weiter vorn in der Kammer sah sie einen schwachen gelben Lichtschein.

»Audric«, rief sie erneut, mit wachsender Angst.

Sie ging schneller, brachte die letzten Meter im Laufschrift hinter sich und stürmte schließlich in die Kammer. Sofort blieb sie wie angewurzelt stehen.

Das kann nicht sein.

Audric stand am Fuß der Treppe. Er trug eine lange weiße Robe. *Ich erinnere mich daran.*

Alice verscheuchte die Erinnerung aus ihrem Kopf. Audrics Hände waren vor dem Körper gefesselt, und er war

mit einem

Strick am Boden festgebunden wie ein Tier. Am hinteren Ende der Kammer wurde Marie-Cecile de l'Oradore von einer Öllampe beschienen, die auf dem Altar flackerte.

»Ich denke, das ist weit genug«, sagte sie.

Audric wandte sich um, und in seinen Augen lag Bedauern und Trauer.

»Es tut mir Leid«, flüsterte sie, als sie begriff, dass sie alles verdorben hatte. »Aber ich musste Sie doch warnen ...«

Ehe Alice wusste, wie ihr geschah, packte jemand sie von hinten. Sie schrie und trat um sich, aber ihre Angreifer waren zu zweit. *Das ist schon einmal so passiert.*

Und dann rief jemand ihren Namen. Nicht Audric.

Übelkeit stieg in ihr auf, und sie fiel.

»Fangt sie auf, ihr Idioten!«, schrie Marie-Cecile.

Kapitel 81

Pic de Soularac

Marc 1244

Guilhem schaffte es nicht, Alaïs einzuholen. Ihr Vorsprung war zu groß. Er taumelte den dunklen Gang entlang. Stechende Schmerzen jagten ihm durch die Seite, und die gebrochenen Rippen machten ihm das Atmen schwer. Alaïs' Worte, die ihm durch den Kopf wirbelten, und die Angst, die sich in seiner Brust verfestigte, trieben ihn weiter.

Die Luft schien kälter zu werden, eisig, als würde das Leben aus der Höhle gesaugt. Er verstand es nicht. Wenn das hier ein heiliger Ort war, die Labyrinth-Höhle, wieso hatte er dann das Gefühl, dass ihn etwas Böses umfing?

Plötzlich gelangte er auf eine steinerne Plattform. Ein paar breite, flache Stufen direkt vor ihm führten zu einem Bereich hinunter, wo der Boden eben und glatt war. Eine *calelh* brannte auf dem Steinaltar und warf ein wenig Licht.

Die beiden Schwestern standen einander gegenüber, und Oriane hielt Bertrande noch immer das Messer an die Kehle. Alaïs war völlig reglos.

Guilhem duckte sich, betete, dass Oriane ihn nicht gesehen hatte. Ganz leise schob er sich im Schatten an der Wand entlang, bis er hören und sehen konnte, was sich zwischen den beiden abspielte.

Oriane warf Alaïs etwas vor die Füße.

»Nimm ihn«, schrie sie. »Öffne das Labyrinth. Ich weiß, dass das *Buch der Wörter* dort versteckt ist.«

Guilhem sah, wie Alaïs' Augen sich vor Verblüffung weiteten. Voller Scham bemerkte er Orianes hochmütige Miene.

»Hast du denn nie das *Buch der Zahlen* gelesen? Du erstaunst mich, Schwester. Darin findet sich die Erklärung

für den Schlüssel.«

Alaïs zögerte.

»Der Ring mit dem eingefügten *merel* darin öffnet die Kammer im Herzen des Labyrinths.«

Oriane riss Bertrande den Kopf nach hinten, sodass die Haut am Hals straff gespannt wurde. Die Klinge blitzte im Licht.

»Tu es, Schwester, sofort.«

Bertrande schrie auf. Das Geräusch war für Guilhem wie ein Messerstich in den Kopf. Er sah zu Alaïs hinüber, die mit finsterer Miene dastand. Ihr verletzter Arm hing schlaff und nutzlos herab.

»Erst musst du sie gehen lassen«, sagte sie.

Oriane schüttelte den Kopf. Ihr Haar hatte sich gelöst, und ihre Augen waren wild, besessen. Sie hielt Alaïs' Blick fest und ritzte Bertrande dann langsam mit voller Absicht die Haut.

Wieder schrie Bertrande auf, und Blut rann ihr am Hals hinab. »Der nächste Schnitt wird tiefer«, sagte Oriane mit vor Hass bebender Stimme. »Hol endlich das Buch.«

Alaïs bückte sich und hob den Ring auf, dann trat sie vor das Labyrinth. Oriane folgte ihr, zerrte Bertrande mit sich. Alaïs hörte ihre Tochter immer schneller atmen, als würde sie langsam das Bewusstsein verlieren, während sie auf den noch immer gefesselten Füßen nach vorne taumelte.

Sie blieb kurz stehen und ließ ihre Gedanken zu dem Augenblick zurückwandern, als sie zum ersten Mal sah, wie Harif dieselbe Handlung vollzog.

Alaïs legte die linke Hand an das raue Steinlabyrinth. Ein stechender Schmerz schoss ihr durch den verletzten Arm. Sie brauchte keine Kerze, um das ägyptische Symbol des Lebens zu sehen, das Anch genannt wurde, wie sie von Harif gelernt hatte.

Sie drehte den Rücken so, dass Oriane nicht sehen konnte, was sie tat. Dann schob sie den Ring in eine kleine

Öffnung unten am Mittelkreis des Labyrinths, direkt vor ihrem Gesicht. Um Bert- rade willen betete sie inbrünstig, dass es funktionieren würde. Nichts war so gesprochen, nichts so vorbereitet worden, wie es hätte sein sollen. Die Umstände konnten sich gar nicht stärker von damals unterscheiden, dem einzigen Mal, dass sie als Bittende vor dem Steinlabyrinth gestanden hatte.

»*Dai Anch dschet*«, murmelte sie. Die uralten Worte waren wie Asche in ihrem Mund. Ein deutliches Klicken war zu hören, wie ein Schlüssel im Schloss. Einen Augenblick lang tat sich nichts. Dann drang aus der Tiefe der Wand ein Geräusch, als bewegte sich Stein gegen Stein.

Alaïs trat beiseite, und Guilhem sah in dem Dämmerlicht, dass sich genau in der Mitte des Labyrinths eine Art Nische geöffnet hatte.

»Nimm es heraus«, befahl Oriane. »Leg es auf den Altar.«

Alaïs tat wie geheißen, ohne die Augen vom Gesicht ihrer Schwester zu nehmen.

»Und jetzt lass sie los. Du brauchst sie nicht mehr.«

»Schlag es auf«, schrie Oriane. »Ich will sichergehen, dass du mich nicht betrügst.«

Guilhem schob sich noch näher heran. Auf der ersten Seite war ein goldschimmerndes Symbol, das er noch nie gesehen hatte. Ein Oval, fast tropfenförmig, über einer Art Kreuz, so ähnlich wie ein Hirtenstab.

»Weiter«, sagte Oriane. »Ich will alles sehen.«

Alaïs' Hand zitterte, als sie die Seiten umblätterte. Guilhem sah seltsame Zeichnungen und Linien, Reihe um Reihe mit dicht gedrängten Symbolen, die das gesamte Blatt bedeckten.

»Nimm es, Oriane«, sagte Alaïs, bemüht, ihre Stimme ruhig zu halten. »Nimm das Buch, und gib mir meine Tochter zurück.« Guilhem sah die Klinge aufblitzen. Plötzlich wusste er, was geschehen würde, den Bruchteil einer Sekunde, bevor es geschah.

Er wusste, dass Oriane aus Neid und Bitterkeit alles zerstören würde, was Alaïs liebte oder schätzte.

Er warf sich gegen Oriane und riss sie zur Seite. Er spürte, wie seine Rippen nachgaben, und hätte vor Schmerzen fast das Bewusstsein verloren, aber er hatte sie mit solcher Wucht getroffen, dass sie Bertrande losließ.

Das Messer fiel ihr aus der Hand und schlitterte in den Schatten hinter dem Altar. Bertrande wurde bei dem Zusammenprall nach vorn geschleudert, schlug mit dem Kopf auf die Ecke des Altars und sackte sofort zusammen.

»Guilhem, nimm Bertrande«, schrie Alaïs. »Sie ist verletzt, Sajah ist verletzt. Hilf ihnen. Im Dorf wartet ein Mann namens Harif. Er wird dir helfen.«

Guilhem zögerte.

»Bitte, Guilhem. Rette sie!«

Ihre letzten Worte gingen fast unter, als Oriane taumelnd wieder auf die Beine kam. Sie hatte wie durch ein Wunder das Messer wieder in der Hand und warf sich auf Alaïs. Die Klinge schnitt ihr tief in den bereits verletzten Arm.

Guilhem hatte das Gefühl, als zerrisse ihm das Herz in der Brust. Er wollte Alaïs nicht mit Oriane allein lassen, aber er sah auch, dass Bertrande bleich und reglos auf dem Boden lag.

»Bitte, Guilhem. Schnell!«

Mit einem letzten Blick zu Alaïs hob er seine Tochter auf, versuchte, möglichst nicht auf das Blut zu achten, das aus der Wunde strömte, und lief los. Genau wie Alaïs es wollte.

Als er schwerfällig durch die Kammer taumelte, hörte er ein Grollen, wie Donner zwischen den Bergen. Er strauchelte und glaubte schon, seine Beine könnten ihn nicht mehr tragen. Er lief weiter, erreichte die oberste Stufe und den Tunnel, obwohl er auf losen Steinen ausrutschte und ihm die Beine und Arme vor Schmerz brannten. Dann wurde ihm klar, dass der Boden sich bewegte, vibrierte. Die Erde unter seinen Füßen bebte.

Er hatte fast keine Kraft mehr. Bertrande hing schlaff in seinen Armen und schien mit jedem Schritt schwerer zu werden. Und das grollende Geräusch wurde lauter, während er sich weiterkämpfte. Staub und erste Felsstücke lösten sich aus der Decke und fielen herab.

Jetzt konnte er die frische Luft spüren, die ihn begrüßte. Noch ein paar Schritte, und er war wieder draußen in der grauen Dämmerung.

Guilhem lief zu Sajhë, der noch immer bewusstlos war, jedoch gleichmäßig atmete.

Bertrande war totenblass, aber sie begann zu wimmern und sich in seinen Armen zu bewegen. Er legte sie neben Sajhë auf den Boden. Dann lief er zu den toten Soldaten, zerrte jedem den Mantel vom Rücken, um die beiden damit zuzudecken. Schließlich riss er sich den eigenen Mantel von den Schultern, so heftig, dass die Fibel aus Silber und Kupfer im hohen Bogen in den Schmutz flog. Er rollte ihn zusammen und schob ihn als Kissen unter Bertrandes Kopf.

Er zögerte kurz und küsste seine Tochter auf die Stirn.

»*Filha*«, murmelte er. Es war der erste Kuss, den er ihr gab, und es würde der letzte sein.

Ein gewaltiges Krachen war aus der Höhle zu hören, wie ein Blitzschlag nach dem Donnnergrollen. Guilhem eilte zurück in den Tunnel. In dem engen Raum war das Geräusch ohrenbetäubend.

Er merkte, dass ihm etwas aus der Dunkelheit entgegengestürzt kam.

»Ein Geist ... ein Gesicht«, stammelte Oriane, die Augen halb wahnsinnig vor Angst. »Ein Gesicht in der Mitte des Labyrinths.«

»Wo ist sie?«, schrie er und packte ihren Arm. »Was habt Ihr mit Alaïs gemacht?«

Oriane hatte überall Blut, an den Händen, an der

Kleidung.

»Da sind Gesichter im ... Labyrinth.«

Oriane schrie kreischend auf. Guilhem fuhr herum, um zu sehen, was hinter ihm war, konnte aber nichts erkennen. Und im selben Augenblick stieß Oriane ihm das Messer in die Brust.

Er wusste, dass sie ihm einen tödlichen Stoß versetzt hatte. Er spürte sofort, wie der Tod sich in seinem Körper ausbreitete. Seine Augen trübten sich, und er sah sie wie durch Wolken von ihm weglaufen. Aber er spürte auch, wie die Rachsucht in ihm starb. Sie war nicht mehr wichtig.

Oriane lief in das graue Licht des vergehenden Tages, während Guilhem blind hinunter zur Kammer torkelte, von dem einzigen Gedanken beseelt, Aläis in dem Chaos aus Felsen und Steinen und Staub zu finden.

Sie lag in einer kleinen Senke im Boden, die Finger um den Beutel geschlungen, der das *Buch der Wörter* enthalten hatte, den Ring fest in der Hand umklammert.

»*Mon cer*«, flüsterte er.

Beim Klang seiner Stimme öffneten sich ihre Augen flackernd. Sie lächelte, und Guilhem wurde warm ums Herz.

»Bertrande?«

»Sie ist in Sicherheit.«

»Sajhë?«

»Auch er wird überleben.«

Ihr Atem stockte. »Oriane ...«

»Ich habe sie laufen lassen. Sie ist schwer verletzt und wird nicht weit kommen.«

Die letzte Flamme der Lampe, die noch immer auf dem Altar brannte, flackerte und erstarb. Aläis und Guilhem merkten es nicht. Sie lagen sich in den Armen und nahmen weder die Dunkelheit noch den Frieden wahr, der sich über die Kammer senkte. Sie spürten nichts außer einander.

Kapitel 82

Pic de Soularac

Freitag, 8. Juli 2005

Die dünne Robe schützte kaum gegen die kühle Feuchtigkeit der Kammer. Alice fröstelte, als sie langsam den Kopf drehte.

Rechts von ihr war der Altar. Das einzige Licht kam von einer altertümlichen Öllampe, die mitten auf dem Altar stand und fließende Schatten auf die schrägen Wände warf. Es war hell genug, um das Labyrinth auf der Felswand dahinter zu sehen, groß und imposant in dem engen Raum.

Sie spürte, dass noch andere Menschen in der Nähe waren. Alice schaute zu Boden und hätte fast aufgeschrien, als sie Shelagh entdeckte. Sie lag zusammengerollt auf den Steinen wie ein Tier, dünn, leblos, zerstört, überall auf ihrer Haut die Spuren der Misshandlungen. Alice konnte nicht sehen, ob sie noch atmete.

Lieber Gott, bitte, lass sie am Leben sein.

Allmählich gewöhnte sich Alice an das flackernde Licht. Sie wandte leicht den Kopf und sah Audric an derselben Stelle wie zuvor. Er war noch immer an den Ring im Boden gebunden. Sein weißes Haar umgab seinen Kopf wie ein Heiligenschein. Er stand so reglos wie eine in Stein gehauene Statue auf einem Grab.

Als hätte er gespürt, dass sie ihn ansah, erwiderte er ihren Blick und lächelte.

Für einen Moment vergaß sie, dass er doch böse auf sie sein musste, weil sie einfach hereingestürmt war, obwohl sie versprochen hatte, draußen zu warten, und lächelte ihm schwach zu.

Genau wie Shelagh gesagt hat.

Dann merkte sie, dass irgendwas an ihm anders war. Sie

blickte auf Audrics Hände, die er gespreizt vor dem Weiß der Robe gekreuzt hielt.

Der Ring fehlt.

»Shelagh ist hier«, flüsterte sie tonlos. »Sie hatten Recht.«
Er nickte.

»Wir müssen irgendetwas tun«, zischelte sie.

Er schüttelte kaum merklich den Kopf und deutete mit den Augen zur anderen Seite der Kammer.

Sie folgte seinem Blick.

»Will!«, flüsterte sie fassungslos. Erleichterung durchströmte sie, und noch etwas anderes, gefolgt von Mitleid angesichts seines Zustandes. Seine Haare waren blutverklebt, ein Auge war zugeschwollen, und im Gesicht und an den Händen hatte er Schürfwunden.

Aber er ist hier. Bei mir.

Beim Klang ihrer Stimme schlug Will die Augen auf. Er spähte in die Dunkelheit. Dann, als er sie sah und erkannte, verzog ein schwaches Lächeln seine aufgeplatzten Lippen.

Einen Moment lang blickten sie einander tief in die Augen. *Mein Geliebter.*

Diese Erkenntnis gab ihr Mut.

Das traurige Heulen des Windes im Tunnel wurde stärker und vermischte sich mit dem leisen Murmeln einer Stimme. Ein monotoner Sprechgesang. Alice konnte nicht bestimmen, wo er herkam. Fragmente seltsam vertrauter Worte und Sätze hallten durch die Höhle, bis die Luft ganz von Klang durchdrungen war: *montanhas*, Berge; *Noblesa*, Adel; *libres*, Bücher; *graal*, Gral. Alice fühlte sich plötzlich leicht benommen, berauscht von den Worten, die in ihrem Kopf hallten, wie die Glocken einer Kathedrale.

Als sie schon glaubte, es nicht mehr länger auszuhalten, hörte der Gesang auf. Die Melodie wurde rasch leiser, verklang und hinterließ bloß noch eine Erinnerung.

In die angespannte Stille hinein ertönte eine einzelne Stimme. Eine Frauenstimme, klar und deutlich.

Am Anbeginn der Zeit Im Lande Ägypten Schenkte der Herr der Geheimnisse Wörter und Schriften.

Alice riss den Blick von Wills Gesicht los und schaute dahin, wo die Stimme herkam. Marie-Cecile trat wie eine Erscheinung aus der Dunkelheit hinter dem Altar. Wie sie dastand, vor dem Labyrinth, glitzerten ihre grünen Augen, die mit Schwarz und Gold umrandet waren, wie Smaragde im flackernden Licht. Ihr Haar wurde von einem goldenen Reif mit einem Diamanten auf der Stirn zurückgehalten und schimmerte pechschwarz. Bis auf die passenden Amulette aus gebogenem Metall waren ihre eleganten Arme nackt.

Sie hielt die drei Bücher übereinander gestapelt in den Händen. Sie legte sie in einer Reihe auf dem Altar aus, wo schon eine schlichte Tonschale stand. Als sie die Hand hob, um die Öllampe zurechtzurücken, bemerkte Alice fast unterbewusst, dass Marie- Cecile Audrics Ring am linken Daumen trug.

An ihrer Hand sieht er falsch aus.

Alice hatte das Gefühl, tief in eine Vergangenheit eingetaucht zu sein, an die sie sich nicht erinnerte. Das Pergament müsste sich trocken und spröde anfühlen, wie tote Blätter an einem Baum im Herbst. Und sie spürte förmlich die Lederbänder zwischen den eigenen Fingern, weich und biegsam, obwohl sie doch nach so vielen Jahren, in denen sie nicht berührt worden waren, ganz steif sein müssten. Es war, als hätte sich die Erinnerung in ihren Körper, in Haut und Knochen eingeschrieben. Sie erinnerte sich, wie die Einbände schimmerten und je nach Lichteinfall die Farbe wechselten.

Sie konnte das Bild eines kleinen goldenen Kelches sehen, nicht größer als eine Zehn-Cent-Münze, das wie ein

Solitär auf dem dicken, cremefarbenen Pergament leuchtete. Auf den folgenden Seiten waren Zeilen in Zierschrift. Sie hörte Marie-Cecile in das Halbdunkel sprechen und sah zugleich vor ihrem geistigen Auge die roten und blauen und gelben und goldenen Lettern. Das *Buch der Arzneien*.

Bilder von zweidimensionalen Figuren, Tiere und Vögel, fluteten in ihren Kopf. Sie stellte sich ein Pergamentblatt vor, dicker als die anderen Seiten, aber anders - durchscheinend, gelb. Es war Papyrus, die Maserung der Stängel noch sichtbar. Das Blatt war mit den gleichen Symbolen bedeckt wie zu Anfang des Buches, nur diesmal durchsetzt mit winzigen Zeichnungen von Pflanzen, Zahlen und Maßeinheiten.

Jetzt dachte sie an das zweite Buch, das *Buch der Zahlen*. Auf der ersten Seite war kein Kelch abgebildet, sondern das Labyrinth selbst. Unwillkürlich schaute Alice sich erneut in der Kammer um, und diesmal betrachtete sie den Raum mit anderen Augen, vergewisserte sich unbewusst seiner Form und Proportionen.

Sie sah wieder zum Altar hinüber. Ihre Erinnerung an das dritte Buch war die stärkste. Auf der ersten Seite war das goldschimmernde Anch, das ägyptische Symbol des Lebens, das mittlerweile in der ganzen Welt bekannt war. Zwischen den mit Leder bezogenen Holzdeckeln des *Buchs der Wörter* waren leere Seiten wie eine weiße Schutzwanne um den Papyrus herum, der in der Mitte des Buches verborgen war. Die Hieroglyphen waren kompliziert und sperrig. Dicht gemalte Symbole bedeckten das gesamte Blatt, Reihe für Reihe. Es gab keine Farbtupfen, kein Erkennungszeichen, wo ein Wort endete und das nächste begann.

Dazwischen verborgen war die Beschwörungsformel.

Alice öffnete die Augen und spürte, dass Audric sie ansah.

In dem Blick, den sie wechselten, lag stummes

Verstehen. Die Worte kehrten zu ihr zurück, schlüpfen lautlos aus den staubigen Winkeln ihrer Erinnerung. Sie wurde kurz aus sich herausgehoben, nur für den Bruchteil einer Sekunde, und blickte von oben auf die Szene herab.

Vor achthundert Jahren hatte Alaïs diese Worte gesprochen. Und Audric hatte sie vernommen.

Die Wahrheit wird uns frei machen.

Nichts hatte sich verändert, und dennoch fürchtete sie sich plötzlich nicht mehr.

Ein Geräusch am Altar erregte ihre Aufmerksamkeit. Die Stille war vorüber, und die Welt der Gegenwart stürmte erneut auf sie ein. Und mit ihr die Angst.

Marie-Cecile hob die kleine Tonschale hoch, die zwischen ihre flachen Hände passte. Dann nahm sie ein kleines Messer mit einer stumpfen abgenutzten Klinge und reckte ihre langen weißen Arme über den Kopf.

»Dintrar«, rief sie. Tritt ein.

Francois-Baptiste trat aus der Dunkelheit des Tunnels. Seine Augen glitten wie ein Suchscheinwerfer durch die Kammer, streiften über Audric, dann Alice und verweilten schließlich auf Will. Alice sah den Triumph auf dem Gesicht des jungen Mannes und wusste, dass er Will die Verletzungen beigelegt hatte. *Ich werde nicht zulassen, dass du ihm etwas antust.*

Dann wanderte sein Blick weiter. Er stockte kurz, als er die drei Bücher in einer Reihe auf dem Altar liegen sah, ob überrascht oder erleichtert, konnte Alice nicht sagen, und schließlich schaute er in das Gesicht seiner Mutter.

Selbst auf diese Entfernung spürte Alice die Spannung zwischen den beiden.

Ein Lächeln huschte über Marie-Ceciles Gesicht, als sie mit der Schale und dem Messer in den Händen vom Altar wegtrat. Ihre Robe schimmerte wie gesponnener Mondschein im tanzenden

Licht der Öllampe, als sie durch die Kammer schritt. Alice roch den zarten Parfümhauch in der Luft, der unter

dem kräftigen Aroma des brennenden Öls schwebte.

Francois-Baptiste setzte sich in Bewegung. Er kam die Stufen herab und trat hinter Will.

Marie-Cecile blieb vor ihm stehen und flüsterte Will so leise etwas zu, dass Alice es nicht verstand. Francois-Baptiste lächelte zwar weiter, aber sie sah die Wut in seinem Gesicht, als er sich vorbeugte, Wills gefesselte Hände nahm und sie so hielt, dass Marie-Cecile den nackten Unterarm vor sich hatte.

Alice zuckte zusammen, als Marie-Cecile zwischen Wills Handgelenk und Ellbogen einen Schnitt machte. Will verzog das Gesicht, und sie sah den Schreck in seinen Augen, aber er gab keinen Laut von sich.

Marie-Cecile hielt die Schale so, dass sie fünf Tropfen Blut auffing.

Sie wiederholte die Prozedur mit Audric und blieb dann vor Alice stehen. Die Aufregung stand ihr ins Gesicht geschrieben, als sie die Messerspitze über die weiße Unterseite von Alice' Arm zog, entlang der alten Wunde. Dann legte sie die Klinge mit der Nüchternheit eines Chirurgen an und drückte die Spitze langsam nach unten, bis die Narbe wieder aufplatzte.

Der Schmerz überraschte Alice, es war eher ein Ziehen als ein Stechen. Zuerst hatte Alice ein warmes Gefühl, dann spürte sie rasch Kälte und Taubheit. Gebannt starrte sie auf das Blut, das Tropfen für Tropfen in die seltsam blasse Mischung in der Schale fiel.

Dann war es vorüber. Francois-Baptiste folgte seiner Mutter zum Altar, wo sie mit ihm ebenso verfuhr wie mit den anderen. Danach trat Marie-Cecile zwischen Altar und Labyrinth.

Sie stellte die Schale in der Mitte ab und zog sich das Messer über die eigene Haut, sah zu, wie das Blut am Arm heruntterrann. *Das Vermischen des Blutes.*

Eine jähe Erkenntnis durchzuckte Alice. Der Gral gehörte allen Religionen und keiner. Christen, Juden,

Muslime. Fünf Hüter, die aufgrund ihres Charakters, ihrer Taten ausgewählt wurden, nicht wegen ihrer Abstammung. Alle waren gleich.

Alice sah, wie Marie-Cécile aus jedem der Bücher einzelne Blätter nahm, die zwischen den Seiten lagen. Das dritte davon hielt sie hoch. Es war ein Papyrusblatt. Im Licht war die Maserung deutlich zu erkennen. Auch das Symbol darauf.

Das Anch, das Symbol des Lebens.

Marie-Cécile hob die Schale an die Lippen und trank das Blut. Dann stellte sie die Schale mit beiden Händen wieder ab und sah durch die Kammer zu Audric hinüber, fixierte ihn mit bohrendem Blick. Es kam Alice so vor, als forderte sie ihn heraus, ihr Einhalt zu gebieten.

Dann zog sie den Ring vom Daumen und drehte sich so schnell zu dem Steinlabyrinth um, dass ein Luftzug durch die stille Kammer glitt. Das Licht der Lampe auf dem Altar flackerte und ließ Schatten die Wände hinaufhuschen. Plötzlich bemerkte Alice in dem Stein zwei eingemeißelte Formen, die ihr zuvor nicht aufgefallen waren.

Im Innern des Labyrinths waren das Anch und die Umrisse des Kelches deutlich zu erkennen.

Alice hörte ein Klicken, als rastete ein Schlüssel in ein Schloss ein. Einen Moment lang tat sich nichts. Dann drang aus der Tiefe der Wand ein Geräusch, als bewegte sich Stein gegen Stein. Marie-Cécile trat zurück. Alice sah, dass sich eine kleine Öffnung, nicht größer als die Bücher, in der Mitte des Labyrinths aufgetan hatte. Eine Art Nische.

Worte und Sätze kamen ihr in den Sinn, Audrics Erklärung und die Ergebnisse ihrer eigenen Nachforschungen, alles zusammen. In der Mitte des Labyrinths ist Erleuchtung, in der Mitte liegt Erkenntnis. Alice dachte an die christlichen Pilger, die in der Kathedrale von Chartres den *Chemin de Jérusalem* beschreiten, in der immer enger werdenden Spirale des

Labyrinths nach Erleuchtung suchen.

Hier, im Gralslabyrinth, lag das Licht - wortwörtlich - im Mittelpunkt der Dinge.

Alice sah, wie Marie-Cecile die Lampe vom Altar nahm und in die Nische stellte. Sie schien wie dafür gemacht. Sofort strahlte sie auf, und die Kammer wurde von Licht durchflutet. Marie-Cecile nahm einen Papyrus aus einem der Bücher auf dem Altar und schob ihn in einen Schlitz vor der Nische. Es schluckte ein wenig von dem Licht der Lampe, und die Höhle verdunkelte sich leicht.

Sie fuhr herum und starrte Audric an. Als sie sprach, war der Bann des Augenblicks gebrochen.

»Sie haben gesagt, ich würde es sehen«, schrie sie.

Er richtete seine bernsteinfarbenen Augen auf sie. Alice beschwor ihn innerlich, einfach zu schweigen, aber sie wusste, dass er das nicht tun würde. Aus Gründen, die sie nicht verstand, wollte Audric, dass die Zeremonie ihren Lauf nahm.

»Der richtige Wortlaut der Beschwörung wird erst offenbar, wenn die drei Papyri übereinander gelegt werden. Dann, und nur dann sind im Spiel von Licht und Schatten die Worte sichtbar, die gesprochen werden müssen, im Gegensatz zu denen, die stumm bleiben sollen.«

Alice fröstelte. Sie spürte, dass die Kälte in ihr war, als würde ihr alle Körperwärme entströmen, aber sie konnte sich nicht beherrschen. Marie-Cecile drehte die drei Papyri hin und her. »Wie rum?«

»Binden Sie mich los«, sagte Audric mit seiner ruhigen, leisen Stimme. »Binden Sie mich los und stellen Sie sich in die Mitte der Kammer. Ich werde es Ihnen zeigen.«

Sie zögerte, dann nickte sie Francois-Baptiste zu.

»*Maman, je ne pense ...*«

»Tu, was ich dir sage!«, fauchte sie.

Wortlos durchtrennte Francois-Baptiste den Strick, mit dem Audric am Boden festgebunden war, dann trat er zurück. Marie-Cecile griff hinter sich und nahm das

Messer.

»Keine Tricks«, sagte Marie-Cecile und zeigte auf Alice, während Audric langsam durch die Kammer ging. »Sonst töte ich sie. Verstanden?« Sie deutete schroff auf Francois-Baptiste, der neben Will stand. »Oder ihn.«

»Ich verstehe.«

Er warf einen kurzen Blick auf Shelagh, die reglos am Boden lag, dann flüsterte er Alice mit plötzlich zweifelndem Unterton zu: »Ich habe doch Recht, oder? Der Gral wird nicht zu ihr kommen?«

Obwohl Audric sie ansah, kam es Alice so vor, als hätte er die Frage an jemand anderen gerichtet. An jemanden, mit dem gemeinsam er diese Erfahrung schon einmal gemacht hatte.

Und ohne es sich erklären zu können, spürte Alice, dass sie die Antwort wusste. Sie war sich sicher. Sie lächelte und gab ihm die Gewissheit, die er brauchte.

»Er wird nicht kommen«, hauchte sie.

»Worauf warten Sie noch?«, rief Marie-Cecile.

Audric trat vor.

»Man muss alle drei Papyri zusammen nehmen«, sagte er, »und sie dann vor die Flamme schieben.«

»Nun machen Sie schon.«

Alice sah, wie er die drei durchscheinenden Seiten in einer bestimmten Reihenfolge anordnete und sie dann behutsam in den Schlitz schob. Zuerst begann die Flamme in der Nische zu spucken und schien fast zu erlöschen. Die Höhle wurde sehr dunkel.

Doch dann, als ihre Augen sich an die tiefere Dunkelheit gewöhnten, bemerkte Alice, dass jetzt nur noch eine Hand voll Hieroglyphen zu sehen war, die in einem Helldunkelmuster leuchteten, das den Linien des Labyrinths folgte. Alles Überflüssige war abgedeckt. »*Dai Anch dschet...*« In ihrem Kopf waren die Worte ganz klar. »*Dai Anch dschet*«, sagte sie laut, dann den Rest des Satzes, und übersetzte dabei im Stillen die uralten Worte, die sie

aussprach.

»Am Anbeginn der Zeit, im Lande Ägypten, schenkte der Herr der Geheimnisse Wörter und Schriften. Schenkte Leben.« Marie-Cecile drehte sich zu Alice um.

»Du hast die Worte gelesen«, sagte sie, kam mit ausladenden Schritten auf sie zu und packte ihren Arm. »Woher weißt du, was sie bedeuten?«

»Ich weiß es nicht. Keine Ahnung.«

Alice wollte sich losreißen, doch Marie-Cecile zog sie auf die Messerspitze zu, die jetzt so nah war, dass Alice die braunen Flecke auf der alten Klinge sehen konnte. Ihre Augen schlossen sich, und sie wiederholte den Satz.

»*Dai Anch dschet...*«

Plötzlich ging alles ganz schnell.

Audric warf sich auf Marie-Cecile.

»*Maman!*«

Francois-Baptiste achtete einen Moment nicht auf Will, der die Gelegenheit nutzte. Er holte mit einem Bein aus und trat seinen Bewacher so fest ins Kreuz, dass er nach vorn stürzte. Vor Schreck feuerte Francois-Baptiste einen Schuss mit seiner Pistole ab, der ohrenbetäubend in dem engen Raum hallte. Alice hörte, wie die Kugel gegen die Felsendecke prallte und als Querschläger durch die Höhle zischte.

Marie-Cecile riss die Hand an die Schläfe. Alice sah Blut zwischen ihren Fingern hervorquellen. Sie schwankte einen Moment, dann brach sie zusammen.

»*Maman!*« Francois-Baptiste war wieder aufgesprungen und lief zu seiner Mutter. Die Pistole schlitterte über den Boden von ihm weg bis vor den Altar.

Audric nahm sich Marie-Ceciles Messer und schnitt Will mit erstaunlicher Kraft die Fesseln durch, dann drückte er ihm das Messer in die Hand.

»Schneiden Sie Alice los.«

Will hörte nicht auf ihn, sondern stürmte zu Francois-Baptiste hinüber, der auf den Knien lag und Marie-Cécile in den Armen wiegte.

»Non, maman. Ne t'en vas pas. Ecoute-moi, maman, réveille- toi.«

Will packte den jungen Mann an den Schultern, riss ihn um und rammte seinen Kopf auf den rauen Steinboden. Dann lief er zu Alice und schnitt den Strick durch, mit dem sie gefesselt war.

»Ist sie tot?«

»Keine Ahnung.«

»Was ist mit ... «

Er küsste sie unverhofft auf den Mund, dann zog er den Strick von ihren Händen.

»François-Baptiste ist vorerst außer Gefecht. Wir haben genügend Zeit, hier rauszukommen«, sagte er.

»Hol Shelagh, Will«, sagte sie und deutete hektisch mit der Hand. »Ich helfe Audric.«

Will hob Shelaghs ausgezehrten Körper hoch und trug sie Richtung Tunnel. Alice lief zu Audric.

»Die Bücher«, sagte sie drängend. »Wir müssen sie wegschaffen, ehe die beiden zu sich kommen.«

Er stand da und blickte auf die reglosen Körper von Marie-Cécile und ihrem Sohn.

»Audric, schnell«, beschwor Alice ihn. »Wir müssen hier raus.«

»Es war nicht richtig, dass ich Sie in diese Sache mit hineingezogen habe«, sagte er leise. »Mein Wunsch, endlich zu wissen, ein Versprechen zu erfüllen, das ich einst gab und nicht halten konnte, hat mich für andere Einsichten blind gemacht. Ich war selbstsüchtig. Habe zu sehr an mich gedacht.«

Audric legte die Hand auf eines der Bücher.

»Sie haben gefragt, warum sie es nicht vernichtet hat«, sagte er unvermittelt. »Die Antwort ist, weil ich sie beschworen habe, es nicht zu tun. Also mussten wir uns

einen Plan ausdenken, um Oriane zu täuschen. Nur deshalb sind wir in die Kammer zurückgekehrt. Der Kreislauf von Sterben und Aufopferung ging weiter. Wenn das nicht gewesen wäre, vielleicht wäre dann ...«

Er ging zu Alice, die begonnen hatte, die Papyri von der Lampe zu nehmen. »Sie hätte das nicht gewollt. Es hat zu vielen Menschen das Leben gekostet.«

»Audric«, sagte sie heftig, »darüber können wir später reden. Jetzt müssen wir sie erst mal rausschaffen. Darauf haben Sie doch gewartet, Audric. Auf die Chance, die Trilogie wieder vereint zu sehen. Wir können sie nicht hier bei den beiden zurücklassen.«

»Ich weiß noch immer nicht«, sagte er, und seine Stimme wurde zu einem Flüstern, »was am Ende mit ihr geschehen ist.«

Das Öl in der Lampe war fast ausgebrannt, doch das dämmrige Licht wurde nach und nach heller, als Alice den ersten, dann den zweiten und schließlich den dritten Papyrus herauszog.

»Ich hab sie«, sagte sie und wirbelte herum. Sie raffte die Bücher auf dem Altar zusammen und hielt sie Audric hin.

»Sie nehmen die Bücher. Und jetzt raus hier.«

Sie zog Audric fast mit Gewalt hinter sich her, während sie sich im Halbdunkel ihren Weg durch die Kammer zum Tunnel suchten. Sie stolperten über die Senke im Boden, wo Alice die Skelette gefunden hatte. Plötzlich ertönte in der Dunkelheit hinter ihnen ein lautes Krachen, danach das Geräusch von rutschenden Felsen, und dann knallte es dumpf, zweimal rasch hintereinander.

Alice warf sich zu Boden. Das war kein Pistolenschuss, das wusste sie, sondern ein ganz anderer Klang. Ein Grollen aus den Tiefen der Erde.

Adrenalin schoss ihr durch die Adern. Verzweifelt kroch sie vorwärts, die Papyri zwischen den Zähnen, und betete,

dass Audric hinter ihr war. Der Stoff der Robe verfang sich zwischen ihren Beinen und behinderte sie. Ihr Arm blutete stark, und sie konnte ihn nicht belasten, doch sie schaffte es trotzdem bis zur unteren Stufe.

Dann vernahm sie ein dumpfes Dröhnen, traute sich aber nicht, sich umzudrehen. Gerade hatten ihre Finger die Buchstaben oben auf der Treppe ertastet, als sie eine laute Stimme hörte. »Bleib, wo du bist. Oder ich knall ihn ab.«

Alice erstarrte.

Das kann sie nicht sein. Sie wurde erschossen. Ich habe sie fallen sehen.

»Umdrehen. Schön langsam.«

Langsam rappelte Alice sich auf. Marie-Cecile stand leicht schwankend vor dem Altar. Ihre Robe war blutbesudelt, und der Kopfschmuck war heruntergefallen, sodass ihre Haare wild und struppig das Gesicht umrahmten. In der Hand hielt sie Francois- Baptistes Pistole und zielte damit auf Audric.

»Kommen Sie schön langsam wieder zurück, Dr. Tanner.«

Alice merkte, dass der Boden sich bewegte. Sie spürte die Vibration des Bebens durch ihre Füße und Beine aufsteigen, ein leises Rumpeln tief unter der Erde, das von Sekunde zu Sekunde stärker und heftiger wurde.

Plötzlich schien auch Marie-Cecile es zu hören. Ratlosigkeit verdunkelte kurz ihr Gesicht. Ein weiterer Schlag erschütterte die Kammer. Diesmal gab es keinen Zweifel mehr, dass es eine Explosion war. Ein kalter Luftstoß fegte durch die Höhle. Hinter Marie-Cecile begann die Lampe zu wackeln, als das Steinlabyrinth Risse bekam und dann auseinander brach.

Alice lief zurück zu Audric. Der Boden löste sich unter ihr auf, zerbröckelte, als fester Stein und jahrhundertealte Erde sich voneinander trennten. Gesteinstrümmer regneten von allen Seiten herab, während Alice den

Löchern auswich, die sich im Boden auftaten.

»Her mit den Büchern!«, schrie Marie-Cecile und richtete die Waffe auf Alice. »Dachten Sie wirklich, ich würde zulassen, dass sie sie mir wegnimmt?«

Ihre Worte gingen beinahe unter in dem Lärm von herabstürzenden Felsbrocken und Steinen.

Audric rappelte sich auf und sagte endlich etwas.

»Sie?«, sagte er. »Nein, nicht Alice.«

Marie-Cecile fuhr herum, weil Audric auf einen Punkt hinter ihr starrte.

Und sie schrie auf.

In der Dunkelheit konnte Alice etwas erkennen. Ein Leuchten, ein weißes Leuchten, fast wie ein Gesicht. Entsetzt riss Marie- Cecile die Waffe wieder herum und zielte auf Alice. Sie zögerte, dann drückte sie ab. Aber das Zögern genügte Audric, um sich vor Alice zu stellen.

Alles schien sich zu verlangsamen.

Alice schrie auf. Audric sank auf die Knie. Durch den Rückstoß geriet Marie-Cecile etwas aus dem Gleichgewicht und machte einen Schritt nach hinten. Plötzlich griffen ihre Finger in die leere Luft, wedelten, hangelten verzweifelt nach Halt, als sie rückwärts in den tiefen Spalt fiel, der sich hinter ihr im Boden aufgetan hatte.

Audric lag auf dem Boden, und Blut breitete sich von dem Einschussloch mitten in der Brust aus. Sein Gesicht war papierweiß, und Alice konnte die blauen Venen unter dem dünnen Furnier der Haut sehen.

»Wir müssen hier raus«, schrie sie. »Vielleicht gibt es noch mehr Explosionen. Es kann jeden Moment weitergehen.«

Er lächelte.

»Es ist vorbei, Alice«, sagte er leise. »*A la perfin*. Der Gral hat seine Geheimnisse behütet, so wie schon einmal. Er hat nicht zugelassen, dass sie bekommt, was sie will.«

Alice schüttelte den Kopf. »Nein, jemand hat in der Höhle Sprengladungen versteckt, Audric«, sagte sie. »Vielleicht geht noch eine hoch. Wir müssen raus.«

»Es wird keine Explosion mehr geben«, sagte er. Es lag keinerlei Zweifel in seiner Stimme. »Das war alles nur das Echo der Vergangenheit.«

Alice sah ihm an, dass das Sprechen ihm Schmerzen bereitete. Sie senkte den Kopf zu ihm. Ein leises Rasseln drang aus seiner Brust, und seine Atmung war flach und kraftlos. Sie versuchte die Blutung zu stoppen, musste aber einsehen, dass es hoffnungslos war.

»Ich wollte wissen, wie ihre letzten Augenblicke waren. Verstehen Sie das? Ich konnte sie nicht retten. Sie war drinnen eingeschlossen, und ich konnte nicht zu ihr.« Er keuchte vor Schmerzen auf. Schnappte nach Luft.

»Aber diesmal ...«

Endlich akzeptierte Alice das, was sie instinktiv vom ersten Augenblick an gewusst hatte, als sie nach Los Seres kam und ihn in der Tür des kleinen Steinhauses stehen sah, das sich an den Berg schmiegte.

Es ist seine Geschichte. Es sind seine Erinnerungen.

Sie dachte an den Stammbaum, der mit so viel Liebe und Sorgfalt zusammengestellt worden war.

»Sajhë«, sagte sie schließlich.

Einen Moment lang glomm Leben in seinen bernsteinfarbenen Augen. Ein Ausdruck tiefer Freude strömte über sein sterbendes Gesicht.

»Als ich aufwachte, lag Bertrande neben mir. Irgendwer hatte uns zum Schutz gegen die Kälte mit Mänteln zugedeckt ...«

»Guilhem«, sagte Alice und wusste, dass es stimmte.

»Ein schreckliches Donnern war zu hören. Ich sah den Gesteinssims über dem Eingang zusammenbrechen. Es gab eine kleine Lawine aus Steinen und Geröll, und ein großer Felsbrocken stürzte herab, verschloss den Zugang zur Höhle. Ich konnte nicht zu ihr«, sagte er mit zitternder

Stimme. »Zu ihnen.« Er rang um Fassung.

»Dann hörte es auf. Plötzlich war alles still. Ich wusste nicht, was geschehen war«, sagte er gequält. »Ich hatte Alaïs mein Wort gegeben, dass ich das *Buch der Wörter* in Sicherheit bringen würde, falls ihr irgendwas zustieß, aber ich wusste ja nichts. Ich wusste nicht, ob Oriane das Buch hatte oder wo sie war.« Seine Stimme verklang zu einem Flüstern. »Nichts.«

»Die Skelette, die ich gefunden habe, waren dann also Guilhem und Alaïs«, sagte sie - eine Feststellung, keine Frage.

Sajhë nickte. »Orianes Leiche fanden wir ein Stück weiter unten am Hang. Sie hatte das Buch nicht bei sich. Erst da wusste ich Bescheid.«

»Sie sind gemeinsam gestorben, um das Buch zu retten. Alaïs wollte, dass Sie leben, Sajhë. Dass Sie leben und sich um Bertrande kümmern, um Ihre Tochter, denn das war sie praktisch.« Er lächelte. »Ich wusste, Sie würden es verstehen«, sagte er. Die Worte drangen wie ein Seufzer zwischen seinen Lippen hervor. »Ich habe zu lange ohne sie gelebt. Jeden Tag habe ich sie vermisst. Jeden Tag habe ich mir gewünscht, nicht zum Leben verdammt zu sein, während um mich herum alle, die ich liebe, alt werden und sterben. Alaïs, Bertrande ...«

Er brach ab. Sie empfand tiefes Mitleid mit ihm.

»Sie dürfen sich nicht länger schuldig fühlen, Sajhë. Jetzt, da Sie wissen, was geschehen ist, müssen Sie sich selbst verzeihen.« Alice spürte, wie er ihr entglitt.

Bring ihn zum Reden. Er darf nicht einschlafen.

»Damals gab es im Land des Pay d'Oc eine Prophezeiung«, sagte er. »Dass einer geboren werden würde, dessen Schicksal es sein sollte, von der Tragödie Zeugnis abzulegen, die dieses Land heimsuchte. Wie die anderen vor mir - wie Abraham, Methusalem, Harif - habe ich mir das nicht gewünscht. Aber ich habe es angenommen.«

Sajhë rang um Atem.

Alice zog ihn näher an sich, wiegte seinen Kopf in den Armen. »Wann?«, fragte sie. »Erzählen Sie es mir.«

»Alaïs hat den Gral gerufen. Hier. In dieser Kammer. Ich war damals sechsundzwanzig Jahre alt. Ich war nach Los Seres zurückgekommen, glaubte, dass mein Leben sich ändern würde. Ich glaubte, dass ich Alaïs für mich gewinnen, von ihr geliebt werden könnte.«

»Und sie hat Sie geliebt«, stieß Alice hervor.

»Von Harif hatte sie gelernt, die alte Sprache der Ägypter zu verstehen«, sprach er lächelnd weiter. »Anscheinend lebt noch ein Rest dieses Wissens in Ihnen weiter. Wir kamen hierher, und sie setzte die Fähigkeiten, die Harif sie gelehrt hatte, und ihr Wissen aus den Pergamenten ein. Der Gral wirkte durch sie.«

»Wie ...« Alice suchte nach Worten. »Was geschah dann?«

»Ich erinnere mich noch an das weiche Gefühl der Luft auf meiner Haut, das Flackern der Kerzen, die schönen Stimmen, die sich in der Dunkelheit emporschwangen. Die Worte schienen einfach aus ihrem Mund zu strömen, mussten kaum ausgesprochen werden. Alaïs stand vor dem Altar, Harif neben ihr.«

»Es müssen aber noch andere da gewesen sein.«

»Stimmt, aber ... auch wenn Ihnen das seltsam erscheinen mag, ich erinnere mich kaum daran. Ich hatte nur Augen für Alaïs. Ihr Gesicht, zutiefst konzentriert, die dünne Linie zwischen ihren Brauen, wenn sie die Stirn runzelte. Die Haare fielen ihr über den Rücken wie ein Wasserfall. Ich sah nichts außer ihr, nahm nichts wahr außer ihr. Sie hielt den Becher in den Händen und sprach die Worte. In einem einzigen Moment der Erleuchtung riss sie die Augen auf. Sie reichte mir den Becher, und ich trank.«

Seine Augenlider flatterten rasch, wie das Schlagen von Schmetterlingsflügeln.

»Wenn Ihr Leben so eine schwere Last war, warum

haben Sie dann ohne sie weitergelebt?»

»*Perqué?*«, fragte er erstaunt. »Warum? Weil das Alaïs' Wunsch war. Ich musste doch leben, um erzählen zu können, was den Menschen dieses Landes widerfahren ist, hier in den Bergen und Ebenen. Musste dafür sorgen, dass ihre Geschichte nicht vergessen wurde. Das ist der Sinn des Grals. Denjenigen zu helfen, die Zeugnis ablegen müssen. Geschichte wird von den Siegern geschrieben, den Lügner, den Stärksten, den Entschlossensten. Wahrheit findet sich am häufigsten in der Stille, an den leisen Orten.«

Alice nickte. »Sie haben es getan, Sajah. Sie haben etwas bewirkt.«

»Guilhem de Tudela schrieb eine falsche Chronik des Kreuzzuges gegen uns, im Sinne der Franzosen. Er nannte sein Werk *La Chanson de la Croisade*. Als er starb, wurde es von einem anonymen Dichter vollendet, einem, dessen Sympathien eher auf Seiten des Pays d'Oc lagen. *La Canso*. Unsere Geschichte.« Trotz allem musste Alice lächeln.

»*Los mots vivents*«, flüsterte er. Lebendige Worte. »Es war der Anfang. Ich habe Alaïs geschworen, dass ich die Wahrheit sagen, die Wahrheit schreiben würde, damit zukünftige Generationen von dem Grauen erfahren, das einst in diesem Land in ihrem Namen geschah. Damit die Menschen in Erinnerung blieben.« Alice nickte.

»Harif verstand das. Er war diesen einsamen Weg schon vor mir gegangen. Er hatte die Welt bereist und gesehen, wie Worte verdreht und gebrochen und in Lügen verwandelt wurden. Auch er lebte, um Zeugnis abzulegen.« Sajah holte zitternd Atem. »Er überlebte Alaïs nur um kurze Zeit. Er war über achthundert Jahre alt, als er starb. Hier, in Los Seres, mit Bertrande und mir an seiner Seite.«

»Aber wo haben Sie all die Jahre gelebt? Wie haben Sie gelebt?«

»Ich habe gesehen, wie das Grün des Frühlings dem Gold des Sommers wich, wie das Kupfer des Herbstes dem

Weiß des Winters wach, während ich dasaß und auf das Verblässen des Lichtes wartete. Immer und immer wieder habe ich mich gefragt, warum. Wenn ich gewusst hätte, wie es sein würde, völlig allein zu sein, der einzige Zeuge für den endlosen Kreislauf von Geburt und Leben und Tod, was hätte ich getan? Ich habe dieses lange Leben mit Leere im Herzen erduldet, einer Leere, die mit den Jahren wuchs und wuchs, bis sie größer wurde als mein Herz selbst.«

»Sie hat Sie geliebt, Sajhë«, sagte Alice leise. »Nicht in der Weise, wie Sie sie geliebt haben, aber ebenso treu und innig.«

Ein Ausdruck des Friedens war auf sein Gesicht getreten. »Es *vertat*. Das weiß ich jetzt.«

»Wenn ...«

Ein Hustenanfall erfasste ihn, und blutiger Schaum quoll ihm aus dem Mundwinkel. Alice tupfte ihn mit dem Saum ihrer Robe ab.

Er versuchte sich aufzusetzen. »Ich habe alles für Sie aufgeschrieben, Alice. Mein letztes Testament. Es wartet in Los Seres auf Sie. In Alaïs' Haus, in dem wir gelebt haben und das ich jetzt Ihnen vermache.«

In der Ferne meinte Alice Sirenengeheul zu hören, das die stille Bergluft durchdrang.

»Sie sind fast da«, sagte sie, kämpfte gegen ihre Trauer an. »Ich habe doch gesagt, dass sie kommen. Bleiben Sie bei mir. Bitte geben Sie nicht auf.«

Sajhë schüttelte den Kopf. »Es ist vorbei. Meine Reise geht zu Ende. Ihre fängt gerade erst an.«

Alice strich ihm die weißen Haare aus der Stirn.

»Ich bin nicht sie«, sagte sie leise. »Ich bin nicht Alaïs.«

Er stieß einen langen, ruhigen Seufzer aus. »Ich weiß. Aber sie lebt in Ihnen weiter ... und Sie in ihr.« Er stockte. Alice sah ihm an, wie viel Schmerzen ihm das Reden bereitete. »Ich wünschte, wir hätten mehr Zeit gehabt, Alice. Aber dass ich Sie kennen lernen durfte, diese gemeinsamen Stunden mit Ihnen hatte. Das ist mehr, als

ich mir je erhofft hatte.«

Sajhë verstummte. Der letzte Hauch Farbe wich aus seinem Gesicht, aus seinen Händen, bis nichts mehr übrig war.

Ein Gebet, das vor langer Zeit gesprochen wurde, kam ihr in den Sinn.

»*Payre sant, Dieu dreiturier dels bons esperits.*« Die altvertrauten Worte kamen ihr wie von selbst über die Lippen. »Heiliger Vater, gerechter Gott guten Geistes, gewähre uns die Gnade, das zu wissen, was du weißt, das zu lieben, was du liebst.«

Alice kämpfte gegen die Tränen an, während sie ihn in den Armen hielt und spürte, wie seine Atmung immer schwächer und leiser wurde, schließlich erstarb.

Epilog

Los Seres

Sonntag, 8. Juli 2007

Es ist acht Uhr abends. Wieder geht ein wunderbarer Sommertag zu Ende.

Alice tritt an das breite Flügelfenster und öffnet die Läden, um das schräg fallende, orangefarbene Licht hereinzulassen. Eine leichte Brise streichelt ihre nackten Arme. Ihre Haut hat die Farbe von Haselnüssen, und ihr Haar ist zu einem Zopf auf dem Rücken geflochten.

Die Sonne steht jetzt tief, ein vollkommener runder Ball am rosaweißen Himmel. Sie wirft mächtige schwarze Schatten über die nahen Gipfel der Sabarthès-Berge, wie zum Trocknen ausgelegte Stoffbahnen. Vom Fenster aus kann sie den Col des Sept Frères sehen und dahinter den Pic de Saint-Bartélémy.

Es ist auf den Tag genau zwei Jahre her, dass Sajhë starb.

Zuerst fiel es Alice schwer, mit den Erinnerungen zu leben. Der laute Schuss in der klaustrophobischen Kammer, das Beben der Erde, das weiße Gesicht in der Dunkelheit, Wills Gesichtsausdruck, als er zusammen mit Inspektor Noubel in die Höhle gestürmt kam.

Am meisten jedoch verfolgte sie die Erinnerung an das Licht, das in Audrics Augen erlosch - Sajhë, denn so nennt sie ihn inzwischen nur noch.

Ganz am Ende sah sie Frieden darin, keine Trauer mehr, aber das hat ihren Schmerz nicht gelindert.

Je mehr Alice erfuhr, desto mehr verlor sich der Schrecken jener letzten Momente, der sie zunächst nicht mehr loslassen wollte. Allmählich verlor die Vergangenheit

die Macht, sie zu quälen. Sie weiß, dass Marie-Cecile und ihr Sohn von den herabstürzenden Felsen erschlagen wurden. Beide sind bei dem Erdbeben vom Berg verschlungen worden. Paul Authié wurde dort gefunden, wo Francois-Baptiste ihn erschossen hatte. Der Zeitzünder für die vier Sprengladungen hatte unaufhaltsam neben seiner Leiche gelegen und die Detonationen ausgelöst.

Als jener Sommer zu Herbst wurde, der Herbst zu Winter, erholte Alice sich nach und nach - mit Wills Hilfe. Die Zeit tut ihr Werk. Die Zeit und die Verheißung eines neuen Lebens. Allmählich verblassen die schmerzlichen Erinnerungen. Wie alte Fotografien, an die man sich nur halb und verschwommen erinnert, setzen sie in ihrem Kopf Staub an.

Alice hat ihre Wohnung in England verkauft. Mit dem Geld und dem Erlös aus dem Verkauf des Hauses ihrer Tante in Salleles d'Aude haben Will und sie sich in Los Seres niedergelassen.

Das Haus, in dem Alaïs einst mit Sajhë, Bertrande und Harif lebte, ist jetzt ihr Zuhause. Sie haben es ausgebaut und modernisiert, aber der Geist des Ortes ist unverändert geblieben.

Das Geheimnis des Grals ist sicher, so wie Alaïs es wollte, verborgen in diesen zeitlosen Bergen. Die drei Papyri, die aus ihren mittelalterlichen Büchern gelöst worden waren, liegen unter Felsgestein begraben.

Alice hat begriffen, dass es ihre Bestimmung war, das zu Ende zu bringen, was vor achthundert Jahren unvollendet geblieben war. Sie weiß jetzt auch, so wie Alaïs es wusste, dass der wahre Gral in der Liebe liegt, die von Generation zu Generation weitergegeben wird, in den Worten, die der Vater dem Sohn, die Mutter der Tochter sagt. Die Wahrheit ist überall um sie herum. In den Steinen, den Felsen, den sich wandelnden Formen der Jahreszeiten in den Bergen.

Durch die erzählten Geschichten unserer Vergangenheit haben wir Bestand.

Alice glaubt nicht, dass sie das alles in Worte fassen kann. Anders als Sajhë ist sie keine begnadete Erzählerin, keine Schriftstellerin. Vielleicht, so denkt sie, entzieht es sich ja allen Worten. Man kann es Gott nennen oder Glauben. Vielleicht ist die Wahrheit des Grals zu groß, um ausgesprochen zu werden, um durch etwas so Veränderliches wie Sprache in Zeit und Raum und Kontext eingebunden zu werden.

Alice stützt die Hände auf die Fensterbank und atmet die zarten Düfte des Abends ein. Wilder Thymian, Ginster, die schimmernde Erinnerung an die Hitze auf den Steinen, Bergsellerie und Minze, Salbei, die Aromen ihres Kräutergartens.

Ihr Ruf verbreitet sich. Was als kleine Gefälligkeiten für Restaurants und Nachbarn begann, die sie mit Kräutern belieferte, ist zu einem einträglichen Geschäft geworden. Inzwischen bieten die meisten Hotels und Geschäfte in der Umgebung bis hin nach Foix und Mirepoix ihre Produkte an, die das charakteristische Etikett *Epices Pelletier et Pille* tragen. Der Name ihrer Ahnen, den sie angenommen hat.

Der *hameau* Los Seres ist noch auf keiner Karte verzeichnet. Zu klein. Aber es wird nicht mehr lange dauern. *Benleu*.

Unten im Arbeitszimmer hat das Klappern der Tastatur aufgehört. Alice hört Will in der Küche hantieren. Er holt Teller aus dem Schrank und Brot aus der Vorratskammer. Bald wird sie nach unten gehen. Er wird eine Flasche Wein öffnen, und sie wird schon mal ein Glas trinken, während er kocht.

Morgen kommt Jeanne Giraud sie besuchen, eine würdevolle, bezaubernde Frau, die inzwischen fest zu ihrem Leben dazugehört. Am Nachmittag fahren sie dann ins nächste Dorf und legen auf dem Platz Blumen nieder, vor dem Denkmal, das an den gefeierten Widerstandskämpfer und Spezialisten für die Geschichte der Katharer, Audric Baillard, erinnert. Auf der Tafel steht

ein okzitanisches Sprichwort, das Alice ausgesucht hat.
»Pas a pas se va luenh.«

Später wird Alice allein in die Berge gehen, zu der Stelle, wo eine andere Gedenktafel sein Grab in der freien Natur markiert, so wie er es sich immer gewünscht hat. Auf dem Stein steht schlicht SAJHË.

Das genügt, um sich seiner zu erinnern.

Der Stammbaum der Familie, Sajhës erstes Geschenk an Alice, hängt an der Wand im Arbeitszimmer. Alice hat drei Veränderungen vorgenommen. Sie hat die Sterbedaten von Alaïs und Sajhë hinzugefügt, die achthundert Jahre auseinander liegen. Sie hat Wills Namen neben ihren gesetzt, und das Datum ihrer Heirat.

Und ganz am Ende, wo die Geschichte weitergeht, steht jetzt:

*SAJHËSSE GRACE FARMER PELLETIER, geb. 28. Februar
2007*

Alice lächelt und geht hinüber zu dem Kinderbettchen, in dem ihre Tochter sich rührt. Ihre hellen, niedlichen Zehen zucken, als sie allmählich aufwacht. Alice hält den Atem an, als ihre Tochter die Augen aufschlägt.

Sie gibt ihr einen summenden Kuss auf den Kopf und stimmt ein Wiegenlied in der alten Sprache an, das von Generation zu Generation weitergegeben wurde.

*Bona nuèit, bona nuèit...
Braves amics, pica mièja-nuèit
Calfinir velhada
Ejos la flassada.*

Eines Tages wird Sajhësse das Lied vielleicht ihrem

eigenen Kind Vorsingen.

Mit ihrer Tochter auf dem Arm geht Alice wieder ans Fenster und denkt an all die Dinge, die sie ihr beibringen wird. An die Geschichten, die sie ihr über die Vergangenheit erzählen wird, und darüber, wie alles so gekommen ist.

In ihren Träumen kommt Alaïs nicht mehr zu ihr. Aber als Alice in dem schwächer werdenden Licht steht und auf die uralten Gipfel und Bergkämme und Täler hinausschaut, die sich weiter erstrecken, als ihr Auge reicht, spürt sie die Gegenwart der Vergangenheit um sich herum, fühlt ihre Umarmung. Geister, Freunde, Gespenster, die ihre Hände ausstrecken und raunend von ihrem Leben erzählen, ihre Geheimnisse mit ihr teilen. Sie verbinden sie mit allen, die schon hier gestanden haben - und allen, die nach ihr kommen werden - und davon träumten, was das Leben wohl für sie bereithielt.

In der Ferne steigt ein weißer Mond am gesprenkelten Himmel auf und verspricht für morgen wieder einen schönen Tag.

Historische Anmerkung

Im März 1208 rief Papst Innozenz III. zu einem Kreuzzug gegen eine christliche Sekte im Languedoc auf. Die Anhänger dieser Sekte sind heute allgemein als Katharer bekannt. Sie selbst nannten sich *Bons Chrétiens*, Bernhard von Clairvaux nannte sie Albigenser, und in den Inquisitionsregistern werden sie als »heritici« bezeichnet. Papst Innozenz ging es darum, die Katharer aus dem Midi zu vertreiben und die Glaubensautorität der katholischen Kirche wiederherzustellen. Die nordfranzösischen Barone, die sich dem Kreuzzug anschlossen, sahen eine Gelegenheit, Grundbesitz, Reichtum und Handelsvorteile zu erlangen, indem sie den erbittert unabhängigen Adel des Südens unterwarfen.

Kreuzzüge waren zwar seit dem späten 11. Jahrhundert ein wichtiger Bestandteil des mittelalterlichen christlichen Lebens - und während des Vierten Kreuzzugs hatten Kreuzfahrer 1204 bei der Belagerung von Zara gegen christliche Glaubensbrüder gekämpft -, doch nun wurde zum ersten Mal zu einem heiligen Krieg gegen Christen und auf europäischem Boden aufgerufen. Die Verfolgung der Katharer führte im Jahr 1231 unmittelbar zur Gründung der Inquisition unter der Schirmherrschaft der Dominikaner.

Ganz gleich, was die religiösen Motive der katholischen Kirche und mancher zeitweiliger Anführer des Kreuzzugs - beispielsweise Simon de Montforts - gewesen sein mögen, der Albigenser-Kreuzzug war letztlich ein Eroberungskrieg, und er markierte einen Wendepunkt in der Geschichte des heutigen Frankreichs. Er machte der Unabhängigkeit des Südens ein Ende und führte zur Vernichtung vieler seiner Traditionen, seiner Ideale und seiner Lebensart.

Ebenso wie die Bezeichnung »Katharer« wurde auch das Wort »Kreuzzug« in mittelalterlichen Dokumenten nicht

verwendet. Die Armee wurde als »das Heer« - oder auf Okzitanisch als »*l'Ost*« bezeichnet. Da jedoch beide Termini heute allgemein üblich sind, habe ich mich ihrer der Einfachheit halber gelegentlich doch bedient.

Erläuterung zur Sprache

Im Mittelalter war die *langue d'Oc* - auf die der Name der Region Languedoc zurückgeht - die Sprache des Midi von der Provence bis nach Aquitanien. Es war außerdem die Sprache des christlichen Jerusalems sowie derjenigen Länder, die von den Kreuzfahrern ab 1099 besetzt wurden. Überdies wurde es in einigen Teilen Nordspaniens und Norditaliens gesprochen. Es ist eng mit dem Provençalischen und dem Katalanischen verwandt. Im 13. Jahrhundert wurde die *langue d'oïl* - der Vorläufer des heutigen Französisch - in den nördlichen Teilen des heutigen Frankreichs gesprochen.

Im Zuge der Eroberung des Südens durch den Norden, die 1209 begann, zwang der französische Adel dem eroberten Gebiet seine Sprache auf. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts gibt es eine Renaissance des Okzitanischen, die von Romanciers, Lyrikern und Historikern wie René Nelli, Jean Duvernoy, Déodat Roche, Michel Roquebert, Anne Brenon, Claude Marti und anderen gefördert wird. Derzeit gibt es eine bilinguale okzitanisch-französische Schule in La Cité im Herzen der mittelalterlichen Zitadelle von Carcassonne, und auf Straßenschildern finden sich vermehrt die okzitanischen Namen von Städten und Regionen neben den französischen.

In dem vorliegenden Roman habe ich, um die Bewohner des Pays d'Oc und die französischen Invasoren voneinander abzugrenzen, Okzitanisch oder Französisch entsprechend eingestreut. Folglich tauchen manche Namen und Ortsbezeichnungen sowohl in Französisch als auch in Okzitanisch auf - beispielsweise Carcassonne und Carcassona, Toulouse und Tolosa, Béziers und Besièrs. Auszüge aus Gedichten und Sprichwörtern sind dem von Abbé Pierre Trinquier zusammengestellten Band *Proverbes & Dictons de la langue d'Oc* sowie dem Band 33 *Chants*

Populaires du Languedoc entnommen.

Selbstverständlich unterscheidet sich die mittelalterliche okzitanische Graphie von der zeitgenössischen. Aus methodischen Gründen habe ich mich überwiegend an dem okzitanisch-französischen Wörterbuch *La Planqueta* von André Lagarde orientiert.

Auswahlglossar okzitanischer Wörter

Agost - August

ambans - hölzerne Galerien, die zur Verteidigung um Brustwehren herumgebaut wurden

ben - gut

benvenguda - willkommen

bonjorn - guten Tag

cadefalc - Wehrgang

calèche - eine offene Kutsche

calèlh - Öllampe

coratge - Mut

défora - draußen

deman - morgen

dintrar - eintreten

doçament - sanft, leise

faitilhièr - Hexe

faratjals - Wiesen, Weiden

filha - Tochter

gata - Katze (eine Belagerungsmaschine)

graal - Gral

Janvier - Januar

Julhet - Juli

libres - Bücher

Lo Ciutat - die Cité

Lo Miègjorn - der Midi

Març - März

menina - Großmutter

meravelhös - wunderbar, erstaunlich, märchenhaft

merce - danke

molin blatier - Weizenmühle

montanhas - Berge

Na - Anrede für eine Frau

nenon - Säugling

noblessa - Adel

oc - ja
oustäou - Zuhause
paire - Vater
pan de blat - Weizenbrot
panier - Korb
Payre Sant - Heiliger Vater
payrola - Kessel
pec - Idiot
perfin - endlich
perilhös - Gefahr
res — nichts
Senker - Anrede für einen Herrn
sirjan d'arms - Wachmann (z. B. am Tor des Chateau)
sörre - Schwester
trobador - Troubadour
vueg - leer